Ser B
124/22

Dr. Sigm. Jos. Zimmern

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Zweiundzwanzigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

AP
30
S7
Bd. 22

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des zweiundzwanzigsten Bandes.

Seite

Dorothea von Schlegel. (P. A. Baumgartner S. J.) 1. 365. 504

Ein Vorkämpfer des Agrarsocialismus. (P. V. Cathrein S. J.) . . . 22

Der hl. Cyrill und der hl. Method. (P. D. Rattinger S. J.) . 38. 157. 400

Über Bewegungen im Pflanzenreich. (P. H. Jürgens S. J.) . . . 52

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung. (P. J. Spillmann S. J.) 69. 170. 479

Die „Lehrpoesie" des Evangeliums. (P. J. Knabenbauer S. J.) . . . 121

Die Mechanik des Erdballs. Fortsetzung. (P. J. Kolberg S. J.) . 137. 541

Die Reformation nach Janssen. (P. A. Baumgartner S. J.) . . . 189

Die römische „Frage". (P. M. Pachtler S. J.) 233. 385. 465

Ein Vorläufer des Thomas von Kempen. (P. G. Schneemann S. J.) . . 253

Das Privatgrundeigenthum bei den ältesten orientalischen Völkern. (P. V. Cathrein S. J.) 265

Die „Urlinge" des organischen Lebens. (P. H. Jürgens S. J.) . . . 282

Dichterklänge aus Westphalen. (P. W. Kreiten S. J.) 301

Der Selbstmord und die Mißhandlung der Statistik. (P. A. Lehmkuhl S. J.) 345

Zur Evangelienkritik Volkmars. (P. J. Knabenbauer S. J.) . . . 419

Selbstmord und Irreligiösität. (P. A. Lehmkuhl S. J.) 524

Recensionen.

Schäfer, Bibel und Wissenschaft. (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . . 93

v. Lehner, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. (P. St. Beissel S. J.) 104

Reichensperger, Zur neuern Geschichte des Dombaues in Köln. (P. A. Baumgartner S. J.) 109

Scriptores ord. S. Benedicti qui 1750—1800 fuerunt in imper. Austr.-Hungar. (P. R. Bauer S. J.) 205

Pfeifer, Harmonische Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft. (P. T. Pesch S. J.) 206

Schubach, Für den systematischen Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien. (P. G. Schneemann S. J.) 212

Corten, Tu es Petrus etc. (P. W. Kreiten S. J.) 218

Seite

Kreiten, Heimathweisen aus der Fremde. (P. A. Baumgartner S. J.) . 220

Kaulen, Einleitung in die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. (P. J. Knabenbauer S. J.) 313

Siegfried, Actenstücke, betr. den preußischen Culturkampf. (P. R. Bauer S. J.) 322

v. Reumont, Vittoria Colonna. (P. A. Baumgartner S. J.) 324

Wolff, Die St.-Nicolai-Pfarrkirche in Calcar. (P. A. Baumgartner S. J.) 329

Mistral, Mireia. (P. W. Kreiten S. J.) 334

Probst, Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes. (P. A. Lehmkuhl S. J.) 435

De San, Institutiones Metaphysicae specialis. (P. R. Bauer S. J.) . 437

Delitzsch, Wo lag das Paradies? (P. Fr. v. Hummelauer S. J.) . . 439

Ebers, Die Frau Bürgermeisterin. (P. W. Kreiten S. J.) 444

Bickell, Carmina Veteris Testamenti metrice. (P. G. Gietmann S. J.) 556

Mousang, Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts. (P. W. Sander S. J.) 557

Spillmann, Vom Cap zum Sambesi. (P. W. Kreiten S. J.) 559

Empfehlenswerthe Schriften 111. 222. 337. 448. 562

Miscellen.

Irisches 115

Rückgang des Socialismus in den Vereinigten Staaten Nordamerika's . 118

Realien in der Elementarschule 226

Eine alte Rechnung 228

Populäre Assyriologie 229

Brehm über „die frömmsten Gläubigen" 342

Der Socialismus in Frankreich im Jahre 1881 455

Anglikanische Simonie und Casuistik 461

Über protestantische Kirchenmusik 565

Das Duell 566

Dorothea von Schlegel.

Als Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn, als Gemahlin des Romantikers Friedrich von Schlegel und als Mutter der beiden Maler Johann und Philipp Veit stand Dorothea von Schlegel in näherer Beziehung mit mehreren der bedeutendsten Kreise, aus denen die neuere deutsche Literatur, Philosophie und Kunst hervorgegangen ist. An der Entwicklung der Romantik hat sie sowohl durch treue Unterstützung ihres Mannes, als auch durch eigene Leistungen Theil genommen. Weniger gehaßt und geschmäht, als ihr Gemahl, litt auch sie unter dem Scherbengericht, welches der unerbittliche Geist des Protestantismus über den großen Convertiten verhängte. Wie Friedrichs bahnbrechende Arbeiten theils mißkannt und zu Tode geschwiegen, theils durch künstliches Hervordrängen Anderer in den Schatten gestellt, theils endlich als „jesuitisch" und „reactionär" in Acht und Bann gethan wurden, so wurde auch sie als stilles Anhängsel des vervehmten Abtrünnigen mitgeächtet, mitherabgesetzt und zu Tode geschwiegen. Während das Lebensbild ihrer Schwägerin, der Culturdame und Dreimännerfrau Karolina Böhmer-Schlegel-Schelling, der Freundin Forsters und Schleiermachers, schon längst in feierlich-historischem Rahmen dem deutschen Volk zur Verehrung ausgestellt wurde, hat weder Friedrich von Schlegel, noch seine Gattin bis dahin einen ausführlichen Biographen[1] gefunden. Erst gegen Ende vorigen Jahres erschloß endlich der von Dr. Raich herausgegebene Briefwechsel[2] einen genauern Einblick in das Geistesleben der hochbegabten

[1] Die beste Biographie Friedrich von Schlegels gab bis dahin Rosenthal, Convertitenbilder, I. 1. 106—165, auch in den „Histor.-polit. Blättern" mitgetheilt, LVI. 256—287, 337—359. Vgl. die kürzere Charakteristik von Eichendorff in derselben Zeitschrift, XVII. 379 ff.

[2] Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn, und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Kirchheim, 1881. I. Bd. XII (32) u. 448 S. 8°. — II. Bd. IV u. 456 S. 8°. — Ein III. Band, der das Werk zum Abschluß bringt,

Frau und leistete den handgreiflichen Nachweis, daß dieselbe durch ihren Rücktritt zur Kirche nicht nur nichts von ihren glänzenden Geistesgaben und Charakteranlagen eingebüßt, vielmehr dieselben erst in und nach ihrer Conversion zur schönsten Blüthe entfaltet hat. Die Verirrungen ihrer ersten Lebensperiode fallen der vielgefeierten „modernen Cultur" zur Last, nicht der Romantik und noch viel weniger dem Katholicismus. Ihre Umwandlung bezeichnet den richtigen und einzigen Weg, der aus den traurigen Ergebnissen dieser gottentfremdeten Cultur herausführt.

1.

Es ist bekannt, wie Moses Mendelssohn, ursprünglich nach seinem Geburtsort Moses Dessau genannt (er wurde in Dessau den 6. Sept. 1729 geboren), mit harter Armuth und Kränklichkeit kämpfend, sich unter Mithilfe Lessings und zweier jüdischer Ärzte zu einem geachteten Schriftsteller und Populärphilosophen emporarbeitete. Bernhard, ein reicher, jüdischer Seidenfabrikant zu Berlin, entriß ihn seiner gedrückten Lage, indem er ihn erst (1750) als Erzieher seiner Kinder, dann als Buchhalter anstellte und ihn endlich zum Geschäftstheilnehmer erhob. In nunmehr gesicherten Verhältnissen ehelichte Moses 1762, in seinem 33. Jahre, die Tochter des, wie es scheint, nicht sehr bemittelten Abraham Gugenheim aus Hamburg. Der glücklichen Ehe entsproßten drei Söhne: Joseph (geb. 11. Aug. 1770), Abraham (geb. 10. Dec. 1776), Karl Theodor Nathan (geb. 8. Dec. 1782), und zwei Töchter: Dorothea (geb. 24. Oct. 1763) und Henriette. Der Name der älteren Tochter war ursprünglich nicht Dorothea, sondern Brendel, d. h. Veronica.

Über die Kinderjahre und die Erziehung der jungen Brendel bietet ihre Correspondenz weder einläßliche Nachrichten, noch auch ergiebigere Andeutungen. Doch ist anzunehmen, daß des Vaters lebhafter Geist, eifriges Studium und ernste, literarische Thätigkeit nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf das begabte Kind blieb. An den vormittäglichen Privatvorlesungen, welche er dem 7 Jahre jüngern Sohn Joseph

---

wird nächstens erscheinen. Wie „Novalis' Briefwechsel", den Herr Dr. Raich 1880 herausgab (Mainz, Kirchheim. 192 S. kl. 8°), sind auch die beiden vorliegenden Bände mit musterhafter Genauigkeit besorgt. Sie bieten nicht bloß einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte der „Romantik", sondern können auch als interessante Lectüre allen Freunden der Literatur empfohlen werden.

und einigen andern jungen Hebräern über die Grundlagen seiner Philosophie, über die Existenz, das Wesen und die Attribute Gottes hielt und welche er später als „Morgenstunden" veröffentlichte[1], mag vielleicht auch sie als Zuhörerin Antheil genommen haben. Jedenfalls ist seine religiöse Richtung ihr nicht fremd geblieben, da sie mit inniger Zärtlichkeit an ihrem Vater hing und sich noch in spätem Alter seiner mit liebevoller Pietät und Ehrfurcht erinnerte[2].

Weit gefehlt würde es sein, diese Geistesrichtung als eine Richtung des grimmigsten Hasses gegen das Christenthum oder gegen jede positive Religion zu betrachten. Tiefe Abneigung hegte Moses Mendelssohn zwar gegen Beides; aber zu eigentlichem Haß war er ein viel zu weicher, sanfter und schmiegsamer Charakter. Seine Energie war eine ruhige, nicht stürmische; langwierige körperliche Leiden hatten sie gedämpft. Seinen angeborenen Hang zur Satire mäßigte er mit großer Selbstbeherrschung. Den Streit liebte er nicht um des Streites willen, sondern war bei Disputationen bemüht, durch deutliche Klarlegung des Frageſtandpunktes eine lichtvolle Prüfung anzubahnen. Dem orthodoxen Judenthum, von welchem er sich innerlich losgesagt hatte, trat er nicht mit reformatorischem Ungestüm entgegen, sondern suchte die Gläubigen durch überzeugende Auseinandersetzung seiner aufgeklärten Philosophie in das Gebiet seiner eigenen Geistesfreiheit herüberzuziehen. Indem er äußerlich bei der Gemeinschaft seines Volkes verharrte, als Anwalt seiner Riten, seiner Ehre und seines Einflusses auftrat, bildete er auch in der That unter seinem Volke eine Menge Gleichgesinnter heran. Während Lessing nicht ohne herzliche Streitlust wider die orthodoxen Theologen zu Felde zog und im Kampf seine Kraft gleichsam verdoppelt fühlte, betrat der zarter organisirte Mendelssohn nur herausgefordert den Kampfplatz, das eine Mal, um Lavaters biderbe und platte Bekehrungsversuche zurückzuweisen, das andere Mal, um Lessing gegen die Beschuldigung des Spinozismus zu vertheidigen. Die Aufregung, in welche ihn die Anklage F. H. Jacobi's und die daran geknüpfte Fehde versetzte, nagte an seiner Gesundheit und zog ihm einen verfrühten Tod zu (4. Jan. 1786). Lessing hatte ihm übrigens schon zum Voraus in seinem Nathan ein Denkmal gesetzt. Der aufgeklärte Jude, mit seiner ruhigen, an der Oberfläche schwimmenden Philosophie, mit seiner Losschälung von aller bestehenden Offenbarung und positiven Theologie, mit

[1] Moses Mendelssohns sämmtliche Werke. Wien 1838. S. 105 ff.

[2] Vgl. Brief aus Paris, 1803 (Raich, I. 115).

seiner milden Selbstbeherrschung, seiner Wohlthätigkeit, seiner anspruchslosen Bescheidenheit trägt viele Züge, die Lessing nicht seinem stürmisch bewegten Innern, sondern dem sanften Lebensbilde seines Freundes entnahm. So seicht und oberflächlich auch die religiösen Anschauungen des Letztern erscheinen müssen, wenn man sie gegen das ebenso einheitliche als tiefe und großartige System der christlichen Philosophie hält, so lag dem Streben Mendelssohns doch unverkennbar ein hoher Ernst, eine aufrichtig gemeinte Religiösität zu Grunde. Diese bethätigte sich zunächst in treuer Familienliebe, opferwilliger Güte gegen Freunde und Näherstehende, ernster und emsiger Ausbildung des eigenen Geistes, und jenen übrigen, mehr geselligen Vorzügen, welche die Aufklärungsperiode unter dem Namen Humanität zusammenfaßte und welche als natürlich Gutes Anerkennung verdienen, wenngleich sie das übernatürliche Glaubensleben in keinerlei Weise zu ersetzen im Stande sind.

Als einen Wiederhall dieser milden, am Diesseits haftenden, mehr gefühlvollen als intellectuellen Humanitätsreligion des Vaters mag man die Ermahnungen betrachten, welche Brendel Mendelssohn zwei Jahre nach des Vaters Tode der jüngern Schwester Henriette zu Theil werden ließ:

„Du mußt selbst Alles heraussuchen; du mußt keine Kleinigkeit unbenützt lassen. Wenn Du so oft nicht mehr das Glück wirst haben können, Menschen nach Deinem Herzen zu sehen, so wirst Du nur immer mehr noch ihren Werth einsehen lernen. Beschäftige Dich nützlich; lerne, so viel Du kannst; sei Nothleidenden behilflich, so viel Du vermagst, mit Rath, Trost oder Geld. Höre nie auf, Dich selbst zu vervollkommnen; bessere beständig und werde nicht müde, Fehler, die Du an Dir bemerkst, auszurotten; glaub' mir, der einzige Weg zur Glückseligkeit ist — immer besser zu werden; alles Übrige ist außer uns und kann uns nur so lange beglücken, als es uns neu ist. Gewöhne Dir an, jeden Abend getreu aufzuschreiben, nicht allein, was Du gethan, sondern auch, was Du gedacht und gefühlt hast. Schicke es mir von Zeit zu Zeit." [1]

Ein anderer Brief, vier Jahre später, zeigt uns Brendel als feingebildete Weltdame, Kennerin des Theaters und der Oper, scharfsinnige Beurtheilerin der dramatischen Kunst, geistreiche und sprachgewandte Correspondentin. Sie treibt auch Politik, und zwar fast ein wenig socialdemokratisch, indem sie der kritischen Beschreibung der französischen Oper

[1] Raich, I. (2).

zu Rheinsberg eine drastische Schilderung der bürgerlichen Verhältnisse daselbst gegenübergestellt, wobei der Besitzer des Schlosses Rheinsberg, Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) von Preußen, nicht eben günstig wegkommt:

„Sein Haus, sein Garten und Alles, was er aus seinem Fenster übersehen kann, ist üppig und prächtig; gehen Sie nur um ein Haus weiter, nur die Ecke herum, und Sie finden kein ganzes Dach, keine reine Straße, kein ganz angezogenes Kind. Dürftigkeit und Elend allenthalben, und auch diese elende Existenz ist nur sehr precär; mit seinem Leben endigt auch das ihrige; sie erhalten sich nur vom Abgang seines Überflusses und durch die tausend überflüssigen Dinge, die sie ihm verschaffen müssen, ohne daß sie das Nothwendige haben oder die Aussicht haben, es künftig oder durch eigenen Fleiß zu besitzen.... Verdammter Aristokrate! konnte ich mich nicht erwehren auszurufen. Es ward sehr lebendig in mir, wie ein ganzes Volk mit einemmale sich gegen die schwelgenden Tyrannen auflehnen kann, die sich ewige Symphonien aufspielen lassen und so das Geschrei des Elendes nicht hören, das ihnen sonst zu Ohren kommen würde. So eine Oper kostet mehr, als es kosten würde, ein eingefallenes Häuschen wieder aufbauen zu lassen, in dem Friede und Wohlhaben wohnen könnten. Ich dachte mir ganz Frankreich so, und nun verstand ich die Franzosen. Verzeihen Sie meinen Eifer, liebe Aristokratin!"

Die Aristokratin, an welche dieser Appell gerichtet wurde, war die berühmte Rahel Levin, die spätere Gemahlin Varnhagens von Ense. Brendel war übrigens um diese Zeit kein junges Fräulein mehr, sondern Ehefrau und Mutter von drei Kindern. Sie war erst 15 Jahre alt, als ihr Vater Moses ihr bereits in der Person des Bankiers Simon Veit einen Gatten aussuchte. Sie ließ diese Wahl über sich ergehen, bei der mehr Gott Mammon als die Philosophie den Ausschlag gegeben zu haben scheint. Veit entsprach ihr weder durch seine äußere Erscheinung, noch durch seine geistigen Eigenschaften. Sie war zur Philosophin und schöngeistigen Dame herangebildet, er ein gutmüthiger, prosaischer Geschäftsmann und nichts weiter. Das Mädchen gehorchte indeß und kam dem erkorenen Gatten, wenn nicht mit enthusiastischer Liebe, doch mit hingebender Freundlichkeit entgegen. Veit gab sich Mühe, die ihm fehlende Bildung durch Lektüre und Studium zu gewinnen. So kam ein erträgliches Verhältniß zu Stande, das jedoch die ideal angelegte Veronica nicht befriedigte. Von den vier Söhnen, welche aus ihrer Ehe hervorgingen, starben zwei: Moses (geb. 1787) und Abraham (geb. 1791), noch im Jahre ihrer Geburt dahin. Die zwei andern: Jonas (geb. 2. März 1790) und Philipp (geb. 13. Febr. 1793), zog Veronica

mit der innigsten mütterlichen Zärtlichkeit und Liebe auf. Doch gestaltete sich auch aus diesen Familienleiden und Familienfreuden kein Band, das sie enger und mit wahrer Liebe an Simon Veit gefesselt hätte. Sie liebte ihn nicht und war, trotz aller äußern Eintracht, nicht glücklich mit ihm. Sie suchte und rang nach einem feinen, literarischen Geistesleben, das er ihr nun einmal nicht bieten konnte.

Was ihr einigen Ersatz bot, aber auch anderseits die Disharmonie ihres Ehebundes nothwendig wieder verschärfte, war der Verkehr mit einem Kreis von schöngeistigen Damen und Herren, in welchem sie und ihre Stammesgenossinnen und Freundinnen Henriette Herz und Rahel Levin den Ton angaben. Wie die eine dieser Damen, „die schöne Circassierin", Henriette Herz, erzählt, boten „die christlichen Häuser Berlins" damals „nichts, welches dem, was jene jüdischen an geistiger Geselligkeit boten, gleichgekommen oder auch nur ähnlich gewesen wäre". Hier verkehrten der Prinz Louis Ferdinand, Friedrich von Gentz, die beiden Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, Gustav von Brinkmann, Engel, Moritz, Dohm, Spalding, Reichardt, Tieck, Schleiermacher — „kurz, was irgend Bedeutendes an geistigen Kräften Berlin bewohnte oder auch nur besuchte". Die drei Frauen traten später alle zum Christenthum über: Dorothea Veit 1804, Rahel Levin 1814, Henriette Herz 1817.

Daß Jüdinnen die ersten Salons von Berlin gründeten und beherrschten, das mag denjenigen ernüchtern und verdrießen, welcher auf Berliner Cultur als auf die schönste Blüthe deutschen Geistes zu pochen wünscht. Auf die christliche Bevölkerung Berlins wirft es an sich keinen allzu tiefen Schatten. Kaum den drückendsten Fesseln entrafft, wußten die strebsamen, unermüdlichen Juden eben ihren Einfluß alsbald geltend zu machen und ihren Reichthum in confortablem Luxus zu genießen. Bei ihren lebhaften Handels- und Geschäftsverbindungen mit aller Welt lag es Niemanden näher, als ihnen, das freie, gesellige Leben, das sich in Frankreich entwickelt hatte, nachzuahmen und seine Formen den deutschen Verhältnissen anzupassen. Ihre Töchter wurden nicht zu stillbescheidenen, mädchenhaft schüchternen Hausfrauen herangebildet, sondern zu selbstbewußten, vielkundigen und gewandten Weltdamen. Früh mit Theater und Literatur, wie mit dem Leben selbst bekannt, pflegten sie eifrig die schönen Künste, lasen alles Bedeutende, was die Tagesliteratur brachte, und plauderten über philosophische Fragen wie über die Politik und die Herzensangelegenheiten ihrer Bekannten. Wie sie sich

von den tonangebenden Koryphäen französischer Geistesmode nicht blindlings imponiren ließen, so huldigten sie auch nicht ohne kritischen Vorbehalt den neu auftauchenden oder schon zu Recht bestehenden deutschen Größen. Mit unendlicher Schreibseligkeit brachten sie in Briefen und Tagebüchern Alles zu Papier, was sie gehört, gelesen, empfunden, geurtheilt: sentimentale Grillen, wie scharf formulirte literarische Urtheile, poetische Reiseeindrücke, wie prosaische Notizen über Häusliches; trieben dabei viel Überschwänglichkeit, erlangten aber auch einen leichten Conversationsstil und eine anziehende Darstellungsgabe, die ihren Memoiren noch heute Interesse verleiht. Dieselben enthalten nicht nur manche werthvolle Notizen zur literarischen Zeitgeschichte, sondern auch viele geistreiche Urtheile, treffende Bemerkungen und bon-mots über Bücher und Autoren, graziöse Charakteristiken und Vergleiche, Recensionen aus dem ersten lebendigen Eindruck geschöpft. Empfindsamkeit und Gefühlstiefe wechseln darin mit weiblicher Volubilität und Plauderseligkeit; aber es bekundet sich darin auch hohes Talent, muntere Lebendigkeit des Geistes, Schärfe des Urtheils, große Belesenheit, ein feinfühliger Geschmack, kurz all jene feine, äußere Bildung, die der Geist ohne systematische Schulung und tieferen religiösen Halt gewinnen mag. In jener mehr formellen, ästhetischen Bildung lag theilweise der dominirende Einfluß dieser Damen begründet. Kunst und Literatur gestalteten sich in ihrem Kreise zur angenehmsten Geselligkeit.

In philosophischer, religiöser und dann auch in sittlicher Beziehung hatte diese Cultur aber ihre ernsten und düstern Schattenseiten. So geistreich diese Damen über concrete Personen und Verhältnisse zu urtheilen wußten, so vag und dunkel verschwammen alle ernsteren Grundsätze in den unergründlichen Strudeln des wechselnden Gefühls. Von den herrschenden Philosophien, die nur spielend und plaudernd besprochen, nicht aber gründlich studirt wurden, blieb nur ein unerfaßliches Durcheinander von Empfindung des Ichs und des Universums im Geiste haften. Als Beispiel seien Rahel Levins Ansichten über das Gebet hier angeführt:

„Sie wundern sich, daß ich zu Gott beten kann? Geht unser Nachdenken über uns selbst doch oft so weit, daß wir keinen Beweis für unsere Existenz haben (!), und wir müssen uns fühlen: heißt das nicht, uns selbst anbeten? (!!) Wenn das Bedürfniß auf's Höchste gestiegen ist, so fühlen wir Gott, und dann beten wir! Auch hierin ist der Wechsel; hier am Ende der Dinge, für uns, schmerzhaft und groß, aber immer derselbe: erkennen müssen wir ihn, wenn auch nicht in jedem Augenblick fühlen. Das ist kein

Mensch, der sich nicht oft ganz fühlt; das ist kein denkender Mensch, der nicht dem Wechsel von Bewußtsein und Nicht-Bewußtsein nachspäht; und das nennt Ihr Schiller den Bruch. Aus diesem Bruch geht unser Arbeiten an, unser Leben, bewußt oder unbewußt, diesen aufzulösen. Ob wir damit zufrieden sein wollen, wissen wir nicht: denn das ist unsere Grenze, und es geschieht nur mit halbem Bewußtsein, wenn wir unzufrieden sind; sind wir ohne Bewußtsein zufrieden, so ist das religiös; sind wir's mit Bewußtsein nach dem Nachdenken, so würd' ich's fromm nennen."[1]

Mit dieser Frömmigkeit kam sie etliche Jahre später zu dem Resultat:

„Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliges Moment in der Entwicklung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden."[2]

Es wirft ein sonderbares Licht auf die protestantischen Theologen, die diesem Kreise angehörten, daß sie solche und ähnliche Anschauungen über Religion zur Reife bringen halfen. Besonders Schleiermacher trug hierzu indeß ganz unmittelbar bei, indem er, von verliebter Sentimentalität befangen, Jahre lang diese Damen zugleich über „Liebe" und Religion unterhielt, die Religion zum Plauderthema der Verliebten machte und aus den verschiedenen Barometerständen seiner Empfindsamkeit eine neue Gefühlsreligion der Liebe entwickelte. So treu und liebenswürdig er sich auch als Freund in Leid und Widerwärtigkeit zeigte, und trotz anderer guten Eigenschaften, konnte jene Schwäche und Weichheit des Charakters nur sehr unheilvoll wirken. Da Schönheit, Galanterie, Liebesverhältnisse von Anfang an keine untergeordnete Rolle in diesem Salonleben spielten, über Liebe und Ehe schon ohnehin die laxesten und verhängnißvollsten Ansichten im Schwange waren, so war es ein sehr schlechtes Beispiel, wenn der berühmte Prediger der Frau eines Amts- und Standesgenossen, Eleonore Grunnow, den Hof machte und sie zur Scheidung zu veranlassen suchte, dann mit anderen Damen dieses Kreises die sentimentalsten Beziehungen und Correspondenzen unterhielt und das ganze romanhafte Treiben mit seinen empfindsamen Schriften beförderte[3]. Mehr als ein tüchtiges Talent wurde durch den Einfluß der Damen in seiner Ent-

[1] Rahel, Ein Buch des Andenkens. Berlin 1834. I. 227.
[2] Ebend. I. 437.
[3] S. Janssen, Zeit- und Lebensbilder. 1. Aufl. S. 44 ff.

wicklung gestört, aufgehalten und um seine ernstere Thätigkeit gebracht. Gustav von Brinkmann, der jahrelang brieflich mit Rahel Levin herumgetändelt hatte, verlor durch seine sentimentale Plauderhaftigkeit seinen diplomatischen Einfluß[1]. Das Loos A. W. von Schlegels vergleicht Dorothea mit demjenigen des Orpheus, der von den Frauen zerrissen wurde[2]. Die freie Liebe wurde erst verblümt und schmachtend, endlich ganz ungenirt zum Dogma erhoben, alles geistige Leben von der Ideenconfusion angekränkelt, welche diese Phantasien und Herzensverirrungen nothwendig hervorbringen mußten.

2.

Es war im Sommer 1797, als in dem Kreise der Berliner Schöngeister eine neue Größe auftauchte, Friedrich Schlegel, ein Sohn des Dichters, Kanzelredners und Consistorialraths Johann Adolph Schlegel zu Hannover, noch ein ganz junger Mann — erst 25 Jahre alt. Anfänglich zum Kaufmann bestimmt und herangebildet, erhielt er erst in seinem 16. Jahre Gelegenheit, zu studiren, trieb nun in Göttingen und Leipzig Philologie und warf sich dann, nach dem Vorbilde der damaligen autodidaktischen Schöngeister, zugleich auf die moderne Sprache und Literatur, auf die neuesten Philosophien Fichte's und Schellings, auf Kunst und Ästhetik und veröffentlichte die Ergebnisse seiner Studien sofort in Beiträgen an die Revüen jener Zeit, wie die Berliner Monatsschrift, Wielands „Merkur" u. a. Schleiermacher, der Herzenstheologe der Berliner Literatur-Damen, vier Jahre älter als Schlegel, war höchlich überrascht von dem reichen Wissen, das derselbe während seiner sechs Studienjahre zusammengerafft. Er sei, so meldete er seiner Schwester, „von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen; von einem originellen Geiste, der hier, wo es doch so viel Geist und Talente gibt, Alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlicher Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem Allem vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowohl als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter; mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem wesentlichen Nutzen". An ihm glaubte er nämlich den richtigen Mann gefunden zu haben, mit dem er seine eigenen Philosopheme

[1] Raich, I. 74. [2] Ebend. I. 256.

gründlich entwickeln, von dem er stets neuen Zufluß von Ideen und Anregungen erhalten könnte. „Er hat keine sogenannte Brodwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, so lang es geht, spärlich, aber unabhängig von dem Ertrage seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht soweit erniedrigt, um des Brodes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen." „Was seinen Geist betrifft," heißt es in einem spätern Briefe Schleiermachers, „so ist er mir durchaus so supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen, unparteiischen Kritik er Jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen, und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plane aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er Alles verfolgt, was er einmal angefangen, — das weiß ich Alles erst seit dieser kurzen Zeit zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam wachsen und entstehen sah."

Einen noch viel berückenderen Eindruck als auf Schleiermacher machte der neue Ankömmling auf dessen Freundin Veronica Veit. Sie fand in diesem geistreichen Jüngling Alles, was sie an ihrem Manne Simon vermißte. Obwohl schon über 33 Jahre alt, mehr als 18 Jahre verheirathet, Mutter von vier Kindern, überließ sie sich ganz dieser Versuchung. Der Gedanke, ruhige, behagliche Lebensverhältnisse mit einer neuen, abenteuerlichen, höchst wahrscheinlich precären Lebensstellung zu vertauschen, fiel kaum in die Wagschale gegen die glühende Begeisterung für das jugendliche Genie. Friedrich erwiederte ihre Neigung. Er ward nun ihr Eins und Alles, der Abgott ihres Herzens. Mit jäher Entschlossenheit betrieb sie, unter Mithilfe ihrer Freundin Henriette Herz, die Scheidung von ihrem Manne Simon Veit, um fürder nur für Friedrich Schlegel zu leben. Ihren Namen Veronica vertauschte sie bald mit dem Namen Dorothea, unter welchem Gedichte von ihr erschienen. Es ist kein Grund, länger bei diesem Verhältniß zu verweilen, welches die christliche Moral auf's strengste verurtheilen muß, noch auch bei der literarischen Frucht desselben, dem berüchtigten Roman „Lucinde", in welchem Friedrich den Taumel seiner Leidenschaft ästhetisch-philosophisch zu verherrlichen suchte. Dieser Roman, kaum mehr gelesen, von Friedrich Schlegel selbst als „Jugendsünde" verurtheilt und aus seinen gesammelten Werken gestrichen, dient heutzutage ohnehin nur als Wauwau, den die liberalen Literaturhistoriker zur Warnung vor Convertiten und Ro-

mantikern neben dem Namen Schlegels aufpflanzen. Daß Göthe zehn Jahre lang mit der ebenfalls verheiratheten Mama Frau von Stein in Liebesbriefen und sonstig herumtändelte, daß er sein ganzes Leben hindurch die eigenen neuen Liebesgeschichten in Poesie beichtete, daß er die Blumenmacherin Mamsell Vulpius ohne bürgermeisterlichen Attest und pfarramtliche Beglaubigung in's Haus nahm, daß er den Cultus der Sinnlichkeit in elegantester Form verherrlichte und anempfahl, das Alles und Mehreres, wie zum Beispiel sein sauberes „Tagebuch", genirt diese frommen Sittenrichter nicht im mindesten. Herr Düntzer feiert den Alten von Weimar dafür sogar als „Hohenpriester" der Liebe und ruft begeistert aus: „Wie strahlt Göthe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friderike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von la Roche, Frau von Stein, Corona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heiteren Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Luise, in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichtergluth in sich sog." Herr Düntzer verzeiht es ihm sogar, daß ihm jene Treue völlig abgesprochen werden muß, „welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt"; denn „daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue, leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühenden Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen" [1].

Aber Schlegel und Lucinde? — — Ja, Bauer, das ist etwas Anderes! Es ist freilich etwas Anderes, insofern Schlegel das feine Kokettiren Göthe's mit der „gesunden Sinnlichkeit" nicht kannte, sondern die Natur-Kunst-Religion des „alten Heiden" mit jugendlicher Unverfrorenheit und Entschiedenheit bis in ihre letzten realistischen Consequenzen verfolgte, die „freie Liebe" laut und unumwunden zum Gesetz erhob. Es ist auch insofern etwas Anderes, als Schlegel, durch die Idole seiner ästhetischen Gefühlsreligion bitter enttäuscht, ihre Altäre zerbrach, ihnen den Rücken wandte und dann beherzt und ehrlich die alten und ewig jungen Quellen der Wahrheit aufsuchte, in Leiden und Kampf sich läuterte und der einmal erfaßten Wahrheit bis zum letzten Augenblicke treu blieb.

---

[1] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttgart 1852. Einl. VIII u. IX.

3.

Im Herbst 1799 siedelte Dorothea mit Friedrich Schlegel nach Jena über. Im selben Hause wohnte Friedrichs Bruder A. W. Schlegel mit seiner Frau Karoline geb. Michaelis, geschiedene Böhmer, ebenso Tieck mit seiner Frau und seinem eben geborenen Töchterchen Dorothea. Auch Fichte und Schelling, Hardenberg (Novalis) und Gries, der Buchhändler Fromann und die Künstler Bury und Genelli schlossen sich dem literarischen Kreise der ersten Romantiker an. Der junge Brentano nahm ebenfalls daran Theil und gab in den Abendkränzchen die Erstlinge seiner Muse zum Besten. Göthe gehörte dem Kreise zwar nicht an, ward aber von Allen noch als Altmeister der Kunst verehrt. Mit dem Theologen Schleiermacher in Berlin unterhielt Dorothea eine ziemlich lebhafte Verbindung.

In diesem Briefwechsel spiegelt sich das kunterbunte Leben, aus welchem sich die Romantik erst als verworrene ästhetische Literaturrevolution, dann allmählich als katholisirende Richtung mit ihren mittelalterlichen Sympathien entwickelte. Daß zunächst aus diesem Kreise zwei Romane hervorgingen, welche geradezu die freie Liebe verherrlichten, die „Lucinde" Schlegels und die verwilderte „Godwi" des jungen Clemens Brentano, zeigt genugsam die phantastische Verwirrung, welche hier herrschte. Friedrich Schlegel war derselben noch keineswegs entgangen, als er im Athenäum seine eigene Lucinde als ein Product „jugendlicher Unbesonnenheit" zu entschuldigen bemüht war.

Fast sämmtliche Mitglieder des wissenschaftlich-schöngeistigen Kreises waren noch junge, poetisch angewehte Leute, welche ihr Phantasieleben unaufhörlich mit der buntesten Lectüre, vor Allem mit den Romanen, Dramen und der Liebespoesie aller Völker nährten und fütterten und welchen darum Wahrheit, Schönheit, Dichtung, Leben, Liebe, Kunst und Religion in einem erst unentwirrbaren, verliebten Gefühlsdusel durcheinanderfloß. Alle waren mit träumerischen Liebeshändeln beschäftigt, Alle entzückten sich, die Einen über die Andern, zankten sich zur Abwechslung und versöhnten sich wieder und suchten durch Gedichte, Witze, Lectüre, gesellige Liebenswürdigkeit und Genialität das allgemeine Entzücken noch zu steigern. Die Damen flochten den Poeten Veilchen- und Lorbeerkränze, und die glücklichen Poeten fühlten sich voll Jugendmuth und als die richtigen Leute, Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, ja die ganze Welt neu zu gestalten. Den schwärmerischen Damen hin-

wieder kamen dann die kühnen Genies wie Riesen vor, die eine neue Weltepoche begründen könnten.

„Überhaupt bin ich der Meinung jetzt," so sagt Dorothea in einem Briefe an Schleiermacher, „Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr, um auszuruhen, schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch ‚Benvenuto Cellini' so gut. Ich möchte auch einmal gerne von Luther lesen; ich ahnte, daß der eine rechte Ähnlichkeit von den Beiden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz und zur Kritik und all' dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen."

Bei solcher Schwärmerei ist es erklärlich, daß Dorothea sich über das Erscheinen der Lucinde freuen, beunruhigen, trösten konnte — Alles in einem Athemzuge, mit der phantastischen Illusion, ihre verliebten Träume in einem ewigen Werke verklärt zu sehen:

„Was ‚Lucinde' betrifft — ja, was ‚Lucinde' betrifft! Oft wird es mir heiß und wieder kalt um's Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben. Umsonst sucht er mich durch den Gedanken zu stärken, daß Sie noch kühner wären, als er. Ach, es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? — Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben und das Leben auch mit; und Alles, was vergeht, sollte man nicht so hoch achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird. Ja, dann erst wird die Welt es recht beurtheilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen."

Als den Roman fast allgemeiner Tadel traf, war Dorothea sehr froh, daß Schleiermacher sich zu dessen Vertheidigung erheben wollte, munterte ihn mit schmeichelhafter Freundlichkeit dazu auf und empfing seine Lucindenbriefe mit enthusiastischer Freude.

„Sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüthe gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit."

So naiv und unbefangen hüpfte sie über den Inhalt eines Buches hinweg, das wegen seiner objectiven Immoralität in den weitesten Kreisen Ärgerniß erregte.

Merkwürdiger Weise fällt in diese Zeit der krausesten Phantasieverirrung die erste Äußerung, welche ihrer nachmaligen Conversion prälubirt. Sie knüpft sich an ein Heiligenbildchen, das ihr die Cultur-

dame Karoline, die damalige Frau Auguſt Wilhelms, durch ihre Tochter Auguſte Böhmer hatte zuſchicken laſſen. An dieſe ſchrieb ſie im Juni 1800:

„Deiner Mutter dank' ich recht herzlich für das liebe Heiligenbild. Ich habe es hier immer vor mir liegen; mich dünkt, ich hätte mir ſelbſt keine andere Heilige erwählt, ſie paßt mir recht. Die Bilder und die katholiſchen Geſänge haben mich ſo recht gerührt, daß ich mir vorgenommen habe, wenn ich eine Chriſtin werde, ſo muß es durchaus katholiſch ſein. Ich bitte die Mutter, mir ſagen zu laſſen, wie ich es anfangen muß, wenn ich z. B. in Bamberg mich taufen laſſen wollte. Lache nur nicht, es iſt mein Ernſt."

Dieſer erſte Ruf der Gnade verhallte indeß vorläufig wirkungslos in dem bunten Getriebe der Jenaer Schöngeiſterei. Sie hörte da wohl viel von Philoſophie, Gott, Welt und All. „Das Chriſtenthum war," wie ſie Schleiermacher meldet, „à l'ordre du jour; aber," fügt ſie bei, „die Herren ſind etwas toll. Tieck treibt die Religion, wie Schiller das Schickſal; Hardenberg, glaubt Tieck, iſt ganz und gar ſeiner Meinung; ich will aber wetten, was Einer will, ſie verſtehen ſich ſelbſt nicht und einander nicht." Göthe wurde dabei faſt wie ein Gott verehrt. Dorothea verſteigt ſich ſogar zu dem Ausdruck, ihn „Gott den Vater" zu nennen. Sie konnte nicht erwarten, ihn einmal zu ſehen. Ein halbſtündiger Spaziergang mit ihm verſetzte ſie in das maßloſeſte Entzücken. Taſſo, Egmont, Werther, Götz, Elegien, Alles, Alles fand ſie in ihm, vor Allem den „Meiſter" und „Hermann", am wenigſten den „Fauſt". Nur bedauerte ſie, daß er ſo corpulent werde, was die Imagination verderbe. In ſtrittigen Fällen wandten ſich die Romantiker an ihn. Auf ſeinen Entſcheid wurde Novalis' Aufſatz: „Die Chriſtenheit oder Europa", ebenſo das „Epikuriſch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporſtens" von Schelling nicht in's Athenäum aufgenommen.

An der Zeitſchrift „Athenäum", welche die beiden Schlegel ſeit 1798 herausgaben und worin Friedrich ſeine philoſophiſch-linguiſtiſchen und hiſtoriſch-äſthetiſchen Studien verwerthete, nahm Dorothea ſowohl durch untergeordnete Hilfeleiſtung, als auch durch eigene Beiträge Theil. Daneben ſchrieb ſie auch den erſten Theil eines Romans „Florentin", den Friedrich im Herbſt 1800, aber ohne ihren Namen, veröffentlichte, nach Feuchterslebens Urtheil „eine Erzählung, die, wenngleich ſichtbar durch Wilhelm Meiſter veranlaßt, doch in Erfindung, Anordnung, Führung, Charakteriſtik und Darſtellung ein individuelles Gepräge von

Grazie, Leichtigkeit und Geist hat, welches man nicht allzuvielen deutschen Romanen nachzurühmen in der Lage ist“ [1]. Julian Schmidt rechnet sie zu dem „Besten, was die Romantik im Fach der Novelle geleistet hat“ [2]. Schiller nannte den Roman, den er als Curiosität an Göthe schickte, eine „seltsame Fratze“, gestand aber doch, daß er ihm eine bessere Vorstellung von der Verfasserin gegeben, und erblickte in demselben einen neuen Beweis, „wie weit diese Dilettanterie wenigstens in dem Mechanischen und in der hohlen Form kommen kann“ [3]. Göthe conformirte sich seinem Urtheil und fand einige Situationen gut angelegt. Die Verfasserin selbst dachte sehr bescheiden von ihrer Leistung, bedauerte, daß ihre Ideale und Vorstellungen bei der Ausführung wie eine Quecksilberkugel in lauter kleine Kügelchen zerstoben seien, und nahm sogar in ihre Dedication an Friedrich Schlegel dessen scherzhaften Vergleich auf: „Du hast ja selber so oft mich mit dem kleinen Philipp verglichen, dessen Poesie recht sentimental mit der Beschreibung eines rauschenden Wasserfalls anhebt und sich dann ganz naiv mit einem Zwieback endigt, den ein Wandersmann in den Wasserfall eintaucht.“

Gemüthlich und anspruchslos, immer heiter und guter Dinge, auch bei vorkommenden Unannehmlichkeiten noch guten Humors, fühlte sich Dorothea in dem kleinen Kreise von Jena sehr glücklich und zufrieden. Auch mit der „harten“ Karoline Böhmer-Schlegel kam sie anfänglich gut aus. Im Gegensatz zu dieser stets unruhigen und flatterhaften Frau, die A. W. Schlegel bald aufgab und ihre Netze nach dem Philosophen Schelling ausspannte, vermied sie neue romanhafte Intimitäten und bewahrte Friedrich Schlegel die Treue einer Gattin. Ihren kleinen Philipp, den sie mit nach Jena genommen, erzog sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

An Prosa des Lebens fehlte es auch in Jena nicht; aber sie ließ sich dieselbe nicht allzusehr zu Herzen gehen. „Verwirrung in der Gesundheit?“ schreibt sie an Schleiermacher, „die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältnissen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch sind wir vergnügter als Sie, unser Freund, es scheinen zu sein; und doch ist es wieder eben dieser Freund, der mich so vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und sie vernichtend vergnügt zu sein. . . O wären

[1] Friedrich von Schlegels Werke. Wien 1846. XV. 276.
[2] Literaturgeschichte. II. 222.
[3] Briefwechsel. VI. 20.

Sie hier, könnten Sie mit uns leben! Wie ganz anders, wie viel leichter werden Einem die Fatalitäten hier zu ertragen, als in Berlin!"

Friedrich Schlegel konnte sich in die Fatalitäten nicht so leicht finden wie Dorothea. Er war öfters unwohl. Während die Olympier in Weimar ihr stabiles Einkommen hatten, mußten die Romantiker in Jena fast alle von der Hand in den Mund leben. Nicht einmal kleine Schulden konnten immer ganz abgetragen werden. Wenn ein Honorar einlief, war es schon längst verzehrt. Die Vorlesungen, welche Schlegel im October 1800 als Privatdocent eröffnete, hatten nicht den großen Erfolg, welchen er sich versprochen. Genoß er auch die Ehre, vorübergehend einmal tête-à-tête mit Göthe zu speisen, so entsprach doch seine ideelle Richtung in Weimar nicht. In seinem „Gespräch über Poesie" wich er schon viel zu weit von der Verehrung ab, welche das klassische Heidenthum sich wieder erobert hatte. Den gewaltigen Einfluß darlegend, den im Alterthum die Mythologie, d. h. die Religion, auf die Entwicklung der Poesie gehabt, suchte er bereits nach einem Etwas, nach einer religiösen Symbolik, nach einer das Geistige verkörpernden Religion, aus der sich die Poesie verjüngen und neu beleben könnte. Was sollte das sein? Tieck, Novalis und die übrigen Romantiker hatten das Gebiet der katholischen Poesie schon so vielfach gestreift, daß die Frage den akatholischen Häuptern der Literatur bedenklich vorkommen mußte. Wenig anerkannt und wenig unterstützt, sah sich Friedrich Schlegel, in steigender Unruhe, nach einer Lebensstellung um, die ihm freiere Thätigkeit gewähren könnte. Er suchte jedoch umsonst.

Der erste Frühlingsmorgen der Romantik dauerte überhaupt nur kurze Zeit. Tieck zog schon im Sommer 1800 von Jena fort. Hardenberg siedelte zeitweilig nach Weißenfels über, kränkelte zusehends und starb den 25. März 1801 an der Schwindsucht dahin. Brentano ging schon im Frühjahr 1800 auf die Wanderschaft, nach Marburg, nach Dresden, an den Rhein; nach Jena zurückgekehrt, konnte er sich mit den beiden Schlegel nicht vertragen, in deren Hause er wohnte[1]. Nachdem

[1] S. Diel-Kreiten, Brentano. I. 145. 165. Ein Keim zur Mißstimmung mag schon darin gelegen haben, daß Brentano anfänglich von Tieck und Friedrich von Schlegel nicht als Originalgenie betrachtet wurde. „Wir haben hier," schreibt Dorothea den 16. Juni 1801, „seit einiger Zeit hübschen Spaß mit einigen Bewunderern und Nachahmern von Tieck und Friedrich, die auch in Tiecks ‚Journal' tüchtig persiflirt werden. Der Eine ist Clemens Brentano; der legt sich darauf, Tiecks Nachfolger zu sein, und schämt sich seiner sentimentalen Ader, die er doch gar nicht verläugnen kann. Er hat eine Farce geschrieben: ‚Gustav Wasa', worin er glaubt, der

Karoline Böhmer ihre „freie Liebe“ dem Philosophen Schelling zugewandt, war auch August Wilhelm Schlegel schon Anfangs 1801 von Jena fortgezogen und hatte in Berlin Vorlesungen eröffnet. Friedrich folgte im Herbst 1802 seinem Beispiel und reiste nach Paris, wohin er Dorothea und deren Söhnchen Philipp mitnahm.

4.

In Paris gefiel es Dorothea nicht übel. Sie fand zwar die Franzosen „unglaublich dumm“, so dumm, „daß es ein herrlicher Spaß wäre, sie zu sehen und zu hören, wenn man nichts mit ihnen zu thun hätte“. Es kam ihr wunderlich vor, ganze Reihen von Thorheiten und Tollheiten erzählen zu hören und dazu die Versicherung: mais il a infiniment d'esprit! Ebenso wunderte es sie, in Paris gar nicht den leichten Ton zu finden, den sie sich vorgestellt hatte, sondern mitten im höchsten Leichtsinn die hellste Pedanterie, beim nackteſten Anzug eine ceremoniöse Steifheit und in der Tollheit selbst den Zwang conventioneller Regeln, Alles von der Tyrannei der Mode befangen. Als sie eine Dame schön fand, wurde ihr bemerkt, dieselbe sei vor vier Wochen noch hübsch gewesen; zwar hätte sie sich seither nicht geändert, aber gegenwärtig sei sie zu schmächtig nach dem augenblicklichen Modegeschmack: „C'est qu'on ne parle plus d'elle — l'embonpoint est de costume dans ce moment.“ Was die Sitten betrifft, fand sie bei den Parisern

---

Tieck der Tiecks zu sein; es ist aber herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen im ‚Journal‘. Uns hat er aber den Anfang eines sentimentalen Romans zu lesen gegeben; der ist ungleich besser, und das verdrießt ihn nun wieder: er will von Teufels Gewalt satirisch sein. Kurz, es ist ein Hauptspaß“ (Raich, I. 41). Über den „Ponce de Leon“ urtheilte sie dagegen sehr günstig: „Brentano hat mir vorgestern sein Lustspiel vorgelesen. Das könnte gewiß recht gut werden, wenn er sich nur dabei hielte und etwa ein Dutzend solcher Stücke schriebe. Seine Charaktere eignen sich ganz herrlich zu Masken. Nur müßte er sich aufopfern lernen und wohl um die Hälfte abkürzen. Aber er ist recht lustig und komisch“ (ebend. S. 76). Man sieht hieraus, daß sie gegen Brentano durchaus nicht eingenommen war. Daß sie ihn aber nicht zum Vermittler in Geschäften (d. h. bei der projectirten Anstellung Tiecks als Theaterdirector in Frankfurt a. M.) mit im Spiel haben wollte, ist in dem betreffenden Brief an Tieck genugsam motivirt durch die Frage: „Wer weiß, in welchem Rufe Brentano in seiner Vaterstadt steht?“ und durch die Besorgniß, Brentano möchte der Sache selbst durch seine Einmischung fatal werden. Man kann es der älteren, welterfahrenen Frau kaum verübeln, daß sie sich dem erst 22jährigen Poeten gegenüber eine solche Frage stellte und sich seine Dienste, mit Wahrung des freundlichsten Anstandes, verbat.

Alles erlaubt, nur das nicht, was sie mauvaise tournure nennen. Die Freiheit des französischen Volkes bestand nach ihrem Eindruck „mehr darin, über Alles zu reden und sich um Alles zu bekümmern, als thun zu dürfen, was ihnen gefällt" — im Grunde keine liberté, sondern nur libertinage.

„Die Frauen," bemerkt sie, „haben es hier so weit gebracht mit ihren Prätensionen und den Gesetzen darüber, daß es sogar eine Prätension und zu einem mühseligen Stand geworden ist, keine zu haben. Une femme à prétension hat viel zu verantworten, aber sie kann dafür auch Gesetze geben; une femme sans prétension hat entsetzlich viel zu beobachten, ehe man es ihr nur glaubt."

Während die Modethorheiten von Paris die scharf beobachtende Frau mehr erheiterten als genirten, fand ihr feingebildeter Geist reiche Nahrung an den Kunstschätzen, welche die République und das ihr folgende Consulat und Empire in der mächtigen Hauptstadt aufgespeichert hatten. Dazu fand sich mitten im Herzen Frankreichs eine deutsche Colonie, wo sie fast wie in Deutschland leben konnten. Die Vorlesungen, welche Friedrich über „deutsche Literatur" eröffnete, wurden stark besucht, und obgleich nur 20 der Zuhörer die gewünschten zwei Karolin zahlten, fand er doch sein Auskommen.

„Was weiter von uns zu sagen," so berichtet sie Schleiermacher, „und wie wir uns tummeln und was wir thun und was wir lassen, siehe, das steht geschrieben in der ‚Europa'" — einer Zeitschrift, welche Friedrich die zwei nächsten Jahre hindurch von Paris aus in Frankfurt a. M. erscheinen ließ. „Wir lassen es uns herzlich sauer werden. Mir reißt oft die Geduld, wenn es manchmal mit aller Anstrengung nicht gehen will und ich es so gar nicht dahin bringen kann, daß der Friedrich ein paar Jahre sorgenfrei leben und denken könnte! Friedrich zeigt sich aber in dieser sorgenvollen Zeit groß und immer liebenswürdiger; er hat große Geduld mit mir und weiß immer einen Trost aufzufinden, der mich beruhigen muß. Täglich fühle ich mich in der Seele mehr und näher an ihn gezogen, und recht fühle ich das Glück, mit ihm zu leben."

Mochte das Ringen mit prosaischen Widerwärtigkeiten hemmend auf die literarische Thätigkeit Beider einwirken, so stählte es anderseits ihren Charakter und förderte die religiöse Richtung, zu welcher Schlegel durch seine ästhetischen, historischen und philosophischen Studien bereits gelangt war. Dorothea selbst beschäftigte sich ernster und mehr als früher mit religiösen Gegenständen.

„Übrigens lese ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel — Luthers Übersetzung. Man ist wohl nicht gescheidt, wenn man

jemals glaubt, die Bibel hinlänglich gelesen zu haben. Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühle selbst das protestantische Christenthum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Ähnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, so viel ich aus der Bibel verstehen kann, Protestantin; das öffentliche Bekenntniß davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nöthig, denn sogar in diesem öffentlichen Bekenntniß liegt mir eine katholische Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit. Genug, daß ich es weiß und es glaube."

Diese Scheu wich indessen vor neuen Leiden und Prüfungen, welche hauptsächlich daraus hervorgingen, daß Schlegel, trotz all seiner Talente und seines unermüdlichen Fleißes, nicht zu einer sorgenfreien Existenz gelangte und sich fruchtlos abarbeitete, ohne die wissenschaftlichen Mittel, die Paris bot, für seine literarischen Pläne ruhig ausbeuten zu können. In ihrer Theilnahme für Friedrich ging Dorothea so weit, sich selbst die Ursache dieses Mißgeschickes zuzuschreiben, der „Disharmonie", die mit ihr geboren sei und sie nie verlassen würde und unter welcher nun auch Friedrich leiden müßte. Während sie ihr Vermögen für Friedrich einsetzte, arbeitete sie gleichzeitig mit der Feder so angestrengt für seine Zeitschrift, daß ihre Correspondenz nur noch spärlich floß und sie lieber an ihre Freunde denken als an sie schreiben mochte.

Im September 1803 nahmen die Dinge wieder eine etwas freundlichere Wendung. Drei junge Kölner, die zwei Gebrüder Boisserée und ihr Freund Bertram, kamen nach Paris und nahmen nach kurzer Bekanntschaft Wohnung bei Schlegel, der sich in dem einstigen Hotel des berüchtigten Barons Holbach auf einem hohen Punkte der Straße Clichy eingemiethet hatte. Als reiche Leute zahlten sie gute Pension für Tisch und Wohnung, und die schlimmsten Sorgen waren hierdurch vorläufig gehoben. Friedrich Schlegel engagirte sich zugleich, ihnen ein Privatissimum über Poesie und Philosophie zu lesen. Mit dem kriegsgefangenen Engländer Alexander Hamilton und dem Hannoveraner Gottfried Hagemann trieb er orientalische Studien. Eine junge deutsche Frau von Hastfer aus Berlin, welche von Paris aus eine Monatsschrift, die „Französischen Miscellen", bei Cotta in Tübingen herausgab, half Dorothea freundschaftlich die Haushaltung führen. Dieser engere gesellige Kreis erweiterte sich zuweilen durch fremde, meist deutsche Besucher, bis um die Jahreswende erst unheimliche Gerüchte, dann zahlreiche Verhaftungen und die gewaltsame Tödtung des Herzogs von Enghien eine

ungewöhnliche Spannung auf die Bevölkerung ausübten, die Fremden verdrängte und Jedermann auf seine vertrauten Kreise beschränkte.

Philipp Veit machte inzwischen seiner Mutter große Freude. Bei der Preisvertheilung an der polymathischen Schule erwarb er sich sechs Kränze und die Werke von Racine als Preis und durfte dann zwei Klassen an der Anstalt überspringen, weil er für dieselben noch immer zu weit fortgeschritten war. Als der Präfect ihn zum sechsten Male kränzte und umarmte, sagte er zu ihm: „Jeune homme, vous paraissez tant de fois, que vraiment je ne vous oublierai jamais."

„Alles war gerührt," erzählt sie, „alle Mütter drängten sich um mich, Alles wünschte mir Glück; sie stellten sich in zwei Reihen, als ich mit ihm zurückging. Ein alter Mann kam mit seiner hübschen Tochter auf mich los: ‚Permettez, Madame, que ma fille embrasse Monsieur votre fils; elle en est digne, elle a toujours aussi remporté les prix et l'estime de ses instituteurs et l'amour de ses parents.' Du kannst Dir recht die lebhaften, galanten, empfindlichen Franzosen dabei denken! Das, was mich aber am meisten bei dem Spectakel ergötzte, war, daß Philipp unbewußt, still bescheiden, fast beschämt und bleich dastand, während Alles über ihn in Lob ausbrach und gerührt war."

Die drei Kölner betrieben eifrig ihre Studien bei Schlegel, besichtigten häufig die Gemälde- und Sculpturſammlungen im Museum und studirten auf Schlegels Empfehlung hin fleißig die Werke Winckelmanns. Sie besuchten auch das Theater, wenn eine bedeutende klassische Tragödie von Racine oder Corneille, eine vorzügliche italienische Oper oder ein Werk von Gluck gegeben wurde. „Zur Bildung unseres Geschmacks in der Musik," so gesteht Sulpiz Boisserée, „hat Frau Schlegel viel beigetragen; sie war eine begeisterte Anhängerin des alten Fasch, der die Sing-Akademie in Berlin gestiftet und dadurch am meisten mitgewirkt hat, diese Stadt zum Hauptstützpunkt für alle höhere Musik zu machen." [1] In den Morgenconcerten des Conservatoriums trafen die drei Kunstjünger auch öfters mit Henriette, der jüngern Schwester Dorothea's, und deren Bruder Abraham zusammen, die sich damals ebenfalls in Paris aufhielten.

Einige Einwirkung der katholischen Kölner Freunde auf Schlegel war dadurch angebahnt, daß er in Folge seiner Studien nicht mehr bloß für die Romantik des Mittelalters, sondern auch für den Katholicismus als Lehrsystem und historische Erscheinung günstig gestimmt war. Deß-

[1] Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I. 26.

halb hörte er mit Interesse, was ihm Bertram von alten Einrichtungen und Gebräuchen der Reichsstädte, der Klöster und Stifter am Rhein, von dem Gottesdienst und von den Kirchen zu erzählen wußte. Auf Anregung seiner Schüler besuchte er die altehrwürdige Kirche Notre-Dame, die er bis dahin unbeachtet gelassen hatte; sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und seine ganze Aufmerksamkeit wurde rege, als ihm ein noch weit höherer Genuß von den alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und am Rhein in Aussicht gestellt wurde. Während in den beiden Boisserée und Bertram sich der Wunsch erweckte, noch länger fruchtbares Zusammensein mit Schlegel zu genießen, erhielt dieser die Aussicht, eine Anstellung als Professor der Geschichte und Literatur an der höheren Schule in Köln zu erhalten. Hier hoffte man sogar auf theilweise Wiederherstellung der Universität, an welcher Schlegel eventuell auch einen Posten erwarten zu können glaubte. Er entschloß sich, Ende April die Freunde über Belgien, Aachen, Düsseldorf nach Köln zu begleiten.

Zuvor jedoch ließ sich Dorothea am 6. April von dem Prediger Gambs in der schwedischen Kapelle zu Paris taufen und mit Friedrich Schlegel feierlich trauen. Sie erhielt den Namen Dorothea Friederike. Am 27. Mai, Sonntag Trinitatis, empfing sie in derselben Kapelle zum ersten Male das Abendmahl. So war die Scheu, ihre christliche Überzeugung auch öffentlich zu bekennen, überwunden, ihr bisheriges Verhältniß zu Schlegel wenigstens formell dem Bereich des Ärgernisses entrückt.

Bald sollten sich an ihr auch die Worte bewahrheiten, die sie schon jetzt in ihr Tagebuch notirte:

„Denn ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid neubekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen" (Epistel Petri 1, Kap. 2, Vers 25).

„Und dieselbigen muß ich herführen, und sie werden meine Stimme hören und wird eine Heerde und ein Hirt werden" (Ev. Joh., Kap. 10, Vers 16).

(Fortsetzung folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Ein Vorkämpfer des Agrarsocialismus.

Das Eigenthum entscheidet zumeist über die Stellung des Menschen in der Gesellschaft, es ist das Mittel zu jeglichem Genuß, ja selbst die nothwendige Vorbedingung zur Bildung und Cultur. Denn ohne die Grundlage eines behaglichen Wohlstandes, wenigstens für einen Theil der Gesellschaft, werden Bildung und Civilisation nicht voranschreiten. Es darf uns deßhalb auch nicht wundern, daß der Streit um den Besitz der Erde, um das Mein und Dein — dieser Kernpunkt der gesammten socialen Frage — so alt ist als die Geschichte der Menschheit. In der That müssen wir, um das erste Beispiel dieses Kampfes zu finden, hinaufsteigen bis zu den Hirten Abrahams und Lots. Doch nicht immer endete der Streit in so friedlicher Weise. Bald war rechts und links Alles schon besetzt. Der Kampf mußte deßhalb auf dem Boden, auf dem man stand, ausgefochten werden und gestaltete sich zu einem Kampf auf Leben und Tod, der nur durch Blut und Leichen und die Unterdrückung des schwächern Theiles zeitweilig beendet wurde. Hierbei läßt sich die unbestreitbare Thatsache constatiren, daß dieser Kampf um den Besitz der Erde immer dann am heftigsten entbrannte, wenn bei gesteigerter materieller Cultur das religiöse Bewußtsein am meisten geschwunden war. So war es im kunstsinnigen Hellas, so im kampfgewaltigen Rom. Wie sehr insbesondere das Schwinden der Religiosität die Vorbedingung des socialen Klassenkampfes ist, beweist die Thatsache, daß dem falschen Humanismus und der Glaubensspaltung die Bauernkriege, dem Cynismus der Encyklopädisten die große sociale Umwälzung von 1789 folgte. Nie ist aber die materielle Cultur höher gestiegen und zugleich der religiöse Glaube mehr verschwunden als heute. Daher darf es uns auch nicht wundern, daß der Eigenthumsstreit heute noch nie dagewesene Dimensionen angenommen hat. Heute handelt es sich nicht mehr bloß um diese oder jene Eigenthumsart zwischen dieser oder jener Volksklasse. Die gesammte Gesellschaft ist in den Kampf hineingezogen und der ganze Bestand des Privateigenthums in Frage gestellt. Dabei ist zu beachten, daß der Kampf um das Eigenthum längst schon auf das wissenschaftliche Gebiet verpflanzt worden ist und hier mit ebenso viel Erbitterung als auf dem Gebiete der Praxis und Politik geführt wird. Dabei kommt es der großen Klasse der „Enterbten" trefflich

zu Statten, daß sie auch außerhalb ihrer Reihen zahlreiche Vorkämpfer gefunden, welche mehr oder minder mit ihren socialistischen Zielen sympathisiren und sie in ihren Bestrebungen durch das Ansehen ihres Namens und die Waffen ihres Geistes unterstützen. Das gilt ganz besonders von dem Grundeigenthum, in Bezug auf welches die Socialisten sich rühmen können, beinahe unbedingte Anhänger unter den Männern der Wissenschaft gefunden zu haben. Es genüge hier, an die Namen eines J. St. Mill, eines Rodbertus u. A. zu erinnern. Alle diese Gelehrten erkennen die socialistische Forderung, daß Grund und Boden von Natur aus zum Gesammtbesitz der ganzen Gesellschaft bestimmt sei und deßhalb auch früher oder später in diesen Collectivbesitz zurückzukehren habe, als berechtigt an. Man hat sie deßhalb mit Recht schon Agrarsocialisten genannt. Keiner aber verdient diesen Namen mehr und ist eifriger für die socialistische Forderung der Vergesellschaftung des gesammten Grundeigenthums in die Schranken getreten, als der Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Lüttich, Emil de Laveleye. Dieser Gelehrte sucht das Privateigenthum an Grund und Boden besonders vom historischen Standpunkt anzugreifen und zu diesem Zwecke den Nachweis zu liefern, überall und bei allen Völkern treffe man ursprünglich nur collectiven Grundbesitz (der Gemeinde); erst spät und allmählich, meist durch List und Betrug, habe sich das Privatgrundeigenthum entwickelt und schließlich das Collectivgrundeigenthum fast ganz verdrängt. Außer mehreren andern, kleineren Schriften hat de Laveleye diesem Nachweis sein größeres Werk: „Von den ursprünglichen Gestaltungen des Eigenthums“ [1] gewidmet. Wir können dasselbe als einen Typus für ähnliche Werke ansehen und an seiner Hand die Grundeigenthumsfrage vom historischen Standpunkte betrachten.

Nicht ohne Spannung nahmen wir das Werk zur Hand. Wurde es doch in katholischen und akatholischen Werken und Zeitschriften als ganz bedeutend, ja geradezu als epochemachend bezeichnet. Nach unserer bisherigen Auffassung von einer historischen Untersuchung erwarteten wir, der Verfasser werde seine Leser zu jenen Völkern hinführen, von denen uns die ältesten geschichtlichen Denkmäler erzählen, also vor Allem zu den Hebräern, Ägyptern, Assyriern, Babyloniern, Phöniziern; dann erst werde er sich den übrigen Völkern zuwenden. Doch keine Spur davon.

[1] De la propriété et de ses formes primitives. 2me édit. Paris 1877. Dasselbe ist schon in das Englische und Deutsche übersetzt. Wir halten uns im Folgenden an das französische Original.

Von den alten orientalischen Völkern, bei denen wir die Wiege der Menschheit zu erblicken gewohnt sind, ist gar nicht oder nur im Vorübergehen die Rede. Aber, wird der Leser fragen, wie kann man denn trotzdem den historischen Beweis liefern, daß bei allen Völkern ursprünglich Gemeineigenthum an Grund und Boden bestanden habe? Das ist sehr einfach. Der gelehrte Professor zeigt uns, wie man das anstellen muß.

Um die Beweisführung de Laveleye's zu verstehen, müssen wir uns zuvor an eine Theorie erinnern, welche in liberalen Kreisen als eine sichere Errungenschaft der modernen Wissenschaft angesehen wird. Nach dieser Theorie hat sich die Menschheit überall allmählich aus dem Zustand halbthierischer Wildheit zur heutigen Civilisation emporgearbeitet. Ja die liberale Wissenschaft ist so glücklich, uns ziemlich genau die Entwicklungsphasen schildern zu können, welche die Menschheit durchgemacht, bis sie zu einem menschenwürdigen Dasein nach unseren heutigen Begriffen gelangt war. Danach hätten wir drei Hauptperioden zu unterscheiden.

Zuerst haben wir uns die Menschen als Jäger zu denken, die in wilden Horden die Wälder und Steppen durchstreifen und von der Jagd, sei es auf die Mitmenschen, sei es auf Thiere, leben. Auf dieser niedrigsten Stufe kann natürlich von eigentlichem Eigenthum noch nicht die Rede sein, da der Mensch nur an die augenblickliche Befriedigung seiner sinnlichen Triebe denkt und es ihm im Traum nicht einfällt, sich dauernd etwas zu ausschließlichem Gebrauch anzueignen. Auf einer höhern Stufe erblicken wir die Menschen als Hirten, welche ein Nomadenleben führen und ihre Heerden stets dorthin treiben, wo sich fette Weideplätze finden. Beim Wechsel der Jahreszeit brechen sie ihre Zelte ab und ziehen weiter. Auch auf dieser zweiten Stufe kann noch kein Grundeigenthum entstehen; dagegen bildet sich immer mehr das Privateigenthum an beweglichen Dingen, besonders an den Heerden, aus. Erst allmählich, sei es nun, weil in Folge der vermehrten Bevölkerung keine freien Triften mehr vorhanden sind, oder weil die Menschen des ewigen Wanderns überdrüssig werden, fangen die Stämme an, sich dauernd an einem Orte niederzulassen und Ackerbau zu treiben. Auch diese dritte Stufe kennt vorerst noch kein Sondereigenthum an Grund und Boden. Der Stamm als Gesammtheit nimmt Besitz von dem umliegenden Bezirk. Erst allmählich und unmerklich gelingt es den Stärkeren, durch List und Gewalt, zuerst sich größere Rechte an dem Gemeineigenthum zu erwerben und dann sogar ganze Grundstücke anzueignen und

die Andern vom Mitgebrauch derselben auszuschließen. Endlich kommt man, wenn auch verhältnißmäßig sehr spät, so weit, daß fast alles ehemalige Gemeineigenthum in den Privatbesitz übergeht und eine große Anzahl Menschen gegen alles natürliche Recht von der Theilnahme am Grundbesitz völlig ausgeschlossen ist. Auf dieser Stufe sind wir gegenwärtig angelangt.

Diese Theorie ist heute nicht etwa bloß bei Naturforschern zu finden, sie gilt auch vielen Nationalökonomen als unbezweifelte Wahrheit. Sie wird vorgetragen z. B. von Schäffle[1], Samter[2], M. Wirth[3] u. s. w. u. s. w. Auch de Laveleye legt sie seinen Ausführungen zu Grunde. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er sie in der schonendsten Weise vorträgt, ja sie mehr stillschweigend voraussetzt oder bloß andeutet, als ausdrücklich entwickelt. Nur ganz am Anfang spricht er es als ein sicheres Ergebniß der Wissenschaft aus, daß die Menschheit überall ursprünglich einen Zustand der Wildheit durchgemacht habe, in dem wir heute die wilden Neuseeländer oder Neukaledonier erblicken. Dann folgt eine kurze Entwicklung der Entstehung des Eigenthums in der oben angegebenen Weise.

Es versteht sich von selbst, daß hier nicht der Ort ist, diese ganze Entwicklungstheorie[4] zu widerlegen. Sie verweist den Bericht der Genesis über die Urgeschichte der Menschheit unter die Fabeln. Damit stehen wir aber auch schon außerhalb des Christenthums, jeder positive Anhaltspunkt über die Urzustände der Menschen ist verloren und der Einbildungskraft der freieste Spielraum geöffnet.

Nur eine Bemerkung sei uns hier gestattet. Zur Stütze der oben entwickelten Theorie gab man sich lange Zeit Mühe, nachzuweisen, daß auch heute noch verschiedene Volksstämme den ehemals allgemeinen Zustand halbthierischer Wildheit „zu unserer Belehrung" beibehalten hätten.

---

[1] Bau und Leben des socialen Körpers. Bd. III. S. 15 u. 404.

[2] Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. Jena 1875. S. 78.

[3] Grundzüge der Nationalökonomie. Köln 1871. Bd. I. S. 7 u. 8.

[4] Zu welchen Consequenzen die folgerichtige Entwicklung dieser Theorie führt, beweist der Umstand, daß man seit Lubbock auch die Behauptung aufstellte und zu beweisen suchte, ehedem habe wie Gütergemeinschaft, so auch Weibergemeinschaft unter den wilden Menschenhorden geherrscht. Erst allmählich sei es Einigen gelungen, eine Frau ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Noch im vorigen Jahre wurde diese Theorie vom „Ausland" (Nr. 43, S. 851) im Anschluß an die holländische Zeitschrift „De indische Gids" (October und December 1880 und Jahrg. 1881) vertheidigt.

So sollten, wie vor noch nicht allzu langen Jahren ein Bonner Gelehrter sich ausdrückte, „in Südasien und Ostafrika Menschen in Horden beisammen leben, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Steine und Knüttel gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen". Dagegen antworten wir mit Peschel, einem gewiß unverdächtigen Zeugen: „Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichem Zustande ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern wieder merklich näher gerückt worden. Noch soll irgend ein Bruchtheil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchen nicht ein mehr oder minder reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchen nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung angetroffen worden wäre." [1]

Doch sehen wir jetzt, wie de Laveleye die genannte Theorie zum Nachweise benutzt, daß ursprünglich bei allen Völkern ausschließlich Gemeineigenthum an Grund und Boden bestanden habe. Ist diese Theorie richtig, dann folgt nothwendig, daß wir, um die Urzustände der Menschheit kennen zu lernen, uns an jene Völker wenden müssen, welche heute auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung und somit den Thieren am nächsten stehen. Was wir bei ihnen antreffen, fand sich ehemals auch bei den übrigen Völkern, als diese noch auf derselben Entwicklungsstufe standen. Nun aber, so sucht jetzt de Laveleye in seinem Buche zu beweisen, finden wir nur Gemeineigenthum an Grund und Boden bei allen Völkern, welche am wenigsten entwickelt sind oder welche, wie er mit kluger Berechnung sich ausdrückt, die ursprünglichen Traditionen am treuesten bewahrt haben. Zu diesem Zweck führt er uns zuerst an den Ural und läßt uns dort die russischen „Mir" oder Dorfgemeinschaften mit ihrem Gemeineigenthum des Bodens bewundern; dann bringt er uns nach Java und zeigt, wie auch dort bis zur Ankunft der Holländer nur Collectivgrundeigenthum geherrscht habe. Weiter folgt eine Schilderung der germanischen Markgenossenschaften und der arabischen Dorfgemeinden; dann geht es endlich zu den Griechen und Römern und zum „goldenen Zeitalter". Von den alten orientalischen Völkern ist,

[1] Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1875. S. 139.

wie schon bemerkt, entweder gar nicht oder nur ganz im Vorübergehen die Rede. Die heilige Schrift, welche doch wegen ihres hohen Alters schon als rein geschichtliches Denkmal in Betracht kommen sollte, wird mit souveräner Verachtung ignorirt. Die Schilderungen der nützlichen Wirkungen des gemeinschaftlichen Grundeigenthums sind dabei so anziehend und verlockend, daß man den ersten Urhebern des Privatgrundeigenthums recht böse werden und im Stillen bei sich denken möchte: wir civilisirten Europäer sind doch rechte Tölpel, daß wir uns so um das Collectiveigenthum haben betrügen lassen.

Doch wie schön dieses Alles klingen mag, einen historischen Beweis für den ursprünglichen Bestand des Gemeineigenthums bei allen Völkern vermögen wir darin nicht zu finden. Die Ausführungen de Laveleye's hätten nur unter Voraussetzung der Richtigkeit der oben angedeuteten Entwicklungstheorie Beweiskraft. Da aber diese Theorie selbst unhaltbar ist, so fällt auch die ganze darauf gebaute Beweisführung. Wenn also auch Alles, was de Laveleye über die Eigenthumsformen in Rußland, auf Java, bei den Germanen, auf den Schweizeralpen u. s. w. erzählt, vollständig richtig wäre: der geschichtliche Beweis für den ursprünglichen Bestand des ausschließlichen collectiven Grundeigenthums bei allen Völkern wäre erst noch zu erbringen.

Aber so ohne Weiteres dürfen wir auf die historische Zuverlässigkeit des belgischen Gelehrten nicht bauen; nicht als ob wir ihm absichtliche Fälschung oder Entstellung der Thatsachen vorwerfen wollten. Aber das scheint uns sicher zu sein, daß er nicht mit unbefangenem Auge, sondern mit vorgefaßten Meinungen an das Studium der Geschichte herantrat und in demselben eine Bestätigung seiner Ansichten suchte. Wir wollen dieß beispielsweise an den beiden wichtigsten hier in Betracht kommenden Völkern, den Russen und Germanen, nachweisen.

In Rußland gehört seit Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) der Grundbesitz um die Dörfer herum, wenigstens zum Theil, der Gesammtheit der Dorfgenossen oder dem „Mir". Jeder männliche, majorenne Bewohner des Dorfes hat ein Anrecht auf einen gleichen Theil des dem „Mir" gehörigen Bodens. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft waren Land und Leute Eigenthum des Adels; doch waren die Bauern, die Frohnden und Leistungen an den Herrn abgerechnet, in Bezug auf die innere Verwaltung ziemlich frei. Nur galt es seit langer Zeit als Pflicht, nach einer Reihe von Jahren, besonders bei Gelegenheit einer Volkszählung, das Grundeigenthum von Neuem gleichmäßig

unter die männlichen Angehörigen des „Mir" zu vertheilen. Die letzte Theilung fand im Jahr 1857 statt, und es ist sicher, auch de Laveleye gesteht dieß, daß die Bauern sich meist nur mit Widerwillen zur Theilung verstanden. Manche, besonders die Anhänger der sogen. patriotischen Partei, sind nun der Ansicht, die russische Dorfgemeinde mit Collectivgrundeigenthum sei die ursprüngliche Einrichtung der russischen Nation, ja der gesammten slavischen Rasse. Seit Haxthausen galt diese Ansicht im westlichen Europa lange als unzweifelhaft. In neuerer Zeit dagegen wurde diese Ansicht wieder vielfach aufgegeben und von mehreren russischen Gelehrten, besonders von Tschitscherine[1] und Bistram, in verschiedenen Schriften eingehend bekämpft. Die Sache scheint noch nicht vollständig spruchreif zu sein, da die älteste russische Geschichte ein noch ziemlich unerforschtes und dunkles Gebiet ist. Doch spricht die auffallende und nach den ältesten historischen Documenten feststehende Thatsache, daß in den frühesten Zeiten die Bauern volle Freizügigkeit besaßen und einzeln frei über ihren Grundbesitz Verträge abschlossen, sehr gegen die Ansicht Haxthausens. Diese Thatsache ließe sich kaum erklären, wenn ursprünglich der ganze Grundbesitz des Dorfes Collectiveigenthum einer Familie, eines Stammes und deßhalb mit denselben gewissermaßen verwachsen gewesen wäre. Das Alles hindert jedoch de Laveleye nicht, sich unbedingt der Ansicht Haxthausens anzuschließen und die gegentheilige Meinung einfachhin zu verwerfen. Und auf welche Gründe stützt er sich? Nicht etwa auf historische Gründe, denn deren bringt er keine vor, sondern auf aprioristische Deductionen. Es lasse sich nicht erklären, meint er, wie Gemeindebesitz mit Gemeindetheilung habe entstehen können, wenn ursprünglich Privateigenthum bestanden; außerdem sei ja bei allen ursprünglichen Völkern nach Ausweis der Geschichte das Privateigenthum aus dem Collectiveigenthum hervorgegangen[2]. Letzterer Satz ist recht bezeichnend für die Laveleye'sche Argumentationsweise. Hier am Anfang des Buches wird als eine geschichtlich (!) feststehende Wahrheit ausgesprochen, bei allen Völkern sei das Collectiveigenthum die ursprüngliche Form gewesen, um daraus zu folgern, daß bei den Russen in den ältesten Zeiten Gemeindeeigenthum bestanden habe. Später müssen dann die russischen Bauern als Beweis dafür dienen, daß bei den

[1] Vgl. Guerrier und Tschitscherine, Der russische Dilettantismus und das Grundeigenthum (siehe Revue des deux Mondes, 1879. II. p. 76); ferner „Staatswörterbuch" von Bluntschli und Brater: Leibeigenschaft in Rußland.

[2] De la propriété, p. 16.

anderen Völkern das Collectiveigenthum dem Privateigenthum vorhergegangen sei.

Was sodann den zweiten Grund de Laveleye's betrifft, die Entstehung des Gemeindeeigenthums mit Gemeindetheilung lasse sich nicht erklären, wenn es nicht von Anfang an vorausgesetzt werde, so ist derselbe zum mindesten nicht durchschlagend. Um die Entstehung des Collectiveigenthums zu erklären, brauchen wir nur vorauszusetzen, der Grundherr habe den gesammten „Mir" für die Leistungen und Frohnden der Einzelnen haftbar gemacht. Diese Gesammthaft finden wir auch anderwärts, so z. B. schon sehr früh in England, wo die Hörigen eines Dorfes als Gesammtheit dem Grundeigenthümer für die zu entrichtenden Abgaben und für Aufrechthaltung der Ordnung solidarisch hafteten. In dieser Einrichtung haben wir ja den Ursprung des Selbstbesteuerungsrechtes mancher englischen Städte zu suchen. Sie überhob den Grundherrn der lästigen Abgabeneintreibung, der Anstellung von Beamten und verlieh ihm eine größere Sicherheit für sein Einkommen. Ähnlich war es nun auch wahrscheinlich in Rußland. Wir wissen, daß schon vor Aufhebung der Leibeigenschaft die Bauern, wenigstens in einem großen Theile Rußlands (dem sogenannten schwarzen Lande), solidarisch für die Entrichtung der Abgaben hafteten und deßhalb auch die Bestimmung trafen, kein Bauer dürfe das Dorf verlassen, ohne einen andern an seine Stelle zu schaffen. Die Gemeindeangehörigen hatten deßhalb das größte Interesse, Alle zahlungsfähig zu erhalten und dadurch zu verhüten, daß die Einen für die Andern eintreten mußten. Dieß macht es leicht begreiflich, daß die Gemeinde beim Tode eines Familienvaters auf dessen Besitzthum Ansprüche erhob. Es konnte dieß um so leichter geschehen, da ja thatsächlich der Bauer nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer des Bodens war und die Gesammtleistungen des „Mir" sich nach dem Betrag des Bodens und nicht nach der Kopfzahl richteten. Sicher lag auch ein solches Verhalten der Gesammtheit zu den Einzelnen im Interesse der Grundherren, da es die Bauern in der Abhängigkeit und im Bewußtsein erhielt, daß sowohl ihre Person als der Boden, auf dem sie arbeiteten, Eigenthum eines Andern sei. Thatsächlich haben die demokratischen Republiken Nowgorod und Pskow ehedem Privateigenthum besessen, später aber unter der Herrschaft der moskauischen Czaren dasselbe sammt ihrer Freiheit verloren. Noch auffallender ist, was Laveleye nach Haxthausen erzählt, daß westphälische Ansiedler in Rußland um die Erlaubniß einkamen und sie auch erhielten, nach einer Reihe von

Jahren bei vermehrter Bevölkerung den Boden von Neuem vertheilen zu dürfen, wie dieß in den russischen Dorfgemeinden der Brauch ist. Dieß beweist, daß die Entstehung der Gemeindetheilung der Güter keine Unmöglichkeit ist. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft der Grundbesitz des „Mir" nicht diesem, sondern dem Grundherrn als Privateigenthum angehörte. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß das Haus des Bauern mit der nächsten Umgebung von jeher als dessen Eigenthum, oder, wenn man will, als erbliches Lehen des Grundherrn angesehen wurde und deßhalb auch nicht der periodischen Theilung unterlag[1].

Ebensowenig wie für Rußland läßt sich für die germanischen Markgenossenschaften der ausschließliche Bestand des Gemeineigenthums an Grund und Boden nachweisen. Allerdings berichtet Cäsar (De B. G. l. 6. c. 22), bei den Germanen habe Niemand eigenes und getrenntes Ackerland besessen; aber aus derselben Stelle geht hervor, daß er nur von Volksstämmen spricht, die jährlich ihre Wohnsitze änderten und meist von Krieg und Jagd lebten. Die kriegerische Organisation und das nomadenartige Leben brachten es mit sich, daß man Niemanden gestattete, sich dauernd an einem Ort niederzulassen und Grundeigenthum zu erwerben. Es war dieß um so leichter, da die freien Germanen, wie Tacitus bezeugt, nur wenig Ackerbau trieben und die Feldarbeiten durch Sklaven besorgen ließen. Wenn also de Laveleye bloß den germanischen Völkerstämmen ohne feste Wohnsitze das Privatgrundeigenthum abspräche, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Bei solchen Nomadenstämmen wird Collectivgrundeigenthum entstehen, wenn überhaupt ein wahres Eigenthum sich bildet. So lange noch weite Gegenden unbewohnt sind, wird alles Land herrenloses Gut bleiben, das der erste Beste sich aneignen darf. Erst wenn die Stämme sich mehren und einander auf bestimmte Gebiete zurückdrängen, welche sie in regelmäßig wiederkehrenden Perioden durchstreifen, werden sie anfangen, dieselben als Eigenthum des ganzen Stammes anzusehen und gegen die andern Stämme zu vertheidigen. Diese Art von Gemeineigenthum besteht heute bei mehreren nordamerikanischen Völkerschaften, welche ausgedehnte Thäler und Flußgebiete als ihr ausschließliches Besitzthum betrachten und es gegen fremde Übergriffe, besonders gegen das Vordringen der nordamerikanischen Ansiedler, zu vertheidigen suchen. Solche Ein-

[1] Ähnlich wie wir erklärt auch Le Play (Réforme sociale, vol. III. liv. VII. c. 65. n. 7) die Entstehung des Gemeineigenthums der russischen Gemeinden.

richtungen mögen nun auch bei den germanischen Wanderstämmen bestanden haben. Aber hieraus ist nicht der Schluß gestattet, dieß sei bei allen Völkern der Erde der Fall gewesen. Denn es ist nicht richtig, daß alle Völker einst Jäger und Nomaden gewesen seien und erst spät sich dem Ackerbau zugewendet hätten. Schon Kain war ein Ackerbauer, und von Noë lesen wir, daß er Weinberge gepflanzt. Ja selbst bei den Germanen wäre es voreilig, die Angaben Cäsars zu verallgemeinern. Aus Tacitus geht hervor, daß es neben den nomadischen Stämmen andere gab, welche feste Wohnsitze inne hatten, theils in einzelnen, getrennt gelegenen Höfen, theils in Dörfern, in denen jedes Haus von einem kleinen Feldbezirk umgeben war[1]. Die erstere Einrichtung der getrennten Bauernhöfe scheint besonders bei den Friesen vorgeherrscht zu haben und hat sich in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Westphalen, bis heute erhalten. Sie schließt die Möglichkeit des ausschließlichen Collectiveigenthums mit periodischer Theilung vollständig aus. Auch was Tacitus von der Stellung der Sklaven bei den Germanen schreibt, läßt erkennen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden bei den Völkerstämmen mit festen Wohnsitzen seit der frühesten Zeit bestand. Der große römische Geschichtschreiber erwähnt es als eine Eigenthümlichkeit der Germanen, daß sie die Sklaven nicht zu häuslichen Diensten verwendeten, sondern ihnen ein eigenes Haus mit einem Stück Ackerland zuwiesen und dafür bestimmte Abgaben erhielten[2]. Diese ganze Einrichtung setzt offenbar voraus, der Herr sei wie Eigenthümer des Sklaven, so auch Eigenthümer des Bodens gewesen, auf dem derselbe arbeitete[3].

---

[1] German. c. 16: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi."

[2] German. c. 25: „Ceteris servis (d. h. diejenigen, welche nicht durch das Spiel ihre Freiheit verloren hatten) non in nostrum morem descriptis per familiam ministeriis utuntur: suam quisque domum, suos penates regit. Frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit, et servus hactenus paret."

[3] So erklärt diese Stelle auch J. G. Heineccius, Antiquitat. German. II. c. 9. § 1 sqq. — Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Ausg. Bd. I. S. 64. Anm. h. — F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte, 1857. Bd. I. S. 14. — K. Th. v. Inama-Sternegg, Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter, 1872. S. 34. — v. Schulte, Reichs- und Rechtsgeschichte, 1873. S. 24. — Für die Behauptung, daß der Sklave nur eine Parcelle des jährlich seinem Herrn zugewiesenen Antheils bebaut habe, bietet die Stelle absolut keinen Halt. Es ist auch kaum glaublich, daß Tacitus die verschiedenen Dienstbarkeiten des Sklaven gegen seinen Herrn

Noch deutlicher wo möglich als das bisher Gesagte, spricht die Erbfolge nach den ältesten germanischen Gesetzen für den Bestand des Privatgrundeigenthums seit den frühesten Zeiten. Nach dem salischen Gesetz[1] durfte kein Theil des Selilandes, worunter das Haus mit dem umliegenden, meist umzäunten Feldgebiet verstanden wurde, als Erbschaft an weibliche Nachkommen fallen. Auch für die Fälle eines Zwistes unter den Nachkommen über ein Grundstück werden in demselben Normen aufgestellt. Ganz dieselben Bestimmungen finden sich im ripuarischen Gesetz[2]. Das Gesetz der Anglier und Weriner ernennt den Sohn mit Ausschluß der Tochter zum Gesammterben; ist kein Sohn vorhanden, so sollen Geld und Sklaven der Tochter, der Grund und Boden aber dem nächsten männlichen Erben von väterlicher Seite zukommen[3]. Die longobardischen[4] und bajuvarischen[5] Gesetze enthalten Vorschriften in Bezug auf Verschenkungen von Grundstücken und Höfen. Mehrere Gesetze, so namentlich das burgundische[6] und ripuarische[7], supponiren schon Privateigenthum an Waldungen. Alle diese Gesetze enthalten, wenn sie auch erst später aufgezeichnet wurden, nach allgemeiner Annahme die Rechtsgewohnheiten, welche längst bestanden und bis in die ältesten germanischen Zeiten hinaufreichten.

Die Veräußerung des Grundeigenthums war dabei allerdings einer

---

aufgezählt (frumenti modum dominus aut pecoris aut vestis ut colono injungit), den Hauptpunkt aber, die jährliche Zuweisung einer Parcelle, übergangen habe; und doch mußte bei Erwähnung des römischen Colonatsverhältnisses (ut colono) dieser besonders auffallen. Ja es will uns scheinen, obige Stelle führe nothwendig zur Annahme eines nicht unbeträchtlichen Grundeigenthums zur Zeit des Tacitus. Das Haus des Sklaven, sammt dem Boden, auf dem es stand, und dem freien Raume um dasselbe (suam quisque domum spatio circumdat), muß als Eigenthum des Herrn gedacht werden. Da nun Tacitus eine Vielheit von Sklaven bei Manchen vorauszusetzen scheint (ceteris servis non in nostrum morem descriptis per familiam ministeriis utuntur) und diese Vielheit auch aus andern Gründen wahrscheinlich ist, so folgt, daß mancher freie Germane einen nicht unbedeutenden Bezirk um seine Wohnung herum als Eigenthum besaß. Und daß sich rings um diesen Häusercomplex nicht sehr bald ausgedehntes Privateigenthum an Ländereien gebildet habe, ist unwahrscheinlich. Man hat mit Recht in dieser Einrichtung die ursprüngliche Form der späteren adeligen Güter, auf denen die Hütten der grundhörigen Bauern sich rings um die Wohnung des Grundherrn reihen, erblickt.

[1] Lex sal. Titul. 62. de alodis leg. 6.

[2] Titul. 56. de alodibus l. 3.

[3] Titul. 6. l. 1. de alodibus.

[4] Lex Longob. l. 2. titul. 15. c. 2.

[5] Lex Bajuvar. titul. 1. c. 1.

[6] Titul. 28. c. 1. [7] Titul. 76.

gewissen Controle der gesammten Familie, ja der gesammten Markgenossenschaft unterstellt. Aber dieß hebt das Privateigenthum nicht auf und läßt sich aus dem Ursprung der germanischen Gemeinden wohl erklären. Die Ansiedlung der germanischen Völker scheint vielfach in der Weise erfolgt zu sein, daß bei der Besitznahme eines Landstriches die Ländereien unter die verschiedenen Heeresabtheilungen (Hunderte) vertheilt und innerhalb dieser wieder an Familien oder Sippen verloost wurden. Der Lieblingsbeschäftigung der Germanen, Jagd und Viehzucht, entsprechend, blieb ein Theil dieses Looses in gemeinschaftlichem Besitz oder „Gewehre" der ganzen Familie; der nach und nach angebaute Theil aber kam an die einzelnen männlichen Familienglieder und konnte nur an Blutsverwandte vererbt werden. Diese Einrichtung hing auf das Innigste zusammen mit dem religiösen Glauben der Germanen, welcher nach Tacitus die Blutsverwandtschaft als etwas Heiliges ansah und den Blutsverwandten die strenge Pflicht gegenseitigen Schutzes und der Blutrache auferlegte. Auch die Vertheidigung nach Außen mußte bei der damaligen mangelhaften socialen Organisation einen engen Anschluß der Familienglieder nothwendig machen. Daraus läßt sich begreifen, warum die Familien von Anfang an darauf drangen, daß der Grundbesitz nur an waffenfähige, somit bloß an männliche Blutsverwandte komme, und warum beim Fehlen eigentlicher Blutsverwandten der in die Familie Aufzunehmende die natürliche Blutsverwandtschaft durch den Bluttrank ersetzte und bei der Übernahme der Erbschaft sein Blut in die Erde des erhaltenen Grundstückes rinnen ließ [1].

Die genannten Beschränkungen heben aber das Privateigenthum nicht auf, ebenso wenig als die heutigen Fideicommißgüter deßhalb aufhören, Privateigenthum zu sein, weil sie nicht frei veräußerlich sind. Ja wir können sagen, selbst die Marken und Almenden waren anfänglich eigentliches Privateigenthum eines Familienvaters oder einer Familie und wurden erst mit dem Auswachsen einer Familie zu einer Gemeinde Collectiveigenthum. Und gerade weil es ursprünglich Privateigenthum einer Familie war, behielt es noch später, als es schon öffentliches Gut einer Gemeinde geworden war, noch manche charakteristische Züge des ursprünglichen Familieneigenthums bei.

Überblicken wir unsere bisherigen Ausführungen über die Grundeigenthumsfrage bei den Germanen, so dürfen wir wohl getrost die Be-

[1] Vgl. Phillips, Deutsche Geschichte. Bd. I. S. 144 ff.

hauptung aufstellen: wenn de Laveleye meint, das Privateigenthum an Grund und Boden habe bei den alten Deutschen erst spät und zwar hauptsächlich durch römischen Einfluß Eingang gefunden, so steht diese Ansicht im vollsten Widerspruch mit der historischen Wahrheit. Die historischen Denkmäler lassen uns den Bestand des privaten Grundeigenthums bis in die ältesten germanischen Zeiten hinauf verfolgen. Nur bei jenen Stämmen finden wir kein Grundeigenthum, die noch keine festen Wohnsitze innehaben. Das Privatgrundeigenthum ist nicht eine relativ moderne Erfindung, wie de Laveleye meint, sondern so alt wie die Menschheit selbst. Wir werden das in einem andern Aufsatze bei den orientalischen Völkern nachzuweisen suchen. Wir können uns deßhalb auch der Mühe überheben, die weitern de Laveleye'schen Schilderungen vom ursprünglichen Collectiveigenthum bei den „primitiven" Völkern zu prüfen. Es ergibt sich nun hieraus, daß alle Schlußfolgerungen, welche de Laveleye auf seine historischen Forschungen baut, um das heutige Privateigenthum an Grund und Boden in üblen Leumund zu bringen, in der Luft schwebten. Es ist nicht wahr, daß die Menschen, als sie noch „unverdorben" und unberührt von falscher Cultur „dem natürlichen Instinkte der Gerechtigkeit" folgten, nur Gemeineigenthum kannten.

Doch gehen wir jetzt einen Schritt weiter. Nehmen wir an, de Laveleye habe seine These vom ursprünglichen und ausschließlichen Bestand des Gemeineigenthums bei *allen* Völkern glänzend bewiesen. Setzen wir voraus, wie der gelehrte Professor es will, alle „primitiven" Völker, d. h. die Russen, Germanen, Javanesen und Neukaledonier, hätten im ausschließlichen gemeinschaftlichen Grundeigenthum der Gemeinde oder des Stammes das höchste Glück und die größte Zufriedenheit gefunden. Welche Schlußfolgerungen ergäben sich daraus? Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß de Laveleye seines Zeichens Nationalökonom ist und sein Buch zur Begründung seiner volkswirthschaftlichen Ideen über das Grundeigenthum verfaßt hat. Welche Schlußfolgerungen will also de Laveleye aus seinen geschichtlichen Resultaten ziehen? Nicht etwa bloß, daß das Gemeineigenthum, sei es nun der Corporationen oder Gemeinden oder selbst des Staates, *neben* dem Privateigenthum manche Vortheile und eine gewisse Berechtigung habe, und daß es deßhalb wünschenswerth sei, es zum Theil wiederherzustellen in der Weise, wie es bei den meisten wahrhaft glücklichen Völkern bestand. Damit könnte man eher einverstanden sein. Aber de Laveleye verlangt mehr. Nach seiner Ansicht hat jeder Mensch ein natürliches Anrecht auf den Mit-

besitz der Erde, somit auf einen Theil des Grundeigenthums. Soll Gerechtigkeit herrschen, so muß deßhalb die Erde entweder gleichmäßig vertheilt sein, oder aber es muß Gemeineigenthum bestehen, welches jedem Menschen seinen Antheil an Grund und Boden sichert. Und da die Gleichheit des Privatbesitzes sich dauernd nicht erhalten kann, so beweist uns die Geschichte, welche *Eigenthumsordnung allein der natürlichen Gerechtigkeit entspricht: nämlich die des Collectivgrundeigenthums.*

De Laveleye gibt zu, daß uns die Geschichte an und für sich bloß zeigt, was thatsächlich bestanden hat, ohne uns einen sichern Schluß auf die Rechtmäßigkeit oder Nothwendigkeit des Bestehenden zu gestatten. Aber, meint er, wenn einerseits alle für das Privateigenthum vorgebrachten Begründungsweisen haltlos sind und andererseits die Geschichte beweist, daß alle Völker, „dem natürlichen Gerechtigkeitsinstincte folgend", bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit durch Gemeineigenthum jedem Menschen sein Anrecht auf den Mitbesitz der Erde sicherten: sollte uns dieß nicht zu denken geben?[1] Was es mit der Behauptung auf sich hat, das Privateigenthum an Grund und Boden sei erst neueren Ursprungs, haben wir schon gesehen. Wichtiger ist, was de Laveleye über die Begründungen des Privateigenthums uns mittheilt, nämlich: daß sie alle sammt und sonders haltlos seien. Er zählt fünf solcher Begründungsweisen auf und sucht darzuthun, daß sie alle das Gegentheil von dem beweisen, was sie beweisen sollten. Was die vier ersten Begründungen angeht, so können wir dieselben mit deren Begründern ruhig ihrem Schicksal überlassen. Wir haben selbst an einer andern Stelle uns gegen manche der bei liberalen Rechtslehrern und Nationalökonomen üblichen Begründungsweisen des Eigenthums ausgesprochen[2]. Uns soll hier nur die an letzter Stelle vorgebrachte Theorie beschäftigen, welche das Privateigenthum als einen Ausfluß des Naturrechts oder als eine naturrechtliche Institution betrachtet. Wenn, behauptet de Laveleye, das Privateigenthum nach dem Ausdruck Portalis' ein Naturrecht ist, dessen Rechtsgrund in uns und unserer Persönlichkeit liegt, so folgt, daß jeder Mensch ein Recht auf einen Theil des Eigenthums, auch des Bodens, hat, daß es also eine Ungerechtigkeit ist, ihn von dem Mitbesitz der Erde auszuschließen. Doch hier waltet ein bloßes Mißverständniß ob. Wenn man behauptet, das Privateigenthum sei eine Forderung des Naturrechts,

[1] De la propriété etc. Préface XXVI u. S. 379 ff.

[2] Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1881, Bd. XX. S. 109 ff.

so ist das nicht so zu verstehen, wie es E. Fichte[1] u. A., vielleicht auch Portalis selbst, verstanden haben: als ob jeder Mensch auf Grund seiner Natur oder seiner Persönlichkeit ein Recht auf dauerndes Privateigenthum habe. Wenn katholische Rechtslehrer das Eigenthumsrecht eine Forderung des Naturrechts nennen, so sprechen sie nur von der Institution des Privateigenthums als solcher und beziehen diesen Ausspruch auf die Menschen überhaupt, nicht aber auf jedes einzelne Individuum. Ein Vergleich soll uns dieses klarer machen. Man kann sagen, die Ehe sei eine naturrechtliche Institution, sie sei durchaus nothwendig. Will man nun etwa damit behaupten, die Ehe sei für jeden einzelnen Menschen nothwendig oder jeder einzelne Mensch habe ein natürliches Recht auf eine Lebensgefährtin? Das wird höchstens ein altkatholischer Pastor behaupten, dem der Cölibat ein Greuel geworden. Nun, so ist es auch mit dem Privateigenthum. Dasselbe ist eine naturrechtliche Institution, ist für die gesammte Menschheit als solche zu ihrer von Gott gewollten Entwicklung nothwendig. Daraus folgt aber nicht, daß das Privateigenthum für jeden einzelnen Menschen nothwendig sei oder daß jeder Mensch ein natürliches Anrecht auf ein Grundstück habe. Freilich soll der Gebrauch der irdischen Güter nach Gottes Absicht ein möglichst allgemeiner sein, die Erde soll allen Menschen die zum Dasein und Leben nöthigen Mittel hergeben, und jeder Mensch hat ein natürliches Recht, sich zum Gebrauch so viel anzueignen, als zur augenblicklichen Erhaltung des Lebens streng nothwendig ist. Daran darf ihn Niemand ohne Rechtsverletzung hindern. Aber gerade aus dem angegebenen möglichst allgemeinen Gebrauche, dem die Geschöpfe dienen sollen, hat der hl. Thomas und mit ihm die katholische Wissenschaft von jeher die Nothwendigkeit des Privateigenthums bewiesen. Ohne das Privateigenthum würde bald der größte Mangel an den zur menschlichen Entwicklung nöthigen Gütern eintreten, weil im Allgemeinen und auf die Dauer der Mensch nur dann Schweiß und Arbeit auf die Erde verwendet, wenn er weiß, daß die Früchte seiner Mühen ihm selbst und jenen, in denen er fortlebt, seinen Kindern, zu Gute kommen.

Aber hier sind wir an einem Punkte angelangt, wo de Laveleye unsere bisherigen Ausführungen durch sein Buch gründlich umzustoßen droht. Privateigenthum, auch an Grund und Boden, ist nothwendig zur gedeihlichen Entwickelung und Civilisation der Menschheit, so be-

[1] System der Ethik, Bd. II, Th. 2, § 93.

haupten wir. Aber, erwiedert uns de Laveleye, liefert denn mein Werk nicht den Beweis, daß das Grundeigenthum eine ganz neue Einrichtung ist (une institution très-récente) und daß die Entwicklung der Agricultur unter dem Gemeineigenthum den höchsten Aufschwung genommen? Sehen wir nicht, daß in England und Deutschland die Grundpächter, obwohl sie nicht Eigenthümer sind, den Ackerbau auf die größte Höhe gebracht haben? Und da wagen wir noch die Behauptung, das Privatgrundeigenthum sei zur Civilisation nothwendig?

Was zunächst den letzten Einwurf betrifft, so antworten wir, das Pachtverhältniß setze nothwendig zu seinem Gedeihen das Sondereigenthum voraus. Die Pächter würden bald aufhören, die Güter in der Weise zu bebauen, wie sie es thun, wenn sie nicht einem Privateigenthümer gegenüberstünden, sondern dem Staat oder der Gemeinde, welche die Pflicht hätten, ihnen einerseits einen bestimmten Theil des Bodens zu sichern und ihnen andererseits zur Erhaltung der Gleichheit die Mehrerwerbung nicht zu gestatten, und ist es nicht eine unläugbare Thatsache, daß überall, wo Gemeineigenthum des Bodens besteht, der Ackerbau auf einer sehr niedern Entwicklungsstufe stehen geblieben ist und seit Jahrhunderten keinen Fortschritt aufzuweisen hat, den nicht die Regierung erzwang? In der That, daraus, daß auf einer niedrigen Culturstufe, wo die Bedürfnisse gering sind und die Gesammtheit kaum über eine zahlreiche, durch Blutsverwandtschaft zusammengehaltene Familie hinausgewachsen ist, Collectiveigenthum an Grund und Boden vorkommt, folgt nicht, daß dasselbe auf einer höheren Stufe noch ersprießlich, oder überhaupt noch möglich und zulässig sei. Es will uns scheinen, aus seinen historischen Ausführungen hätte de Laveleye zu ganz anderen Schlußfolgerungen in Bezug auf das Grundeigenthum gelangen sollen. Er sucht mit allen ihm zugänglichen Mitteln zu beweisen, ursprünglich habe überall und bei allen Völkern Collectivgrundeigenthum bestanden. Andererseits gibt er selbst wiederholt zu, daß dasselbe überall bei fortschreitender Cultur durch das Privateigenthum zum Theil oder ganz verdrängt wurde. Was sollte nun de Laveleye hieraus folgern? Offenbar, daß das ausschließliche Gemeineigenthum sich als ein Hinderniß des Fortschritts in der Cultur erweist und deßhalb von allen Völkern mehr oder minder beseitigt wird, sobald das Bedürfniß nach freierer, menschenwürdigerer Bildung und Civilisation erwacht.

Victor Cathrein S. J.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.[1]

Zu den freudigsten und bedeutungsvollsten Ereignissen, welche mitten unter den finstern Stürmen des unchristlichen, unheilschwangeren Zeitgeistes als ein lichter Hoffnungsstrahl aufleuchten, gehört unbedingt die großartige Pilgerfahrt der Vertreter aller Stämme der slavischen Völkerfamilie nach Rom. Der 5. Juli, jener Tag, den Papst Leo XIII. zur Verehrung des heiligen Brüderpaares, Cyrills und Methods, der berühmten Slavenapostel, für die gesammte katholische Christenheit angeordnet hatte, sah jene Schaaren aus allen Gauen, in welchen die slavische Zunge klingt, um den Nachfolger des Apostelfürsten und um das Grab ihres hochgefeierten Cyrillus versammelt; einzig die russische Regierung, von dem traditionellen, sie charakterisirenden Verfolgungsgeist inspirirt, hatte allen Reichsangehörigen die Theilnahme verwehrt. Aus Bulgarien und aus Schlesien, aus Kärnthen und aus Posen, aus Galizien und aus Serbien waren sie hingeeilt; neben dem vom Türken noch unlängst ausgesaugten Herzegowiner und Bosniaken gefiel es dem Böhmen, dem Mähren, dem Kroaten, sich in seinem reichen Nationalcostüm zu zeigen; die malerische Tracht des Illyriers wetteiferte an schönem, buntem Wechsel mit der des Ruthenen. Polen durfte sich rühmen, sich in seinen berühmtesten Namen, den Czartoryski, Sapieha, Potocki, Lubomirski, Mlodecki, Zamoyski, vertreten zu sehen; das krumme, von kostbaren Steinen und Perlen blitzende Schwert erinnerte an jene Zeit, als ganz Europa auf das edle, ruhmwürdige Volk als auf den Stolz der Christenheit die Augen richtete. Kein Stand, der da gefehlt hätte! Neben dem armen Arbeiter, der sich schwere Opfer auferlegte, um die Kosten der Reise zu bestreiten, war der vermögliche Bürger, neben dem Landmann der Universitäts-Professor von Krakau und von Agram, neben dem einfachen Dorfvikar der Bischof, neben dem niederen Volke Grafen und Fürsten. Alle vereinigte Ein Band des Glaubens und der Hingabe an Gottes obersten Stellvertreter, das heiligste Interesse der Menschheit auf Erden.

---

[1] Memorie storico-critiche archeologiche dei santi Cirillo e Metodio e del loro apostolato fra le genti slave per Domenico Bartolini, prete del titolo di S. Marco, cardinale d. s. Rom. chiesa, prefetto d. s. congregazione dei riti. Roma, tipogr. Vaticana, 1881. Gr. 8°. XXIX u. 256 S.

Papst Leo XIII. empfing die Pilger mit dem Glanze, den die Gefangenschaft gestattete. Bosniens und Diakovars Bischof, Stroßmayer, nahm das Wort, von sieben slavischen Bischöfen umgeben. Mit unübertrefflicher Beredsamkeit wies er darauf hin: da wo Petrus ist, da ist die Kirche. Ergreifend war der Augenblick, als er mit der Aufforderung schloß, feierlich zu geloben, in steter Verbindung mit dem Apostolischen Stuhle zu verharren, und der lautlosen Stille der enthusiastische Zuruf in allen Sprachen folgte.

Jene Tage werden den Pilgern unvergeßlich sein; in die heimathlichen Kreise zurückgekehrt, werden sie Kindern und Kindeskindern davon erzählen. Rom, das wahre Rom, nicht das freche, eingedrungene Gesindel, leistete das Mögliche, die schnell vorübergehenden Tage zu verschönern; doch wir wollen nicht Bekanntes wiederholen. Aber auch ein bleibendes Denkmal sollte sie erfreuen. Das herrliche Wirken jenes glänzenden Doppelgestirns, dessen Fest sie hierhergeführt, sollte auf eine zuverlässige Weise geschildert werden. Dieser Mühe unterzog sich der durch seine gelehrten Arbeiten, namentlich durch sein vortreffliches Buch über Papst Zacharias (siehe diese Zeitschrift, Bd. XVI. S. 430), allen unsern Lesern rühmlichst bekannte Cardinal Bartolini in oben angegebenem Werke. Nicht darum war es ihm zu thun, in minutiösen Untersuchungen von ferner liegenden Gegenständen sich zu verlieren oder in kritischen Excursen abzuschweifen, sondern die leuchtenden Gestalten unserer Apostel auf Grund sicherer Quellen und mit Benützung der einschlägigen Literatur vorzuführen, und das ist ihm auch vollkommen gelungen [1].

Hierin wollen wir ihm folgen; beide Lebensbilder sind zu wenig bekannt und bieten des Interesses zu viel, als daß es den Lesern dieser Zeitschrift nicht erwünscht sein sollte. Man wird es uns erlauben, nach Umständen Einiges zur Geschichte, Geographie und Literatur beizufügen oder eine etwa abweichende Ansicht kundzugeben.

---

[1] Andere Fragen, z. B. über das Verhältniß der slavischen Völker zum Apostolischen Stuhl, überging er, weil hierüber, wie er im Vorwort äußert, gleichzeitig von Andern in Rom geschrieben wurde. So von: Balan, delle relazioni fra la chiesa cattolica e gli Slavi della Bolgaria, Bosnia, Serbia ed Erzegovina; dann die zwei in der Accademia di religione cattolica gehaltenen Vorträge von Pressutti: 1) Il papato e la civiltà dei Slavi meridionali; 2) Dei papi e dell' apostolato slavo dei SS. Cirillo e Metodio in ordine alla religione, alla letteratura ed alla politica.

Cardinal Bartolini beginnt also mit der Erörterung der Quellen[1], und zwar zunächst mit jener der verschiedenen Legenden. An die Spitze derselben stellt er die italienische[2], wie sie gewöhnlich genannt wird, oder die römische, wie er sie aus dem Grunde genannt wissen will, weil ihr Verfasser, Gauderich, Bischof von Velletri, einer in der Nähe von Rom gelegenen Stadt, gewesen und in Rom selbst unseren Heiligen persönlich nahegestanden. Mit Recht bestimmte ihn die Autorität eines solchen Mannes, der die Nachrichten über jene aus ihrem eigenen Munde geschöpft, dieser Legende vor allen übrigen als der glaubwürdigsten den Vorzug einzuräumen. Ihr zunächst, der Zeit der Abfassung nach, folgt die pannonische[3] Legende, und zwar die erste pannonische, so genannt, um sie von einer zweiten gleichen Namens zu unterscheiden; sie ist die ausführlichste von allen. Ist ihr Ver-

---

[1] Vgl. die Bollandisten Acta SS. 9 mart. (1668), t. II. p. 12 sq. Von den Quellen handeln besonders Schafarik (Slavische Alterthümer. Deutsch von Mosig v. Ährenfeld. Leipzig 1844. II. S. 471—472), welcher mit großem Fleiße die griechischen, lateinischen und slavischen Quellen und alten Zeugnisse über Konstantin und Method zusammenstellte und als die beiden gründlichsten Schriften über diesen Gegenstand Dobrowsky's a) Kyrillos und Methodios (Prag 1823), b) Die mährische Legende (1826) bezeichnete; Dümmler (Die pannonische Legende vom hl. Methodius, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichte. Bd. XIII. [1854], S. 147 ff., und separat), welcher zwar zunächst mit dieser sich auf das Eingehendste befaßt, ihre von Miklosich verfertigte lateinische Übersetzung aus dem Altrussischen, nach dem einzigen in Moskau befindlichen Manuscript vom 16. Jahrhundert gibt und mit Anmerkungen und Excursen erläutert, aber auch die übrigen Quellen, freilich kurz, bespricht; Ginzel (Geschichte der Slavenapostel Cyrill und Method. 2. Ausg. Wien 1861. I. S. 5 ff.; im Anhang folgen die Legenden und Documente). Seitdem wurden nicht nur die Quellen durch Auffindung päpstlicher Regesten im Britischen Museum, wovon weiter unten, bereichert, sondern auch die hierauf bezügliche Literatur bedeutend vermehrt. Bemerkt seien hier der Bischof Uspensky, welcher mit Unrecht drei Cyrille annimmt, und Woronoff (Die hauptsächlichsten Quellen zur Geschichte der heiligen Cyrill und Method [russisch]. Kiew 1877); ihre Arbeiten bespricht Jagic im Archiv für slavische Philologie (Bd. IV. S. 297—316, und S. 99 ff., 266 ff.); Gromnicki (Die heiligen Cyrill und Method) in den Rozprawy etc., d. i. Abhandlungen und Berichte der Krakauer Akademie. Histor.-philos. Cl. XI. 1879 f.; zehn Lobreden oder kürzere Leben, in den Fontes rerum Bohem. (Prameny etc.). I. Prag 1873 (meist slavisch). Vgl. auch Nilles S. J., Calendarium. T. 1. 1879. p. 103 sqq.; Cardinal Hergenröther, Handbuch der Kirchengeschichte, III. S. 242; Chevalier, Répertoire d. sources histor. du moyen-âge, I. p. 535. Von Martinov und Anderen wird später die Rede sein.

[2] Ed. Acta SS. 9 mart., II. p. 19 sq.; Ginzel a. a. O. S. 6 ff.; sie wird auch translatio corporis S. Clementis genannt. Schafarik (a. a. O. S. 471) heißt sie auch die „erste"; das elfte Jahrhundert, dem er sie zuweist, ist offenbarer Druckfehler für neuntes Jahrhundert.

[3] Edirt von Dümmler S. 156—163; siehe oben Anmerkung 1; Ginzel a. a. O. S. 20 ff.; sie wird auch unter dem Namen „Legende von Methodius" citirt.

fasser auch nicht bekannt, so geht doch so viel aus ihrem Inhalt[1] hervor, daß sie ein Schüler des hl. Method bald nach seinem Tode († 885) geschrieben haben muß. „In unserer Zeit," sagt sie, „hat Gott um unseres Volkes willen unsern Lehrer, den seligen Method, erweckt", und gibt hierauf den Verlauf seines Lebens mit gar manchen Nachrichten, welche sich in keiner anderen Legende finden. Sie gehört demnach etwa dem Ende des neunten Jahrhunderts an. Da ferner ihr Verfasser sich als Schüler des in Groß-Mähren und Unter-Pannonien apostolisch thätigen Method bezeichnet und von den Mähren selbst unterscheidet, so scheint er aus dem Letzteren zu sein, und daher denn auch der Name: die pannonische Legende. Daß er auf katholischem Boden steht und den Papst als Oberhaupt der Kirche anerkennt, ergibt sich aus vielen Stellen[2]. Ob aber die Legende durchaus unverfälscht bis auf uns gekommen, ist eine andere Frage. Da der griechische Urtext verloren ist und der altrussische Text, den wir besitzen, erst dem 14. Jahrhundert angehört, so läßt sich, sagt Dümmler[3], durch sprachliche Gründe nicht entscheiden, ob der ursprüngliche Text unserer Quelle durch spätere Zusätze vermehrt worden sei; auch nach inneren Wahrzeichen, fügt er bei, ist es mir nicht gelungen, hierüber etwas Sicheres auszumachen. Cardinal Bartolini aber meint, eine zweite, wie es scheint schismatische, Hand habe sich da und dort Zusätze erlaubt; als einen derartigen bezeichnet er die angebliche Übersetzung des Nomo-Kanon (griechische Rechtssammlung), sowie die Erzählung einer spätern Reise Methods nach Konstantinopel zum griechischen Kaiser und zum Patriarchen, welche auch Dümmler[4] „sehr auffallend" findet und sich nur als ein „Versehen" erklärt, das er „nicht zu entziffern vermöge". Später[5] nennt er unsere Legende eine altrussische Überarbeitung.

Von gleichem Werthe wie diese pannonische Legende ist eine zweite pannonische oder, wie sie jetzt genannt wird, die altserbische, bekannt auch unter dem Namen: Leben des hl. Konstantin oder Cyrill[6]. Von Manchen

---

[1] Der Titel lautet: Mensis Aprilis VI. die Commemoratio et vita beati patris nostri et doctoris Methodii archiepiscopi Moravici. Den Schluß bildet ein Gebet zu Method: nos respiciens desiderantes te, libera discipulos tuos ab omni periculo, et doctrinam propagans ... ut ... perveniamus ad te tuus grex.

[2] Ebenso Dümmler a. a. O. S. 151—152; die Lehre unseres Autors vom heiligen Geist im Gegensatze zu den lateinischen Geistlichen wird wohl von Dümmler, nicht aber von Cardinal Bartolini erwähnt; eine Erörterung dieses Punktes wäre sehr erwünscht gewesen.

[3] A. a. O. S. 151. 153.

[4] A. a. O. S. 196.

[5] Im Jahre 1870, in der Einleitung zum Leben Konstantins; siehe die folgende Anmerkung.

[6] Edirt von Schafarik, altserbisch-slovenisch 1851; dann besser mit Benützung von 17 Handschriften, jedoch mit Übergehung der späteren interpolirten Texte, von Miklosich, Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Cl. Wien 1870. XIX. S. 214 ff., und in lateinischer Übersetzung S. 230—246. Ein

wird sie dem hl. Clemens, Schüler des hl. Cyrill und Erzbischof[1] der Bulgaren, zugeschrieben. Doch findet sich in ihr einiges Ungenaue, ja Ungereimte, so daß Cardinal Bartolini sie als nicht reine Quelle bezeichnet. Da sie, sagt Dümmler[2], „gleich der pannonischen Legende nur in einer späten Überarbeitung des 15. Jahrhunderts und in zum Theil noch jüngeren Handschriften erhalten, muß sie die Gewähr ihrer Echtheit und Zuverlässigkeit, für welche die äußere Beglaubigung mangelt, lediglich in sich selbst tragen"; als Resultat einer eingehenden Untersuchung hierüber ergibt sich ihm ihre hohe Glaubwürdigkeit im Ganzen, abgesehen nämlich von Nebenumständen, sowie von den soeben bemerkten Zusätzen, deren Vorhandensein er nicht absolut bestreitet.

Aus weit späterer Zeit als die italienische und die pannonische Legende ist die mährische[3], welche auch nicht die gleiche einfache, ungekünstelte Darstellung aufweist. In den ersten Theilen herrscht volle Übereinstimmung mit der italienischen; wenn sie indessen in einigen anderen Stücken von ihr abweicht und durch sie zu berichtigen ist, namentlich da, wo sie im Wider-

---

Auszug beider pannonischen Legenden bei Martinov, Annus eccl. graeco-slavus, in den Acta SS. Oct., t. XI. p. 168—171; ein deutscher bei Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen. Wien 1848. Nach Miklosich beruhen alle slovenischen Texte höchst wahrscheinlich auf einer bulgarischen Quelle; ob diese aus einer griechischen abzuleiten sei, läßt er dahingestellt sein.

[1] Er wird bald Erzbischof von Bulgarien oder Erzbischof von Achrida, bald Bischof von Velica genannt, wobei nicht mit Zachariä v. Lingenthal (Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche; Mém. de l'académie impér. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 8. n. 3. p. 13) an Velica im heutigen Slavonien gedacht werden kann; es ist vielmehr Welese (slavonisch) oder Köprülü (türkisch) am Wardar; ich verweise auf meinen Artikel im Historischen Jahrbuch, I. S. 96—98; auch siehe hier unten S. 43.

[2] In seiner Einleitung zu Miklosich a. a. O. S. 206; er bespricht dann das Dafür und das Dawider, die fremden Einschiebsel und betreffende Literatur, und erklärt zum Schluß, daß wir es mit dem Werk eines wohlunterrichteten Zeitgenossen zu thun haben, welches an innerem Werth dem Leben des hl. Method (der pannonischen Legende) nicht nachstehe; auch betont er, daß in demselben ein Gegensatz zwischen der griechischen und römischen Kirche nicht zum Ausdruck komme — ein Beweis für sein hohes Alter! Auf der altserbischen Legende fußen die Arbeiten von Schlözer in Nestors Russischen Annalen, II.; Philaret (griechisch-schismatischer Bischof von Riga), Cyrill und Method, in's Deutsche übersetzt 1847; Léger, Cyrille et Méthode. Paris 1868. — Aufmerksam gemacht sei hier nur auf die Lehre des heiligen Geistes bei Cyrillus, Kap. 9, S. 236: „In nomine Dei unius et verbi ejus . . . et spiritus vivificantis, per quem omnis virtus eorum stat", und: „verbum et spiritum scriptura praedicat; si quis te honore prosequitur, sed verbum tuum et spiritum oris tui in honore non habet . . ." Welches Zeugniß der orientalischen Kirche zur Zeit des Photius für die katholische Lehre!

[3] In den Acta SS. 9 mart., II. p. 22; dann besser bei Dobrowsky, 1826 (s. oben S. 40, Anm. 1), und Ginzel a. a. O. S. 12 ff.; Schafarik schreibt sie dem 14. Jahrhundert zu.

spruch mit dem Augenzeugen Gauderich von einer Hinwegführung der Leiche des hl. Cyrill aus Rom und ihrer durch ein Wunder dieses Heiligen bewirkten Zurückführung berichtet, so haben wir ihr doch auch einiges Neue zu verdanken.

Die kürzeste Legende ist die böhmische[1], ein Auszug aus der Legende von der hl. Ludmilla, gleich der vorhergehenden aus späterer Zeit, nach Schafarik aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Bei dem Wenigen, das sie gibt, enthält sie viel Irriges.

Die letzte erwähnenswerthe Legende ist die bulgarische[2], oder: Das Leben des hl. Clemens († 916), eines Schülers des hl. Method, nach dessen Tode, wenn nicht schon früher, er Erzbischof im südwestlichen Theile des bulgarischen Reiches geworden ist, daher auch seine Titel: Erzbischof von Bulgarien[3], oder Bischof von Velica[4] oder Belitza, d. i. weder Varna, wie Assemani[5] wähnt, noch Velica im heutigen Slavonien, wie Zachariä v. Lingenthal[6] will, sondern Köprülü am Wardar, welches seinen andern, den slavischen Namen, Welese[7], noch heutzutage bewahrt hat; auch findet man ihn Erzbischof von Achrida genannt, wo sein Gönner, der Bulgarenkönig Simeon, residirte und Clemens zu verweilen pflegte und begraben wurde. Cardinal Bartolini meint, die Legende sei bald nach dem Tode des hl. Method geschrieben, nach Anderen soll Theophylakt, griechischer Metropolit von Achrida († 1107), der Verfasser sein; wie dem auch sei, jedenfalls war er ein Schismatiker, welcher das Leben des hl. Clemens entstellte. Wenn er diesen als von der römischen Kirche getrennt darstellt, so hat dieß kein größeres historisches Gewicht[8], als wenn dieselbe Voreingenommenheit sogar den hl. Method und den hl. Cyrill zu Schismatikern macht; verstiegen sich doch in unsern Tagen russische Federn so weit, zu läugnen, daß die beiden Heiligen jemals in Rom gewesen! Ein zweites, von Grigorovich, Professor der Universität Kasan, aufgefundenes, kürzeres Leben[9] des hl. Clemens weiß von

---

[1] Acta SS. 16 sept., t. V. p. 355. Ginzel a. a. O. S. 19—20.

[2] Griechisch edirt von Pampereus 1802 und von Miklosich 1847, lateinisch bei Ginzel S. 32 ff.

[3] In einem Buche über bulgarische Heilige bei Martinov, Ann. gr., l. c. p. 288.

[4] Martinov l. c. p. 288 und p. 187 sq.

[5] Calendarium ecclesiae universae, t. III. p. 145.

[6] Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche in Mém. de l'académie impér. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 8. n. 3. p. 13.

[7] Vgl. meinen Artikel im Historischen Jahrbuch, I. S. 76—98; Stimmen aus Maria-Laach, 1873, Bd. IV. S. 551.

[8] Einzig durch die Autorität dieser vita hat sich Assemani (l. c. III. p. 154) zur Annahme verleiten lassen, Clemens den Schismatikern beizuzählen; deßgleichen Ginzel, obwohl auch er besagte vita durch schismatische Hand entstellt und von geringem historischem Werthe glaubt.

[9] Miklosich (l. c. p. XXII. no. VII), wie ich, da mir das Werk nicht zur Hand ist, aus einer gütigen Zuschrift V. Lah's und aus Martinov (Annus etc.,

einem schismatischen Verhalten desselben nichts; laut ihm war er am Achridasee thätig und dem hl. Method unterworfen.

Das sind also die sechs oder sieben Legenden, deren charakteristische Merkmale man vor Augen haben muß, wenn man im weiteren Verlauf stets auf sie zurückkommt; nach dem Werth der einzelnen und ihrer größeren oder geringeren Übereinstimmung bieten sie ein anschauliches, im Ganzen getreues, in Vielem mehr oder minder sicheres Bild des Lebens unserer Heiligen. Eine zweite Quelle eröffnet sich in den apostolischen Sendschreiben der Päpste. Die meisten waren schon längst bekannt, einige kamen durch einen glücklichen Fund im Britischen Museum erst im vorigen Jahre an's Licht. Das erste[1] ist der vielangefochtene, berühmte Brief Papst Hadrians II. (867—872) an die Slavenfürsten Rastitz (Radislaw) und Kozel. Von Papst Johann VIII. sind neun den hl. Method betreffende Briefe erhalten, unter ihnen vier, wie eben bemerkt, neuaufgefundene. Von allen diesen und ein paar andern gleichzeitigen Zeugnissen wird später die Rede sein.

Einer dritten Quelle, sehr alten Gemälden, welche Züge aus dem Leben des hl. Cyrill darstellen und durch Ausgrabungen jüngster Zeit in der primitiven Basilica des hl. Clemens zu Rom zu Tage gefördert wurden, widmet unser Verfasser eine eigene, längere archäologische Untersuchung. Zwei derselben reichen bis in das Jahrhundert hinab, in welchem Cyrill lebte; ein drittes ist aus dem elften Jahrhundert. Das eine zeigt uns den griechischen Kaiser Michael, welcher den hl. Cyrill nach Mähren sendet; das andere den hl. Cyrill, wie er dem Rastitz, dem Beherrscher des großmährischen Reiches, die Taufe spendet; das dritte endlich die Übertragung des Leibes unseres Heiligen aus der Vaticanischen Basilica in die Clemenskirche. Aus ihnen erhellt ebensowohl die von der pannonischen (?) und von der bulgarischen (?) Legende mit Stillschweigen übergangene bischöfliche Würde Cyrills, als auch die ihm zu Rom zu Theil gewordene Anerkennung und die ihm zuerkannte Ehre der Altäre. Dieß sind die vorzüglichsten Quellen, auf Grund deren unser Verfasser ein treues historisches Bild der beiden Slavenapostel entwirft. In einem Anhange, für welchen wir ihm gleichfalls nur Dank wissen können, bespricht er hochverehrte slavische Gemälde der Apostelfürsten in der Vaticanischen Basilica; wir wollen am Schlusse hierauf zurückkommen und jetzt zur Geschichte unserer Heiligen selbst übergehen.

* * *

Nicht lange nachdem der hl. Ignatius den byzantinischen Patriarchenstuhl (846) bestiegen, kamen aus fernem hohen Norden Ge-

---

p. 187) ersehe. Jedoch ist nicht zu verschweigen, daß es sich bei Dümmler (S. 155) u. A. keines hohen Ansehens erfreut. Schafarik gab dieß Leben zu Prag 1853 heraus.

[1] Schon Papst Hadrians Vorgänger, Papst Nikolaus I. († 13. November 867), lud unsere Heiligen nach Rom ein.

sandte der Chazaren[1] nach Konstantinopel, um sich von der heiligen Kaiserin Theodora[2], welche während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Michael III. die Regentschaft führte, christliche Glaubensboten zu erbitten. Dieß zum ural-altaischen Stamm gehörende, finnisch-türkische[3] Volk stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Aus den inneren Steppen des alten Sarmatiens war es hervorgebrochen, hatte alle Stämme jenseits des Dons und längs der nördlichen und nordwestlichen Gestade des Schwarzen Meeres und nordwärts bis zur mittleren Wolga, südöstlich bis zum Ostufer des Kaspischen Meeres theils vollständig unterjocht, theils tributpflichtig gemacht. Die Berge des Kaukasus schieden es von den Ländern des Chalifen. Um die ungeheure Ausdehnung dieses Reiches recht anschaulich vor Augen zu stellen, gibt Cardinal Bartolini in einem interessanten Vergleiche alle russischen Provinzen oder Gouvernements, 24 an der Zahl, welche von den gegenwärtigen 52, sei es ganz, sei es wenigstens zum Theile, dem damaligen Besitzstand entsprochen[4]. Mit Recht wird als beachtenswerth hervorgehoben, daß sich unter den dem chazarischen Scepter sich Beugenden Kiew, die hochberühmte erste Metropole und Wiege des russischen Kolosses, befand, wie sich denn auch heute[5] noch in verschiedenen Gegenden Rußlands auf die Chazaren hinweisende Namen und Denkmäler erhalten haben. Aber der Größe ihrer Macht entsprach nicht die Religion und Cultur der Chazaren. Dichte Nacht des Heidenthums lag über sie ausgebreitet; vielleicht beteten sie gleich den stammverwandten Bulgaren und anderen türkischen Stämmen das Feuer[6] an. Auch der Islam

[1] Andere schreiben Chasaren; arabische Karten bei Lelewel (Géographie du moyen-âge) geben Chozaren (Chosaren); Schafarik hat Kosaren; besonders lange hat sich der Name Gazaren in Gazarien (Krim) erhalten; s. Bruun, Notices hist. etc., conc. les colonies italiennes en Gazarie; Mém. de l'académie imp. d. sciences de St-Pétersbourg, S. VII. t. 10. n. 9.

[2] Acta SS. 11 febr., II. p. 554 sqq.

[3] Die ehedem vorherrschende Meinung, als seien die Chazaren ein slavisches Volk gewesen, ist nicht mehr haltbar.

[4] Über Einzelnes ließe sich hier rechten, insbesondere ob das heutige Bessarabien den unterjochten Provinzen beizuzählen sei. Spruner-Menke's Historischer Handatlas (3. Aufl. 1880, Europa Nr. 3) und Stielers Handatlas (1880, Karte Nr. 49) sind zu Grunde gelegt und die erste Karte von Cardinal Bartolini seinem Werke beigegeben; ein paar Druckfehler wird der Leser leicht corrigiren.

[5] Schafarik a. a. O., II. S. 64—65; von der Ausdehnung der Chazaren-Herrschaft handelt er II. S. 63 ff., 77 ff., 83. 119—120. 127. 129.

[6] Stimmen aus Maria-Laach, 1873, Bd. IV. S. 48; Muralt, Chronographie byzantine. St-Pétersbourg 1855. I. p. 709.

hatte bereits bei ihnen Eingang gefunden, wozu mohammedanische Kaufleute viel beitrugen. Nicht minder günstiger Aufnahme erfreute sich das Judenthum. Zwar sind wir weit entfernt, auf dessen frühzeitige starke Verbreitung aus jenen bis über die Zeit Christi hinausreichenden hebräischen Inschriften der Krim zu schließen, welche in unseren Tagen unter den Philologen und Historikern eine heftige Fehde hervorgerufen haben. Denn dieselben haben sich als eine gemeine Fälschung des Juden Abraham Firkowitsch herausgestellt [1], welcher sie auf Grabschriften und in Bibelmanuscripten vornahm, um einem Vorwurf der Russen gegen seine Glaubensgenossen die Spitze abzubrechen. Allein daß ihre Zahl nicht gering gewesen, zeigt die Disputation, welche der hl. Cyrill mit ihnen, gleichwie mit den Mohammedanern am Hof des Chazaren-Chakans hatte, und die freilich nicht über allen Zweifel erhabene Angabe der pannonischen Legende, er habe um derselben willen die hebräische und samaritanische Sprache erlernt; ermangelten sie doch so wenig des Einflusses und der Bedeutung, daß das folgende Jahrhundert einen jüdischen König auf dem Throne der Chazaren fand.

Aber auch die Kenntniß und die Überlegenheit des Christenthums war den Chazaren nicht fremd geblieben. Der hl. Abo [2], ein mohammedanischer Araber, war nach Georgien und von da zu den Chazaren gekommen, wo er den Islam abschwor und Christ wurde († um 787). Die Halbinsel Krim, oder Gazarien, wie sie nach unserem Volke bis zum 15. und 16. Jahrhundert genannt wurde, gehörte ihm um unsere Zeit nicht vollständig; die südliche Küste gehorchte noch den Griechen. Hier lag Cherson, nicht mit der heutigen gleichnamigen russischen Provinzialhauptstadt am Dnjepr zu verwechseln; aus seinen Trümmern wurde in unserem Jahrhundert das seit dem englisch-französisch-russischen Krimkrieg so bekannt gewordene Sebastopol erbaut; nur ein Kloster und eine Kirche zwischen Sebastopol und Kamirsch haben den alten Namen Cherson erhalten; dieß hatte seit uralter Zeit seinen Bischof. Neben ihm ostwärts, gleichfalls hart an der chazarischen Grenze, lag die Diöcese Gothia, ein District, dem Überreste der alten Gothen den Namen gegeben hatten. Noch der berühmte Franciscaner Rubruquis (Ruysbroek) fand hier, zwischen Cherson und Soldaia (Sudag, westlich von Kaffa),

[1] Vgl. Stracks Vortrag auf der Versammlung der Orientalisten im Jahre 1879 (gegen Chwolson ꝛc.); Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1880, S. 163 ff.

[2] Martinov, Annus eccl. graeco-slavus, 6 jan., p. 32.

auf dem Weg zum Mongolenchan Mangoa (1253) Gothen deutscher Zunge, und drei Jahrhunderte später noch, zur Zeit Busbeks (1554), bewahrten Bewohner der Südküste der Krim eine Zahl gothischer Worte. Ihnen predigte Johann, Bischof von Gothia, um 757—800, in der lateinischen und griechischen Kirche[1] als heilig verehrt. Ein weiteres Bisthum, Phullä, auf das wir zurückkommen werden, lag gleichfalls nicht ferne. Kein Wunder also, daß die Chazaren den Christen ihre Augen zuwandten; eher möchte Wunder nehmen, daß dieß nicht schon längst geschehen, zumal da die Geschichte mehr als ein Beispiel sehr freundschaftlichen Verkehrs zwischen ihnen und den Griechen bietet. Jetzt lag das um so näher, als jene sich auf der einen Seite von den Arabern, auf der anderen von den Petschenegen und vom Abfall der Russen bedroht sahen. Sie hatten daher schon um 833—839 von den Griechen sich Baumeister zur Befestigung Sarkels (Bjelajewa am Don) erbeten, welches ihre Hauptstadt sein sollte, bis mit seiner Einnahme durch die Russen im Jahre 964 ihre Macht gebrochen wurde. Nach Befestigung der Stadt verlangten sie die Glaubensboten.

Um ihrer Bitte zu entsprechen, wandte sich Kaiser Michael, oder besser seine Mutter, die Kaiserin Theodora, an den Patriarchen Ignatius, und dieser fand für das schwierige Amt keinen geeigneteren als unseren Konstantin, oder wie er später genannt wurde und wie wir ihn fortan nennen wollen, Cyrillus. Er und sein älterer Bruder, der hl. Methodius, stammten aus einer reichen, hochangesehenen Familie zu Thessalonich, die Mutter war aus einem Senatorengeschlechte. Die Studien, welche sie in ihrer wegen ihres religiösen Sinnes, Kunstliebe und Pflege der Wissenschaft gerühmten Vaterstadt begannen, setzten sie mit großem Erfolge zu Konstantinopel fort. Cyrillus insbesondere erwarben sein außerordentliches Talent und seine Gelehrsamkeit den ehrenvollen Beinamen: der Philosoph; nicht minder spricht hierfür die hervorragende Stelle eines Präfecten der Patriarchalbibliothek von St. Sophia, welche ihm übertragen worden sein soll. Unter seinen Lehrern befand sich Photius, der spätere Stifter des orientalischen Schismas. Die Freundschaftsbande aber, welche den Schüler mit dem Lehrer verbanden, zerriß

[1] Acta SS., 26 jun., V. p. 184 sq.; Martinov, Annus eccl., 19.—31. mai., 26 jun., p. 132. 143. 162. Nach Schafarik (a. a. O., I. S. 426) erhielten sich die Gothen in der Krim bis in's 17. Jahrhundert. Aber der russische (?) Bischof von Kaffa führte selbst noch im 18. Jahrhundert den bischöflichen Titel, auch den von Gothia.

frühzeitig (um 848) des Photius Aufstellung der Irrlehre von zwei Seelen im Menschen, was unseren Heiligen, nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen und päpstlichen Bibliothekars Anastasius, bewog, sogleich seinem Lehrer Vorwürfe zu machen und auf dessen nichtige Erwiederung in die Worte auszubrechen: „O Thorheit, o Eitelkeit der Gelehrsamkeit der Welt!" Er selbst, welchen Anastasius als „einen Mann von großer Heiligkeit" rühmt, ließ sich so wenig von allem Glanz dieser Erde blenden, daß er demselben die Entsagung des klösterlichen Lebens vorzog. Das war der Mann, welcher für die chazarische Mission auserkoren wurde.

Wann ging er dahin ab? Das läßt sich kaum mit Sicherheit bestimmen [1]. Cardinal Bartolini meint, mit den Bollandisten und mit Assemani, um das Jahr 848, bald nach dem eben gemeldeten Auftritt zwischen Cyrill und Photius. Zuerst begab er sich nach dem bereits besprochenen Cherson, der Pforte des Chazarenreiches, dem Sitze des griechischen Gouverneurs und eines griechischen Bischofs. Hier verweilte er einige Zeit zur Erlernung der chazarischen Sprache. Während dieses Aufenthaltes geschah es, daß durch ihn der Leib des hl. Clemens I., Schülers und Nachfolgers des Apostelfürsten, aufgefunden [2] wurde, welcher in der Nähe von hier unter Kaiser Trajan Exil und Martyrium erlitten hat. Das Andenken des hochgefeierten Papstes hatte allerdings in der Tradition des Volkes fortgelebt, aber unserem Heiligen war es vorbehalten, den Ort des Begräbnisses wieder ausfindig zu machen; er nahm den kostbaren Schatz auf sein eigenes Haupt und trug ihn, vom Bischof und Clerus und Volk begleitet, unter dem Gesange der Hymnen in die Hauptkirche der Stadt. Fortan behielt er ihn bei sich, bis es ihm gelang, ihn nach Rom zu bringen. Ein heidnischer Kaiser hatte den standhaften Glaubensbekenner einst an die äußerste Grenze des römischen Reiches in die Verbannung geschickt, das Meer sollte seine Überreste für immer den Menschen entziehen; und der Vorsehung Gottes

[1] Um 840, sagt Schafarik; um 843, nehmen Stredowsky und Kohl an; nach 851 Dümmler und Miklosich, 858 Kopitar, 861 Ginzel, 867 Kulcinski. Da nach Ginzel selbst schon 862 die Rückkehr Cyrills nach Konstantinopel erfolgte, so bleibt bei ihm für den Aufenthalt des Cyrill bei den Chazaren nur eine kurze Spanne Zeit, welche mit den Nachrichten über sein Apostolat schwer in Einklang zu bringen ist.

[2] Cardinal Hergenröther, Photius, II. S. 35; Handbuch der Kirchengeschichte, III. S. 91. Martinov, Annus eccl., 30 jan., 25 nov., p. 57. 288. Assemani, Calendar. eccl. univ. t. VI. p. 111. Die italienische Legende, ed. Acta SS., p. 20. Die mährische Legende, Nr. 1 ff. Ginzel a. a. O. S. 33.

gefiel es, einen Griechen zu Chazaren zu senden, um sie im Triumphe in den Mittelpunkt der Christenheit zum Staunen und zur Freude des in Jubelgeschrei ausbrechenden Volkes zurückzubringen. Die Leiber Beider, des Clemens und des Cyrill, sollte einst Eine Kirche aufnehmen, dort sollten die aus allen Theilen der ganzen Erde zusammenströmenden Gläubigen für immerwährende Zeit ihr Andenken gemeinsam segnen.

Nach dem Bericht der pannonischen Legende fand Cyrill in Cherson auch ein Evangelium und die Psalmen in russischer Sprache. Allein das ist durchaus unrichtig, und mit Recht zählt daher Cardinal Bartolini diese Nachricht den bereits bemerkten Fälschungen einer späteren Hand bei, wie denn auch Wattenbach[1] sie als späteren Zusatz ansieht. Denn die Erfindung der slavischen Schrift und die erste Übersetzung der heiligen Schrift in's Slavische ist das Werk unseres heiligen Brüderpaares. Ist aber diese Angabe rein aus der Luft gegriffen oder liegt ihr irgend etwas Wahres zu Grunde? Nicht unmöglich, daß der Verfasser oder jener Fälscher sich eine Verwechslung des Russischen mit dem Gothischen zu Schulden kommen ließ. Das muthmaßt Cardinal Bartolini[2], und dafür würde auch die Nähe der Gothen der Krim sprechen, bei welchen sich eine gothische Bibel Ulfila's erhalten haben konnte.

Dahingestellt bleibe auch die Wahrheit der anderen Nachricht der pannonischen Legende, Cyrill habe hier die hebräische und samaritanische Sprache der Juden wegen erlernt; denn man möchte fragen, ob er das für nothwendig gehalten, da diese doch sicherlich die Sprache des Landes gesprochen haben; zur Widerlegung der jüdischen Gelehrten würde die Kenntniß jener Sprachen allerdings von Belang gewesen sein, und das um so mehr, als gerade das Umsichgreifen des Judenthums nebst dem des Islams, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der verschiedenen Legenden, eines der Hauptmotive des Chakans zur Berufung der Missionäre gewesen und auch anderweitig[3] in der Geschichte gemeldet wird.

---

[1] Beiträge (a. a. O.) S. 35.

[2] Deßgleichen auch Léger l. c. p. 67. Dümmler (Die Legende vom hl. Cyrillus, S. 210) läßt unentschieden, ob späterer Zusatz oder Verwechslung. Cardinal Bartolini denkt eigentlich nur an gothische oder andere bei den Chazaren übliche Schriftzeichen.

[3] Christian Druthmar schließt aus dem Umsichgreifen des Judenthums bei den Chazaren und den Taufen bei den Bulgaren, diesen beiden gentes Hunnorum, Gog et Magog, auf die Nähe des Antichrists (ed. Max. bibliotheca PP. Lugdun. t. XV. p. 158), dem die Verkündung des Glaubens bei allen Völkern vorausgehe. Dümmler machte auf die Stelle aufmerksam.

Wie dem auch sei, unser Heiliger machte sich auf den Weg zum chazarischen Fürstenhof, und seine mit jüdischen und mohammedanischen Gelehrten dort gehaltene öffentliche Disputation muß den Chakan vollständig befriedigt haben. Denn er erließ die Aufforderung: wer immer wolle, solle sich taufen lassen, und sie fand williges Gehör; es wird schlechthin berichtet, die Chazaren haben den christlichen Glauben angenommen. Leider schweigen alle Legenden von den näheren Umständen, von den Gegenden, die er durchwandert, den Orten, welche seinen Worten gelauscht und auf seine Predigt hin dem Heidenthum entsagt haben. Nur daß er bis zu den kaspischen Gebirgspässen, d. i. dem heutigen Paß Darîel, also bis zur Grenze der Reiche der Chazaren und des Chalifen, vorgedrungen [1], wird bezeugt; daß er aus gleichem Grunde auf der anderen Seite bis zur chazarischen Grenze bei den Russen angelangt, mag demnach nicht der Wahrscheinlichkeit entbehren und würde die Verehrung unseres Heiligen bei den Russen um so mehr erklären. Außerdem begegnen wir nur einmal gelegentlich Phullä. Wo dieß aber lag, war nicht nur den älteren Historikern unbekannt, sondern auch die neuesten, wie Dümmler und Miklosich, wissen es nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Nach der gewöhnlichen Annahme lag es auf der Halbinsel Krim; Bruun, der die verschiedenen Meinungen der Gelehrten hierüber zusammenstellt [2], will auch dieß nicht als zweifellos gelten lassen. Soviel ist gewiß, daß es von Sudak, dem schönen Hafenplatz an der Südostküste der Krim, nicht ferne lag; denn später (1143—1158) wurden die Erzbisthümer Phullä [3] und Sugdäa, d. i. Sudak, zu einer Metropolitandiöcese [4] vereinigt. Aber nach welcher Seite hin? Jurgiewicz [5] ist mit Thunmann der Ansicht, es sei an jener Stelle gestanden, wo sich jetzt Tschufut-Kale, südwestlich von Sudak und östlich von Cherson oder Sebastopol, an der Küste befindet. Allein diese Gegend

[1] Ad Capias portas Caucasicorum montium, Legende vom hl. Cyrillus, ed. Dümmler-Miklosich l. c. p. 236, d. i. ohne Zweifel vielmehr ad Caspias portas, welchen Namen zwei Pässe führten: 1) der von Derbent; 2) der portae Caucasiae, auch portae Sarmaticae, jetzt Paß Dariel oder Terek, georgisch Chewi, genannt; vgl. Acta SS., 26. jun., V. p. 187; Mannert, Geographie der Griechen und Römer, IV. S. 367 406 ff., V. 2. S. 175; Klaproth, Voyage au M. Caucase, 1823, I. p. 461—463 (mit Karte), II. p. 224.

[2] Notices l. c. p. 12—13.

[3] Dieses fehlt bei P. Gams, Series episcoporum.

[4] Ordo thronorum etc., ed. Parthey, Not. graecae Epp., p. 136. n. 55.

[5] Bei Bruun l. c. p. 12; Köppen sucht es in den Ruinen von Ruscophilcastron bei Nikita, weicht also nicht viel von Jurgiewicz ab.

gehörte zur Diöceſe Gothia, welche weſtwärts bis zu jener von Cherſon reichte. Den Beweis liefert, um von Vielem[1] nur Eines zu berühren, der Grenzſtreit der Metropoliten von Cherſon und Gothia; denn Aluſta, um das es ſich unter Anderem handelte[2], das heutige Aluſchty, lag[3] oſtwärts von Cherſon und über 60 Werſt ſüdlich von Sudak. Phullä muß daher, da auch der Metropolit von Sugdäa-Phullä mit dem von Cherſon betreffs ihrer Grenzen Zwiſtigkeiten hatte, auf der anderen Seite von Cherſon gegen Nordweſt, weſtlich von Sudak geſtanden haben. Dort aber ſtand noch lange Follitiko, an deſſen Stelle jetzt Eupatoria getreten iſt und deſſen Name ſchon auf Phullä hinweiſt, weßhalb auch Bruun ſich ſehr geneigt zeigt, beide für identiſch zu halten. Das Eliſſus, jetzt Aleſchki, welches dem Metropoliten von Sudak, wohl als Erben der Diöceſe Phullä, im Jahre 1382 zugeſprochen[4] wurde, lag[5] übrigens bereits außerhalb der Krim, auf der gegenüberliegenden Küſte, an der Mündung des Oſtarmes des Dnjepr.

Hier alſo, auf der Nordweſtküſte der Krim (wenn nicht etwa ihr gegenüber), muß Phullä geſtanden haben. Dort ereignete ſich ein Vorgang, der lebhaft an den hl. Bonifaz und die alten Deutſchen erinnert; Cyrill ergriff eine Axt und fällte eine große Eiche in der Umgegend von Phullä, welche den heidniſchen Bewohnern heilig[6] war und unter der ſie zu opfern pflegten; ſie aber begleiteten ihn, ihr Fürſt an der Spitze, unter Geſängen und verbrannten den ihnen bis dahin heiligen Baum.

Daß ſie dem Chriſtenthum ſich zugewendet haben, beſtätigt die Thatſache, daß wir alsbald hierauf unter Kaiſer Leo (886—907) einem

---

[1] S. oben S. 47; Spruner-Menke, Hiſtoriſcher Atlas, Karte 88; Petermann, Geographiſche Mittheilungen, 1878, Karte 8 (S. 132). Im Jahre 1380 wurde Gothia von Cembalo (Balaklawa) bis Sudak von den Genueſen beſetzt.

[2] Cf. Miklosich et Müller, Acta patriarchatus Constant., II. p. 150. n. 419, p. 67. n. 367; Bruun l. c. p. 53.

[3] Vgl. Thomas, Der Periplus des Pontus Eurinus nach Münchener Handſchriften. Abhandlungen der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, I. Cl., Bd. 10, Abth. 1; ſiehe ſeine Karte, auf der es Luſta heißt, und S. 42; Bruun l. c. p. 48. 51. 53. In der Nähe von Aluſta, gleicherweiſe in Gothien, lagen Parthenitä, welches der Metropolit von Cherſon gleichfalls beanſpruchte, obwohl Johannes, Biſchof von Gothien, es um 800 beſeſſen hatte (Acta SS., jun., V. p. 191, F.), und Sikita, d. i. Nikita; da war für ein Bisthum Phullä kein Platz.

[4] Miklosich et Müller, Acta l. c. II. p. 42. coll. p. 148.

[5] Thomas a. a. O. S. 38—40; Bruun p. 13.

[6] Legende vom hl. Cyrill, Kap. 12, S. 241: „adoratis arborem“ etc.

Erzbisthum[1] Phullä begegnen. Unser Heiliger mochte seine Aufgabe erfüllt erachten und die Vollendung des Angefangenen seinen Nachfolgern überlassen, wobei freilich die Griechen wenig Eifer an den Tag legten[2]. Er kehrte also nach Konstantinopel zurück; die reichen Geschenke, welche man ihm dankbar beim Abschied anbot, verschmähte er. Dagegen erbat er sich die christlichen Gefangenen, welche man in Sklaverei hielt, und seine Bitte ward erhört. Dann zog er zu seinem Bruder in die stille Zelle des Klosters Polychron; hier erging jener Ruf an sie, welcher sie für alle Zeiten berühmt machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel Rattinger S. J.

Über Bewegungen im Pflanzenreich.

Von Alters her galt die Fähigkeit der Bewegung als eine der vorzüglichsten Eigenschaften, welche das Thierreich vom Pflanzenreich trennte. Man bedurfte weder eines Mikroskopes noch eines Mikrometers, um festzustellen, daß das Thier sich bewege, während die Pflanze im Boden wurzele. Heute dagegen scheint diese Schranke fallen zu sollen. Mit der größten Genauigkeit, wie sie eben unsere modernen Beobachtungen auszeichnet, werden alle nur möglichen Apparate benutzt, um dem thierischen Organismus das Monopol der Freizügigkeit zu nehmen und auch der Pflanze Bewegung zuzuerkennen. „Wenn wir," sagt Darwin, „z. B. einen großen Baum einer Akazie betrachten, so können wir sicher sein, daß jeder einzelne der zahllosen wachsenden Sprossen beständig kleine Ellipsen beschreibt, wie es auch jeder Blattstiel, Nebenstiel und jedes Blättchen thut. Die letzteren bewegen sich, ebenso wie gewöhnliche Blätter, meistens in nahezu derselben senkrechten Ebene auf und nieder, so daß sie sehr schmale Ellipsen beschreiben. Die Blattstengel circumnutiren gleichfalls beständig. Wenn wir unter den Boden sehen könnten, wenn unsere Augen die Kraft eines Mikroskopes hätten, so würden wir sehen, daß die Spitze eines jeden Würzelchens versucht, kleine Ellipsen

---

[1] Leonis ordo thronorum, ed. Parthey l. c. p. 100. n. 119.

[2] Schon im Jahre 868 nahm ein Theil der Chazaren den Islam an, um von den Chowaresmiern Hilfe zu erhalten; Muralt l. c. p. 737.

oder Kreise schwingend zu beschreiben, soweit es der Druck der umgebenden Erde gestattet." [1]

Indessen sollen diese beobachteten Thatsachen nicht bloß eine Schranke zwischen Thier und Pflanze einbrechen, auch Empfindung glaubt man daraufhin für die Pflanze in Anspruch nehmen zu können. Setzt ja jede Bewegung, nicht bloß die einem Organismus von Außen mitgetheilte, auch die von ihm selbst ausgehende, einen Reiz voraus, zu dem die Bewegung als Reaction im Verhältniß von Wirkung zu Ursache steht. Und wenn es nun erwiesen werden kann, meinte schon früher der Philosoph des Unbewußten [2], daß Nervenleitung nicht eine conditio sine qua non der Empfindung sei, so stehe nichts im Wege, jenen Reiz als bewußte Empfindung aufzufassen. „Wir behaupten, daß das Blatt der Dionaea und der Mimosa pudica das Sträuben des Insectes empfindet, ehe es auf diese Empfindung mit Zusammenlegen reagirt, denn es liegt ja schon im Begriff der Reflexwirkung als einer psychischen Reaction, daß eine psychische Perception derselben vorangehen muß; dieses ist aber die bewußte Empfindung." [3] Wie wenig auch Darwin sich ähnlichen Anschauungen verschließt, darüber belehrt uns der Schluß seines oben citirten Werkes. Hier macht er vor Allem auf die Ähnlichkeit der von ihm beschriebenen Bewegungen an Pflanzen mit vielen Handlungen aufmerksam, die unbewußt von niederen Thieren ausgeführt werden. Die auffallendste Ähnlichkeit ist ihm die Localisation der Empfindlichkeit und die Fortleitung des Einflusses von dem gereizten Theile auf einen andern. „Doch," so räumt Darwin ein, „besitzen natürlich Pflanzen weder Nerven noch ein centrales Nervensystem, und wir können hieraus schließen, daß bei Thieren derartige Bildungen nur zur vollkommeneren Fortleitung der Eindrücke und zur vollständigeren Mittheilung zwischen den verschiedenen Theilen dienen." Wenn er dann aber schließlich doch keine in Bezug auf Functionen wunderbarere Bildung

---

[1] Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, von Charles Darwin, mit Unterstützung von Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1881. S. 479. — An Stelle des früher gebrauchten Ausdruckes „Nutation" führt Darwin „Circumnutation" ein, weil er fand, daß die wachsenden Spitzen nicht einfach hin- und herschwingen, sondern, freilich unregelmäßige, kreisförmige, ovale Figuren beschreiben, aus denen dann wegen des gleichzeitigen Wachsthums unregelmäßige Spiralen werden.

[2] Eduard v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Das Bewußtsein in der Pflanze, S. 449 u. a.

[3] Ebend. S. 454.

bei Pflanzen kennt, als die Spitze des Würzelchens, welche „gleich dem Gehirn eines der niederen Thiere wirkt“ [1], so ist für Freund und Feind damit die Richtung bezeichnet, in der diese Errungenschaften auszunützen sind.

Das Bewegungsvermögen der Pflanzen ist somit ein neues, fruchtbares Feld Darwin'scher Speculation geworden, für welche es besonders nach drei Richtungen hin von Darwin ausgebeutet wurde. Dieß sind seine Angriffspunkte. 1. Schon allein die Thatsache, daß Pflanzen sich bewegen, muß sie nach echt Darwin'scher Auffassung einer ungenügenden Absonderung von den Thieren verdächtigen. Stellt sich aber erst die Bewegung als allgemein bei den Pflanzen heraus, so kann offenbar von einer wesentlichen Trennung der beiderseitigen Reiche nicht mehr die Rede sein. 2. Diese Idee wird man aber, so rechnet Darwin, um so mehr aufgeben müssen, je genauer die einzelnen pflanzlichen Bewegungen studirt werden. Denn wenn auch die Vorgänge in sich rein stofflicher Natur, mechanische sind, so sind dieselben doch so verwickelt, daß man sich der gelegentlich mitunterlaufenden Vorstellung, als geschehe da etwas wie bei den Thieren mit Empfindung, kaum wird erwehren können. 3. Endlich eignet sich die ganze Erscheinung vorzüglich zu einem neuen Sturmlauf gegen Darwins Hauptfeind, gegen die Zweckthätigkeit in der Natur. Auch hier wird die teleologische Auffassung um so mehr schwinden müssen, je mehr es gelingt, alle betreffenden Einrichtungen als Resultate natürlicher Anpassung darzulegen.

Die hiermit kurz gekennzeichnete Bedeutung der Frage mag ihr auch von Seite unserer Leser einige Augenblicke Aufmerksamkeit gewinnen. Diese wollen wir dazu benutzen, uns an erster Stelle so gut als möglich mit den Bewegungen der Pflanzen selbst vertraut zu machen; es wird uns sodann dieses am besten in den Stand setzen, die obigen Angriffe Darwins gebührend zu beurtheilen und abzuweisen.

I. Daß es im Pflanzenreiche Beispiele verschiedenartiger Bewegungen gebe, war schon länger durchaus kein Geheimniß. Doch erst von Linné wurden größere Beobachtungsreihen zusammengestellt und die so beobachteten Vorgänge mit dem Namen Pflanzenschlaf belegt. Treten wir bei einbrechender Dunkelheit in ein Treibhaus, so finden wir an Stelle der so leicht und anmuthig belaubten Akazie (Acacia Farnesiana) ein sparriges Geäst, an welchem sich keine der zahlreichen Fiedern mehr aus-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 491.

breitet; die Blättchen haben sich allmählich dachziegelförmig übereinander gelagert und jede Fieder hat sich gesenkt. Diesen sogenannten Schlaf der Blätter kann man auch an unserem Sauerklee (Oxalis acetosella), an der wilden Balsamine (Impatiens noli tangere), vorzüglich aber an den meisten Leguminosen oder Schmetterlingsblüthlern beobachten. Mit wenigen Ausnahmen vollziehen sie das Einrücken in diese Schlafstellung sehr langsam; so kam es, daß diese Eigenthümlichkeit mehr als jene Bewegungen beachtet wurde. Diesen an Bewegung nicht unähnlich gibt es ja auch eine bedeutende Reihe von Pflanzen, welche ihre Blüthen oder ihren ganzen Leib dem Lichte zuwenden. Allen bekannt ist die Neigung der Sonnenblume (Helianthus annuus), ihre einzelnen Blüthenscheiben der Sonne gegenüberzustellen. Ebenso biegen sich die jungen Organe, z. B. von der Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus) sehr stark dem Lichte entgegen. Auffallender als solche Bewegungen sind jene der schon lange bekannten sensitiven Pflanzen. Streift man z. B. eine Fieder der Mimosa pudica, so sieht man, wie alle einzelnen Blättchen derselben in fortschreitender Bewegung sich senken, die gegenüberstehenden Paare sich nähern und die ganze Fieder sich neigt. Reizbewegungen ähnlicher Art werden von vielen Pflanzen ausgeführt, so z. B. von den Blättchen der Venus-Fliegenfalle (Dionaea muscipula), von den Staubfäden des Sauerdorns (Berberis vulgaris), von den Narben der Moschusblüthe (Mimulus moschatus). Ohne jeglichen äußeren Reiz bewegen sich in stetigem Wechsel die Blättchen des beweglichen Süßklees (Hedysarum gyrans). Dieser Halbstrauch Ostindiens hat von den drei Kleeblättern nur das mittlere stark ausgebildet, während die beiden seitlichen ungefähr sechsmal kleiner sind. Bei einer Temperatur von über 22° C. sind diese seitlichen Blättchen in lebhafter Bewegung, indem sie ruckweise auf- und abschwingen und so mit ihren Spitzen ovale Linien beschreiben. Wir wollen für den Augenblick die Zahl dieser und ähnlicher Fälle nicht häufen, waren sie ja nie ganz unbekannt, und ihrer Merkwürdigkeit wegen mußten sie in besonderer Weise die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Seitdem jedoch diese Bewegungen pflanzlicher Organe in neuerer Zeit genauer untersucht, seitdem ihre Größe, ihre Dauer, ihre nächsten Ursachen näher beobachtet wurden, fielen dieselben aus ihrer Sonderstellung heraus. Denn nunmehr ist das Bewegungsvermögen der Pflanzen in bei weitem größerem Umfang nachgewiesen. Es sind vor Allem die Untersuchungen von Sachs, Pfeffer und zuletzt die von Darwin, welchen wir diese Kenntniß verdanken.

Haben sich die beiden ersteren vorzüglich um die Aufhellung des Mechanismus dieser Vorgänge verdient gemacht, so ist es Darwin, der uns mit der ihm eigenen Ausdauer und Schärfe in den Verlauf und die weite Verbreitung des Bewegungsvermögens einführt.

Als allgemeinste Art der Bewegung stellt sich danach jene heraus, welche von den wachsenden Organen ausgeführt wird. Anstatt nämlich, wie man vermuthen sollte, in der von ihnen selbst angedeuteten Richtung unentwegt voranzuschieben, führen alle wachsenden Schosse, seien es nun Wurzelspitzen oder Laub- und Blüthensprosse, zugleich seitliche Bewegungen aus, die ihrer Natur wegen Schwankungen, Nutationen oder Circumnutationen genannt wurden. Die thatsächliche Ausführung dieser Bewegungen wird aber an den verschiedenen Pflanzentheilen von so mannigfachen, anderweitigen Einflüssen beherrscht, daß sie sehr verschiedene Werthe und Resultate zeigt. Am schwächsten tritt die circumnutirende Bewegung in der That an den Wurzelspitzen auf, wo sie selbst von Darwin trotz aller angewandten Sorgfalt so schwach gefunden wurde, daß sie die Würzelchen beim Durchbohren der Erde sehr wenig unterstützen kann, ausgenommen, wenn die oberflächliche Schicht sehr weich und feucht ist [1].

Um uns von den Wachsthumsverhältnissen der Pflanzenwurzel eine richtige Vorstellung zu machen, müssen wir ihre Entwicklung unter den geringsten Hindernissen betrachten. Senkt man die Wurzel eines Sämlings von Mais (Zea mais) anstatt in den Boden in klares Wasser, so kann man in kurzer Zeit eine Wurzelausbildung beobachten so üppig, wie die Pflanze im Boden selbst sie nie erreicht. Wir sehen da zunächst die senkrecht hinabsteigende Pfahl- oder Primär-Wurzel. Von derselben strahlen die Nebenwurzeln zweiter Ordnung regelmäßig aus in bestimmten Winkeln, die ungefähr eine Neigung von 45° haben; und von diesen gehen die Wurzelzweige dritter Ordnung strahlig nach allen Richtungen aus, aber mit steter Convergirung zur Spitze ihrer unmittelbaren Mutterachse. Die Ursache dieser constanten Wachsthumsrichtung der Hauptwurzel nach unten oder gegen das Centrum der Erde glaubt man in dem Einfluß der Schwerkraft zu finden, und die Eigenschaft der Pflanzen, für denselben besonders empfänglich zu sein, wird Geotropismus genannt. Bestimmt dagegen die Schwerkraft gerade die entgegengesetzte Wachsthumsrichtung, so ist das Apogeotropismus, von dem zunächst der

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 168 u. ff.

Haupttheil des Oberwuchses der Pflanzen beherrscht wird. Wir würden aber irren, wollten wir in diesem Einfluß der Schwerkraft mehr als eine Führung für die Wachsthumsrichtung, etwa einen Bodendruck vermuthen. Die ganze Kraft, womit die Wurzel, ja selbst kleine Würzelchen beim Vordringen in den Erdboden sich Bahn brechen, beruht auf der Spannung ihrer Gewebe. Sie muß demnach auch ungefähr denselben Werth haben, mag sie an der Spitze oder an den Seiten gemessen werden. Die Wurzel ist nicht wie ein Nagel, der eingetrieben wird, sondern wie ein Holzkeil, welcher durch stetig fortschreitende Quellung auseinanderpreßt. Darwin fand, daß die Würzelchen von Bohnenkeimlingen so einen Querdruck von mehr als 8 Pfund ausübten [1].

Diese Gewebespannung ist nun aber auch Haupturſache, weßhalb der ganze Wurzelapparat von der ihm durch den Geotropismus vorgezeichneten Bahn des Wachsthums abgelenkt wird. In Folge derselben ist nämlich das Würzelchen für jede Berührung mit einem festen Körper so empfindlich, daß es, mit seiner Spitze zunächst abweichend, denselben dann umklammert, ihm sich anschmiegt, bis die Schwerkraft wieder berichtigend einwirkt. Hierauf beruht vor Allem der Vortheil, den die Pflanzenwurzeln sich im Durchwuchern des Bodens nach allen Richtungen, besonders denen des geringsten Widerstandes hin sichern. Wie wir uns demnach die äußerste Empfindlichkeit der Wurzelspitze und ihr Unterscheidungsvermögen zwischen unbedeutend härteren und weicheren Gegenständen, von dem Darwin spricht [2], vorzustellen haben, geht schon aus dem Gesagten hervor. Zum Überfluß aber hier noch einige Versuche. Darwin konnte durch seitliches Bekleben der Wurzelspitze mit Papier oder Goldschlägerblättchen dieselben Störungen in der Wachsthumsrichtung hervorrufen, wie sie von den Sandkörnchen im Boden so oft veranlaßt werden. An zahlreiche Würzelchen von Sämlingen der großen Bohne (Vicia Faba) befestigte er mittelst eines Lacktröpfchens Cartonstückchen, und die Folge war, daß die Würzelchen im fortschreitenden Wachsthum von der senkrechten Richtung abwichen und zu vollständigen Schlingen auswuchsen, indem sie durch Krümmung von der beklebten Stelle sich abwandten [3]. Wenn wir hinzunehmen, daß noch so dünne, aber feste Körper immer diesen Erfolg hatten, Flüssigkeiten allein aber nie [4], so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir als Ursache dieser Bewegungen Stö-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 62.
[2] Ebend. S. 492 u. a.
[3] Ebend. S. 112. [4] Ebend. S. 124.

rung der Quellbarkeit und somit Spannung der Gewebe anzusehen haben. Nichts berechtigte, an deren Stelle die zweideutigen Ausdrücke „Empfindlichkeit und Unterscheidungsvermögen" zu setzen. Das allein bleibt auffallend, daß die Spitze des Würzelchens in Folge solcher Störungen von dem harten Gegenstand abwächst, während die obern Theile desselben an diesen hinwachsen. Doch auch dieses Letztere wird klarer, wenn man eine unmittelbare Störung der Gewebespannung anwendet. Wird die Wurzel eines Sämlings unserer Vitsbohne (Phaseolus multiflorus) an ihren oberen Theilen seitwärts mit Höllenstein betupft, so krümmt sich im Verlauf von 24 Stunden dieses Stück rechtwinklig nach der geschwärzten Stelle hin. „Es war offenbar, daß die geschwärzte Stelle so stark verletzt war, daß sie nicht wachsen konnte, während die gegenüberliegende Stelle zu wachsen fortfuhr."[1] Wir haben es hier also nicht mehr bloß mit einem Reiz, sondern mit einem tödtlichen Angriff auf eine Zellgruppe zu thun. Übrigens erholen sich die Würzelchen alle von dem störenden Einfluß dieser Eingriffe, selbst wenn das Reizmittel bleibt. Denn nach einiger Zeit (1—2 Tagen) streckt sich dasselbe entweder wieder gerade, oder das fernere Wachsthum erfolgt wieder in der Richtung der Senkrechten[2]. Und dieses ist der schlagendste Beweis daß dieser „Fall von specialisirter Empfindlichkeit" sich auf eine Störung der durch Diffusion bedingten Gewebespannung reducirt, die ihrer Natur nach allmählich ausgeglichen werden kann. „Empfindlichkeit und Unterscheidungsvermögen" dagegen würden einen solchen Ausgleich über die bestehende Störung hinweg unmöglich machen.

Welche Bewegungen gewahren wir nun aber am Aufwuchs des Pflanzenkörpers? Als Grundgesetz läßt sich hier zunächst feststellen, daß die Schwerkraft auf die durch das Wachsthum erzeugte, innerhalb bestimmter Typen sich bewegende Materialvergrößerung gerade so einwirkt, wie auf die Wurzel. Das Resultat ist nur deßhalb ein verschiedenes, weil die Wachsthumsrichtung diametral entgegengesetzt ist. Je nachdem der Einfluß der Schwere von dieser Richtung mehr oder minder ablenkt, sagt man, die Pflanzen oder einzelne Theile derselben seien in geringerem oder größerem Grade apogeotropisch. So ist der Apogeotropismus bei unserer Erdbeerranke schwächer als bei den Getreidearten, schwächer an den Ästen und Zweigen als am Hauptstamm unserer Rothtanne, schwächer an den Ästen unserer Eiche als an denen der Pyra-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 140 u. ff. [2] Ebend. S. 117.

midenpappel. Unmittelbar zur Anschauung kommt indessen dieser Apogeotropismus nur dann, wenn irgend eines dieser wachsenden Pflanzenorgane gewaltsam in eine mehr als ihm eigenthümliche, geneigte Stellung gebracht wird. Die Versuche, welche Darwin hierüber anstellte, ergaben, daß sich der horizontal gelegte Stamm einer krautartigen Verbene in ungefähr 24 Stunden um 90° hob, der eines jungen Himbeerstrauches um 67° in 70 Stunden. Am stärksten zeigte sich offenbar die Wirkung an den Keimblättern. So war es beispielsweise der Cotyledon eines Grases (Phalaris canariensis), welcher in 4 Stunden 30 Minuten einen Winkel von 130° durchmaß. Je rapider das augenblickliche Wachsthum und dem entsprechend die Wirkung des Apogeotropismus war, um so gerader war der Weg, den die wachsende Spitze beim Wiederaufrichten einschlug[1].

Von ungleich größerer Bedeutung als die Schwere ist das Licht für die Pflanze als lebenden Organismus. Das Sonnenlicht ist es, unter dessen Einfluß sich das für selbständige Ernährung unentbehrliche Chlorophyll oder Blattgrün bildet, und derselbe Einfluß vermag im Chlorophyll die erste organische Umwandlung, die Bildung von Stärke, zu veranlassen. Bei diesem tiefen Eingreifen in den innersten Lebensproceß ist es kein Wunder, wenn wir auch auf die Bewegungen der Pflanzen einen Lichteinfluß wahrnehmen. Und in der That ist derselbe ein mächtiger und in seinen Äußerungen mannigfaltiger. Im Allgemeinen läßt sich hier eine Unterscheidung festhalten, je nachdem der Einfluß auf die Richtung, von wo aus, oder auf die Intensität, in der die Lichtquelle thätig ist, zurückgeführt werden muß.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß die sogenannten Wasserschosse unserer Kartoffeln in dunkeln Kellerräumen alle ohne Ausnahme auf ein kleines Fensterchen hinzielen, selbst wenn dasselbe nur sehr schwaches Tageslicht durchläßt. Dieselbe Neigung der Pflanzen zum Tageslicht ist auch zu Spielereien benutzt worden. So kann man die Knospen von Tulpen oder Hyacinthen, deren Zwiebeln in Porzellanpyramiden vergraben sind, durch kleine Wandlöcher hinauslocken und sich so eine herrliche und saubere Blumengruppe auf einem kleinen Raum herstellen. Pflanzen, welche in dieser Weise vom Lichte beeinflußt werden, daß sie sich nach dessen Quelle hinwenden, nennt man heliotropische. Es ist diese Eigenschaft in schwächerem oder stärkerem Grade so sehr ein Ge-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 422 u. ff.

meingut aller Pflanzen, daß die entgegengesetzte Wirkung des Lichtes, die Abwendung von seiner Quelle (Apheliotropismus), sehr selten vorkommt [1]. Am stärksten macht sich der Heliotropismus bei den einzelnen Pflanzen in ihren Jugendstadien geltend. So waren im Dunkeln aufgezogene Sämlinge von Glanzgras (Phalaris canariensis) nach 7 Stunden deutlich gegen ein 12 Fuß entferntes Lampenlicht gewandt, obwohl dessen Leuchtkraft so schwach war, daß es in derselben Entfernung keinen sichtbaren Schatten warf [2]. Auch hier traf die Beobachtung zu, daß mit wachsender Stärke der seitlichen Lichtquelle das Schwankende und Unsichere der Bewegung abnahm und der geradeste Weg zur Lichtrichtung eingeschlagen wurde. Wie allgemein aber und von wie durchgreifender Bedeutung dieser Einfluß ist, den das Licht auf die wachsenden Pflanzentheile ausübt, darüber kann uns die aufmerksame Betrachtung der Bäume und Sträuche an einem Waldrand die beste Auskunft geben. Mag die momentane Wirkung des Lichtes auch noch so unbedeutend sein, sein constanter Überschuß an der Außenseite des Waldes hat Sträuche und Bäume die auffallendsten Anstrengungen machen lassen, sich durch die verschiedensten Wachsthumsrichtungen einen möglichst großen Antheil an Beleuchtung dauernd zu sichern. Ja wir können ohne Übertreibung sagen, wenn unsere erwachsenen Bäume, wie Eichen, Buchen u. s. w., in ihrem Ausbau wenig mehr oder sozusagen gar nichts von dem ihnen eigenen Gesetz der Blatt- und Sproßfolge verrathen, das ihre jungen Schosse gerade so gut beherrscht wie die der Tanne, so ist das großentheils auf Heliotropismus zurückzuführen. Diese Art von Bewegung kommt nun in Wirklichkeit dadurch zu Stande, daß die vom Lichte abgewandte Seite der Pflanze, die unbeleuchtete, durch eigentliches Wachsthum vergrößert wird, und so ein Überbiegen gegen die Lichtquelle hin veranlaßt. Doch gibt es noch eine andere Art des Heliotropismus, die nicht in wirklicher Vermehrung, sondern nur in abwechselnder Ausdehnung des Gewebes ihre Ursache hat. Und diese ist es, welche den breiten Blüthenkorb unserer Sonnenblume (Helianthus annuus) stets der Sonne gegenüber bewegt.

Von diesem Heliotropismus muß nun eine ganze Reihe anderer Bewegungen unterschieden werden, die, wie bemerkt, in der Intensität des Lichtes oder besser im Wechsel der Beleuchtung ihren Grund haben. Hierher gehören fast ausnahmslos alle jene Vorgänge, deren wir schon

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 368.

[2] Ebend. S. 364. 388.

unter dem Namen Pflanzenschlaf erwähnten. Wie weit dieser periodische Bewegungsvorgang verbreitet ist, ergibt sich daraus, daß Darwin denselben an 87 Pflanzengattungen aus den verschiedensten Familien nachweisen konnte [1]. Doch ist die Nachtstellung der Blätter durchaus nicht dieselbe bei allen Pflanzen. Während sich z. B. die Blättchen unseres weißen Klees (Trifolium repens) des Nachts senken, um sich zusammenzulegen, werden die jüngern Blätter der Tabakpflanze (Nicotiana tabacum) zu gleichem Zweck gehoben [2]. Überhaupt lehrten die Beobachtungen, daß die Nachtstellung fast gerade so oft durch Hebung als durch Senkung der Blätter erreicht wurde [3]. Die Abhängigkeit aller dieser Vorgänge von der Intensität des Lichtes resp. vom Wechsel in der Beleuchtung ist schon seit Langem von verschiedenen Beobachtern, neuerdings besonders von Pfeffer [4] nachgewiesen. Am schnellsten ließ sich diese Wirkung einer am hellen Tage vorgenommenen Verdunkelung an der wilden Balsamine (Impatiens noli tangere) beobachten, deren Blätter sich schon innerhalb einer halben Stunde um 70° senkten [5]. Die Ausführung dieser sogen. nyctitropischen Bewegungen erfolgt entweder durch vermehrtes Wachsthum der der Bewegungsrichtung entgegengesetzten Seite des Blattstieles oder Blattes selbst, oder aber durch Anschwellung von kleinen Gewebepolstern, welche sich bald am Grunde des Blattstieles, bald an dem des Blattes vorfinden. Von großem Interesse ist es nun, zu sehen, wie aus all diesen oft sehr complicirten Vorgängen das erstrebte Ziel deutlich zu Tage tritt. Um dieses besser zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß der zellige Ausbau der Laubblätter ein sehr lockerer ist, daß zahlreiche Luftwege das Blattgewebe durchsetzen und daß diese Luftwege durch unzählig viele Spaltöffnungen auf beiden Seiten der Blätter, vorzugsweise jedoch auf der Oberseite, mit der Umgebung in Verbindung stehen. Hierdurch wird ein verhältnißmäßig leichter Austausch zwischen der umgebenden Luft und der im Innern der Pflanze ermöglicht; zugleich kann dadurch aber auch der Pflanze gelegentlich ein bedeutender Wärmeverlust zugefügt werden. Einen solchen muß nun aber die allnächtliche von der Erdoberfläche ausgehende Wärmeausstrahlung herbeiführen, wenn die Pflan-

---

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 273 u. ff.
[2] Ebend. S. 297. 328.
[3] Ebend. S. 336.
[4] Dr. Pfeffer, Die periodischen Bewegungen der Blattorgane, S. 30 u. ff.
[5] Ebend. S. 15.

zen durch volle Ausbreitung aller ihrer Blattflächen sich der ganzen Wirkung dieses Gesetzes preisgeben. Viele Pflanzen können und thun dieses ohne Nachtheil. Andere schützen sich dagegen. Wenn eine Cassia (Cassia pubescens) in ihrer Schlafstellung eine nahezu neunmal kleinere Oberfläche darbietet als in ihrer Tagesstellung[1], und wenn beim Süßklee (Hedysarum gyrans) der Blattstiel sich hebt, das Blatt sich senkt und so beide sich eng an den Hauptstamm andrücken[2], — wenn die paarigen Blätter sich mit ihrer Oberfläche dicht aneinanderlegen, wie bei Mimosa albida, Arachis hypogaea[3], — wenn sie dazu sich nicht bloß senken, sondern sich auch noch um 180° um ihre Achse drehen, wie einige Arten von Cassia[4]: dann verräth das allen solchen Vorgängen gemeinsame Resultat, daß es offenbar der Schutz ist, der hier erreicht werden soll.

Die diesen Schlafbewegungen der Laubblätter analoge Öffnungs- oder Schließ-Bewegung einiger Blüthen, z. B. Crocus, Tulipa, ist vorzugsweise vom Temperaturwechsel abhängig. Wie die allmähliche Entfaltung der aufblühenden Blumen durch stärkeres Wachsthum auf der Innenseite der Blumenblätter zu Stande kommt, so haben auch diese periodischen Bewegungen derselben in einem bald auf ihrer Außen-, bald auf ihrer Innen-Seite vorherrschenden Wachsthum ihren Grund[5].

Auf ähnlichen Verhältnissen beruht endlich jene Änderung der Wachsthumsrichtung, welche wir an den Kletterpflanzen beobachten. Jedoch haben wir es hier nur mit jenen zu thun, welche sich durch Winden ihres eigenen Stammes erheben, nicht mit solchen, die vermöge besonderer Haftorgane klettern. Wie nicht anders zu erwarten war, und anderweitige Beobachtungen ergeben haben, zeigt schon der keimende Embryo solcher Pflanzen auffallende Bewegungen. So bewegt sich der daniederliegende junge Keimsproß unserer Flachsseiden (Cuscuta) wie ein stetig wachsender Uhrzeiger, bis er auf eine feste Stütze gestoßen. Dasselbe Wachsthum, welches im Sinne einer langen, stetig fortschreitenden Spirale immer nur seitlich den wachsenden Sproß beherrschte und ihn bisher in derselben Ebene fortbewegte, treibt ihn jetzt in spiraligen Windungen um seine Stütze aufwärts. „Niemand zweifelt daran," sagt Darwin, „daß dieß Vermögen zu dem Zwecke erlangt worden ist, Kletterpflanzen

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 316. 342.
[2] Ebend. S. 304. [3] Ebend. S. 323. 340.
[4] Ebend. S. 314 u. ff.
[5] Dr. Pfeffer, Untersuchungen über Öffnen und Schließen der Blüthen.

in den Stand zu setzen, in die Höhe hinauf zu wachsen und so das Licht zu erreichen.“ [1] Halten wir solchen Worten andere von Darwin oder gar die maßlosen Ausfälle entgegen, die sich Hermann Müller selbst gegen den Gebrauch des Wortes Zweckmäßigkeit erlaubt, so müssen wir uns fragen, woher dieser anscheinende Widerspruch im selben Lager? Und hiermit sehen wir uns vor die Untersuchung der mannigfachen Folgerungen gestellt, welche, wie oben gezeigt, das Bewegungsvermögen der Pflanzen nach Darwin'scher Auffassung hat.

II. Auf Grund seiner vielfachen und sorgfältigen Beobachtungen glaubt Darwin behaupten zu dürfen, daß die Circumnutation, d. h. das in einer mehr oder weniger regelmäßigen Spirale voranschreitende Wachsthum junger Pflanzentheile, eine allgemeine Erscheinung sei, „daß alle wachsenden Theile sämmtlicher Pflanzen circumnutiren“. Hiermit ist nun zugleich aber auch behauptet, daß in dem Mechanismus des Wachsthums sämmtlicher Pflanzen die bewirkende Ursache dieser Bewegung gegeben sei. Um so merkwürdiger ist aber die Schlußfolgerung Darwins. Die Allgemeinheit der Erscheinung ist ihm zunächst ein Beweis, „daß wir nicht annehmen können, sie sei zu irgend einem speciellen Zwecke erlangt worden“, und erst dieses veranlaßt ihn zu glauben, „daß sie in irgend einer unbekannten Weise Folge der Art ist, in welcher vegetabilische Gewebe wachsen“ [2]. Es ist von größtem Interesse, auch an diesem Schlußgewebe den Mechanismus und Zweck etwas näher zu untersuchen.

Wenn, wie Darwin selbst zugesteht, es Fälle gibt, in denen die einfache Circumnutation direct oder indirect für die Pflanzen von Nutzen ist, so muß der beobachteten Thatsache gegenüber jeder aprioristische Schluß weichen. So ist nach Darwins Voraussetzung die bloße Circumnutation des Würzelchens von Nutzen für die Durchbohrung des Bodens, jene des Trägers der Keimblätter für das Durchbrechen der Bodenoberfläche, und die etwas verstärkte Circumnutation der windenden Pflanzen wird für dieselben schlechthin zur Lebensbedingung. Die Allgemeinheit und Universalität einer Erscheinung ist demnach kein Hinderniß, dieselbe als zu irgend einem speciellen Zweck erlangt anzusehen. Indessen das systematische Abläugnen eines speciellen Zweckes in unserem Falle ist von bedeutender Tragweite. Eine Anpassung an bestimmte Anforderungen kann im Sinne Darwins nur auf einem Wege zu Stande kommen, nämlich durch Erwerbung. Erwerbung neuer Fähigkeiten, neuer

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 224.

[2] Ebend. S. 222.

Vermögen setzt aber offenbar ein gewisses Maß von Fähigkeiten, mit deren Hilfe erworben wird, voraus. Soll nun eine solche Reihe erwerbslustiger Wesen nicht gleich bis zu den Häckel'schen Moneren sich in's Unendliche verlieren, soll irgendwo eine feste Grundlage sein, von wo aus der Erwerb angehen mag, dann muß irgend ein Grundvermögen als nicht erworben angesehen werden. Zu einem solchen Grundvermögen für die Bewegungserscheinungen glaubt nun Darwin die Circumnutation machen zu können. Gegen diese letztere Ansicht könnten wir ja im Grunde nichts einzuwenden haben, und nach Allem, was auch die mikroskopischen Beobachtungen über die Wachsthumsspitzen zeigen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Mechanismus des Wachsens derartige Nutationen veranlaßt. Wenn aber dieses Grundvermögen rein aprioristisch, im Interesse eines Systems zu einem nutzlosen gemacht wird, so müssen wir dagegen Verwahrung einlegen. Indessen diese Argumentation ist Darwin so geläufig, daß er an mehreren Stellen seines Werkes aus der Allgemeinheit einer Bildung auf die Nutzlosigkeit derselben schließt, dagegen mit Emsigkeit die verschiedenen Anpassungen für eine Aufgabe beschreibt, die in sich selbst den Beweis trügen, daß sie erworben seien. So werden denn alle Bewegungserscheinungen, die nicht bloß Circumnutation sind, dadurch erklärt, daß letztere zu verschiedenen speciellen Zwecken modificirt sei, d. h. „eine bereits in der Entwickelung begriffene Bewegung wird zeitweise in irgend einer Richtung vermehrt und zeitweise in einer anderen Richtung vermindert oder völlig aufgehoben". Diese Modification soll dann entweder von inneren oder constitutionellen Ursachen, oder aber von äußeren Einflüssen, von den täglichen Änderungen des Lichtes und der Dunkelheit, der Temperatur und der Anziehung der Schwerkraft abhängen[1]. Hiermit wäre dann allerdings der Schöpfer als unmittelbarer Urheber von solchen passenden Einrichtungen ferngehalten, aber auch nur ferngehalten, nicht beseitigt. Denn offenbar tritt derselbe jetzt mit um so größerer Nothwendigkeit als intelligenter Urheber an den Anfang eines solchen Erwerbungsprocesses. Doch sehen wir kurz, wie. Eine zweckmäßige Anpassung gilt für die gewöhnliche Einsicht als Wirkung eines auf ein bestimmtes Ziel gerichteten, daher vernünftigen Willens. Damit will jedoch Niemand sagen, daß diese intelligente Thätigkeit immer unmittelbar die geplante Einrichtung construiren müsse, wie der Uhrmacher mit Umsicht jedes Rädchen an der bestimmten Stelle ein-

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 222. 223.

setzen muß. Vielmehr gilt es mit Recht als ein Zeichen um so geringerer Herrschaft über die vorhandenen Stoffkräfte, je mehr sich das Bedürfniß unmittelbaren Eingreifens und Ordnens herausstellt. Wollen wir also den beobachteten Resultaten gegenüber die Forderung unserer Vernunft nicht geradezu preisgeben, so müssen wir einerseits die absolute Nothwendigkeit eines weisen Urhebers für jede zweckmäßige Einrichtung festhalten, andererseits aber auch diese Vorstellungen von allen Unvollkommenheiten reinigen. Es wäre ja ein trauriges Armuthszeugniß sowohl für unseren Verstand als für Gott, wollte man die Ausführung jeder Blütheneinrichtung auf seine schöpferische Thätigkeit unmittelbar zurückführen. Diese Thätigkeit ist ja in erster Instanz von Seite Gottes ein Willensact, dem die Existenz der ganzen Schöpfung mit all ihren Kräften und Zielen als Wirkung entspricht. Es fordert eben das Verhältniß der ganzen Schöpfung zu Gott ihrem Schöpfer und seine Beherrschung des gesammten Universums, daß wir ein unmittelbares schöpferisches Eingreifen nur da einführen, wo dasselbe entweder nothwendig gefordert oder uns glaubwürdig versichert wird.

Das jedoch dürfte klar sein, daß die Vorstellung von einem stetigen Eingreifen Gottes in die Ausführung der anfänglich festgesetzten Ordnung zum Aufbessern vorgekommener Schäden, zum Entfernen eingetretener Hindernisse, zum Ausnützen vortheilhafter Umstände um so mehr als eine unvollkommene erkannt werden wird, je näher man sich den positiven Inhalt des Begriffes Schöpfung bringt. Diese Nachtheile einer unvollkommenen Vorstellung von der Zweckthätigkeit Gottes haben die Darwinisten ausgebeutet. Ihr Streben ging derselben gegenüber dahin, möglichst überzeugend die zweckmäßigen Einrichtungen als die nothwendigen Ergebnisse des Entwicklungsprocesses und aller Einflüsse auf denselben darzustellen. Allerdings hindert sie da ihre Kurzsichtigkeit, die bei weitem großartigere und erhabenere Vorstellung des Schöpfers am Anfang eines solchen Processes wiederzugewinnen. Je mehr man die Vorstellung von einer stets aufbessernden und neu ordnenden Thätigkeit des Schöpfers, von der Beobachtung und von der Vernunft gleichmäßig gedrängt, fernhalten muß, um so erhabener und gebieterischer tritt jene der Entfaltung einer großartigen, organisatorischen in den Vordergrund. Weist nicht ein feiner Mechanismus um so lauter auf seinen intelligenten Urheber, je seltener er nach der Construction dessen Hilfe bedarf?

Wir sehen uns somit rücksichtlich des Ursprunges dieser zweckmäßigen Einrichtungen vor eine Frage gestellt, die für die Descendenztheorie

allerdings von Bedeutung, ja in ihrer Weise von Entscheidung ist, welche jedoch gegen die Zweckursachen vergebens ausgebeutet wird[1]. Der Descendenzlehre mußten offenbar die so sporadisch und doch so entwickelt auftretenden Bewegungen einiger Pflanzen ein Räthsel sein und eine Schwierigkeit bleiben, bis es etwa gelingen würde, irgend eine allgemein verbreitete Art der Bewegung zu entdecken. Eine solche würde dann einerseits den Beweis liefern, daß Bewegung im Pflanzenreich nichts Unerhörtes sei, andererseits vielleicht aber auch als Grundform dienen können, von der die verschiedenen Arten der Bewegungen ableitbar seien.

Was zunächst diesen letzten Punkt betrifft, so haben wir absolut keine Schwierigkeit, die vielfachen Bewegungen, welche die wachsenden Pflanzentheile ausführen, als Resultanten von Kräften anzusehen, die theils im Wachsthum der Pflanzen selbst liegen, theils unter der Wirkung der Schwere, des Lichtes, der Temperatur gelöst werden. Ebenso haben wir gar keine Veranlassung, von vornherein die Erwerbung als unwahrscheinlichen oder unmöglichen Übermittelungsweg anzusehen. Wie der Kampf für und gegen Darwin mehr und mehr lehrt, sind die lebenden Organismen nicht nach starren Formen gebaut, sondern plastisch genug, um dem Einfluß veränderter Umgebung nicht sofort zu erliegen, vielmehr mäßigen Anforderungen durch kleine Abänderungen sich fügen zu können. Es würde uns für den Augenblick zu weit abführen, wollten wir dieses eingehend erörtern. Für jetzt mag es genügen, bloß darauf hinzuweisen, daß diese Variabilität in verschiedenen Pflanzen- und Thiergruppen verschieden groß ist, und daß sie sich stets um einen festen Typus bewegt, von dem wohl größere oder geringere Abweichungen vorkommen, von dem jedoch einen vollständigen Abfall als möglich oder als geschehen anzunehmen uns nichts berechtigt. Es ist überhaupt ein großes, wenn auch bloß negatives Verdienst Darwins, in Anbetracht der großen Plasticität der Organismen, die er thatsächlich nachweist, in seiner Theorie dann allerdings überschätzt, die Annahme einer wirklichen Beseelung auch der Pflanzen bedeutend näher gelegt zu haben. Variabilität auf Grund eines vegetativen Lebensprincipes, das in einer constanten Entwickelungsrichtung einen bestimmten Pflanzentypus darstellte, würde vollkommen

[1] Über den Kampf des Darwinismus und seiner Anhänger gegen die teleologische Naturauffassung vergleiche diese Zeitschrift, Bd. VI u. VII: „Die großartigen Zeugnisse für die Descendenztheorie" von P. H. Kemp, und Bd. XI. XII u. XIII: „Über Zweckordnung", „Über Zweckstrebung in der Natur" und „Gott und die Naturordnung" von P. T. Pesch.

genügen, das Schwanken in den jetzt lebenden Formen zu erklären und allen billigen Anforderungen unserer Descendenztheoretiker gerecht zu werden. Niemals würden sich dieselben so weit verloren und ob aller Variabilität schließlich sämmtliche Grundformen preisgegeben haben, hätten sie mit diesem einen Faktor gerechnet, anstatt denselben völlig zu übersehen. Unter Annahme dieses, einen festen Typus darstellenden Lebensprincipes läßt sich die noch immerhin seltsame Erscheinung der sogen. sensitiven Pflanzen, deren vereinzeltes Auftreten den Darwinisten nach wie vor Schwierigkeiten bereiten wird, bedeutend leichter erklären. Wie hat gerade Desmodium oder Hedysarum gyrans die größte Agilität, die überhaupt im Pflanzenreich bis jetzt gefunden ist, ererbt und erworben; da sämmtliche übrigen Arten von Hedysarum nichts als die bei den Leguminosen so gewöhnlichen Schlafbewegungen zeigen? Wenn es sich bloß darum handelt, zu erklären, wie bei der allgemeinen Variabilität und Erblichkeit allmählich der mechanische Apparat für jene Bewegungen erworben wurde, wie konnten denn Species derselben Gattung einen ganz verschiedenen Mechanismus erwerben? So bewegen einige Arten der Gattung Sida ihre Blätter aufwärts für die Nachtstellung, andere senken sie, einige Arten von Trifolium haben Polster, um ihre Keimblätter zu bewegen, andere nicht[1]. Die Zahl solcher Fälle könnten wir noch mehrfach vergrößern. Wie will Darwin das unter Voraussetzung schrankenloser Variabilität erklären? Ihm bleibt nur der Ausweg, diesen Bewegungsmechanismus als zuletzt erworben anzusehen, er kam erst zu dem bereits erworbenen jetzigen Speciescharakter hinzu. Doch damit wächst eine andere Schwierigkeit. Weßhalb wurden denn die bedeutenderen Bewegungsvermögen, so vorzugsweise gerade innerhalb bestimmter Gattungen, Familien erworben, wie die Schlafbewegungen von den Leguminosen? Offenbar sind wir hier mit der Annahme gewisser innerhalb bestimmter Grenzen variabelen Typen, die sich auch durch mehr oder weniger ausgebildete Grundvermögen unterscheiden, im Vortheil.

Ein anderer Punkt von allgemeinerer Bedeutung, auf den wir gleich Eingangs aufmerksam machten, ist der: wie verhält sich dieses so mannigfaltige Bewegungsvermögen der Pflanzen zu unserer Auffassung derselben? Fallen dieselben in Folge dieser neuen Beobachtungen aus der Stellung heraus, welche ihnen die bisherige Beobachtung anweisen mußte? Die Pflanzen galten bisher als die Repräsentanten des nur vegetativen

[1] Darwin, Das Bewegungsvermögen, S. 336 u. 337.

Lebens gegenüber den Thieren als vegetativ-sensitiven Lebewesen, welche Stufe durch den Menschen, der noch das geistige Leben hinzubrachte, abgeschlossen wurde. Müssen wir also jetzt diese Idee als schönen Traum aufgeben? Allerdings hat Darwin vor einigen Jahren bereits ein Nivelliren der zweiten und dritten Stufe eingeleitet[1], wie er jetzt dasselbe an der ersten und zweiten versucht. Wer von der ersten Arbeit befriedigt war, wird es noch viel leichter von dieser sein. Für Andere aber genügt der Hinweis, daß es ja nie unbekannt war, daß auch die vegetativen Lebensprocesse von Bewegungen begleitet sind, resp. durch Bewegungen ausgeführt werden. Längst schon waren die sogen. organischen Bewegungen aus dem thierischen Organismus bekannt. Es sind dieß jene Arten von Bewegungen, welche unter Anderem auch mit den Ernährungsvorgängen verbunden sind, und die als unwillkürliche Bewegungen, im Gegensatz zu den willkürlichen, auch organische genannt wurden. Daß diese Bewegungen im Thierkörper gerade so wie die willkürlichen durch Nerventhätigkeit vermittelt und eingeleitet werden, entzieht sie durchaus nicht der Sphäre des vegetativen Lebens. Eine solche Anordnung war geboten, sollte irgendwie die Einheit des Organismus gewahrt bleiben. Auch ein bloß vegetativer Organismus wird also dann die seiner Lebensstufe eigenthümlichen organischen Bewegungen haben können, wenn überhaupt Bewegung ohne Nerventhätigkeit möglich ist. Und diese Frage ist offenbar entschieden. Aber auch das ist hiernach klar, daß wir mit dieser Bewegung eine Empfindung oder gar ein Bewußtsein durchaus nicht in Verbindung zu bringen genöthigt sind. Obschon im menschlichen Organismus die organischen Bewegungen von Nerven eingeleitet werden, so haben wir doch von deren regelmäßigem Verlaufe nicht die geringste Empfindung, geschweige denn ein Bewußtsein. Nichts zwingt uns daher, bei den Bewegungen der Pflanzen, welche zum mindesten auf einer niedrigeren Stufe der Organisation stehen, auch nur Empfindung vorauszusetzen. Daß solchen Bewegungen ein Reiz auf die Organe, von denen sie ausgeführt werden, vorausgehen muß, liegt in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung, in welchem die Bewegung zum Muskel im thierischen und zum Zellgewebe im pflanzlichen Organismus steht; und es ist nicht schon der Begriff des Lebens überhaupt, sondern erst der des sensitiven, welcher dieses Verhältniß dahin ändert, daß nur auf empfundenen Reiz Bewegung, die dann eine willkürliche ist, erfolgt.

---

[1] Darwin, Die Abstammung des Menschen.

So können die vorliegenden Beobachtungen Darwins, die abermals, wie wir das gewohnt sind, an Schärfe und Feinheit nichts zu wünschen übrig lassen, nur dazu dienen, unsere Ansichten von dem Leben der Organismen zu erweitern und zu klären; seine Schlußfolgerungen müssen wir aber als verfehlt abweisen.

Hermann Jürgens S. J.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

Im Herbste des Jahres 1678 trat in London urplötzlich ein Mann auf Namens Titus Oates, vorgeblich ein Doctor der Universität von Salamanca, und berichtete dem Könige Karl II., dessen Ministern und dem staunenden Volke von einer schauerlichen Papistenverschwörung gegen das Leben des Königs und gegen den Bestand der protestantischen Religion in England. Der Charakter des Angebers war so verdächtig und seine Erzählung lautete so unglaublich abenteuerlich, daß man nicht begreifen kann, wie der Mann und sein Machwerk auch nur einen Augenblick bei vernünftigen Leuten, geschweige vor den Schranken des englischen Staatsrathes, der beiden Häuser des Parlamentes und der höchsten Gerichtshöfe, Glauben finden konnte. Gleichwohl glaubte man die Märe oder gab sich wenigstens den Schein, man glaube sie, setzte daraufhin eine der blutigsten Katholikenverfolgungen — glücklicher Weise die letzte große und allgemeine — in Scene und opferte auf dem Schaffote zu Tyburn eine ganze Schaar der edelsten Männer dem finsteren Geiste des anglikanischen Fanatismus. Wir haben neulich in dieser Zeitschrift[1] einige Episoden dieser traurigen Tage aus der entfernten Grafschaft von Monmouth in Süd-Wales nach den Mittheilungen der Records berichtet; gegenwärtig versuchen wir nach derselben Quelle eine Darstellung des Processes gegen die vorgeblichen Verschwörer und eine Charakteristik der Männer, die ihm zum Opfer fielen.

Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, erst den Beweis führen zu wollen, daß Titus Oates und seine Helfershelfer elende, meineidige Betrüger waren; dieser Beweis ist von den englischen Gerichten selbst

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XX. S. 39 ff.: „Opfer einer Priesterhetze in Süd-Wales im Jahre 1679."

geführt worden, freilich als es zu spät war, um das Leben von 22 Unschuldigen zu retten, wovon 18 durch Henkershand, die Übrigen durch die grausame Kerkerhaft den Tod fanden. Die Geschichtschreiber aller Confessionen sind überdieß einstimmig, daß dieser Beweis erbracht sei, und können kaum Worte finden, ihre Indignation gegen den Erfinder des vorgeblichen Complottes genügend auszudrücken. Hume nennt ihn „den allerinfamsten Schurken der Menschheit"; Macaulay heißt ihn „das verlogenste, böswilligste und unverschämteste Wesen, das jemals die menschliche Gestalt entehrte, den Begründer der Schule falscher Zeugen". Da protestantische Geschichtschreiber Titus Oates also beurtheilen, so können wir füglich den Mann als gerichtet betrachten. Wenn nun aber der Urheber des blutigen Monstreprocesses und seine Mithelfer eingestandener Maßen als gemeine Betrüger allgemein angesehen werden: wie steht es dann mit den Mitgliedern des Staatsrathes und der beiden Häuser des Parlamentes, welche die Anklage des Betrügers als eine „Thatsache" der englischen Nation verkündeten? wie mit den Richtern, welche auf diese Anklage hin so viele Todesurtheile fällten? Haben sie sich wirklich von dem Betrüger hintergehen lassen und nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, oder müssen wir gegen diese Männer, damals die ersten ihrer Nation, den Vorwurf erheben, daß sie aus Politik und Fanatismus einen erkannten Betrug zu ihren Zwecken ausbeuteten und wissentlich eine Reihe von Unschuldigen dem Tode weihten? Protestantische Schriftsteller gehen gerne über diesen Punkt hinweg oder möchten uns das Erstere glauben machen; allein eine etwas genauere Einsicht in die Proceßacten, die jetzt ziemlich vollständig erschlossen sind, wird uns die Überzeugung abnöthigen, daß sowohl Staatsminister als Richter mit dem meineidigen Titus Oates an Schuld und Schlechtigkeit nahezu auf derselben Stufe stehen. Bischof Challoner hat daher ganz Recht, wenn er die einzige Ursache des Todes so vieler Opfer „ihr standhaftes Bekenntniß der katholischen Religion und den öffentlichen Haß, dem sie sich dadurch bloßstellten", nennt und wenn er sie demzufolge unter die englischen Blutzeugen zählt. Wir hätten somit diese Arbeit auch „Die Märtyrer des Titus-Oates-Processes" überschreiben können.

Bevor wir auf den Proceß und seine Opfer selber eingehen, müssen wir eine kurze Schilderung der Lage der Katholiken unter Karl II. versuchen. Hierbei, wie überhaupt in der ganzen Arbeit, werden wir nach Möglichkeit mit den Worten des englischen Quellenmateriales berichten.

1. Die Lage der Katholiken unter Karl II.

Zu Anfang des Jahres 1660 neigte sich die Herrschaft des „Commonwealth" in England zu Ende, nachdem sein erster Stern, Oliver Cromwell, schon anderthalb Jahre früher (3. September 1658) untergegangen war. Die Katholiken glaubten allen Grund zu haben, der Rückkehr des legitimen Königs zujubeln zu dürfen: hatten sie sich doch als die treuesten Anhänger der Krone im Kampfe gegen die puritanischen Empörer bewährt. Briefe des englischen Provinzials der Jesuiten, P. Richard Bradshaigh (Barton), an den damaligen General der Gesellschaft, Goswin Nikel, welche unter den Manuscripten der Bibliothek von Stonyhurst[1] aufbewahrt werden, gewähren uns einen Blick in die hoffnungsfreudige Stimmung der Katholiken jener Tage. So schreibt z. B. dieser Pater, den seine Stellung als Provinzial zu einem Urtheile von allgemeinem Werthe wohl befähigte, unter dem 12. Mai (n. St.) 1660 an seinen Ordensobern von London aus:

„Kaum jemals, so weit die Patres denken können, ist ein freudenreicherer Tag für diese Stadt und diese Insel angebrochen, als der verflossene 8. Mai, an welchem Tage Karl Stuart in feierlicher Weise mit dem größten Pompe und unter unglaublichem Beifallsrufen zum Könige von England, Schottland, Frankreich und Irland und zum Vertheidiger des Glaubens ausgerufen wurde. Nie und zu keiner Zeit bewies man einem Könige solche Liebe und solche Verehrung. Und zur Stunde, da der Herold feierlich den Namen Karl II. ausrief, erhob die frohe Menge einen solchen Jubelruf, daß der Schall der Trompeten, Trommeln und Glocken und der Donner der Artillerie, die alle zur selben Zeit ertönten, überboten wurde. Ich habe nicht die Muße, eine ausführliche Beschreibung zu geben; aber es wird in englischer Sprache ein Bericht im Drucke erscheinen und ich werde ihn senden. Wir erwarten in kurzer Zeit den König aus Belgien; eine Deputation ist abgereist, um ihn abzuholen."[2]

Am 29. Mai, an seinem dreißigsten Geburtstage, zog Karl II. in London ein und nahm Besitz von dem Throne seines unglücklichen Vaters. Allein der Großenkel Maria Stuarts, der Sohn einer katholischen Mutter,

---

[1] Stonyhurst Mss. Anglia, vol. V. n. 44—57. Mitgetheilt in den Records, vol. I. p. 230 sq.

[2] L. c. n. 50.

täuschte die gerechten Erwartungen der Katholiken, wie sie einst sein Großvater Jakob I. getäuscht hatte. Schon nach wenigen Wochen, am 15./25. Juni, schreibt P. Bradshaigh an den P. General:

„Den alten ‚Eid der Treue' [1] fängt man neuerdings wieder an abzufordern und das wird zweifelsohne die bedauerlichsten Wirren und selbst Gefahr für die Katholiken zur Folge haben. Niemand wird den König für diesen Schritt verantwortlich machen wollen, sondern derselbe ist allein den Katholikenhassern zuzuschreiben." [2]

Freilich von sich aus würde Karl II. die Katholiken nicht belästigt haben; er war weder unduldsam noch grausam; aber der Lebemann, der nur an die Befriedigung seiner Lüste dachte, befand sich eben in steter Geldnoth und mußte ganz nach dem Willen seines Parlamentes handeln, das von dem alten Sectenhasse gegen die Kirche glühte. Im Juli 1661 wurde im Hause der Gemeinen der Versuch gemacht, das feierliche Versprechen der freien Religionsübung, welches der König den Katholiken als Dank für ihre Treue gegeben hatte, zum Theile zu verwirklichen. Man wollte die grausamsten Strafgesetze, so das Gesetz, das die Strafe des Hochverrathes über alle katholischen Priester aussprach, fallen lassen. Allein die Jesuiten mußten wieder einmal als gefürchteter Popanz in's Feld geführt werden, und nach vielen Zänkereien in und außer den Mauern des Parlamentes scheiterte die Vorlage.

Da trat ein Ereigniß ein, welches die Katholiken mit neuer Hoffnung, aber auch ihre Feinde mit neuem Hasse erfüllte. Dem dringenden Rathe seiner Minister zum Trotze verlobte sich der König mit der katholischen Prinzessin Katharina von Braganza, der Tochter Johann' IV. von Portugal. Die reiche Mitgift der Prinzessin und nicht Liebe zu ihrer Person bewog den leichtfertigen Fürsten zu diesem Schritte, wie uns die protestantischen Geschichtschreiber berichten und wie es in der That das spätere Benehmen des Königs seiner Gattin gegenüber bestätigt. Sie brachte ihm als Morgengabe 300 000 Pfund Sterl. (6 Millionen Mark) — nach damaligem Geldwerthe eine immense Summe — und überdieß die Festung Tanger in Afrika und Bombay in Ostindien. Man wollte die Braut bei ihrer Ankunft in England zwingen, sich protestantisch trauen zu lassen; aber ihre Standhaftigkeit

[1] Über diesen berüchtigten „Oath of allegiance" und dessen Verurtheilung durch den Apostolischen Stuhl vgl. Hergenröther, Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte, Bd. II. S. 349.

[2] L. c. n. 52.

trug den Sieg davon. Das Factum, welches auch Dr. Lingard [1] berichtet, wird durch einen sehr interessanten Brief des P. Georg Gray an den General der Gesellschaft Jesu vollkommen bestätigt. Wir wollen die bezügliche Stelle mittheilen.

„Wahrlich, der katholischen Nachwelt darf das folgende Ereigniß, welches der Feder des Chronisten so würdig ist, nimmermehr verschwiegen werden! Bei ihrem Einzuge in das Reich hielten die Häupter des englischen Adels und des Privy Council's eine Zusammenkunft und kamen zu dem Beschlusse, es sei nothwendig, daß die Ehe vor dem protestantischen Bischofe und nach dem Rituale der englischen Staatskirche geschlossen werde. Dieses theilte man der Königin mit; allein sie antwortete, sowohl ihre Religion als ihr Gewissen verbieten ihr unter allen Umständen, darein zu willigen. Und da man mit ganzen Lasten von Gründen sie ungestüm bedrängte und sagte, es würde für den König weder ehrenvoll noch rathsam sein, daß die Ceremonie anders als nach den Gebräuchen und Gesetzen des Landes vorgenommen würde, ja sogar die Legitimität der königlichen Kinder könnte hierdurch in Frage gestellt werden, blieb sie dennoch ihrer religiösen Überzeugung gemäß fest bei ihrer Weigerung. Als letzte Mine benützten sie die zärtlichen Liebkosungen, Bitten und Beschwörungen des königlichen Bräutigams selbst. Aber die unbesiegbare Heldin hielt Stand und erklärte ohne Umschweife, lieber wolle sie unverrichteter Dinge nach Portugal zurückkehren, als ihrem Gewissen zuwider ihren Bitten nachgeben; ein winziges Schiff aus der großen Flotte, die mit so gewaltigen Kosten und Rüstungen und unter dem lauten Gerede von ganz Europa sie nach England gebracht habe, werde ihr zur Heimfahrt genügen. Sie siegte endlich, und die Ehe wurde nach katholischem Ritus geschlossen, obwohl sie zugab, was sie mit gutem Gewissen konnte, daß die bereits geschlossene Ehe von dem protestantischen Bischof ratificirt wurde. — Die Katholiken preisen mit Recht laut dieses Beispiel von Standhaftigkeit. Selbst die Protestanten bewundern es und die falsche Idee ist ihnen gänzlich genommen, die sie bisan glaubten, daß die sanfte Königin wie eine kleine Wachspuppe zu Allem gebracht und gebeugt werden könne, was dem Könige gefiele." [2]

Vielleicht von seiner Gemahlin bewogen, machte Karl II. noch einmal einen schwachen Versuch, seinem feierlichen Versprechen den Katho-

[1] Vol. IX. p. 76 in der englischen Ausgabe von 1849.

[2] Stonyhurst Mss. l. c. n. 62. — Records, vol. IV. p. 278.

liken gegenüber gerecht zu werden. Er erließ am 6. December 1662 eine Cabinetsordre, welche zur Nachsicht in Handhabung der Strafgesetze aufforderte. Als aber sofort beide Häuser des Parlamentes wider jede Nachsicht den Papisten gegenüber Verwahrung einlegten, betonte er sein verpfändetes königliches Wort nicht nur nicht, sondern hatte schon im Februar des folgenden Jahres die Stirne, offen auf die Seite der Katholikenverfolger zu treten und neue Gesetze wider den Fortschritt der „Popery" zu verlangen. Das that der charakterlose Fürst, um sich von der Anschuldigung zu reinigen, als neige er persönlich zur Religion seiner Gemahlin hinüber. Sofort verlangte eine Adresse der beiden Häuser ein Verbannungsdecret gegen alle katholischen Priester unter Todesstrafe, und nach schwachem Sträuben willigte der König ein. Von nun an kehren diese und ähnliche Verordnungen Jahr um Jahr wieder und werden stets von Karl II. nach einigem Widerstande unterschrieben. So brachte schon das Jahr 1664 ein neues überaus strenges Gesetz, welches jede Versammlung von mehr als fünf Personen, die Familienglieder nicht gerechnet, als „aufrührerischen und ungesetzmäßigen Conventikel" bezeichnete und im ersten Falle mit einer Strafe von 5 Pfund Sterl. (100 Mark) oder drei Monaten Gefängniß, im zweiten Falle mit der doppelten Geld- oder Freiheitsstrafe und im dritten Falle gar mit 100 Pfd. Sterl. (2000 Mark) oder einer Landesverweisung für sieben Jahre belegte.

Die großen Heimsuchungen, welche in den folgenden zwei Jahren London und England trafen, legte der allgemeine Haß gegen die Katholiken unverholen diesen zur Last. So die schreckliche Pest, welche 1665 in London 68 596 Personen hinwegraffte, und der große Brand von 1666, welcher 89 Kirchen und 13 200 Privathäuser einäscherte. Trotz der strengsten Untersuchung konnte natürlich auch nicht ein Schatten von Beweis aufgefunden werden, daß die Katholiken die Brandstifter seien; das hinderte aber die Regierung Karl' II. nicht, auf der Denksäule, die zum Gedächtnisse in Fish Street Hill errichtet wurde, die monumentale Lüge einzugraben, Katholiken seien die Brandleger gewesen: so wollte es der Haß der Bevölkerung von London![1] Nach der Thronbesteigung

[1] Pope, wenigstens dem Glauben nach Katholik, machte daher auf diese Denksäule den Vers:

„Where London's column, pointing to the skies,
Like a tall bully lifts its head and lies."

(Wo Londons Säule auf zum Himmel fliegt,
Wie ein gewaltiger Renommist das Haupt erhebt und lügt.)

Jakob' II. wurde die Verleumdung zwar ausgemerzt, aber gleich nach der Revolution von 1688 wieder eingemeißelt: „So leichtgläubig und hartnäckig hält das Volk Alles für wahr, was seinen herrschenden Leidenschaften schmeichelt", sagt der Protestant Goldsmith in seiner Geschichte Englands[1]. Erst nach der Katholiken-Emancipation im Jahre 1829 wurde die Entfernung dieser Lüge durch einstimmigen Parlamentsbeschluß entschieden. Wir werden weiter unten sehen, wie Titus Oates eidlich vor Gericht aussagte, die Benedictiner und Jesuiten hätten den Brand gelegt, um — während desselben rauben zu können! Das mag uns einen Begriff von der feindseligen Stimmung geben, welche damals in England gegen die katholische Kirche herrschte.

Dieser Haß machte sich sofort in neuen Aufforderungen des Parlamentes zur Katholikenhetze Luft. Am 26. October 1666 reichte das Haus der Gemeinen eine Adresse an den König ein, in der es eine königliche Proclamation für die Verbannung aller Priester und Jesuiten und strenge Weisung an alle Richter für genaue Handhabung der Strafgesetze verlangte[2]. Die Proclamation erschien den 10. November nach Wunsch und erstreckte sich auf alle Priester und Jesuiten, mit einziger Ausnahme der Kapläne der Königin und Königin Mutter. In Monatsfrist sollten Alle England verlassen haben; bis dahin hatten alle Richter den Auftrag, ihrer Abreise behilflich zu sein; nachher aber auf sie zu fahnden, sie vor Gericht zu stellen und überhaupt die Gesetze gegen die Papisten in Anwendung zu bringen[3].

Drei Jahre später goß ein neues, aber nicht unerwartetes Ereigniß Öl in's Feuer der anglikanischen Feindseligkeit: der Herzog von York, der Bruder Karl' II. und bei des Königs Kinderlosigkeit sein muthmaßlicher Thronfolger, kehrte in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Der Provinzial der englischen Jesuiten, P. Emmanuel Lobb, besser bekannt unter seinem angenommenen Namen Joseph Simeon, nahm zu Anfang des Jahres 1669 seine Abschwörung entgegen[4]. Der Herzog

---

[1] p. 270.

[2] Common's Journal, vol. VIII. p. 641. — Dom. Charles II., vol. 176. n. 45.

[3] Proclam. Coll. p. 234. — Dom. Charles II., l. c. n. 149.

[4] Es war diese Conversion eines jener Gnadenwunder, welche das Gebet frommer Seelen erflehen kann. Schon bevor Henriette von Frankreich sich mit Karl I. vermählte, unterhielt sie eine innige Freundschaft mit den englischen Karmelitessen zu Paris, und noch am Tage vor ihrer Abreise nach England diente sie den Nonnen bei Tische und empfahl die neue Heimath und den künftigen Gemahl dem Gebete der

hatte geglaubt, in Anbetracht seiner Stellung und der großen Hoffnungen, die sein Übertritt der katholischen Kirche in England bringe, könnte er mit päpstlicher Dispens vorläufig nach Außen die Religionsgemeinschaft mit den Anglikanern fortsetzen; erst als der abschlägige Bescheid P. Lobb's, man dürfe nie etwas Böses thun, damit etwas Gutes daraus entspringe, durch ein päpstliches Schreiben bestätigt wurde, entschloß sich der Bruder des Königs, mit Hintansetzung aller irdischen Rücksichten den Schritt zu vollziehen, den sein Gewissen forderte [1]. Man kann sich den Eindruck denken, den die Kunde dieses Ereignisses in England hervorrief: das Parlament erhob sich gegen ihn und im Einverständnisse mit den Ministern wurde Intrigue auf Intrigue gesponnen, den Herzog von York des Rechtes der Thronfolge zu berauben. Nicht umsonst haben die damaligen Mitglieder des Privy Council's sich in dem Worte „Cabal" verewigt, welches aus den Anfangsbuchstaben ihrer Namen zusammengesetzt wurde [2]. Und als nun erst das Gerücht ging, der König stehe im Begriffe, dem Beispiele seines Bruders zu folgen, erhob die um ihre Pfründen bange anglikanische Geistlichkeit ein solches No-Popery-Geschrei, daß sich Karl II. veranlaßt sah, in einer feierlichen Proclamation den 11. März 1671 zu erklären, wie er bisher trotz aller Versuchungen treu an der wahren anglikanischen Religion gehangen habe, so werde er auch fürderhin ihrer Erhaltung und Vertheidigung seine emsigste Sorgfalt und seinen vollen Eifer weihen. Mit dieser Erklärung begnügte sich das Parlament keineswegs. Schon im folgenden Jahre erließ es ein Gesetz, welches alle Katholiken, mit sehr wenigen Ausnahmen, von jedem Staatsamte und

---

Bräute Christi. Nach dem blutigen Ende Karl' I. suchte sie bei den gleichen frommen Schwestern oftmals Trost in ihrem Wittwenleid. Auch ihre Söhne brachte sie manchmal dahin. Einstens übergab sie der Priorin den jungen Herzog von York mit dem Bedeuten, derselbe sei dem Anglikanismus sehr ergeben und die ehrwürdige Mutter möge ihn eines Besseren belehren. Die Priorin empfahl jedoch dem Prinzen, statt aller Controverse, täglich ein aufrichtiges und ernstes Gebet um die Gnade, die Wahrheit zu erkennen und ihr muthig zu folgen; auch sie und ihre Schwestern würden in derselben Meinung beten. Gerührt versprach der Jüngling dieses und schrieb die Gnade seiner Bekehrung gerne dem Gebete der frommen Karmelitessen zu. 49 Jahre später, da er entthront in Paris weilte, pflegte er die greise Priorin oft zu besuchen und erinnerte sie gerne an jenes Gespräch und Versprechen. So berichten die Chroniken der unbeschuhten Karmelitessen. Vgl. The Life of Margaret Mostyn, Quarterly Series (Burns and Oates, 1878), p. 236.

[1] The Life of James II. by Clarke, vol. I. p. 440 sq.

[2] Es waren: Sir Thomas Clifford, Lord Ashley (später bekannt unter dem Namen Lord Shaftesbury), der Herzog von Buckingham, Arlington und der Herzog von Lauderdale.

von jedem Sitze in einem Rathscollegium ausschloß, indem es den Bewerbern nicht nur den alten Treue- und Suprematseid, sondern überdieß eine specielle Erklärung gegen den Glauben an die Transsubstantiation zur Bedingung machte. Im Februar 1673 wagte der König in einer Ansprache an das Haus der Gemeinen das Wort: was die Strafgesetze betreffe, so werde er seinem alten Versprechen einer nachsichtigen Handhabung derselben treu bleiben. Da erhob sich ein solcher Sturm in der Versammlung, daß der schwache Fürst vor den Augen des Privy Council's die Siegel seiner königlichen Zusage zerbrach. Diese Nachgiebigkeit ließ die Forderungen der Anglikaner nur höher steigen. Ein Unterrichtsgesetz kam sofort zu Stande und wurde vom Hause der Peers angenommen, das nicht nur den öffentlichen, sondern sogar den Privatunterricht von der Erlaubniß des anglikanischen Bischofs und von dem eidlichen Versprechen abhängig machte, daß der Lehrer sich zu der von Staatswegen aufgestellten Glaubensnorm bequeme.

Das Jahr 1674 steigerte den anglikanischen Fanatismus noch mehr. Es brachte die Vermählung des Herzogs von York mit Maria von Este, der Schwester des regierenden Herzogs von Modena. Jetzt sei der Triumph der Papisten über England so gut wie sicher, jammerten die Prädikanten von allen Kanzeln; mit Stumpf und Stiel werde man das Evangelium ausrotten. Als das Parlament zusammentrat, überreichte man dem Könige Adressen mit der Bitte, er möge einen öffentlichen Buß- und Bettag mit vorgeschriebenem Fasten durch das ganze Reich verkündigen, daß Gott sich würdige, die Kirche und den Staat gegen die Ränke und Wühlereien der Papisten zu beschützen. Von diesem Tage an bis zum Herbste des Jahres 1680 war der Sturm gegen den Herzog von York in stetem Wachsen. Mit aller Gewalt wollte man ihn durch die sogen. Ausschluß-Bill (Bill of exclusion) von der Thronfolge ausschließen; denn unter einem katholischen Könige, so hieß das allgemeine Schlagwort, könne an den Bestand der anglikanischen Kirche nicht gedacht werden. Zu diesem Zwecke galt den leitenden Staatsmännern jedes Mittel für erlaubt; das ganze Drama der erdichteten Verschwörung mit seinen Meineiden und Justizmorden, von denen wir gleich erzählen werden, war nur die Mine, um den gefürchteten Thronfolger, „den bigotten Papisten", zu sprengen.

Karl II. setzte seine bisherige Politik charakterloser Schwäche fort. Zunächst erließ er 1675 eine königliche Proclamation, welche sechs Verordnungen der im Lambethpalaste versammelten Prälaten Englands ent-

hielt. Alle eingeborenen Priester sollten unter Todesstrafe binnen sechs Wochen das Reich verlassen. Jeder englische Unterthan, der in der Kapelle der Königin oder eines auswärtigen Gesandten der Messe beiwohnte, verfiel einer Buße von 100 Mark und einer Gefängnißstrafe von einem Jahre. Die alten Strafgesetze sind wieder streng zu handhaben. Jeder Papist, der einen königlichen Palast zu betreten wagt, ist sofort einzukerkern; ist es ein Peer, so soll er in den Tower, hat er einen geringeren Rang, in ein gemeines Gefängniß geworfen werden. Dann brachten die Minister einen neuen Gesetzentwurf, der das Recht, im Parlamente zu sitzen, Mitglied des Privy Council's zu sein, jegliches öffentliche Amt zu bekleiden, wieder von einem den Katholiken unmöglichen Eide abhängig machte. Das Haus der Gemeinen nahm ihn an, das Haus der Peers verwarf ihn jedoch, da er das ganze Erbrecht angreife; der Streit der beiden Häuser gab dem Könige die Veranlassung, das Parlament zu vertagen; sobald es aber wieder zusammentrat, war seine erste Forderung der abgelehnte Eid, und sie verschärften ihn noch, indem sie zu der Abläugnung des Primates und der Transsubstantiation die der Heiligenanrufung und der Verehrung der seligsten Jungfrau beifügten. Wirklich ging die Forderung durch, wenn auch mit der Klausel, daß der Eid dem Herzog von York nicht abverlangt werden dürfe.

Die Anglikaner hätten sich wahrlich nunmehr zufrieden geben dürfen. Was konnte der katholische Thronfolger, wenn er wirklich zur Herrschaft gelangte, ihnen schaden, wenn alle öffentlichen Ämter, alle Sitze des Parlaments und des geheimen Rathes ausschließlich mit Protestanten besetzt werden durften? Aber das war dem nun einmal hochlodernden Fanatismus Alles zu wenig: der verhaßte Thronfolger sollte vernichtet werden, und da man den Streich nicht direct gegen ihn führen konnte, ergriff man die erste Gelegenheit, ihn gegen alle Katholiken Englands zu führen. Bei einer solchen Stimmung konnte die Veranlassung nicht ausbleiben. „Wenn der Engländer einmal aufgeregt ist," sagt Oliver Goldsmith, „so findet er entweder Gründe des Verdachtes oder erfindet sie." Der Glaube, es sei auf die Vernichtung des Anglikanismus abgesehen, war nun künstlich hervorgerufen, und Titus Oates, der jetzt urplötzlich mit seiner Entdeckung einer greulichen Papistenverschwörung auftrat, kam den Fanatikern gerade im rechten Augenblicke. Der Brennstoff lag bereit und der erste Funke entfesselte das rasende Element.

2. Titus Oates.

Im Sommer 1678 brach der Sturm los.

Das Parlament hatte in Erfahrung gebracht, daß trotz all seiner Hetzereien die Strafgesetze gegen die Katholiken und die Verbannungsdecrete gegen die Priester sehr lässig in Ausführung kamen; in Monmouthshire und Hereford solle sich ein ganzes Dutzend Priester aufhalten; aus Groll verweigerte das Unterhaus darob die versprochenen Summen für den Krieg mit den Holländern, und der König wußte kein anderes Mittel, den ewigen Hader los zu werden, als das Parlament zu vertagen.

Die Ruhe, die er sich so verschaffte, war nicht von langer Dauer. Am 13. August machte er einen Spaziergang. Da trat ein gewisser Kirby, ein Gehilfe des Königs bei seinen alchemistischen Experimenten, auf den Monarchen zu und sagte: „Herr, entfernt Euch nicht von Eurem Gefolge; Eure Feinde haben es auf Euer Leben abgesehen und Ihr könnt möglicher Weise auf diesem Spazierwege niedergeschossen werden." Der Fürst gab nicht viel auf diese Warnung und setzte seinen Gang ungehindert fort. Doch ließ er den Mann am Abend noch vor sich kommen und verhören. Kirby behauptete die Richtigkeit seiner Angabe; er habe sie aus dem Munde des Dr. Tongue's, des anglikanischen Pfarrers der St.-Michaelskirche. Dieser wurde nun herbeigerufen: er kam mit einem ganzen Paket Papiere, die ihm, wie er behauptete, unter seiner Hausthüre durch in den Flur geschoben worden seien. Aus ihnen wollte er das abenteuerlichste Project beweisen, das jemals erdacht wurde. Die Papisten sollten die Ermordung des Königs und den Umsturz der ganzen Ordnung Englands planen. Der königliche Leibarzt Sir George Wakeman werde dem Fürsten Gift beibringen, oder er solle von einem Jesuiten-Laienbruder und einem Benedictiner-Laienbruder mit silbernen Kugeln erschossen werden; mißglücke dieser Anschlag, so stünden zwei Benedictinermönche bereit zum Morde, und wenn er auch ihren Händen entkäme, so hätten ihm 4 Irländer den Tod geschworen. Der Prädikant hatte die ganze Geschichte in 43 Punkte zusammengestellt. Gefragt, ob er den Urheber der ihm zugeschobenen Papiere nicht kenne, sagte er, der Mann sei ihm bekannt, derselbe wünsche aber, daß sein Name geheim bleibe; sein Leben würde sonst vor den Jesuiten, den Urhebern des ganzen Complottes, nicht sicher sein. Dann nannte er ihn doch; es sei ein gewisser Titus Oates, ein Doctor aus Salamanca; auch

machte er sich anheischig, die beiden Übelthäter, welche zunächst auf den König schießen sollten, ausfindig zu machen. Karl II. nahm alle diese Eröffnungen höchst ungläubig entgegen, schickte aber die Angeber mit ihren Papieren zum Lord Schatzmeister, dem Earl of Danby, der sie gleichfalls zuerst ziemlich kühl aufnahm. Das veranlaßte Titus Oates und Tongue nur, die Farben noch greller aufzutragen. Am 17. August machten sie dem Lordschatzmeister neue Eröffnungen: rasch wuchsen die 43 Punkte zu 81 an. Der König lachte über Danby, der nun auf einer Untersuchung bestand, und verbot ihm geradezu, die Sache im Privy Council zur Sprache zu bringen oder dem Herzog von York davon zu sprechen. Die Lügen waren ja zu handgreiflich: wenn der königliche Leibarzt versprochen hatte, den Monarchen zu vergiften, wozu bedurfte es dann noch drei Abtheilungen von Mordgesellen? Und wenn Dr. Tongue den Urheber jener Papiere kannte, was brauchten sie ihm denn heimlich unter der Thüre durch zugeschoben zu werden? Aber der Earl of Danby hatte seine ganz besonderen Gründe, das Unglaubliche zu glauben, wie wir später sehen werden.

Vor Allem müssen wir uns nun mit der Lebensgeschichte des unseligen Titus Oates näher bekannt machen. Er war der Sohn eines Bandwebers, der unter Cromwell als Prediger der Wiedertäufer auftrat, nach der Wiederherstellung des Königthums aber sofort für gut fand, zu der Staatskirche überzutreten. In Cambridge machte er Studien, empfing dann die anglikanischen Weihen, war in verschiedenen Gemeinden und endlich auf einem Kriegsschiff als Prediger angestellt. Seine Sitten waren aber so schmachvoll, daß er mit Schimpf und Schande fortgejagt wurde. Des Meineides angeklagt, hatte er vor Gericht gestanden, und obschon das Verbrechen nicht vollständig erwiesen war, blieb ihm doch die Makel haften. Endlich mußte er, wie die protestantischen Geschichtschreiber zugeben, unnatürlicher Laster wegen auch seine letzte Stelle als Schiffsprediger aufgeben. Ohne Brod und Unterkommen, stand er jetzt als Bettler auf der Straße und fiel rasch in den tiefsten Abgrund der Verkommenheit.

Da machte der Unselige die Bekanntschaft Dr. Tongue's. Ezechiel Tongue, der anglikanische Pfarrer der St.-Michaelskirche in der Woodstreet, war entweder ein überaus einfältiger und leichtgläubiger Mensch, dessen Phantasie schon seit Jahren von nichts träumte als von papistischen Schreckbildern, oder er stand mit Oates auf der gleichen Stufe absichtlicher Verleumdung. Ein Fanatiker war er auf jeden Fall;

das Lieblingsthema seiner Predigten bildete die große Gefahr, welche die Jesuiten und Papisten dem lautern Gotteswort in England bereiteten, und mindestens jedes Vierteljahr erzählte er in irgend einem Flugblatte von einer neuen greulichen Verschwörung gegen das Leben des Königs und den Bestand der anglikanischen Kirche. Tongue und Oates paßten also vollkommen zusammen.

Um sich von den Plänen der Gegner Kenntniß zu erlangen oder um das selbst ausgeheckte Complott wenigstens etwas glaubwürdiger ausmalen zu können, faßten die Zwei den Entschluß, Oates solle zum Schein Katholik werden und sich als Zögling in ein Jesuitencolleg, oder besser noch in den Orden selbst aufnehmen lassen. Gewandt in der Kunst, zu heucheln, fand der verkommene Mensch bald einen Priester, der sein Glaubensbekenntniß entgegennahm und durch dessen Fürsprache er einen Platz in dem Jesuitencolleg zu Valladolid erhielt. Es gelang ihm aber nicht, seine wahre Natur auf die Dauer zu verhüllen; schon nach 5 Monaten hatten ihn die Lehrer durchschaut und er wurde, jedoch mit möglichster Schonung, aus dem College in Spanien ausgewiesen. Noch einmal versuchte Oates, seine Spionage bei den Jesuiten fortzusetzen. Auf seine Bitten und Thränen hin gewährte der englische Provinzial P. Whitbread ihm die Aufnahme in das Colleg von St. Omer. Am 10. December 1677 traf er daselbst ein. Aber bald trat auch hier sein rohes, gemeines und sittenloses Wesen, so sehr er heuchelte, zu Tage. Man theilte ihm also seine Entlassung mit. Da wollte der Mensch die Rücknahme derselben, ja sogar die Zulassung in das Noviziat der Gesellschaft Jesu geradezu erzwingen. Er wolle nicht betteln; entweder solle man ihn als Jesuit annehmen, oder man werde ihn zum Judas machen. Natürlich konnten solche Gründe den P. Provinzial nicht bestimmen, und Oates mußte den 23. Juni 1678 St. Omer verlassen.

Er ging sofort nach London und kam gerade recht, um seinen Freund Dr. Tongue mit den vorgeblichen Früchten seiner Spionage zu bedienen. Er arbeitete nun, wahrscheinlich mit dem anglikanischen Fanatiker gemeinsam, die 43 Punkte seiner „wahrhaften und getreuen Erzählung des greulichen Complotts und Bundes der papistischen Partei gegen das Leben Seiner geheiligten Majestät, gegen die Regierung und die protestantische Religion" aus, welche zunächst dem Könige und dem Lord Schatzmeister vorgelegt wurden. Mittlerweile trieb er sich in verrufenen Schenken und liederlichen Häusern herum, ging aber auch fleißig

zu den Jesuiten und zu andern Priestern, deren Aufenthalt er in St. Omer ausgekundschaftet hatte, theils um zu spioniren, theils um bettelnd und drohend Geld zu erpressen. 50 Fälle von Hochverrath seien ihm von Jesuiten bekannt, sagte er. Es liege ganz in seiner Gewalt, sie alle zu vernichten, und er werde es thun, wenn man ihn nicht entweder in den Orden aufnehme, oder ihm sonst eine gesicherte Lebensstellung mit einem genügenden Jahresgehalt verschaffe.

Das also war der Mann, der die schrecklichste Verfolgung veranlaßte, welche in England über die katholische Geistlichkeit hereinbrach! Ganz gewiß hätte ein solcher Mensch in ruhigeren Zeiten vor den Gerichten keinen Glauben gefunden. Bei der damaligen Stimmung des fanatisirten Volkes aber war man geneigt, das Ungeheuerlichste zu glauben. Gleichwohl schreckten die Jesuiten im Bewußtsein ihrer Unschuld die Drohungen ihres früheren Schülers nicht, und so brach der Schlag ganz unerwartet über Alle herein.

Der Earl of Danby hatte den beiden „Entdeckern" des Complotts gesagt, er könne ihren Worten nur Glauben beimessen, wenn sie ihm greifbare Beweise beibrächten. Nach verschiedenen Ausflüchten erinnerte sich endlich Oates, daß die Jesuiten demnächst ein Paket Briefe an Bedingfield (P. Thomas Momford, S. J.), den Kaplan des Herzogs von York, mit der Post nach Windsor senden würden. Er wolle aufpassen und rechtzeitig einen Wink geben, daß man diese hochverrätherischen Papiere auffangen könne. Wie klug! Die Jesuiten sollten so gefährliche Documente ohne jegliche Vorsicht auf der Post nach dem nahen Windsor befördern, ja sie sollten das sogar lange bevor einem Subjecte, wie Titus Oates, mitgetheilt haben, der zu gleicher Zeit durch Drohungen Geld von ihnen erpressen wollte! Aber der Lordschatzmeister hatte seine Gründe, gerade damals die öffentliche Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Ein furchtbares Ungewitter hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen. Eine für die Würde Englands keineswegs schmeichelhafte Verhandlung mit dem Hofe von Versailles wurde ihm zur Last gelegt; er wußte, daß die Sache, sobald das Parlament wieder zusammentreten würde, zur Sprache komme und daß dann sein Fall gewiß sei. Was konnte ihm also gelegener kommen, als diese Verschwörungsgeschichte, so geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit von jener unliebsamen Affaire abzulenken, so geeignet auch, die geschwundene Popularität durch Entlarvung einer Papistenverschwörung und den Schutz der anglikanischen Kirche wieder zu gewinnen? In der That, das Ganze kam

dem Lord Schatzmeister so gelegen, daß es nicht an Stimmen fehlt, die ihn als den eigentlichen Erfinder bezeichnen.

Titus Oates sorgte also dafür, daß das versprochene Paket beim General-Postoffice aufgegeben wurde. Am gleichen Tage kam Danby wie zufällig nach seinem Landhause bei Windsor, wo sich damals der Hof aufhielt. Auch einer der Entdecker (Kirby?) erschien beim Postmeister von Windsor, um das Paket wegzunehmen und Danby einzuhändigen. Es waltete aber ein eigener Unstern über dem plumpen Plane. Zufällig, oder vielmehr durch Gottes gnädige Fügung, kam P. Mumford gerade bei Ankunft der Post auf das Postbureau, und so gelangte die Sendung unmittelbar in seine Hand. Er öffnete das Paket und fand einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief, unter welchem die Namen des Provinzials und der übrigen in London weilenden Patres standen. Das Schreiben besagte, „die Meinung der Patres und der übrigen am Bunde Betheiligten sei, daß der bewußte große Plan bei der ersten günstigen Gelegenheit, jedoch ohne jegliches Mitwissen des Herzogs von York, in's Werk gesetzt werde". P. Mumford durchschaute sofort die Fälschung, hatte aber keine Ahnung, von wem sie herrühre. Er eilte zum Herzog, legte den Brief in seine Hände und beschwor den König, die Sache gründlich untersuchen zu lassen, da zweifelsohne eine Intrigue gegen ihn und seine Freunde im Werke sei. Der König sagte: „Seit einem Monat weiß ich um die Geschichte", und fügte bei, er habe Alles seinem Bruder, der ihm so treu ergeben sei, mitgetheilt.

Natürlich schrieb P. Mumford über den gefälschten Brief an den Provinzial. Dieser ahnte sofort den Thäter, und als Oates sich wieder bei ihm einstellte, wie gewöhnlich bettelnd und drohend, sagte ihm P. Whitbread in's Gesicht hinein, er sei der Fälscher. Oates sah nun wohl, daß er sein Werk schleunigst vollbringen müsse, sollte es nicht gänzlich mißlingen. Die ursprünglichen 43 Punkte seiner „Enthüllung" lagen bei Danby. Tongue besaß aber eine Abschrift. Diese wurde zu einer viele Seiten umfassenden Klageschrift von 81 Punkten oder Artikeln erweitert. Am 27. September erschien dann der Verfasser vor dem Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey mit Dr. Tongue und Kirby als Zeugen, reichte sein Machwerk förmlich ein und beschwor es als lautere Wahrheit. Hiermit war der Proceß anhängig gemacht.

Schon des folgenden Tages wurde Oates vor den Privy Council beschieden und wiederholte daselbst mündlich seine Erzählung. Macaulay hat vollkommen Recht, wenn er dieselbe „einen Schauderroman" nennt,

der „viel mehr den Fieberphantasien eines Kranken, als einem Plane gleiche, der jemals in der wirklichen Welt auch nur zur Verhandlung kam". Die königlichen Geheimräthe hörten und staunten. Der König allein verhörte den Menschen, der seinen eigenen Angaben zufolge, ob nun sein eidlich abgegebenes Zeugniß Wahrheit oder Lüge war, mindestens ein Dutzend Mal Strang und Rad verdient hatte. In seiner Erzählung hatte er unter Anderm behauptet, er habe im Auftrage der Jesuiten mehrere Stunden in Madrid mit Don Juan d'Austria über die Vernichtung Englands unterhandelt, auch sei er in der gleichen Angelegenheit bei den Jesuiten in Paris gewesen. Der König frug ihn nun: „Wie sieht dieser Don Juan d'Austria aus?" Oates beschrieb einen Mann, der Don Juan an Gestalt, Größe und Aussehen auch nicht im mindesten ähnlich sah. Karl II. sagte deßhalb: „Es ist vollkommen erwiesen, daß Ihr ihn nie gesehen habt! Doch wo habt Ihr in Paris mit den Jesuiten verhandelt?" — „In ihrem Hause am Ufer der Seine," antwortete Oates. „Die Jesuiten haben in Paris drei Häuser, aber keines liegt an der Seine," entgegnete der König. Damit verabschiedete sich Karl II. vom Privy Council, indem er sagte: „Der Mensch ist der allerverlogenste Schuft, der mir je unter die Augen kam!"

Gleichwohl übergab der geheime Rath dem Titus Oates einen Verhaftsbefehl gegen alle, die er des Hochverraths angeklagt hatte, und stellte ihm eine Abtheilung Soldaten zur Vollstreckung desselben zur Verfügung.

3. Die Anklage.

Bevor wir unsere Leser mit den Männern bekannt machen, welche Titus Oates zunächst den Händen der „Gerechtigkeit" überlieferte, müssen wir wenigstens die Hauptpunkte seiner Anklage uns näher ansehen. Diese Mühe scheint durchaus nothwendig, theils zum Verständnisse der Gerichtsverhandlungen, theils auch zur Würdigung der Minister Karl' II., welche sich den Anschein gaben, als glaubten sie solche plumpe und widerspruchsvolle Lügen. Für wahrscheinlich oder auch nur für möglich halten konnten sie dieselben ja nicht; das ist bei Männern von ihrer Bildung und Stellung ausgeschlossen, wie sofort Jedem in die Augen springt, der das vorliegende Actenstück auch nur oberflächlich durchliest[1].

[1] Wer den vollständigen Bericht zu sehen wünscht, den müssen wir auf das Public Record Office, Dom. Chas. II. n. 413 verweisen. Eine Copie des Originals findet sich in Cobbet's State Trials of 1678.

Die 81 Verbrechen von Mord, Versuch und directer Anstiftung von Königsmord, Landesverrath, Aufruhr, Brandstiftung und Raub im großartigsten Maßstabe, welche Oates beschwor, sollen alle vom 19. April 1677 bis 8. September 1678 unter Mitwissenschaft bezw. Mitwirkung des Papstes, des römischen Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien zunächst durch die Jesuiten, dann aber auch durch die Benedictiner, Dominicaner, Karmeliten, Weltpriester und eine Anzahl katholischer Laien, zum Theil aus dem höchsten Adel, begangen oder geplant worden sein.

Beginnen wir mit dem Berichte des Titus Oates über den geplanten Königsmord[1]. Die falsche Nachricht von einer Vergiftung Karl' II. ruft im Juli 1677 unter den Jesuiten in Valladolid großen Jubel hervor; auch der Thronfolger Jakob II. solle Gift erhalten, wenn er nicht für die Ausrottung der protestantischen Religion Bürgschaft leiste (5). — P. Crofs brachte Briefe des englischen Provinzials Strange und anderer Jesuiten, datirt 10. Juni 1677, nach Madrid, des Inhalts, sie gäben sich alle Mühe, Leute zu finden, welche den König morden wollten. P. Suinan (wahrscheinlich ist P. Sweetman gemeint) zeigte diese Briefe sowohl Oates, als dem Erzbischof von Tuam in Madrid während des August 1677 (6)[2]. — P. Suinan zeigt Oates einen Brief des Provinzials, datirt 20. Juli 1677: leider sei die Nachricht von der Ermordung des Königs nicht wahr; der gedungene Mörder Wilhelm (Grove) habe keinen Muth gehabt, obschon man ihm 1500 Pfund Sterl. als Belohnung angeboten (7). — Der Provinzial von Neu-Castilien verspricht dem englischen Provinzial 10 000 Pfund Sterl., wenn der Mord des Königs vollbracht werde. Oates trug diesen Brief selbst nach London; der englische Provinzial ließ ihn den Brief lesen und sagte, Alles solle nach Wunsch vollzogen werden (8). — Oates trug einen Brief des gleichen Provinzials an den Rector von St. Omer, P. Ashby; darin stand, der König solle in Whitehall erdolcht, und wenn das mißlinge, von einem seiner Ärzte vergiftet werden; sie hätten zu diesem Zwecke vom Beichtvater des Königs von Frankreich, Père La-

[1] Die in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die betreffenden Artikel der Klageschrift.

[2] Als diese Beschuldigung bekannt wurde, verwahrte sich der Erzbischof in einer feierlichen Erklärung am 10. Februar 1679 dagegen; er sei überhaupt gar nicht in Madrid gewesen. Das Original mit Siegel und Unterschrift im königlichen Archive in Brüssel.

chaise, 10 000 Pfund Sterl. erhalten, welche bei einem Goldschmied in London hinterlegt seien. Datum des Briefes: Anfang December 1677 (9). — Dankbriefe an Père Lachaise waren beigelegt mit dem Versprechen, man werde alle Mittel anwenden, um die protestantische Religion auszurotten u. s. w. Oates trug diese Briefe selbst nach Paris und übergab sie persönlich Père Lachaise, so viel er sich erinnere, den 18. December (10). — Im Auftrage des Rectors von St. Omer schrieb Oates an Père Lachaise, der neue Provinzial von England, P. Whitbread, und die Jesuiten in London hätten eine Versammlung gehabt, um die Ermordung des Königs zu betreiben und auch die des Herzogs von York, wenn er ihren Erwartungen nicht entspreche. Das Datum dieses Briefes des Provinzials, den man Oates, wie überhaupt alle Briefe, zu lesen gab, war vom 26. December (13). — Zur Zeit der Parlamentseröffnung kam wieder ein Paket Briefe an den Rector von St. Omer. Das Attentat des Benedictiner-Laienbruders Pickering, der den König in St. James Park erschießen wollte, sei fehlgegangen. Der Feuerstein der Pistole sei etwas wackelig gewesen. Wäre es ihm geglückt und hätte er dafür sterben müssen, so würden 30 000 Messen für die Seelenruhe des Bruders gelesen worden sein. Groß war der Ärger der Jesuiten über das Mißlingen des Planes. Oates sah und las den vom englischen Provinzial unterzeichneten Brief (19). — Oates schreibt im Auftrage des Rectors und der übrigen Jesuiten von St. Omer den 10. Februar 1678 an den Provinzial von England, sie sollten voranmachen mit der Ermordung des Königs und des Herzogs von York, wenn dieser sich nicht gefügig zeige (23). — Unter dem 20. Februar schreibt P. Provinzial zurück, sie hätten beim Herzog von York sondirt; derselbe sei zwar ein guter Katholik, aber seinem königlichen Bruder mit so treuer Liebe ergeben, daß sie nicht wagten, ihm ihre Pläne zu enthüllen (24). — Die Jesuiten von Gent, denen man diese Briefe mittheilte, sind der Meinung, man solle den Säcularklerus in die Pläne einweihen. P. Whitbread schreibt am 10. März nach St. Omer, man solle guten Muthes sein, die Dinge in Schottland und Irland gingen prächtig und der entscheidende Schlag in Whitehall werde bald erfolgen (25). — Im Laufe des März sollen mehrere Attentate mißglückt sein. Dafür wurde der „ehrliche Wilhelm" (Grove) von den Jesuiten gescholten; Pickering aber, dem man die Hauptschuld des Mißlingens beimaß, erhielt zwölf Stockstreiche über die Schultern. Oates las den betreffenden Brief (26). — Im Juli 1678 ging der Rector von St. Omer im Auf-

trage des Provinzials nach London, um mit Sir George Wakeman, dem Leibarzte des Königs, wegen Vergiftung Seiner Majestät zu unterhandeln. Er sollte dafür die bei dem Goldschmied hinterlegten 10 000 Pfund Sterl. erhalten. P. Rector zeigte Oates die geschriebene Instruction. Auch der Apostat Dr. Herbert Croft, Bischof von Hereford, solle aus dem Wege geräumt werden, wie alle Apostaten (33). — Am 1. August kam ein Brief des Provinzials an P. Fenwick: wenn Sir George Wakeman es um die 10 000 nicht thun wolle, so solle man ihm 15 000 bieten. Oates sah den Brief (37). — Am 15. August schreibt der Provinzial, wenn das Gift nicht wirken wolle, so solle der König verbrannt werden (40). — Am 9. August kamen Boten und Briefe von St. Omer mit der Freudenbotschaft, Sir George Wakeman habe das Geschäft für 15 000 Pfund Sterl. übernommen. Gleichzeitig werden aber Grove und Pickering gedrängt, rasch voranzumachen (46). — P. Keynes besucht am 17. August Oates in London in seiner Wohnung und erzählt, der Prior der Benedictiner und andere Mönche versprächen den Jesuiten 6000 Pfund Sterl. für den Mord. Dasselbe hatte übrigens Oates schon persönlich aus dem Munde dieser Mönche vernommen. P. Keynes wünschte, daß Oates das Geschäft übernähme; er weigerte sich aber, da er in seinem Leben noch nie eine Schießwaffe abgefeuert habe. Ein Benedictiner-Pater, Coniers, habe den Mord übernommen und eine Wette von 100 Pfund Sterl. eingegangen, er werde es vollbringen. Oates hat dieses aus Coniers' eigenem Munde (60). — Am 18. August hatten die Jesuiten und Dominicaner im Covent Garden eine Versammlung behufs Ausbreitung der katholischen Religion und Ermordung des Königs. Die Dominicaner sagten, sie seien zu arm für Geldbeiträge, wollten aber persönlich mit Rath und That helfen. Oates war ab und zu in dieser Versammlung; man sandte ihn zu den Karmeliten; diese schützten jedoch ihre Armuth vor, versprachen aber, das Unternehmen mit ihren frommen Gebeten zu unterstützen (61). — Dr. Fogharty, ein Arzt aus London, sei ein Hauptverschwörer; derselbe habe vier irische Mordgesellen gedungen, daß sie nach Windsor gehen und den König erschlagen sollten (64). — Am 22. August schickten die Jesuiten diesen vier Mordgesellen 80 Pfund Sterl. Oates sah das Geld auszahlen und P. Harcourt die bezüglichen Instructionen an dieselben nach Windsor schreiben (66). — Am gleichen Tage traf Oates den Benedictiner-Mönch Coniers, während er in King's Head, einer Schenke in Gray's Inn Lane, auf seinen Freund Dr. Tongue wartete. Oates frug den Mönch,

wie er den Mord zu vollführen gedenke; derselbe zeigte ihm einen schrecklichen, zweischneidigen Dolch, den er bei einem Messerschmied in Russell Street für zehn Shilling gekauft habe, und erklärte ihm ausführlich, wie er den König erstechen wolle u. s. w. (68).

Nicht weniger haarsträubend lauten die Angaben über Anstiftung von Rebellion und Landesverrath. Oates will schon gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Spanien in einem Briefe des Provinzials P. Strange, datirt 19. April 1677, die Nachricht gelesen haben, die Jesuiten hätten als Presbyterianer verkappte Mitglieder nach Schottland gesendet, um die schottischen Presbyterianer zum Aufruhr für ihre Freiheit und Religion aufzureizen (1). — Derselbe Provinzial schrieb nach St. Omer und an Père Lachaise, sie hätten die Presbyterianer aufgewiegelt; 20 000 Mann werden unter die Waffen treten, sobald der König von Frankreich mit England breche (11). — Später will Oates in London einer Versammlung der Jesuiten beigewohnt haben, welche den Aufruhr in Schottland bezweckte, damit dadurch sowohl die Presbyterianer als die Episkopalen geschwächt würden (35). — Am 2. September 1678 sah Oates einen Brief aus Schottland, datirt 20. August: 8000 Katholiken seien zum Aufstande bereit, sobald die Sache in London ernst werde (73). — Am gleichen Tage kam ein Brief vom General der Jesuiten mit dem Befehle, zwölf schottische Jesuiten sollten als Sectenprädicanten nach Schottland gehen und den Aufruhr predigen. Père Lachaise gibt zu diesem Zwecke 1000 Pfund Sterl. (74). — Noch eifriger sollte der Aufruhr in Irland geschürt werden. Am 1. Januar 1678 kamen Briefe des Erzbischofs von Dublin, Dr. Talbot, nach St. Omer mit der Nachricht, die Jesuiten seien überaus geschäftig, um den Aufstand in Irland vorzubereiten und einen Landungsplatz für die Franzosen herzurichten. Die Jesuiten möchten doch durch Père Lachaise den König von Frankreich zum Losschlagen drängen u. s. w. Wirklich sandten diese den Studienpräfecten P. Neville und Andere nach Paris; sie kamen von dort mit Briefen zurück, in denen Oates die Zusicherung las, der General der Jesuiten werde nächsten Juni 800 000 Kronen zum Zwecke einer Schilderhebung Irlands beisteuern und der Papst werde für diese glorreiche That mit allen Mitteln einstehen (18). — Der Provinzial P. Whitbread schreibt, datirt 1. Februar 1678, die PP. Morgan und Lovell seien mit 2000 Pfund Sterl. nach Irland gegangen, um zu sehen, wie die Sachen stünden; sobald es zum Losschlagen komme, werde man ihnen 4000 Pfund Sterl. nachsenden (21). — Oates las

einen Brief des gleichen Provinzials an die Patres von St. Omer, datirt 5. April, über die Thätigkeit der beiden oben genannten Jesuiten in Irland. Die Irländer seien bereit, zehn Tage nach erhaltener Aufforderung eine Armee von 20 000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern zu stellen. An der Nordküste wollten sie die Franzosen einlassen; 15 000 Mann stünden bereit. Viele hätten sich vom General der Jesuiten in Kraft eines päpstlichen Breve's vom 1. October 1673 anwerben lassen; sie seien entschlossen, sobald es losgehe, sämmtlichen Protestanten die Hälse abzuschneiden. Der Provinzial habe eine große Rathsversammlung nach London ausgeschrieben, dem auch die Jesuiten auf dem Continente beiwohnen würden. Selbst er (Oates) habe als Zwischenträger bei dieser Versammlung zu erscheinen (27). — Am 21. August berathschlagten die Jesuiten und Benedictiner über einen Brief des Erzbischofs von Dublin, worin die Absicht der irischen Jesuiten, den Herzog von Ormond zu ermorden, ausgesprochen war (63). — Auch in England selbst sollte eine Rebellion angezettelt sein. Am 5. August 1678 hörte Oates P. Harcourt sagen, sie beabsichtigten einen Aufstand in England und Wales. Das Gleiche las er in mehreren Briefen (42). — Oates nennt eine Anzahl Personen, die in und um London im Solde der Jesuiten an einer Rebellion arbeiten (54). — Ferner klagt er, außer den schon erwähnten Umtrieben zu Gunsten Frankreichs, die Jesuiten auch des Landesverrathes Spanien (15) und Deutschland (17) gegenüber an.

Die abenteuerlichste Beschuldigung des ganzen wahnsinnigen Lügengewebes bildet wohl die ausführliche Schilderung des großen Brandes von London vom Jahre 1666. Oates will dieselbe aus dem Munde des früheren Provinzials P. Strange im Juli 1678 vernommen haben. P. Strange soll Oates bei dieser Gelegenheit ermuthigt haben, mit ganzer Hingabe sich den Zwecken des Ordens zu weihen. Um ihn recht zu begeistern, erzählte er ihm den großen Gewinn von 14 000 Pfund Sterl., den sie beim Brande Londons eingeheimst hätten. Auf die Frage, wie sie das zu Stande gebracht, erzählte der frühere Provinzial, er sei mit zwei Jesuiten, einem Dominicanermönch Namens Keimarsh und einem gewissen Green, im Hause eines West, des Besitzers des „Grünen Drachens" in Puddledock, zusammengetroffen, und da hätten sie die Sache verabredet. Schon im Jahre 1665 und dann wieder im Januar 1666 hätte man anzünden wollen; aber wegen verschiedener Zwischenfälle wollte es nicht glücken. Green und einige andere Verschworene seien dann, des

Versuches verdächtig, eingekerkert worden, und Green sei im Gefängnisse von Newgate gestorben. Der Jesuit und der Dominicaner gingen schleunig außer Landes; als sie aber erfuhren, daß bei den Verhören ihre Namen nicht genannt wurden, kehrten sie zurück, und die Sache wurde im Juni auf's Neue eingefädelt. Oates berichtet dann auf das Genaueste, wo und wann man anzündete; die Jesuiten hätten 80 oder 86 Mordbrenner in ihrem Solde gehabt, sie hätten 700 Feuerkugeln verbraucht, über 1000 Karat Diamanten gestohlen und nach St. Omer geschafft, wo man sie um 3500 Pfund Sterl. verkauft habe. Den übrigen Raub hätten sie in einem großen Waarenlager in Wildstreet und im Palaste der Königin, in Somerset House, aufgespeichert. Der König hätte beim Brande ermordet werden sollen; als sie ihn aber persönlich so eifrig sich beim Löschen betheiligen sahen, hätten sie die That nicht über's Herz bringen können. Als dann das Geld für die Diamanten von St. Omer herüberkam, hätten sie in der Salutation Tavern in Holborn ein fröhliches Fischmahl gehalten u. s. w. Das Alles soll der frühere Provinzial in einer zweistündigen Erzählung mitgetheilt haben (34). — Auch der Brand in Southwark im Jahre 1676 sei von dem Jesuiten-Laienbruder Grove und vier Irländern verursacht worden, wie Grove dem Angeber erzählt. Der Provinzial gab dem Bruder 400 Pfund Sterl. und den Irländern 600 Pfund Sterl. Belohnung, und dabei machte der Orden noch einen Reingewinn von 2000 Pfund Sterl. (49). — Die Jesuiten gingen auch jetzt wieder mit dem Plane um, London zusammenzubrennen. Am 15. August hörte Oates, die PP. Keynes und Fenwick hätten einen Edelmann, der bei Westminster wohne, gewarnt, er solle schleunig ausziehen, denn sie wollten die Stadt anzünden. Leider habe er (Oates). den Namen des Edelmannes vergessen (59). — Am 22. August traf Oates nächtlicher Weile P. Blundell mit einem Sacke auf dem Rücken. Er sagte ihm, es seien Senfkugeln (Brandkugeln) für Westminster darin (69). — Am 30. August traf Oates denselben Jesuiten im Zimmer P. Fenwicks, und da zeigten sie ihm auf einem Papier den Plan, London von Westminster bis Wapping, Tooley Street u. s. w. einzuäschern. Die Jesuiten und die Benedictiner mit ihren Helfershelfern hatten die Stadt unter sich getheilt. Es sollte Alles so ausgeführt werden, wie es schon 1676 geplant war; man habe es damals nur aufgeschoben, weil Père Lachaise nicht so zuversichtlich die Hilfe des Königs von Frankreich versprechen konnte, wie jetzt. Bei diesem Brande sollte auch die ganze Flotte vernichtet werden. Auch Oates hatte seinen Posten an-

gewiesen bekommen; er sollte 100 Pfund Sterl. Belohnung erhalten. Man sollte den passenden Wind und tiefe Ebbe abwarten, damit die Schiffe nicht entrinnen könnten; der Plan war vom Provinzial P. Whitbread im Namen der ganzen Gesellschaft unterzeichnet (71).

Wenn die Richter aus den bisher angeführten Angaben über den Charakter Oates' noch nicht im Reinen waren, so konnten ihnen doch wenigstens die folgenden hierzu behilflich sein: Am 13. Juni 1678 frug der Provinzial Whitbread, ob Oates es übernehmen wolle, den Verfasser des Buches „Jesuiten-Moral" zu vergiften, und er sagte zu für eine Belohnung von 50 Pfund Sterl. (30). — Ebenso bot man ihm 10 Pfund Sterl. für die Ermordung des Exjesuiten William Berry, der Oates in die katholische Kirche aufgenommen hatte (47).

Oates ist also nach seinem eigenen eidlichen Geständnisse ein ganz gemeiner Meuchelmörder, der es um Geld unternimmt, auch seine persönlichen Wohlthäter (auf Verwenden Berry's hatte sich ihm das Colleg von Valladolid geöffnet) bei Seite zu schaffen. Übergehen wir nun alle andern minder wichtigen Klagepunkte und erwähnen zum Schluß nur noch die Angabe, Oates habe der Provinzialcongregation der Jesuiten in London beigewohnt (28) und zwei überaus wichtige Documente gesehen, nämlich eine vorgeblich vom Papste erlassene Bulle und das Verzeichniß sämmtlicher Verschworenen. Die Bulle sollte ihm P. Blundell gezeigt haben; sie enthält die Neuerrichtung der englischen Hierarchie und, Dank seinem guten Gedächtnisse, will Oates alle neuen Würdenträger wohl behalten haben: Cardinal Howard für Canterbury, das Haupt der Weltpriester, Perrott, für das Erzbisthum York — dieser soll die Vollmacht haben, Testamente zu bestätigen u. s. w., nicht aber, die Priesterweihe oder die Firmung zu spenden (ein Erzbischof!). Die übrigen Bisthümer werden mit Jesuiten, Benedictinern, Dominicanern, Franciscanern und Weltpriestern besetzt; ebenso die Abteien u. s. w. (72). Die Liste der Verschworenen enthält nicht weniger als 137 Namen, darunter 2 Erzbischöfe (von Dublin und Tuam), 9 Benedictiner, 3 Karmeliten, 2 Franciscaner, 10 Dominicaner, 64 Jesuiten, 14 Weltpriester und eine große Anzahl Laien, zum Theile vom höchsten Adel. Der General der Gesellschaft Jesu, Johann Paul Oliva, hatte durch Patente die höchsten Ämter im Staatshaushalt und im Heere vertheilt, und der Papst hatte den neuen Würdenträgern vollkommenen Ablaß verliehen. Nur einige Beispiele: Lord Arundel wurde Lord-Kanzler, Lord Powis Lord-Schatzmeister, Viscount Stafford erster Staatssecretär, Cole-

man Staatssecretär, Sir George Wakeman Generalarzt der Armee u. s. w. (81).

Das also ist in kurzen Umrissen der Inhalt dieser kolossalen und vielleicht beispiellosen Klageschrift. Das in vielen Beziehungen, namentlich aber für die Geschichte des anglicanischen Fanatismus höchst interessante Document schließt also:

„Ich, Titus Oates, Schreiber, bezeuge mit meinem Eide, daß die in diesem Schriftstücke enthaltenen Angaben, bestehend aus 81 Artikeln, sämmtlich geschrieben und unterfertigt mit meiner Hand, wahr sind, sowohl im Allgemeinen als in allen einzelnen Umständen, so zwar, daß alles, was er gesehen, gehört, gethan und gewußt hat, ihm als wahr bekannt ist; was er aber nur als von ihm gehört, ihm erzählt berichtet, das hat er auch gehört und es wurde ihm erzählt, so wie er es niederschrieb, und er glaubt, daß es so richtig sei.

„Der Zeuge eigenhändig: Titus Oates.

27. September 1678.

„So beschworen vor mir, Sir Edmundbury Godfrey, Friedensrichter Sr. Majestät für die Grafschaft Middlesex.

Edm. B. Godfrey.

„Zeugen: Ez. Tongue, Chr. Kirby."

Das also ist der Inhalt der 81 Klagepunkte des Titus Oates, das die „wahrhaftige Erzählung von dem greulichen Papistencomplott". Und auf dieses, von handgreiflichen Lügen wimmelnde Machwerk eines früher wegen Meineid verurtheilten Mannes hin hielten es die Mitglieder des Privy-Councils für gut, einen Verhaftbefehl gegen sämmtliche „Verschwörer" zu erlassen und dem Kläger eine Häscherschaar zur Verfügung zu stellen!

So war der blutige Proceß gegen mehr als hundert der edelsten Katholiken Englands würdig eingeleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Recensionen.

Bibel und Wissenschaft. Zehn Abhandlungen über das Verhältniß der heiligen Schrift zu den Wissenschaften. Von Dr. **Bernh. Schäfer,** a. o. Professor der Theologie an der königl. Akademie zu Münster. Mit kirchlicher Gutheißung. 8°. VIII u. 284 S. Münster, Theissing, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Vorliegende Schrift ist aus einer Anzahl während der letzten Jahre im „Katholik" veröffentlichter Abhandlungen hervorgegangen. Hauptsächlich war es dem Verfasser um die Erklärung des Sechstagewerkes zu thun. Um jedoch für seine Beweisführung eine breitere, festere Unterlage zu gewinnen, hat er das ganze Verhältniß der heiligen Schrift zur Profanwissenschaft in den Kreis seiner Untersuchung gezogen und prüft eingehend die Beziehung der Ersteren zur Geschichte, Chronologie, Geographie, den beschreibenden Naturwissenschaften, der Astronomie, der Kosmo- und der Geogonie, der Paläontologie und schließlich dem Darwinismus.

Aus dieser summarischen Angabe hat der Leser bereits ersehen, daß das vom Verfasser durchstreifte Terrain ein solches ist, wo dem Exegeten fort und fort die Abwehr mehr oder minder ernster Angriffe auf das Wort Gottes obliegt, ja wo selbst über die Art der Vertheidigung in hundert und aber hundert Fällen sogar unter Gleichgesinnten Meinungsverschiedenheit besteht — ein Gebiet, wo es ihm ergeht, wie weiland Ismael in der Wüste, „dessen Hand wider Alle erhoben war, und die Hand Aller wider ihn". Ich wenigstens möchte nicht behaupten, daß sich zwei Exegeten eine Stunde lang über derartige Fragen zu unterhalten vermöchten, ohne in Streit zu gerathen. Wenn daher auch wir bei Besprechung dieser Schrift mehreres bemängeln, so möge der Leser daraus ja nicht den Schluß ziehen, wir seien dem Buche abhold, hätten dasselbe nicht vielmehr mit hohem Interesse gelesen und hielten es nicht warmer Empfehlung werth. Im Gegentheil geben wir eben dadurch zu erkennen, wie anregend dasselbe auf uns gewirkt hat. Daß wir hin und wieder die Lanze einlegen, beweist zunächst nur, daß wir uns einem echten Ritter gegenüber wissen; einem Knappen würden wir die Ehre nicht so bald anthun.

An erster Stelle sei es uns gestattet, auf eine unseres Dafürhaltens mißverständliche Ausdrucksweise aufmerksam zu machen, welche sich durch den größeren Theil des Buches hinzieht, diejenige nämlich, daß die heilige Schrift und die Wissenschaft sich *nicht berühren*. Ob diese Nichtberührung einfach darin besteht, daß die heilige Schrift jederzeit Heilszwecke im Auge habe

und sich einer populären, nicht wissenschaftlichen Darstellungsweise bediene, wird nirgendwo mit hinreichender Klarheit gesagt; ebenso wenig, wie mit dieser Nichtberührung die so vielfache und unläugbare „Bestätigung" biblischer Angaben seitens der Wissenschaft bestehen könne, da doch jede Bestätigung eine Berührung vorauszusetzen scheint. „Die Bibel," heißt es S. VI, „bewegt sich selbständig und souverän auf dem Boden der Offenbarung und übernatürlichen Ordnung und kümmert sich in Sachen des Glaubens und des Seelenheils nicht um das, was die Wissenschaft lehrt. Ebenso hat die Naturforschung ihr selbständiges Gebiet, über welches ihr die Offenbarung gar keinen Aufschluß gibt und in welchem sie ganz ungehindert herrschen kann und soll. Die Bibel greift in das rein wissenschaftliche Gebiet der Naturforschung gar nicht ein und läßt dieser hierin volle Selbständigkeit." Allerdings hat die Naturforschung, und die Profanwissenschaft überhaupt, ihr selbständiges Gebiet, das ganz außer dem Bereiche der Offenbarungsurkunde liegt. Aber ist ihr ganzes Gebiet in diesem Sinne ein selbständiges, d. h. ein solches, „über welches ihr die Offenbarung gar keinen Aufschluß gibt und in welchem sie ganz ungehindert herrschen kann und soll"? Ungehindert allerdings, aber nicht unbeeinflußt. Das Gebiet der Wissenschaft und dasjenige der Bibel decken sich theilweise; es gibt „neutrale Objecte", neutral nicht in dem Sinne, daß sie keinem, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie beiden Gebieten angehören.

Von jenem nicht hinreichend abgeklärten Grundsatze, daß Bibel und Wissenschaft sich nicht berühren, ausgehend, kommt dann Verfasser consequent zu einer Reihe speciellerer Behauptungen, deren auf den ersten Blick beleidigende Schroffheit dann erst durch weitläufige Erklärungen wieder abgeschwächt werden muß. Es gibt in der heiligen Schrift keine Geschichte, keine Chronologie, keine naturwissenschaftlichen Angaben im strengen Sinne des Wortes! Wir sind so sehr gewohnt, von den geschichtlichen Büchern der heiligen Schrift, von der biblischen Chronologie reden zu hören, daß uns Ausdrücke, wie die eben genannten, zumal wenn sie allerorten wiederkehren, ordentlich wehe thun. Und was ist schließlich mit der Ausmerzung solcher Ausdrücke gewonnen? Am Schlusse von etwa 40 Seiten erfahren wir, daß der Ausdruck: „es gibt in der heiligen Schrift keine Geschichte", einfach besagt, die sogen. historischen Bücher der Bibel seien mehr als bloße Annalen, mehr als eine bloße politische, oder Literatur-, oder Cultur-, oder selbst Kirchengeschichte, sie seien eine Offenbarungs- und Heilsgeschichte. Das räumt ja Jedermann gerne ein.

Von fachwissenschaftlichen Irrthümern oder Unrichtigkeiten der heiligen Schrift zu reden ist eine sehr mißverständliche, ja sachlich unberechtigte Ausdrucksweise, da das inspirirte Gotteswort nur Wahrheit, nie Irrthum enthält. Somit sind es mindestens recht schiefe Ausdrücke, wenn es z. B. heißt, daß sich die heilige Schrift „sogar mehrere zoologische Unrichtigkeiten erlaubt" (S. 129), „daß Irrthümer gegen die exacte Wissenschaft in der heiligen Schrift nicht nur möglich, sondern thatsächlich und wirklich sind" (S. 131). „Darf man behaupten," wird S. 139 gefragt, „die Inspiration der ganzen heiligen

Schrift fordert, daß Gott auch in den für den Zweck derselben gleichgiltigen profanen Seiten der behandelten Gegenstände die irrigen Ansichten der Autoren, die auch diejenigen ihrer ganzen Zeit sind, berichtige? Franzelin, Heinrich, Scheeben sagen in dieser Frage Ja, behaupten es aber nur, ohne einen Beweis zu erbringen (?). Meines Erachtens sollte man mehr zwischen absoluter und relativer Wahrheit unterscheiden und die allzeit wahre Sprache der Anschauung nicht mit wissenschaftlicher Darstellung verwechseln. Was gesagt werden soll, ist wahr, aber die Ausdrucksweise volksthümlich, und entspricht aus diesem Grunde der gegenwärtigen Ausdrucksweise insbesondere der ‚Wissenschaft', nicht." Wir haben diese ganze Stelle hierhergesetzt, auf daß der Leser sich selbst überzeugen möge, daß dasjenige, was Dr. Schäfer sagen will, richtig ist, aber die Ausdrücke manchmal recht unglücklich gewählt sind.

Doch gehen wir zu Anderem über. Dr. Schäfer setzt sich die Aufgabe vor, mehr die supernaturale Seite der heiligen Schrift, als deren historischen Sinn, mehr ihre Zweckbestimmung, im Ganzen wie im Einzelnen, zum Heile der Menschheit zur Geltung zu bringen. Darum mußte seine Darstellung naturgemäß vom Begriffe der Inspiration ihren Ausgang nehmen. Das geschieht denn auch sofort in der Einleitung. Aber das supernaturale Element in der heiligen Schrift läßt sich eben vom menschlichen kaum trennen, und beide beanspruchen ebenmäßig Beachtung. Jedes inspirirte Buch hat im Grunde einen zweifachen Autor: Gott und den menschlichen Verfasser; auch Letzterer wirkte selbstthätig und selbstdenkend mit und verarbeitete, nach selbstgewähltem Zweck und Plan, das ihm in mündlicher Tradition, schriftlichen Urkunden oder eigener Erinnerung zu Gebote stehende Material.

Wie einen doppelten Autor, so haben wir demgemäß in einem inspirirten Buche gewissermaßen auch einen zweifachen Plan zu beachten. Nicht als könnte der Plan des inspirirenden Gottes den Plan des inspirirten Schreibers aufheben oder durchkreuzen; nein, doch kann ersterer Plan ein umfassenderer, bis in die fernste Zukunft ausgreifender sein, er kann bereits den erst in späteren Jahrhunderten zu schreibenden biblischen Büchern Rechnung tragen, wogegen Standpunkt und Plan des inspirirten Schriftstellers, bestimmte Fälle ausgenommen, jedesmal seine engeren Grenzen haben wird. Abrahams Begegnung mit Melchisedech mußte Moses schon darum hochbedeutsam und folglich der Aufzeichnung würdig erscheinen, weil sie die Segnung des Ahnherrn durch einen Hauptrepräsentanten des damals noch zu vollem Recht bestehenden vormosaischen Priesterthums, d. h. gewissermaßen die kirchliche Sanction seiner Berufung enthielt. Daß Moses zudem um den vorbildlichen Charakter Melchisedechs, um das Priesterthum Christi und die Materie seines unblutigen Opfers gewußt habe, möchten wir weder läugnen noch behaupten. Jedenfalls erzählte er den Vorgang in erster Instanz um seiner selbst willen und nicht, um spätere Psalmen und Apostelworte über Christi Hohenpriesterthum nach der Ordnung Melchisedechs verständlich zu machen. Der inspirirende Gottesgeist freilich mochte letzteres in erster Linie im Auge haben, er hatte vielleicht die Begegnung und deren Aufzeichnung einzig der typischen

Beziehung wegen veranlaßt. — Ähnlich wird der Geist Gottes die Nennung Gogs und Magogs in der Völkertafel auch zu dem Zwecke veranlaßt haben, um deren spätere Erwähnung bei Ezechiel und in der Apokalypse vorzubereiten, indessen bei Moses eine solche Rücksichtnahme doch nicht angenommen werden kann. Wir sagen nicht, daß Dr. Schäfer Moses Gedankenverbindungen, wie die eben erwähnten, ausdrücklich unterschiebt; aber seine Ausdrücke S. 4 ff. sind doch in diesem Sinne mißverständlich, und zwar darum, weil er nirgends genugsam hervorhebt, daß es ihm einzig um die Absichten des inspirirenden Gottes und nicht um den Plan des inspirirten Verfassers zu thun ist.

Das beständige Forschen nach dem Faden eines höheren, göttlichen Zusammenhanges führt mitunter zu erzwungenen, unbegründeten Constructionen. Es sei hier nur die S. 41 f., 56, 58, 76 f. entwickelte Ansicht über das erste Machabäerbuch erwähnt. Die von Priestern und Volk beschlossene Übertragung der Hohenpriester- und Fürstenwürde auf die Hasmonäer gilt Dr. Schäfer seitens der Übertragenden als ein Frevel, seitens des Empfängers als eine fluchwürdige Anmaßung. „Wir sehen die höhere Bedeutung des ersten Machabäerbuches gerade darin, daß es uns berichtet, wie die Nation sich selbst den Todeskeim eingeimpft oder vielmehr dem priesterlichen, heiligen, theokratischen Charakter des Staates geradezu den Todesstoß gegeben hat. Die glänzenden Erfolge haben Israel als Nation berauscht und das Bewußtsein des auserwählten Volkes in ihm getrübt. An Stelle des priesterlichen Volkes, das ruhig seines Messias aus Davids Stamme harren soll, ward Israel ein politisches Volk, wie jedes andere, das nur auf eigene Kraft pocht. Wer in Israel sich auf Davids Thron setzt, maßt sich eine Würde an, auf der nothwendig der größte Fluch ruht." „Nur die Verwerfung und Tödtung des Messias wurde noch verderblicher für das Offenbarungsvolk, als dieser Abfall vom theokratischen Königthum." „Hätte man diesen allein richtigen Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen, so würde man nie auf die unrichtige Erklärung gekommen sein, daß mit dem Edomiter Herodes das Scepter von Juda gewichen sei. Diese Karikatur eines Königs ist gar nicht werth, mit einer wichtigen Prophezeiung in Beziehung gebracht zu werden." Schon recht; aber war die Thronbesteigung der Hasmonäer eine Usurpation, ein Eingriff in das königliche Recht des Hauses David, dann war eben, ganze hundert Jahre vor der Geburt des Erlösers, das Scepter von Juda gewichen, und eine der wichtigsten Prophezeiungen geräth in's Wanken. Nicht doch, replicirt der Verfasser S. 77, „nach unserer Auffassung ist dieses erst im Jahre 70 nach Christus von Juda genommen worden", also durch die Zerstörung Jerusalems. Aber in besagtem Jahre *kam* der Schiloh nicht, sondern er *ging* bereits, er wandte sich vom auserwählten Volke weg. Zudem sei bemerkt, daß der ganze Ton der Erzählung im Machabäerbuche seitens des inspirirten Schriftstellers durchaus keine Mißbilligung der geschehenen Übertragung jener zweifachen Würde verräth, Volk und Priester diese Übertragung als ein Provisorium auffassen („donec surgat propheta fidelis", 14, 41), Simon nach derselben nicht getrachtet hat und seine Sache nachher

auch nicht wesentlich „schlechter geht". Die fast ausschließliche Aufmerksamkeit, welche der Verfasser der supernaturalen Seite der heiligen Schrift zuwendet, verleitet ihn zuweilen zu allzu kühnem Typologisiren.

Was wir bisher hervorgehoben, sind im Grunde nur einige vom Baume gefallene Blätter; der Leser aber wird sich bald überzeugen, daß eine reiche, lebensfrische Krone Stamm und Äste schmückt. Wohlthun wird ihm des Verfassers aufrichtige Liebe zum heiligen Gotteswort, die innige Vertrautheit mit allen heiligen Schriften, das andächtige Beachten ihrer Worte, ja sogar ihres Schweigens, das feine Gefühl für den höheren, hinter dem wörtlichen verborgenen Sinn. Freilich brachte es die Anlage des Buches mit sich, daß der Verfasser gar Vieles nur flüchtig berühren, Gedanken nur eben andeuten konnte, deren Entwicklung selbst wieder zu Abhandlungen erwachsen würde. So hoffen wir denn auch, daß er nunmehr, wie früher bereits einmal, dem einen oder anderen Buche des Alten Bundes seine specielle Aufmerksamkeit zuwenden und in demselben den vollen Schatz geistigen wie historischen Sinnes zu heben sich anschicken wird. Mit annähernder Vollständigkeit kann dieß ja doch nur in Specialarbeiten geleistet werden.

Doch es ist Zeit, daß wir zur Hauptpartie des Buches, zur Erklärung des Sechstagewerkes, übergehen. Mit Freuden begrüßen wir es hier, daß sich Dr. Schäfer S. 180 ff. zu der auch von uns vertretenen[1] und seither mehrfach mit Beifall aufgenommenen Visionshypothese bekennt. Dieselbe erblickt im ersten Kapitel der Genesis den Bericht zunächst einer unserem Stammvater gewordenen Schöpfungsvision, welche denselben den Schöpfungsvorgang nicht in einem Detailbild, sondern bloß in seinen Hauptumrissen schauen ließ. Ihre Hauptstütze findet diese Theorie aber nicht, wie ein Kritiker irrthümlich annahm, in der „äußeren Structur des Hexaemeron", sondern in den folgenden Erwägungen:

1) daß der Schöpfungshergang dem Stammvater unläugbar auf dem Offenbarungswege muß bekannt gegeben worden sein;

2) daß eine derartige Offenbarung unläugbar auf zweifachem Wege erfolgen konnte: durch bloße mündliche Mittheilung oder in Form einer Vision;

3) daß man a priori ebenso wohl im Rechte ist, die Erklärung des Schöpfungsberichtes unter Zugrundelegung der zweiten als der ersteren Annahme zu versuchen, und dieß um so mehr, wenn alle auf letzterer basirten Erklärungsversuche sich als unzureichend herausgestellt haben.

Auf dieser dreifachen Erwägung beruht vor Allem die Berechtigung der Visionshypothese, eine Berechtigung, die insofern der Berechtigung jeder andern Hypothese, sei sie nun eine Sündfluth- oder eine concordistische oder sonst eine Hypothese, vollkommen gleichkommt. Von hier aus kann man sodann einen Schritt weiter gehen und jene Momente hervorheben, welche die Annahme einer solchen Schöpfungsvision nicht nur statthaft, sondern überdieß rathsam erscheinen lassen: z. B. den Umstand, daß sich bereits Gen. 2, 21

[1] Der biblische Schöpfungsbericht. Viertes Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach", 1877.

ein weiteres Beispiel einer dem Stammvater gewordenen Vision findet; die Structur, wenn man will, des Hexaemeron; mehr aber noch den ganzen Ton der Erzählung, dessen Lebhaftigkeit auf einen Augen- und Ohrenzeugen schließen läßt; vor allem Anderen aber den schwerwiegenden Umstand, daß die Annahme der Schöpfungsvision eine weit ungezwungenere Lösung der obwaltenden Schwierigkeiten an die Hand gibt und die Discussion auf das exegetische Gebiet beschränkt, auf welchem allein dieselbe ein dauerndes, von dem steten Wechsel geologischer Systeme unbeeinflußtes Resultat zu erzielen vermag. Die Visionshypothese beläßt darum die Frage auch keineswegs, wie irrthümlich behauptet wurde, auf demselben Punkte, auf welchem jede Hypothese steht, welche die Bildung der Erde bis zur Diluvialzeit in den Bericht des Hexaemeron verweist. Man mag von ihr halten, was man will: das läßt sich nicht bestreiten, daß sie die Frage auf ein durchaus verschiedenes Gebiet verlegt, dasjenige der Exegese, und so dem Schrifterklärer die Beschämung erspart, auf dem Gebiete der Naturforschung als bloßer Dilettant zu erscheinen.

Freilich über das Wie jener Schöpfungsvision können Exegeten immer noch untereinander streiten, und haben wir uns nunmehr mit den dießbezüglichen Anschauungen Dr. Schäfers bekannt zu machen. Derselbe benützt die Annahme einer Schöpfungsvision im Grunde als Brücke zu der sogenannten idealen Hypothese, indem er zwar zugesteht, daß Adam den Vorgang im Bilde eines Sechstagewerkes geschaut habe, in dem objectiven Vorgange selbst indessen sechs, nicht sowohl chronologisch, als vielmehr bloß logisch, ursächlich, in den Ideen Gottes geschiedene Momente statuirt. Es gebührt ihm unzweifelhaft das Verdienst, diese Auffassung klarer, als dieß Andere vor ihm gethan, entwickelt zu haben.

„Die Reihenfolge" (der Schöpfungswerke) „ist eine ideale, womit wir jedoch das chronologische Moment, die historische Aufeinanderfolge nicht ganz ausschließen wollen, sondern es soll nur gesagt sein, daß die sechs Werke der getreue Ausdruck der inneren Ordnung sind, in welcher die einzelnen Glieder in der Idee des göttlichen Bildners sich bedingen, aneinanderschließen und das Frühere die Voraussetzung des Folgenden ist. Dieser ordo naturae oder der ursächliche Zusammenhang ist offenbar im Schöpfungsberichte wahrzunehmen. Der Mensch ist auf die Thier- und Pflanzenwelt angewiesen, folglich muß die Schöpfung derselben der des Menschen auch vorangegangen sein. Da wieder die Pflanzen in einzelnen Arten wohl ohne Thiere, letztere aber nicht ohne Pflanzen gedacht werden können, so setzt die Thierwelt in ihrer Totalität wieder die Pflanzenwelt naturgemäß voraus. Die Pflanzen bedürfen des Bodens, um darauf zu gedeihen, und sind wieder mit den noch folgenden animalischen Wesen auf Luft und Licht angewiesen. Die Zweckmäßigkeit der Aufeinanderfolge kann demnach nicht in Abrede gestellt werden."

Allerdings, hatte in der Weltentstehung eine chronologische Aufeinanderfolge statt, dann mußte dieselbe auch im ordo naturae, im ursächlichen Zusammenhang der Dinge und den denselben wiederspiegelnden göttlichen Ideen ihren Grund haben. In ihren allgemeinen Umrissen vermögen wir sogar die

chronologische Aufeinanderfolge aus dem ursächlichen Zusammenhange der Dinge, ohne Zuziehung der Naturwissenschaft und des Schrifttextes, festzustellen. Die Thiere müssen gewissermaßen vor dem Menschen, die Pflanzen vor den Thieren, Licht, Luft und Boden vor den Pflanzen dagewesen sein. Aber können wir auf diesem Wege sämmtliche Glieder des Hexaemeron, und zwar in der daselbst gegebenen Aufeinanderfolge, eruiren? Nein! Ungelöst bleibt immer noch die Frage, warum die Erschaffung der Landthiere mit derjenigen des Menschen, die Erschaffung der Pflanzen mit der Scheidung von Land und Meer in ein Tagewerk zusammengelegt, dagegen die Erschaffung der Luft- und Wasserthiere von derjenigen der Landthiere abgesondert wird; unerklärt bleibt das ganze vierte Tagewerk. Und daß gar das Licht vor der Luft, diese vor dem Boden vorhanden sein mußte, das läßt sich aus dem ordo naturae so ohne Weiteres nicht entnehmen. Der Verfasser fühlt, daß er hier seine Erklärung stützen muß. „Die Nothwendigkeit, das Licht an erster Stelle zu nennen, erhellt," meint er, „noch aus einem andern Grunde. Wollte Gott mit der Schöpfungswoche ein Vorbild für die menschliche Arbeitswoche geben, so war ja das Licht conditio sine qua non. Tage ohne Licht sind ja ein Widerspruch in sich selbst." Also hier wäre der Begriff der Arbeitswoche zu Hilfe genommen. Aber so ganz glatt geht die Sache doch nicht ab. Für die menschliche Arbeitswoche sind Luft und Boden sogar noch nothwendigere Erfordernisse, als selbst das Licht; ich kann arbeiten im Dunkeln, wofern ich nur Luft für meine Lunge und einen Stützpunkt für meine Kraftbethätigung habe; Tage ohne Licht gibt es in den Polargegenden die Menge.

Also: Luft, Boden, Licht, Pflanzen, Thiere, Mensch — damit sind wir noch lange nicht beim biblischen Hexaemeron angelangt. Übrigens sieht der Verfasser die Unzulänglichkeit der Erklärung ex ordine naturae anläßlich des vierten Tagewerkes[1] selber ein und unternimmt, dieselbe auf anderem Wege zu ergänzen.

„Das Hexaemeron schildert uns, wie die wüste und leere Stoffmasse zu einem architektonischen Kosmos gebildet, zu einem wohlgegliederten und reich ausgestatteten Wohnhaus des Menschen geworden sei. Zuerst wird die dunkle Masse gelichtet, dann die Decke des Hauses gespannt, hierauf der feste Boden bereitet und mit Pflanzen geschmückt, welche eine Speisekammer für die lebenden Wesen bilden, sofort für stetige Beleuchtung Sorge getragen, alsdann werden die dienstbaren Wesen erschaffen, die außerhalb des Wohnplatzes der Menschen in Luft und Wasser sich bewegen, und endlich diejenigen Wesen, die mit ihm sein Haus theilen."

Nun wollen wir keineswegs läugnen, daß sich die biblische Geogonie

[1] Bemerkt sei hier, daß die sogenannten „Jahresringe" der Bäume nicht durchweg ein Jahr zu ihrer Bildung erfordern, somit deren Hervortreten an Versteinerungen zwar eine Einwirkung der Sonne bekundet, aber darum noch nicht den Beweis liefert, daß in den älteren geologischen Epochen die Sonne bereits ein „Zeitmesser" in eben dem Sinne war, wie sie es seither, und zwar in der Sprache sinnenfälliger Anschauung, ist.

treffend mit einem Hausbau vergleichen läßt. Wer aber in der Durchführung dieses Vergleiches (Dach, Speisekammer u. s. w.) die der Anlage des Hexaemeron zu Grunde liegende Gottesidee wiederfinden wollte, der trüge sicherlich etwas in den Text hinein, was in demselben mit keiner Sylbe angedeutet ist.

Der Verfasser geht denn auch alsbald von diesem Vergleiche auf Anderes über, und zwar auf diejenige Erklärung, welche seines Dafürhaltens die durchschlagende ist: die altüberkommene Unterscheidung nämlich eines opus creationis, distinctionis et ornatus. Selbstverständlich sprechen wir dieser Unterscheidung, welcher wir selbst früher das Wort geredet haben, ihre Berechtigung nicht ab. Wir finden, daß sich dieselbe dem biblischen Bericht, wie er vorliegt, sehr wohl anpassen läßt. Aber Dr. Schäfer will etwas mehr; dieselbe soll bereits in der göttlichen Idee, und zwar als das die ganze Form der Schöpfungsoffenbarung bestimmende Moment, vorhanden gewesen sein. Er geht aus von dem biblischen Ausspruche, daß die Erde anfänglich wüst und leer gewesen sei, und setzt das opus distinctionis in die Beseitigung der Wüste und das opus ornatus in die Beseitigung der Leere. Schon das ist schief. Das hebräische thohu vabohu wird allgemein als ein ἐν διὰ δυοῖν genommen, ähnlich unserem deutschen Sack und Pack, Mann und Maus u. s. w.; also darf man dasselbe auch nicht in der angedeuteten Weise zerlegen. Doch hören wir Dr. Schäfer weiter:

„Es ist klar, daß das opus der Ausscheidung dem der Ausschmückung nicht nur im Gedanken Gottes, sondern auch thatsächlich in der Zeit vorausgehen mußte, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß der Anfang der Ausschmückung mit dem Ende der Ausscheidung zusammenfallen mußte."

Thatsächlich — aber bestand denn überhaupt thatsächlich ein Unterschied zwischen distinctio und ornatus? Wie will uns Verfasser beweisen, daß das Hervortreten der Gestirne am vierten Tage thatsächlich nicht ebenso wohl ein opus distinctionis war, als die erste Entstehung des Lichtes, das ja ihm zufolge selbst nur das Licht der Gestirne war? War etwa jenes Hervortreten nicht gerade so das Ergebniß einer naturnothwendigen Weiterentwicklung, distinctio der Dinge, wie das erste Aufblitzen des Lichtes, wie die Scheidung von Land und Meer? Oder wie will uns der Verfasser beweisen, daß thatsächlich die Pflanzenwelt nicht ebenso wohl zum Schmucke der Erde gehört, wie Gestirne, Thiere und Mensch? Nach biblischer Auffassung sicherlich, man denke nur an die gloria Libani des Propheten; und S. 246 spricht Verfasser selbst vom „Pflanzenschmuck" der Erde. Es wäre demnach nichts weniger als klar, daß der geogonische Proceß thatsächlich sich in ein opus distinctionis und ein opus ornatus zerlegte, vielmehr war thatsächlich Alles zugleich ein opus distinctionis, d. h. eine continuirliche Weiterentwicklung der kosmischen Ordnung, und ebenso ein opus ornatus, eine stetige Entfaltung kosmischer Schönheit. Thatsächlichkeit kommt wohl jedem Werke des Hexaemeron, einzeln genommen, zu, nicht aber deren Gruppirung in zwei Ternare, von denen der erste in den drei ersten Schöpfungstagen das opus distinctionis, der zweite in den drei folgenden das opus ornatus umfaßte. Diese Gruppirung hat vielmehr einen rein idealen Charakter; und

sobald wir ausschließlich aus ihr heraus die ganze Structur des Schöpfungsberichtes erklären wollen, geben wir das historische, chronologische Gebiet einfachhin preis und bewegen uns auf rein idealem Boden. Und dahin findet sich denn auch Dr. Schäfer, sozusagen wider Willen, gedrängt. Nicht allein bleibt die geschichtliche Reihenfolge nicht „einem höheren Gesichtspunkte untergeordnet": sie verfliegt; nicht bloß ist das chronologische Moment „nicht allein maßgebend": es büßt jede Berechtigung ein.

Wir hätten demnach, erklärt Dr. Schäfer, zwei getrennte, aber doch in engster Beziehung zu einander stehende Ternare vor uns. Der Erscheinung des Lichtes am ersten Schöpfungstag entspricht das Hervortreten der Gestirne am vierten, der Scheidung von Luft und Gewässern am zweiten die Erschaffung von Luft- und Wasserthieren am fünften, der Bildung des Festlandes am dritten die Erschaffung der Landthiere und des Menschen am sechsten Tag. Soweit wäre Alles in Ordnung. Aber zwei Dinge erregen doch noch Bedenken: Was hat die Erschaffung der Pflanzen im dritten Tagewerk zu thun? und: Warum liegt das Hervortreten der Gestirne ganze drei Schöpfungstage von der Erschaffung des Lichtes ab, das doch wieder nur das Licht eben jener Gestirne war? Wer an der chronologischen Aufeinanderfolge der in sechs prophetischen Tableaux dem schauenden Stammvater gezeigten Schöpfungsabschnitte festhält, wird diese Fragen mit einem Hinweis auf die objective Folge der Thatsachen beantworten; die Entstehung der Pflanzenwelt wird uns mit der Bloßlegung der Continente in einem Bilde gezeigt, weil beide Vorgänge, wie es ja auch in der Natur der Dinge lag, in ungefährer Gleichzeitigkeit statthatten; das Hervortreten der Gestirne erscheint auf den vierten Tag angesetzt, weil demselben thatsächlich in der vierten Schöpfungsepoche irgend ein noch nicht genugsam aufgehellter Vorgang wird entsprochen haben.

Anders Dr. Schäfer. „Die beiden Werke" (des ersten und des vierten Schöpfungstages) „können nur logisch, nicht aber zeitlich getrennt werden; hätte aber Moses die Lichtkörper schon am ersten Tage erscheinen lassen, so wäre ja die wunderbar schöne Architektonik des ganzen Berichtes zerstört worden." Mit diesem Satze, der sich nicht mehr als zehn Zeilen unter den oben angezogenen Worten, es solle der geschichtlichen Reihenfolge ihre wenn auch „untergeordnete" Stellung gewahrt, das chronologische Moment wenn „nicht allein", so doch gleichfalls maßgebend bleiben, findet — mit diesem Satze ist bereits das chronologische Moment, wenigstens hinsichtlich zweier Tagewerke, aufgegeben und einzig das logische oder, genauer gesprochen, das logisch ästhetische festgehalten: was Gott veranlaßte, das Hervortreten der Gestirne vom Erscheinen des Lichtes zu trennen, war nicht sowohl das Bestreben, die Weltentstehung in den Rahmen eines Hexaemeron zu fassen, dem ja auch die Herübernahme der Pflanzenschöpfung in's vierte Tagewerk vollkommen genügt hätte: es war die Rücksicht auf die „wunderbar schöne Architektonik[1] des ganzen Berichtes"!

[1] Um uns diese „wunderbar schöne Architektonik" zu veranschaulichen, nimmt Verfasser u. A. S. 243 ff. die Zahlensymbolik zu Hilfe. Vom opus distinctionis et

Der Leser begreift unschwer, daß Verfasser auf dem Punkte, bis zu welchem wir ihn begleitet haben, nicht stehen bleiben konnte. Und so heißt es denn alsbald: „Man fand es höchst unbequem, daß bei der architektonischen Gliederung der Scheidungen und Schmückungen die Pflanzenschöpfung eine Störung bilde, da sie doch zu den letzteren gehöre und schon beim dritten Ausscheidungswerke stehe. Wir möchten aber hierin einen Fingerzeig dafür erblicken, daß die Ausschmückung immer gleich auf die Ausscheidung erfolgte und daß die heilige Schrift bloß aus logischen und theilweise religiösen Gründen (um die Sechszahl herauszubekommen) die zusammengehörigen Werke getrennt hat. Wie also das ausgeschiedene Land alsbald sich in das Grün des Pflanzenflors gekleidet hat, so ist auch die Licht-, Luft- und Wasserregion alsbald nach der Scheidung mit ihrem betreffenden Schmuck versehen worden. Wir stellen also die beiden Ternare nicht nacheinander, sondern parallel nebeneinander[1], dann fällt der vierte Tag mit dem ersten, der fünfte mit dem zweiten und der sechste mit dem dritten zusammen" — zwischen 1 + 4, 2 + 5, 3 + 6 aber besteht immerhin eine chronologische Aufeinanderfolge — „und alle Schwierigkeiten sind beseitigt".

Wär's möglich!

Wir fassen unser Urtheil über vorstehende Auffassung des Hexaemeron in Kürze zusammen:

---

ornatus redend, sagt er: „Beachten wir vorerst die Zweizahl. Wir möchten behaupten, daß mit dem Ausscheiden und Ausschmücken ein Prototyp für alles Schaffen Gottes gegeben ist: überall wird uns zuerst die Ausscheidung und Absonderung zu den Zwecken Gottes begegnen, ehe die Ausschmückung beginnt." Und dann, das opus creationis hinzunehmend: „Diese Dreizahl ist nicht ohne Bedeutung. Auf die heilige Zahl der Drei ist es bei den Scheidungen und Schmückungen allein abgesehen, und nicht auf wissenschaftliche Vollständigkeit. Die Dreizahl ist das Wichtigste als Signatur der Gottheit." „Im ersten Ternar" — und im zweiten auch — „erhalten wir vier Werke Gottes. Vier ist Signatur des Menschlichen, der Welt, des ökumenischen oder katholischen Charakters des Reiches Gottes." „Sechs ist keine heilige Zahl an sich; sie ist wohl zweimal drei und Vorbedingung von der heiligen Sieben; sieben ist die Verbindung von drei und vier, von Göttlichem und Menschlichem, ist also Signatur der Religion. Wir dürfen also nicht bloß sagen, daß sieben deßhalb eine heilige Zahl ist, weil Gott den siebenten Tag geheiligt hat, sondern sieben an sich ist als Summe von drei und vier eine heilige Zahl, und die Vermuthung ist begründet, daß Gott deßhalb den siebenten Tag als heiligen festgesetzt hat. Ähnlich ist auch das Product von drei und vier (zwölf) eine heilige Zahl."

[1] Dieses „Nebeneinander" der beiden Ternare wird S. 241 folgendermaßen erklärt: „Es ist ferner aus früheren Abhandlungen bekannt, daß wir gern das ideale Moment mit dem chronologischen verknüpfen möchten. Wir legten ja oben die beiden Paralleternare nicht auf-, sondern nebeneinander. Damit sollen nicht hauptsächlich drei Hauptthätigkeiten unterschieden werden, sondern die Werke des letzten Ternars bilden die Fortsetzung des ersten und neue selbständige Werke. Die Sechszahl der Arbeitstage soll bestehen bleiben, nur soll eine Verschiebung angenommen werden, so daß vier weniger auf drei als auf eins folgt. Ganz streng chronologisch ist freilich nicht zu trennen, weil wir ja visionäre Tage annehmen."

1) Soviel scheint uns Dr. Schäfer klargestellt zu haben, und darin erblicken wir kein geringes Verdienst seiner Arbeit, daß die ideale Auffassung einzig unter Zugrundelegung der Visionshypothese discutirbar ist. Betrachte ich den Bericht der Genesis als die Wiedergabe zunächst eines in der Entzückung vom Stammvater geschauten, Wirklichkeit mit Symbolik verbindenden Bildes, dann hat die Frage, ob nicht vielleicht der die ganze Darstellung einfassende Rahmen des Sechstagewerkes selbst mit zur bildlich symbolischen Einkleidung gehöre, seine Berechtigung. Nehme ich dagegen das erste Genesiskapitel als die unmittelbar historische Wiedergabe der Vorgänge selbst, dann ist jeder Zweifel, ob denn in der That die Weltentstehung in sechs Zeitabschnitten vor sich gegangen sei, ein= für allemal abgeschnitten. Oder man könnte mit ganz gleichem Rechte die Frage aufwerfen, ob denn der auserwählten Apostel des Herrn wirklich zwölfe gewesen, und nicht vielleicht hier die Zwölfzahl im Hinblick auf die gleiche Zahl der Stämme Israels und wegen der „wunderbar schönen Architektonik" der heiligen Schrift sei beliebt worden.

2) Ein Zweites scheint uns aus der Darstellung des Verfassers, wider seinen Willen, bis zur Evidenz hervorzugehen: daß es zwischen idealer und nicht=idealer Auffassung kein Mittel gibt. Man stelle sich entweder ganz auf den chronologischen oder ganz auf den logischen Standpunkt. Aber einen zeitlichen Unterschied zwischen dem ersten und vierten Tage auf Grund des Genesistextes bestreiten und dann auf Grund eben desselben einen solchen doch wieder zwischen dem ersten und zweiten Tage statuiren, das scheint denn doch exegetisch kaum zu rechtfertigen.

3) Vor Allem aber — und das ist das Wichtigste — müßte der Beweis der idealen Hypothese noch in durchgreifenderer Weise geführt werden, als dieß selbst hier, in entschiedenem Fortschritt gegen frühere Versuche, geschehen ist. Gezeigt werden sollte an erster Stelle, nicht wie sich die ideale Auffassung zurechtlegen lasse, sondern daß dieselbe überhaupt in ihrer Grundanschauung exegetisch zulässig und haltbar sei. Die ganze, im Vorigen skizzirte Erörterung setzt im Grunde letzteren Punkt als bewiesen voraus und sucht einzig solche logische Momente ausfindig zu machen, aus denen sich allenfalls alle Einzelheiten des Schöpfungsberichtes im idealen Sinne erklären lassen. Auf die andere, unseres Erachtens ungleich wichtigere Frage kommt Verfasser erst S. 237 ff. zu sprechen. Wir dürfen unsere schon überlange Recension durch Wiedergabe seiner dießbezüglichen Auseinandersetzung nicht noch mehr in die Länge ziehen, und wollen darum nur soviel bemerken: es genügt nicht, im Allgemeinen auf die Dehnbarkeit einer prophetisch=symbolischen Darstellung hinzuweisen; auch sie hat schließlich ihre Grenzen. Und so wäre denn der klare, concrete Beweis zu erbringen, daß, wenn uns in prophetischer Darstellung gesagt wird: „In sechs Tagen hat Gott die Welt erschaffen und darnach geruht, und darum sollt ihr den siebenten Tag heiligen" — daß wir dieses dahin verstehen dürfen, wir wüßten von den Abschnitten des Schöpfungsvorganges absolut nichts. Die heilige Schrift spricht nicht bloß die Verpflichtung der Heiligung des siebenten Tages aus, sie führt über=

dieß diese Verpflichtung auf ein bestimmtes Factum zurück: kann denn dieses Factum rein visionärer Natur sein?

Dieses, scheint uns, ist die Aufgabe, die erst noch gelöst werden muß, und dieser Aufgabe, wofern sie überhaupt gelöst werden kann, wäre sicherlich der Verfasser gewachsen, wie Keiner.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Von Hofrath Dr. F. A. v. Lehner. Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, Cotta, 1881. Preis: *M.* 6.

Der Verfasser erklärt in seinem Vorwort: „Das Buch hat keinen theologischen Zweck, wenn es auch vielfach mit theologischen Mitteln arbeitet, sondern einen archäologischen, und bittet, hauptsächlich von diesem Gesichtspunkte aus angesehen zu werden."

Es zerfällt in eine Einleitung und neun Abschnitte. Die Einleitung gibt die Elemente des Mariencultus, die sich in den Erzählungen des Neuen Testamentes finden. Aus ihnen ergeben sich „die Grundzüge der Vorstellung Maria's, die sich von ihr im Geiste der Christen gebildet hat". Demnach ist „Maria Jungfrau, Mutter des Messias, Josephs Weib. Sie ist gläubig und tugendhaft und genießt der Gnade Gottes. Sie wird selig gepriesen" (S. 7).

„Dieß Bild ist der Ausgangspunkt des Verfassers. Er will nachsehen, wie seine Züge sich nach und nach immer voller und reicher ausgeprägt haben, bis die magere Zeichnung zu jenem farbenprächtigen Gemälde wird" (S. 8), welches durch die Renaissance in der Sixtina des Raphael (S. 342) eine so hervorragende Stellung gewonnen hat.

Der Verfasser beginnt seine Studien „mit dem Zuge der Jungfräulichkeit", d. h. dem „Wunder, daß Maria ihren Sohn als Jungfrau empfangen habe". Gnostiker und Juden läugneten es, aber schon Justinus Martyr († 166) tritt für dasselbe in die Schranken. Die übrigen heiligen Väter folgen ihm, indem sie seine Beweise ausführen und vermehren. „Um ihr wissenschaftliches Verfahren kurz zusammenzufassen, wird die Möglichkeit dieses Wunders bewiesen durch Beispiele von andern Wundern aus der heiligen Geschichte, sowie durch Beispiele aus der Naturgeschichte und der Mythologie; die Wirklichkeit durch den evangelischen Bericht, alttestamentlichen Prophezeiungen und Exegese von Bibeltexten; die Nothwendigkeit, weil nach dem göttlichen Erlösungsplane 1) durch eine Jungfrau das Heil kommen mußte, wie durch eine Jungfrau (Eva) das Verderben gekommen war, 2) der Messias als zweiter Adam einen ebenso reinen Ursprung haben mußte, wie der erste Adam, 3) die zweite Person der Trinität der ersten in Allem ähnlich, also bei ihrer Menschwerdung vaterlos sein mußte, 4) der Reinste keinen unreinen Ursprung haben durfte" (S. 36).

Maria ist nach dem Berichte der Evangelien (zweiter Abschnitt) Mutter. Die Doketen, die Christus nur einen Scheinleib gaben, läugneten ihre wahre Mutterschaft; Antitrinitarier, Arianer, Apollinaristen und Nestorianer erkannten

sie nicht als Mutter der zweiten Person in der Gottheit an. Die kirchliche Reaction gegen diese Opposition drängte den Ehrentitel Maria's: „Theotokos, Gottesgebärerin", immer mehr in den Vordergrund, bis derselbe vom Concil zu Ephesus seine „officielle Weihe" erhielt. Das Studium der Väter, die in diesen christologischen Streitigkeiten den Glauben gegen die Häresie vertheidigten, zeigt, „daß jedes tiefere Eindringen in das wunderbare und geheimnißvolle Wesen Christi, jede weitere Entfaltung und offenere Darlegung seiner überirdischen und irdischen Beziehungen nicht bloß so nebenher auf die mit ihm nothwendig zusammenzudenkende Mutter zurückstrahlt, sondern ihr Bild in eigener Beleuchtung immer selbständiger hervortreten läßt" (S. 77). „Mit dem Titel ‚Gottesgebärerin' hat der Zug der Mutterschaft an unserem evangelischen Marienbilde seine Vollendung erreicht. Die Göttlichkeit des Sohnes entzieht die Mutter als solche dem Naturgesetz. Je mehr daher das göttliche Wesen des Sohnes aus der naiven Unmittelbarkeit des Glaubens heraustritt, je allseitiger es von der Wissenschaft discutirt wird, um so höher muß auch die Mutterwürde steigen. Auf dem Wege innerer Lehrentwicklung wird aus der einfachen ‚Mutter Jesu' die gefeierte ‚Gottesgebärerin'" (S. 85).

Die Mutterschaft Maria's leitet über zum dritten Abschnitt, der den Titel führt: „Josephs Weib". Zwei Fragen stellen sich da zur Beantwortung: 1) Warum war Maria, die doch als Jungfrau Gottesmutter wurde, verheirathet? 2) Wurde die Ehe nicht wenigstens nach der Geburt Christi vollzogen? Blieb Maria allezeit eine reine Jungfrau? Der Verfasser führt die einzelnen Väter, die bis zum fünften Jahrhundert die erste Frage behandeln, auf und findet in ihnen sieben Gründe der Vermählung Maria's (S. 91). Den Satz, daß Maria's „Ehe bräutlich bleibt", stellen dieselben heiligen Väter gegen die Antidikomarianiten Helvidius und Bonosus fest.

War Maria eine Jungfrau vor und nach der Geburt des göttlichen Kindes, so fragt es sich noch, ob sie es auch in der Geburt blieb. Der vierte Abschnitt zeigt, daß die Christen schon vor dem fünften Jahrhundert Maria auch diesen Ehrenvorzug zuschrieben, sie also ansahen als „immerwährende Jungfrau". Jovinian hatte es geläugnet; Papst Siricius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus beschämten ihn.

So steht denn Maria schon im Anfang des fünften Jahrhunderts da als hehre Gottesmutter und immerwährende Jungfrau. Lehner untersucht nun (fünfter Abschnitt) „das geistige Wesen Mariens". Schon Origenes „windet mit liebevoller Hand die Worte des Evangeliums zu einem Strauße von Tugenden, womit er die heilige Jungfrau schmückt" (S. 147). Das Bild des geistigen Wesens Maria's „in relativer Vollendung darzustellen, ist dem großen Ambrosius vorbehalten. Dieser sammelte die Elemente zu dem Bilde, welches er von Maria aufstellt, ohne Frage durch liebevolles Sichversenken und -Vertiefen in die wenigen biblischen Stellen, welche von Maria handeln" (S. 156). Augustinus „fußt in Betreff des gesammten inneren Wesens Maria's ganz auf den Anschauungen seines Lehrers Ambrosius. Er spricht häufig von den Haupttugenden Mariens. Insbesondere preist er ihren Glauben, ihren Gehorsam, ihre Demuth; ist überzeugt, daß sie von

vornherein, ehe sie ihre hohe Bestimmung ahnte, das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe, und lehrt endlich ihre völlige Sündenlosigkeit in ganz unzweideutiger Weise" (S. 165 f.).

Steht Maria so hoch durch Gottes Gnade und eigene Mitwirkung, so folgt daraus (sechster Abschnitt) ihr „Antheil am Erlösungswerke". Die heiligen Väter stellen sie dar als neue Eva und zweite Stammmutter, als jenes der alten Eva verheißene Weib, das der Schlange den Kopf zertritt, und als Vorbild der Kirche, der von Christus gestifteten Erlösungsanstalt (S. 181).

So hat sich „das Bild Mariens, dessen Grundlinien wir den Evangelien entnehmen, in der Vorstellung der Christen nach und nach mit Farbe gefüllt. Es ist damit eigentlich kein neues Bild geworden, aber es verhält sich zu dem evangelischen Umrisse, wie das Gemälde zur Skizze" (S. 182). „Ihr Bild ist mit unverwischbaren Zügen in die Herzen der Gläubigen eingeschrieben, es ist Gegenstand der Verehrung" (S. 183, siebenter Abschnitt). Das erhellt aus dem Lobe, das Maria so reichlich gespendet wird, darum wird sie den Christen als lebendiges Beispiel vorgestellt. Vom Himmel aus ist sie Helferin, von der Erde aus wird sie angerufen. Ihre Gedenktage reihen sich früh ein in den Festkreis und Kirchen werden auf ihren Namen geweiht.

Jede begeisterte Verehrung wird sich in den Formen der Kunst und der Poesie aussprechen; darum gibt der achte Theil eine Reihe poetischer Erzählungen und Gedichte, die Maria verherrlichen, zuerst aus den Apokryphen, dann aus den Werken der ersten christlichen Dichter, unter denen die Syrier hervorleuchten. „Das Moment der Dichtung spielt bei der Verehrung der heiligen Jungfrau offenbar eine bedeutende Rolle, und zwar nach zwei Seiten. Die Dichtungen sind einerseits Producte der Verehrung, andererseits förderten sie hinwiederum die Verehrung Mariens. Namentlich mußten die Apokryphen auf die Ausgestaltung des Marienideals einen wesentlichen Einfluß üben. Sind sie auch nicht als Glaubensquellen betrachtet worden, so konnte doch ihre Lectüre nicht verfehlen, eine erbauliche Wirkung hervorzubringen und das Herz ebenso nachhaltig zu befruchten, wie die christliche Wissenschaft den Geist" (S. 280). Die christlichen Dichter „bringen manche innige oder feierliche Apostrophe an die Gebenedeite; auch an zarten Bildern fehlt es nicht, wie der Rose ohne Dorn des Sedulius. Bei Ephräm preist sie sich selber und ist die Verkünderin der Herrlichkeit ihres Sohnes, sowie die Lehrerin der Religionsgeheimnisse. Bei dem letzten Syrier, der an der Grenze unserer Periode steht, klingt ihr Lob in inbrünstigen Gebeten aus".

„Welche Früchte die altchristliche Mariendichtung in den poetischen Producten des Mittelalters getragen hat, ist bekannt. Von noch größerer Bedeutung ist sie für die Kunst (neunter Abschnitt), weil nicht bloß das Mittelalter, sondern auch die Renaissance, ja noch unsere Zeit, soweit sie religiöse Stoffe pflegt, unter ihren Einflüssen steht" (S. 281).

Lehner bringt 87 Darstellungen aus der Zeit vor dem Abschlusse des Concils von Ephesus (433) (S. 331 u. 884), auf denen Maria sich findet.

„Am häufigsten und auch am frühesten (100 nach Christi Geburt)

(S. 287) begegnet uns Maria als Mutter mit dem Kinde. Aber die ‚Mutter mit dem Kinde' kommt, mit einer einzigen Ausnahme, nicht isolirt vor. Ein Prophet steht dabei und demonstrirt in ihr die Erfüllung seiner Weissagung. Oder die Magier nähern sich, ihre Huldigung darbringend. Diese Composition ist die häufigste. Sie bedeutet die erste Offenbarung der Menschwerdung Gottes an die Heidenwelt. Wir finden Maria hierbei immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Kinde. Sie trägt es auf dem Schooß oder im Arme, oder dasselbe liegt neben ihr in der Krippe" (S. 332 f.).

Das ist der Gang und der hauptsächliche Inhalt des vorliegenden Buches. Wer sollte nicht der Meisterhand Lehners danken, der das Bild der allerseligsten Jungfrau aus dem dunkeln Grunde der ersten christlichen Jahrhunderte in solchem Glanze hervortreten läßt? Darum war es vollkommen gerechtfertigt, daß man sein Buch mit solchem Beifalle aufnahm. Mit vollem Herzen stimmen wir in das Lob ein und freuen uns, daß der erste Versuch, den Ursprung und die Ausbildung des Marienideals vom archäologischen Standpunkte aus nachzuweisen, ihm im vollsten Maße gelungen ist.

Leider hat das Bemühen, den archäologischen Standpunkt zu wahren, als Geschichtsforscher und nicht als Theologe aufzutreten, den geehrten Verfasser zu Äußerungen und in einzelnen Punkten zu einer Art der Behandlung geführt, die seinem ausgezeichneten Werke nicht zum Vortheil dient. Wir wollen nicht zu viel Gewicht darauf legen, daß der Verfasser (S. 220) sagt, „daß es jedenfalls im Anfange des fünften Jahrhunderts eine Kathedrale gab, die ihr geweiht war". Der Recensent in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 18. October 1881, bemerkt mit Recht: „Wir hätten diese Partie mit Rücksicht auf die römischen und konstantinopolitanischen (und andern) Marienkirchen gern weiter ausgeführt gesehen."

Oft scheint es, als ob der Verfasser die Apokryphen als einzige Quelle der späteren Nachrichten über das Leben und Sterben Maria's ansähe. Dadurch würden freilich die Feste der Darstellung Maria's im Tempel und ihrer Himmelfahrt, sowie die Persönlichkeiten ihrer Eltern in ein bedenkliches Licht gerathen. Wir dürfen doch mit Grund annehmen, daß den kirchlichen Schriftstellern, welche über Maria's Leben berichten, wenn sie Sachen erzählen, die sich *auch* in den sagenhaft ausgestatteten apokryphen Büchern finden, ältere und lauterere Nachrichten zu Gebote standen, als diese Apokryphen.

Wichtiger ist es, wenn S. 7 gesagt wird: „Die conservativeren Kritiker halten zwar an der alten Ansicht fest, daß alle Evangelien aus dem ersten Jahrhundert stammen, während Andere dieses bloß für Matthäus, Marcus und Lucas zugeben und den Ursprung des Johannes-Evangeliums in das erste Viertel oder in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts setzen." S. 185: „Man mag nun die Evangelien fassen, wie man will: als inspirirte Organe des heiligen Geistes oder als Schriftsteller, die mit dem für alle Andern geltenden Maßstabe zu messen sind, oder wie immer." Ebenso zweideutig lautet eine Äußerung S. 6: „Die Kirche nimmt dasselbe" (das historische Material, das die Evangelisten erzählen) „als Geschichte und legt

sich die Abweichungen der verschiedenen Berichterstatter, sowie die scheinbaren oder wirklichen Widersprüche gläubig zurecht. Die Kritik betrachtet namentlich die Kindheitsgeschichte Jesu als Sage und erkennt in den Varianten verschiedene Ausgestaltungen der Phantasie. — Die neuere Kritik hat aus dem ‚sagenhaften' Stoff den geschichtlichen Kern herauszuschälen unternommen. Beide Bestrebungen berühren unsere Aufgabe nicht. Die historische Existenz der Persönlichkeit Mariens liegt hinter unseren Untersuchungen, wir haben es nur mit der Vorstellung zu thun, die sich von ihr im Geiste der Christen gebildet hat." Was sollen wir denken von der „Vorstellung, die sich im Geiste der Christen gebildet hat"? S. 10 heißt es: „Es darf angenommen werden, daß bei einem Theile der frühesten Christengemeinden von jenem Wunder" (daß Maria Jesum von dem heiligen Geiste empfangen hat, und nicht auf natürliche Weise) „anfänglich nicht die Rede war. Es läßt sich ferner denken, daß diejenigen, welche aus dem Marcus-Evangelium ihr Wissen von den Thaten und Lehren Christi schöpften, zunächst einfach annahmen, derselbe sei Josephs Sohn gewesen, denn dieses Evangelium hat die Kindheitsgeschichte nicht." Ähnliches findet sich S. 92. Freilich darf man so etwas annehmen und denken, wenn es wahr ist, daß die einzelnen Christengemeinden, die im Anfang nur ein einzelnes Evangelium kannten, wie der Verfasser auf S. 7 ausführt, neben dem einzelnen Evangelium keine mündliche Belehrung erhielten. Wurden sie aber von den Aposteln oder Apostelschülern über den ganzen Glauben mündlich belehrt, standen sie so im Fluß der Tradition, dann konnte ihnen das christliche Grunddogma von der wunderbaren Empfängniß Jesu nicht verborgen bleiben. Es findet ohne Zweifel eine Entwicklung der Dogmen statt. Der Inhalt und der Zusammenhang der von Christus und den Aposteln gegebenen Wahrheiten wurde klarer gestellt. In diesem intellectuellen Proceß gibt es Fortschritte, selbst Rückschritte, aber keine wesentlichen Veränderungen (S. 8), denn die Wahrheit ist ewig dieselbe. Darum klingt es zum wenigsten hart, wenn der Verfasser sagt (S. 182): „Aus der einfachen Thatsache jungfräulicher Empfängniß ist die nothwendige Grundbedingung der Welterlösung geworden, aus Josephs Frau die jungfräuliche Gattin eines mit ihr durch sie jungfräulichen Gatten, aus der Mutter Jesu die immerwährende jungfräuliche Gottesgebärerin, aus dem klugen, frommen, sittsamen Weibe das mit allen Tugenden geschmückte, vollkommene, sündenlose, unerreichbare Menschenideal." „Der Christ des fünften Jahrhunderts hieß dasselbe Bild die Gottesgebärerin, welches von dem Christen des zweiten Jahrhunderts Mutter Jesu genannt wurde", weil ihr „bei diesem Mysterium diese Stellung von dem Zeitbewußtsein angewiesen wurde" (S. 333). In diesen Sätzen ist die Ausdrucksweise neu, sie verflacht das kirchliche Dogma zu sehr und bringt auf gefährliche Bahnen. Nicht nur die Dogmen selbst sind von Gott geoffenbarte Wahrheiten, sondern auch die immer vollkommenere Aneignung und Ausprägung des in ihnen beschlossenen Inhaltes, die „Ausgestaltung christlicher Religionsvorstellungen" (S. 8), geschieht, wenn auch „durch die eigene Triebkraft des christlichen Geistes", doch unter Aufsicht der unfehlbaren Kirche und unter Leitung des heiligen Geistes.

Es liegt nicht bloß in der Aufgabe des theologischen, sondern auch des archäologischen Standpunktes, das Christenthum als das hinzunehmen, was es in Wahrheit und Wirklichkeit ist: als eine göttliche Thatsache, und man muß seine Lehrentwicklung anders besprechen, als die Ausgestaltung eines philosophischen Systems. Das muß heute um so mehr betont werden, je mehr Stimmen laut werden, welche die christlichen Alterthümer behandeln, wie man mexikanische und indische Alterthümer und Phantastereien vom sogenannten Standpunkt einer wissenschaftlichen Philosophie der Geschichte aus bespricht. Der christliche Glaube ist eine zarte Pflanze, die in solcher Luft nicht gedeiht, und ist ein so hohes Gut, daß man nicht ohne Gefahr seine „Ausbildung" in einer Weise besprechen kann, welche für Gläubige und Ungläubige zugleich passen soll.

Wir sind weit entfernt, glauben zu machen, daß einige bedenkliche Wendungen dem Buche Lehners seinen Werth nehmen. Nein, sein Buch bleibt eine schätzenswerthe Leistung. Aber je schöner ein Musikstück ist, je mehr es die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, desto mehr bedauert man einen Mißton, der mehr oder weniger unfreiwillig durch unglückliche Umstände hineingeräth. Allen, welche sich für die Geschichte der Marienverehrung interessiren, wird das treffliche Werk die besten Dienste leisten. Sie werden mit uns dem Verfasser danken, der in so fließendem Vortrage und mit so warmer Begeisterung für sein Ideal uns sein aus „schriftlichen und monumentalen Quellen gewonnenes Resultat" vorlegt, daß nämlich „aus der früheren Entwicklung das ganz naturgemäß gewachsene Marienideal gewissermaßen schon fertig an das fünfte Jahrhundert abgegeben wird" (Vorwort).

Stephan Beissel S. J.

Zur neuern Geschichte des Dombaues in Köln. Von Dr. **August Reichensperger.** Mit einer Bildtafel. 8°. 65 S. Köln, J. P. Bachem, 1881. Preis: *M.* 1.

Kam die Wiederherstellung und der völlige Ausbau des Domes von Köln auch schon im Beginne des laufenden Jahrhunderts in Anregung, so war das Interesse für das großartige Werk noch im Jahre 1840 nur in verhältnißmäßig enge Kreise gedrungen; bloß 122 Votanten erwählten das erste Comité, welches das provisorische Statut für den Dombauverein und dessen Thätigkeit entwerfen sollte. Als am 23. November jenes Jahres Friedrich Wilhelm IV. 10 000 Thaler zum Dombau bewilligte, drohten die noch nicht beigelegten Wirren zwischen Kirche und Staat zu verhindern, daß die Katholiken einmüthig das Werk in Angriff nahmen. Damals schrieb Dr. August Reichensperger seine erste Schrift über den Kölner Dombau: „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer." Es war ein zündender Appell, der seine Wirkung nicht verfehlte. Seit jener Zeit unermüdlich für die große Sache thätig — von 1842 an schon Vorstandsmitglied des Dombauvereins, hat er die ganze „neuere Geschichte des Dombaues" als einer der verdienstvollsten Theilnehmer des Werkes selbst mitgelebt, sah sich aber,

in Folge neuer, noch ungelöster kirchenpolitischer Wirren, mit vielen andern Förderern des herrlichen Baues gezwungen, bei dem Domfeste, das die Vollendung krönen sollte, eine „würdige Zurückhaltung" zu beobachten. Muß seine Schrift deßhalb schon um des Verfassers willen das größte Interesse erwecken, so ist dieß noch mehr rücksichtlich des Inhalts der Fall. In ruhiger Objectivität, sine ira et studio, berührt sie die wichtigsten Momente in der Geschichte des Dombaues: die wesentlichsten architektonischen Fragen, welche dabei zur Erörterung und Lösung kamen; die finanziellen Schwierigkeiten, welche sich dem Werke entgegenstellten; die Vereinsthätigkeit, welche dieselben beseitigte; die Stellung, welche „Deutschland" und vorab „Jungdeutschland" zu dem erhabenen kirchlichen Bauwerk nahmen; die Discussionen, welche der Bau der Thürme und der Thurmfaçade hervorrief; endlich die Geschichte der Vollendungsfeier und der merkwürdigen Deutung und Behandlung, welche dieselbe in der deutschen Presse erfuhr. Besondere Aufmerksamkeit ist dem bereits landläufig gewordenen Irrthum geschenkt: „das deutsche Volk im Verein mit Deutschlands Fürsten habe den Dom vollendet". Dr. Reichensperger weist nach, daß sich der Antheil deutscher Fürsten auf die „Beiträge einiger Weniger unter ihnen" beschränkt, daß „in dem bei weitem größten Theile unseres Vaterlandes keine Spur von opferwilliger Sympathie für den Dombau sich herausgestellt hat", daß „der Stadt Köln vor Allem, in Verbindung mit der Rheinprovinz, der Ruhm gebührt, das große Werk zu Ende geführt zu haben". Seiner eigenen Betheiligung an dem Bau erwähnt der Verfasser nur mit großer Zurückhaltung, wo die Sache selbst es verlangte. Den gerechten Schmerz, den er bei dem vorjährigen Dombaufest empfinden mußte, theilten wir mit vollem Herzen. Doch die echte Liebe und Begeisterung erprobt sich im Leiden und läßt sich von diesem nicht besiegen. Treu seinem vierzig Jahre lang bethätigten Streben, den Dom möglichst im Sinn und Geist der ersten Gründer und Erbauer zu vollenden, krönt der hochverdiente Vorkämpfer echter Gothik seine interessanten Mittheilungen mit abermaligen Vorschlägen, welche den noch verschiedenen Einzelheiten am Außenbau (den Pfeilern am Fuß der Thurmoctogone, der Bedachung der Chorkapellen und den Thüren „der schönsten Thore der Welt"), dann der inneren Ausstattung des Domes gewidmet sind.

Was diese betrifft, wünscht Herr Reichensperger vor Allem die Erstellung eines neuen, stilgerechten Orgelgehäuses, eine passende Umgestaltung des Anbaues, welcher das Reliquiar der heiligen drei Könige umschließt, die Versetzung dieses Reliquiars in die Mitte des Chores, die Neubeplattung des Fußbodens in reicher, künstlerischer Weise, entsprechende Polychromirung des Innern und die Construction eines Lettners, wie ihn der Stil der Kathedrale erheischt — lauter Forderungen, welche mit Plan und Zweck der bisherigen Bauthätigkeit in engstem Zusammenhang stehen und welche, wenn auch einzelnen diese oder jene praktische Schwierigkeit entgegentreten mag, in der historischen Entwicklung der echten Gothik begründet sind. Mögen diese Vorschläge Aufnahme und Verwirklichung finden und so die zahllosen Verdienste krönen, welche Herr Reichensperger sich um das schönste Baudenkmal

Deutschlands erworben hat! Wie kein Anderer hat er muthig und treu als echter Hüter und Ritter der mittelalterlichen Kunst an seinem Posten gestanden, das Eindringen fremder Elemente standhaft verhindert und den Bau, so weit er konnte, in unermüdlicher, opferwilliger Thätigkeit dem ursprünglichen Ideal entgegengeführt. Freudig stand er vor vierzig Jahren an dem Grundstein, den der Erzbischof v. Geissel segnete, und reichte Friedrich Wilhelm IV. die Urkunde der Grundsteinlegung dar. Möge es ihm vergönnt sein, noch den Tag zu schauen, wo wieder der Erzbischof von Köln friedlich und freudig den Monarchen Preußens in den auch innen vollendeten Dom führt!

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Legende vom hl. Wendelin in dreizehn Zeichnungen. Von Joseph Ritter von Führich. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Der Name Führich gibt von vornherein die Bürgschaft, daß wir einer ausgezeichneten Leistung gegenüberstehen. Der Meister zeichnete die Bilder im Sommer 1871. Einsam und ungestört saß er, der 71jährige Greis, mehrere Wochen lang zwischen elf und drei Uhr am niedrigen Fensterchen seines Zimmers vor einigen Blättchen Papier. An einem Sonntage rief er, die Pfeife gemächlich stopfend, seine Familie an sein bescheidenes Arbeitstischchen: „Da hab' ich was gemacht; seht's euch einmal an. Ich glaube, ich bin fleißig gewesen." Er war fleißig gewesen, denn die dreizehn Zeichnungen lagen fertig vor ihm. Es ist zu verwundern, wie der Zeichenstift noch immer seiner zitternden Hand gehorchte. Das Alter kündet sich fast nur dadurch an, daß wir in jedem Bilde den gewiegten Künstler erkennen, der seinen tiefen Gedanken in der einfachsten Form, klar, ohne unnöthigen Schmuck und doch ohne Leere auf's Papier „niederschreibt". Nur eine langjährige Übung kann die Fähigkeit geben, ohne Vorstudien so verschiedene Scenen so leicht hinzuwerfen. Im ersten Bilde sitzt Wendelin tiefsinnig vor dem Ecce-homo-Bilde. Alles im Bilde concentrirt sich um den Blick, mit dem der Fürstensohn dem mit Dornen gekrönten Gottessohn in die Augen schaut; im zweiten wirft er Krone und Mantel von sich, indem er in edler Haltung die Leiter herabsteigt und so heimlich sein elterliches Haus verläßt. Im dritten Bilde zimmert sich der schottische Königssohn im einsamen Walde eine Zelle aus Baumstämmen. Der Gegensatz zwischen der niederen Arbeit und der edlen Gestalt des Arbeitenden ist glücklich in Einklang gebracht. Mit dem vierten Bilde werden die Compositionen reicher. St. Wendelin tritt aus der Menge hervor, welche die Kirche verläßt, und bittet einen zu Pferde steigenden Ritter um ein Almosen. Als Antwort weist der Edelmann auf sein in der Ferne liegendes Schloß, wo er Arbeit statt des Almosens bieten will. St. Wendelin nahm sein Anerbieten an. Bild 5 zeigt ihn, wie er die Schafe des Ritters hütet. Aber vor ihm schweben die Phantasiebilder seiner Eltern, die trauernd ihm die verlassene Krone, eine Braut und alle Freuden der Jugend anbieten. Sogar die Leiter, die ihm bei der Flucht diente, fehlt nicht. Jedermann erkennt, wie schwer es war, einen Hirten zu zeichnen, der auf einsamer

Waldestrift seine Heerde bewacht, vor dessen Geist aber solche Bilder auftauchen, die ihn vergebens verführen wollen, ein heiliges Beginnen zu bereuen und aufzugeben. Im Anfang bleibt darum auch die Darstellung etwas dunkel; aber sobald die Erklärung den Schlüssel bietet, bewundern wir wiederum das Talent, mit dem der Zeichner seine fast unlösbare Aufgabe dennoch vollendet. Die folgenden vier Bilder (6—9) erzählen, wie die Mitbedienfteten den Heiligen anschwärzen, er besorge die Heerde schlecht und treibe sie auf zu ferne Weideplätze; wie der Ritter einmal spät am Abend die Heerde fern vom Schlosse findet und darob den Hirten schilt; wie er dann mit seiner Gemahlin auf flüchtigem Rosse nach Hause eilt, während St. Wendelin ihm folgt; wie der Ritter endlich, am Thore seiner festen Burg anlangend, vor sich St. Wendelin erblickt, der die Heerde schon zum Burgthor hineinführt. Ein mittelalterlicher Meister hätte die eine Geschichte, statt in vier Bildern, lieber in einem Hauptbilde dargestellt, dessen Vordergrund in größerem Maßstabe die mittlere Scene gezeigt hätte, während Anfang und Ende der einen Geschichte im Hintergrunde auf kleineren Bildern sich gefunden hätte. So hätte er verschiedene Zeitmomente in einen Rahmen zusammengedrängt und Fehler gegen die Einheit des Ortes und der Zeit begangen; aber wenn man vier Scenen einer Geschichte in vier getrennten Bildern gibt, hebt man die Einheit der Geschichte doch mehr oder weniger auf. Die alte und die neue Methode hat ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Im elften Bild schließt Führich sich übrigens der alten Weise insofern an, als er den Heiligen zweimal auf einem Bilde erscheinen läßt. Die vier letzten Zeichnungen (10—13) stellen dar, wie der Heilige zum Abt erwählt wird, wie sein Begräbniß stattfindet und wie die Wunder an seinem Grabe den Bau einer ihm geweihten Kirche veranlassen.

Faßt man den dargebotenen Stoff bloß als Legende, so ist den Zeichnungen nur Lob zu spenden. Wollte man den Nachdruck darauf legen, daß es ein Heiliger ist, dessen Legende dargestellt wird, so hätten uns die Zeichnungen, welche alle Mittel unseres etwas naturalistischen Jahrhunderts verwerthen, noch mehr angesprochen, wenn sie etwas ruhiger gehalten, etwas mehr stilisirt worden wären und so dem Gottesfrieden der Heiligkeit mehr Rechnung getragen hätten. Da indessen Führich von Schwinds „Melusine" angeregt war und zuerst einen Bildercyclus über Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" im Plan hatte und begann, so wollte er eben mit seinem Zeichenstifte nur eine Legende erzählen, deren Hauptperson der hl. Wendelin wurde.

Die Wiedergabe der Originalzeichnungen durch das k. k. militärisch-geographische Institut zu Wien zeigt „den ungeheuren Fortschritt, welchen die auf der Photographie beruhenden vervielfältigenden Künste in den letzten Jahren gemacht haben". Das schöne Werk Führichs tritt uns gleichsam im Original entgegen; es sei unsern Lesern auf das Wärmste empfohlen.

Das heilige Namenbuch. Von Konrad Dangkrotzheim. Lex.-8°. 22 S. Augsburg, Huttler, 1882. Preis: *M.* 1.50.

Der Colmarer „Meistersinger" Konrad Dangkrotzheim verfaßte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eines der anmuthigsten der sogen. „Heiligen Namenbücher", d. h. einer Art Kalender in Reimen, wie sie im Mittelalter üblich waren. Nachdem der Text im Jahre 1878 von Karl Pickel (im ersten Bande der Elsäßischen Literaturdenkmäler) veröffentlicht wurde, hat jetzt das Literarische Institut von Dr. M. Huttler denselben in durchaus würdiger Ausstattung auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Der Druck wurde in Roth und Schwarz mit einer sehr gefälligen, der Fust-Schöffer'schen nachgebildeten Type ausgeführt. Sinnig gezeichnete Bilder, welche die

einzelnen Heiligen oder ihre Attribute darstellen, umrahmen den Text. Es sei noch bemerkt, daß der ganze Ertrag „den Armen" zufallen soll.

Festgabe zur Eröffnung des Paulus-Museums zu Worms (9. October 1881). Die St.-Paulus-Kirche zu Worms, ihr Bau und ihre Geschichte. Von Friedrich Schneider. Preis: *M.* 12.

Die Paulus-Kirche zu Worms diente bis zur französischen Revolution (1802) dem Stifte, das Kaiser Heinrich II. 1002 an der Stelle der alten Burg der Salier errichtet hatte. Vom ersten Bau sind höchstens die beiden Westthürme erhalten, die den beiden runden Thürmen des Mainzer Domes gleichen. Vor ihnen erhebt sich eine glänzende Vorhalle, die v. Quast nach 1261 setzt (Rom. Dome, S. 54). Schneider ist (mit Rücksicht auf eine Inschrift von c. 1227) nicht abgeneigt, eine frühere Datirung anzunehmen, und wir schließen uns dem um so lieber an, als Schnaase (2. Aufl., Bd. V. S. 268) den Kern des Baues viel früher als v. Quast setzt und nur eine „Reparatur" nach 1261 zugibt, wodurch die widersprechenden Ansichten vereint werden könnten. Das Ostchor ist etwas früher als die westliche Vorhalle, jedoch nach 1200 entstanden. Neben der Kirche liegt der Rest des alten Kreuzganges, dessen Bau der Vollendung der Vorhalle folgt. Sein westlicher Flügel gehört noch in's 13. Jahrhundert. Das Schiff der Kirche ist im Jahre 1707 so vollständig umgebaut, daß sich von dem alten Bau nichts erhielt. Seit 1802 stand die Kirche einsam und verlassen, wie es schien, dem langsamen Verfall anheimgegeben. Ihre alten, hochinteressanten Wandgemälde, welche von der Kunst und der Symbolik des 13. Jahrhunderts Zeugniß ablegen, bröckelten langsam aus; die im 18. Jahrhundert von tüchtigen Meistern gemalten Deckengemälde schienen dem Verderben gewidmet. Da regte L. Gedon aus München bei seinem Gastfreunde Herrn Max Heyl den Gedanken der Herstellung an. Das Wort des Künstlers fand den rechten Boden. Der eben entstandene Alterthumsverein von Worms ward in's Interesse gezogen. So kam es zum Beschlusse, die Paulus-Kirche zur Errichtung eines Museums wieder in Stand zu setzen. Dem Entschlusse folgte die That so rasch, daß schon am 9. October die Eröffnung gefeiert wurde. Dabei erschien die vorliegende Festschrift. Die gewandte Feder des als Kunstschriftsteller rühmlichst bekannten Herrn Friedrich Schneider und die glänzende Ausstattung sichern ihr bleibenden Werth. Den kräftigen Typensatz begleiten energisch gezeichnete Arabesken. Die 14 Tafeln sind künstlerisch aufgefaßt und gezeichnet, ohne daß dadurch der Stilcharakter der dargestellten Bautheile und Bildwerke wesentlich verändert ist. So können wir auf diese Festschrift den schönen Wormser Ehrenspruch anwenden:

„Digna bona laude
Semper Wormatia gaude."

Sie ist „werth des besten Lobes", und Worms kann sich freuen, daß die Eröffnung seines Museums in so gediegener Weise weiteren Kreisen bekannt gemacht ist.

Albrecht Dürer. Von Leopold Kaufmann. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1881. Köln, Bachem. Preis: *M.* 1.80.

Der Verfasser dieser sehr ansprechenden Schrift gewinnt von Anfang an durch die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher er sich beim Leser einführt, den er durch gründliche Behandlung und lichtvolle Darstellung bis zum Ende gefesselt hält. Kaufmann zeigt uns Dürer in seiner äußern Gestalt als einen „der schönsten Männer seiner Zeit"; in seinem echt deutschen Charakter voll Ehrfurcht gegen die Eltern und

treuer Liebe gegen die Freunde; in seinen epochemachenden Leistungen als Maler, Zeichner, Kupferstecher und Holzschneider. So gewinnt Dürers Person Schritt für Schritt mehr und mehr unser Interesse. Wir sehen ihn geehrt bei den großen Künstlern Italiens, besonders bei dem feierlichen Giovanni Bellini, dem farbenprächtigen Tizian und dem lieblichen Raphael. Der ritterliche Kaiser Maximilian gibt Dürer glänzende Aufträge und veranlaßt die Reise in die Niederlande, die einem Triumphzuge der Kunst gleich wurde. Sehr spannend ist die Art und Weise, in welcher der Verfasser im Verlaufe seines Buches wiederholt auf das Verhältniß Dürers zu seiner Frau zurückkommt, bis er zuletzt zu dem Resultate gelangt, Frau Dürer sei „zwar keine Xantippe" gewesen, wie bis jetzt so oft erzählt wurde, habe aber „geistig zu sehr unter ihrem Manne gestanden, um denselben zu begreifen und zu würdigen". Von weittragendem Interesse und großer Wichtigkeit sind die beiden letzten Kapitel über das Verhältniß Dürers zur Reformation und über seinen Einfluß auf die spätere Kunst. „Dürer war und blieb, wie auch der protestantische Eye zugibt, ein treuer Sohn der alten katholischen Kirche; nur confessionelle Befangenheit kann so weit gehen, vor den Marienbildern Dürers die Augen zu verschließen und auszurufen: ‚Dürers Marienbilder waren evangelische Marien!'" — Möge der Verfasser uns erlauben, eine Bitte an ihn zu richten. Die Erfüllung wird ihm leicht sein, denn jedes Kapitel seines Buches zeigt, daß seine Arbeit nur das Beste von den Früchten jahrelanger, eingehender Dürer-Studien bietet. Wir wünschten dringend, er möge das vorliegende Heft weiter ausarbeiten und für die großen Kreise des gebildeten Publikums bearbeiten, eine Anzahl Illustrationen zulegen und uns so eine werthvolle Gabe bereiten für den Weihnachtstisch. Die katholische Literatur ist so arm an gediegenen, allgemeinverständlichen Werken über die deutsche Kunst.

Miscellen.

Irisches. Jüngst empfingen wir Briefe von unserem Mitarbeiter P. Theodor Granderath, welcher im verflossenen Spätsommer Irland durchreist hatte und uns die dort empfangenen Eindrücke mittheilte. Wir wollen hier Einiges aus diesen Berichten geben, weil es das in dieser Zeitschrift (XX, 262 ff., 400 ff., 486 ff.) über Irland Gesagte in Allem bekräftigt: „Obwohl ich die Insel der ganzen Breite nach durchstreifte und in den verschiedensten Gegenden, in den Städten und auf dem Lande, bei Tag und am Abend, herumging, habe ich nirgendwo auch nur die leiseste Spur einer Revolution wahrgenommen, vielmehr Alles im tiefsten Frieden vorgefunden und bin, abgesehen von den Schaaren bewaffneter Polizeidiener im Westen, auf Nichts gestoßen, was außerordentliche Verhältnisse andeutete. Dieß beweist freilich nicht, daß während jener sechs Wochen, von Ende Juli bis Anfang September, im ganzen Lande überhaupt keine Ruhestörungen und Frevelthaten vorgefallen seien; aber es beweist, daß, wer im verflossenen Sommer nach den englischen Zeitungsberichten und ihren deutschen Copien sein Urtheil über die Vorgänge auf der Insel bildete, jämmerlich in die Irre ging. Mußte ihm doch der größte Theil Irlands als eine vom Sturm gepeitschte See erscheinen! Von den erzählten Greuelthaten ist eine ganze Reihe als reine Erdichtung zu streichen; andere entkleide man der Entstellungen und Übertreibungen; was dann von wahren Thatsachen übrig bleibt, vertheile man auf das ganze Land, und es wird sich herausstellen, daß in jener Zeit nichts Außerordentliches vorgefallen ist. . . .

Bei Dublin ist die Gegend anmuthig. Kaum ist man aber eine halbe Stunde landeinwärts gefahren, so verändert sich das Bild. Die irische Landfrage tritt leibhaftig vor unsere Augen. Die Wiesen verlieren ihre Frische, und endlose Wüsteneien und Torf- und Moorgründe wechseln mit ihnen — menschenleere Einöden. Stundenweit fährt unser Zug dahin und kein einziges Dörfchen ist links oder rechts zu erspähen; kaum zeigt sich einmal ein menschliches Wesen. In weiten Abständen von einander erheben sich elende Lehmhütten mit ihren Strohdächern ein paar Fuß über den Boden, die einsamen Wohnungen der armen Leute, welche der Wüstenei ihre Existenzmittel abzuringen haben. Neben der Hütte liegt ein Stückchen Kartoffelfeld und manchmal ein armselig dreinschauendes Haferfeldchen. Das ist das Bild der Gegend, welche der Zug durchschneidet. Die wenigen Städte mit den Stationen abgerechnet, sieht der Reisende auf unserem Zuge nichts Anderes, bis er um halb drei Uhr Nachmittags im Westen der Insel, in Galway, anlangt. — Wäre es denn nicht möglich, diese unermeßlichen Strecken in Acker-

land oder Wiesen zu verwandeln, um der so oft in Irland wiederkehrenden Hungersnoth zu steuern und Tausenden von Irländern, denen die Noth den Wanderstab in die Hand drückt, Wohnsitze auf dem ihnen so theuren heimathlichen Boden anzuweisen? Alle Irländer ohne Ausnahme, welchen ich auf den verschiedenen Punkten meiner Reise diese Frage vorgelegt, bejahten dieselbe und schrieben den Engländern die Schuld zu, daß ein so beträchtlicher Theil ihres Bodens als unnütze Wüste daliege, da sie die Summen nicht bewilligen wollten, welche für die Cultivirung desselben erforderlich seien, und bis dahin durch ihre Gesetze die Pächter selbst verhinderten, für die Verbesserung ihrer Lage und ihres Pachtbezirkes etwas zu thun. Ob nun die Cultivirung der beschriebenen Strecken sich wirklich rentire, ist eine Frage, die ich weder bejahen noch verneinen möchte. Man wird bei diesen immensen Landstrecken wohl unterscheiden müssen. Einiges wird wohl nicht zur Cultur geeignet sein, Anderes gut dafür passen.

Übrigens würde man irren, wenn man ganz Irland für eine solche Wüstenei halten wollte; es trägt nicht mit Unrecht den Namen der grünen Insel. Mein Weg führte mich nach Norden, und dort habe ich reichere Gegenden, aber leider auch wiederum das Jammerbild irischer Armuth gefunden. Das Land bot dort anmuthige Partien. Hügel und Thäler waren vorherrschend Wiesengrund, überall erblickte das Auge liebliches irisches Grün. Die auf den Wiesen einsam liegenden Hütten sind freilich nicht so arm, wie diejenigen, welche wir auf unserer Reise von Dublin nach Galway gesehen, aber doch noch über die Maßen dürftig. Etwa vier bis fünf Fuß erheben sich ihre Lehmwände, auf denen das Strohdach ruht. Fast alle Häuser haben hier im Norden ein paar kleine Fensterchen und, wie ein schwarzes Loch in dem Dache zeigt, einen Kamin — Vorzüge, welche vielen Hütten im Westen abgehen. Aber jeder Schmuck an den Häusern oder vor denselben ist perhorrescirt. Natürlich; es wäre ein Zeichen für den Grundherrn, daß sein Pächter in vortheilhaften Umständen lebe, und der Verschönerung des Gütchens entspricht eine Erhöhung des Pachtzinses.

Treten wir doch in eine solche Hütte hinein; wählen wir eine, welche von einem besser situirten Pächter bewohnt ist, zu dessen Pachtgut dreißig Acker (etwas mehr als zwölf Hektare) gehören. Er wird uns freundlich aufnehmen und uns bereitwilligst seine Gemächer und deren Einrichtung und selbst seinen unveränderlichen Küchenzettel zeigen. Der Boden ist, wie er war, als die Hütte gebaut wurde, nur etwas härter und trocken, ausgenommen an dem Eingange, wo das Regenwasser ein paar Fuß weit einzutreten pflegt. Über uns ist keine Decke, sondern das von Rauch ganz geschwärzte Strohdach. Eine Wand theilt das Haus in Wohnzimmer und Schlafgemach; in ihr ist der Kamin, welcher beide Räume warm hält, das Wohnzimmer aber mit Torfdunst und Torfgeruch erfüllt. Zum Studiren wäre das Zimmer nicht geeignet. Das Licht genügt vollkommen für den Verkehr der Personen mit einander, aber nicht zum Lesen eines Buches; denn es findet fast nur durch die Thüre Zutritt, und ein ordentliches Quantum wird von dem schwarzen Dache und den schwarzen Wänden aufgesogen. Überflüssige Möbel, wie z. B.

ein Tisch, sind nicht vorhanden. Nur ein einziger Bretterstuhl steht da, welcher Einem von uns zum Sitzen angeboten wird, während sich alle Anderen, die sitzen wollen, auf eine etwa dastehende Kiste oder auf den Boden niederlassen. Der Bretterstuhl dient zugleich als Tisch, auf welchem beim gemeinsamen Mahle die Schüssel steht. Am Morgen gibt es Stirabout (Rührherum), d. i. ein aus Maismehl und Wasser gekochter Brei mit einer Zugabe von etwas Buttermilch. Früher bildeten Kartoffeln das Morgenbrod, wie jetzt noch in anderen Gegenden Irlands. In der Gegend aber, in welcher wir uns befinden, sind sie seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit in den vierziger Jahren durch den Stirabout verdrängt. Am Mittag wird Kohl servirt, welcher mit etwas amerikanischem Fett zubereitet ist, und am Abend gibt es, wenn ich mich gut erinnere, Thee. Butter, Eier, Fleisch, die Producte ihrer eigenen Farm, sind diesen Leuten fast gänzlich unbekannt, und niemals, so versicherte man mir, genießen die Pächter in der ganzen Gegend ein Stückchen Fleisch, ausgenommen etwa am Weihnachts- oder Ostertage. Eine solche Nahrung und Wohnung ist denn doch für den Durchschnittsfarmer eines Landes, in welchem die Bevölkerung weit über die Hälfte aus Farmern besteht und alle Bewohner fast ausschließlich entweder direct oder indirect vom Landbau leben, etwas allzu arm. In allen Ländern gibt es wohl arme Leute, welche mit einer solchen Nahrung und Wohnung zufrieden sein müssen; aber hier habe ich eine Gegend vor mir, in welcher sie, wie man mir versichert, die Nahrung und Wohnung der ganzen Landbevölkerung ist, und diese Gegend wird mir überall als eine wohlhabende Gegend des Landes beschrieben. Ein Studiosus, welcher mich auf einigen Spaziergängen begleitete, der Sohn eines Farmers, welcher fünfzig Acker in Pacht hat, sagte mir, daß sie nie eine andere Nahrung, als die beschriebene, genössen; höchst selten erlaubten sie es sich, anstatt aus Mais aus dem von ihnen selbst gezogenen Hafer den Morgenbrei zu bereiten; sie verkauften den Hafer und kauften aus dem Erlös das Maismehl; ein Haferbrei gelte als Delicatesse. Ist das Land denn so ganz unbarmherzig stiefmütterlich von der Natur bedacht? Ganz gewiß nicht. Nach Allem, was ich in Irland gesehen und gehört, muß ich die Insel für ein Land halten, welches zwar nicht zu großem Reichthume bestimmt ist, aber doch, auch abgesehen von der Möglichkeit, andere Erwerbsquellen zu öffnen, durch den Ackerbau allein, um nicht hoch zu greifen, wenigstens der doppelten Zahl der jetzigen Bewohner ein reichliches Auskommen bieten kann. Der Grund der elenden Lage der Bevölkerung ist ferner nicht in Eigenschaften der arbeitenden Landbevölkerung selbst zu suchen. Die Landleute sind durchgängig sehr fleißig, und ihre Unlust, etwas zur Verbesserung ihres Gutes und zur Hebung der Landwirthschaft zu thun, ist auf die Gesetzgebung zurückzuführen, welche sie bisher zwang, ihre eigene Arbeit zu bezahlen, da der Gutsherr nach einer Verbesserung des Pachtgutes die Rente erhöhte. Die Wurzeln der traurigen Lage der Irländer scheinen mir drei Hauptübelstände zu sein: die so ungünstige Vertheilung des Grundbesitzes, die wenigstens bis zur neuesten Landbill so schlechten Landgesetze und der fast gänzliche Mangel anderer Erwerbsquellen außer dem Ackerbau."

Rückgang des Socialismus in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Als vor mehreren Jahren der Sitz des Generalrathes der Internationale nach New-York verlegt wurde, sprachen die Socialisten laut die Hoffnung aus, Amerika bald in den Vordergrund der socialistischen Agitation gerückt zu sehen. Inzwischen ging der Generalrath den Weg alles Fleisches und mit ihm die Organisation der Internationale. Doch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, die amerikanische Arbeiterwelt in kurzer Zeit in die große Emancipationsbewegung hineinzuziehen und von der neuen Welt aus die Unzufriedenen der alten Welt zu unterstützen. Die Aussichten auf Erfolg mehrten sich, als die preußische und die russische Polizei den Arbeitern jenseits des Oceans Hilfstruppen schickte, in deren Reihen sich ergraute und redegewandte Agitatoren befanden.

Aber merkwürdig! Es ist, als ob der Socialismus die Freiheit nicht vertragen könnte. Sein Weizen gedeiht nur in den stark centralisirten Militärstaaten. Das sehen wir in Frankreich, in Italien, seitdem es „einig" ist, in Deutschland und in Rußland. In der Schweiz dagegen fristet der einheimische Socialismus ein kümmerliches Dasein, in England vermag er trotz rastloser Propaganda zu keiner Bedeutung zu gelangen.

Und in Amerika? „Seit unserem letzten Berichte" (vom Jahre 1879), schrieb ein socialistischer Berichterstatter Ende September 1880 über Amerika, „haben wir leider gar keine Fortschritte der Partei zu verzeichnen." [1] Noch kläglicher klingen die Berichte, welche der Genosse Mc. Guire, Delegirter der Socialisten der Vereinigten Staaten Amerika's, dem dießjährigen socialistischen Weltcongreß in Chur (2.—4. October) über den Fortgang bezw. Rückgang des Socialismus in seiner Heimath vorlegte. Der Züricher „Socialdemokrat" bemerkt (Nr. 43, 1881), „nach reiflicher Überlegung" habe er sich entschlossen, von der sofortigen Veröffentlichung der Berichte der Delegirten „Abstand zu nehmen". Nach dem, was Genosse Mc. Guire bei seiner Rückkehr aus Europa über seinen Bericht verlautbaren ließ, ist anzunehmen, daß der „Socialdemokrat" ihn nicht aus Bescheidenheit seinen Lesern vorenthält.

Wie Mc. Guire behauptet, stand der Socialismus der Vereinigten Staaten im Jahre 1877, der Periode der großen Arbeitseinstellungen der Eisenbahnarbeiter, in vollster Blüthe. Bei den Herbstwahlen des genannten Jahres brachten die Socialisten der Vereinigten Staaten über 50 000 Stimmen auf ihre Candidaten, davon 10 000 in Ohio (9000 in Cincinnati allein), 7000 in Chicago, 6000 in St. Louis und 4000 in New-York. Auch in anderen Städten gewannen sie eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stimmen. Hier ist jedoch gleich zu bemerken, daß in diesen Zahlen manche nicht-socialistischen Elemente miteinbegriffen sind und die sogen. Arbeiterpartei erst im Jahre 1877 das Beiwort „socialistisch" ihrem Namen hinzufügte. Die Zahl der ganz oder halb socialistischen Organe belief sich in eben demselben Jahre auf 15: 10 deutsche, 3 englische, ein böhmisches und ein schwedisches. Man sieht, auch

[1] Vgl. Jahrbuch für Socialwissenschaft von Ludwig Richter. Zürich, Oberstraß, 1881. S. 170.

in Amerika ist das englische Element mit seinem praktischen, auf das Concrete und Erreichbare gerichteten Sinn den socialistischen Utopien wenig hold. Deßhalb sind denn auch die Klagen deutscher und französischer Socialistenblätter über die „alte Bornirtheit" der Engländer und Anglo-Amerikaner nicht gerade selten. Das immense Übergewicht unter den Socialisten der Vereinigten Staaten haben die Deutschen, meist desertirte Soldaten oder in neuerer Zeit auch ausgewiesene Socialdemokraten, welche ihre Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und ihre Umsturzgelüste aus der Heimath in die neue Welt mitbrachten. Doch hören wir jetzt den weiteren Bericht des Genossen Mc. Guire und vergessen wir dabei nicht, daß es zum Wesen eines socialistischen Berichterstatters gehört, in Bezug auf die Erfolge seiner Partei Schönfärberei zu treiben.

„Im Jahre 1877," berichtet Mc. Guire nach der Angabe eines amerikanischen Blattes, „trat unter den Parteigenossen ein unüberlegter Eifer in Gründung neuer Zeitungen zu Tage, ohne die nöthige Aufmerksamkeit der geschäftlichen Basis für solche Unternehmungen zu widmen. In Folge hiervon starben viele dieser Blätter eines frühzeitigen Todes, während andere an die Opferwilligkeit und Energie der Parteigenossen die höchsten Anforderungen stellten und trotz alledem nach einer kurzen Zeit kümmerlichen Daseins der Schuldenlast unterlagen. Dieß führte in der Regel zu Zwistigkeiten innerhalb der Sectionen, welche solche Blätter gegründet hatten, und das Ende war der Zerfall der Sectionen oder wenigstens die Lahmlegung ihrer Thätigkeit. Ein solch unglücklicher Rückschlag trat namentlich in Cincinnati ein, wo das socialistische Votum im Jahre 1877 9000 Stimmen betrug, im Jahre 1878 dagegen auf 1700 herabfiel. In Chicago nahm indessen die Partei einen erfreulichen Aufschwung. Im Frühjahr 1878 erwählten wir daselbst einen Alderman. Es war dieß der erste von Socialisten erwählte Beamte in Nordamerika. Im Herbst desselben Jahres gelang es unserer Partei, in Chicago vier Vertreter in die Staatslegislatur von Illinois zu schicken. Im Frühjahr 1879 erwählten unsere Parteigenossen in Chicago vier Aldermen und gaben 12 000 Stimmen für ihren Candidaten zur Mayorwürde ab. Allein im Herbst desselben Jahres fiel die socialistische Stimmenzahl auf 5000 herab. Der Grund hiervon ist in dem Abfall derjenigen zu suchen, welche nur eine vorübergehende Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, nicht aber eine tiefere socialistische Überzeugung in unsere Reihen geführt hatte. Dieselbe Erscheinung wurde auch in anderen Städten wahrgenommen. St. Louis erwählte im Jahre 1877 fünf Mitglieder in den Schulrath und zwei in den Stadtrath. Im Jahre 1878 gaben wir in der letztgenannten Stadt 6000 Stimmen ab, seither haben wir aber an der politischen Campagne nicht mehr theilgenommen. New-York schreitet langsam, aber sicher vorwärts, das socialistische Votum wächst von Jahr zu Jahr und zählte im Jahre 1880 6000 Stimmen für unsere Candidaten. Detroit gewinnt ebenfalls jährlich an Stimmen und erwählte in diesem Jahre (1881) mit 1000 Stimmen einen Alderman. Die Parteipresse besteht heute aus drei Tages- und drei Wochenblättern in deutscher, je einem Wochenblatt in böh-

mischer und schwedischer Sprache. Diese Zeitungen erfreuen sich sämmtlich einer durchaus gesicherten geschäftlichen Lage und besitzen eine Abonnentenzahl, welche diejenige der früher bestehenden Blätter weit übersteigt. Die ‚New-Yorker Volkszeitung' (welche übrigens nur halb socialistisch ist) hat eine Durchschnittsauflage von 14 000 Exemplaren täglich. Obschon wir bis jetzt nur ein Monatsblatt in englischer Sprache besitzen, so leistet uns doch die wöchentlich erscheinende ‚Irish World', welche über Tausende von Lesern verfügt, fast dieselben Dienste, wie ein Parteiorgan. Es besteht in Detroit eine Flugblatt-Association, die jährlich Millionen (?) von kleineren Agitationsschriften unter dem Volke verbreitet. Eine Bewegung ist gegenwärtig im Gange, um in New-York ein tägliches englisches Parteiblatt zu gründen. Innere Meinungsverschiedenheiten, Streitigkeiten zwischen reinen Theoretikern und praktischen Agitatoren, zwischen denen, die eine sofortige gewaltsame Revolution befürworten, und denen, die wissen, daß Revolutionen nicht gemacht werden, sondern von selbst kommen (?) im Laufe der Ereignisse: diese Umstände, verbunden mit dem augenblicklichen Aufschwung der Geschäfte, haben die numerische Stärke unserer Partei *vermindert*."

Gewiß ein ziemlich trostloses Resultat für die jahrelange, mühsame Agitation. Das hindert jedoch unseren Berichterstatter nicht, noch am Grabe die Hoffnung aufzupflanzen und zu bemerken: „Gegenwärtig concentrirt sich unsere Agitation hauptsächlich auf die Gewerkschaften, in denen wir den Samen der wahren ‚ökonomischen Principien' aussäen und das arbeitende Volk zur politischen Action vorzubereiten suchen." Wie gering auch im fernsten Westen die socialistischen Erfolge sind, beweist die eben erst eingelaufene Nachricht aus San Francisco, daß sich daselbst die Kearney'sche Communistenpartei, welche in den letzten Jahren so viel Lärm und Aufsehen erregte, endgiltig aufgelöst habe.

Die „Lehrpoesie“ des Evangeliums.

Als der römische Kaiser Augustus starb, war noch kein Christ auf der weiten Erdfläche; beim Tode Konstantins, 323 Jahre später, war mehr als die Hälfte der damals bekannten Welt christlich; sie war christlich geworden, trotzdem das Heidenthum und Judenthum alle materiellen und geistigen Waffen im Bunde mit den in ihrer Alleinherrschaft bedrohten Leidenschaften zum Kampfe aufgeboten hatten. Durch wen ist ein solcher Umschwung bewirkt worden? Durch die siegreiche Kraft der Religion Jesu Christi, des wahren Gottes.

Aber nein, die Quellenkritik, als deren Vertreter in erster Linie neulich Gustav Volkmar dem deutschen Lesepublikum von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage, 9. September 1881) vorgeführt wurde, hat es endlich, natürlich unwiderleglich, aufgezeigt, daß Jesus nichts weiter als ein bloßer Mensch gewesen, daß die Schriftzeugen des ersten Jahrhunderts ihn auch nicht anders kennen, daß erst im zweiten Jahrhundert Jesu „Vergötterung“, „Vergottung“ begonnen habe.

Um nun dieser „Vergötterung Jesu“, die sich leider schon in den Evangelien nach Lucas, Matthäus und Johannes finde, gründlich zu steuern und das deutsche Volk so recht in die sonnigen Gefilde der von der Reformation errungenen Geistesfreiheit herauszuführen, hat „Gustav Volkmar, Dr. philos. und theol., ord. Professor der neutestamentlichen Kritik und Exegese an der Hochschule, a. Lehrer der Allgemeinen Religionsgeschichte am Züricher Staatsseminar, z. Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Züricher Theologen zu Zürich“, es unternommen, seine bisher in verschiedenen Schriften breitgetretenen kritischen Gepflogenheiten dem deutschen Volke in kleinen Portionen, d. i. Lieferungen à 4 Bogen um je *M.* 1 vorzulegen. Die Augsburger „Allg. Zeitung“ hat nicht verfehlt, mit den obligaten Trompetenstößen das Werk und die Methode den etwa noch nicht genug aufgeklärten Lesern zu empfehlen. „Die Wissenschaft läßt sich keine Dämme setzen; sie schwemmt früher oder

später hinweg, was auf Sand gebaut ist", d. h. den Glauben an Christi Gottheit. „Die strenge Quellenkritik erörtert vor Allem die Frage nach den Urkunden und eruirt aus den gewonnenen Resultaten nur das Sichere und Feststehende als Geschichte." „Gustav Volkmar hat auf solchem Grunde schon seit einem Menschenalter mit seinem unermüdlichen Forschertrieb, durch alle Befehdung nur befestigt und ermuthigt, fortgearbeitet und bietet nun in seiner neuesten Schrift: ‚Jesus Nazarenus', die Resultate dieser das ganze Gebiet der urchristlichen Zeit umfassenden Arbeiten dem deutschen Volke als die Frucht seines Lebens dar." „Jedem Gebildeten, der die Bedeutung der Religionsgeschichte nicht mißkennt, sondern diese höchst wichtigen Fragen mit Interesse verfolgt, insbesondere auch Allen, die auf diesem Gebiete Unterricht zu ertheilen haben, wird ein solches Werk willkommen sein, das — in schöner Ausstattung — eine so reiche Fülle von Belehrung und Anregung bietet" (Augsb. „Allg. Zeitung", Beilage, Nr. 252, 9. Sept. 1881).

Nach solchen Anpreisungen dürfte es nicht unnütz sein, diese Quellenkritik etwas zu prüfen. Nicht zwar, als wäre zu besorgen, daß sie dem Grundbekenntnisse des Christenthums, „Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch", etwas anhaben könnte; nein, sondern nur, um gerade an dieser mit Lobhudeleien überschütteten Methode zu zeigen, mit welch bodenloser Willkür, mit welchem Leichtsinn und mit welcher Frivolität diese „wissenschaftliche Kritik" verfährt.

Einen Vorgeschmack dieser Kritik mag dem Leser gleich Folgendes geben: Herr Volkmar betheuert uns, die Zuversicht zu haben, „welche ein rein geschichtliches Bestreben und urkundlicher Boden eingibt" (J. N. S. 26). Ein Beispiel, wie streng es diese Kritik mit dem „rein geschichtlichen Bestreben" und dem „urkundlichen Boden" nimmt, finden wir schon S. 3 in der banalen Phrase: „Auch die monotheistischen Religionen sind nicht davor geschützt gewesen, in Götzendienst zu verfallen, wie der Bilderdienst in beiden katholischen Hemisphären, der griechischen wie der lateinischen Kirche, doch wohl götzendienerisch ist." Jedes katholische Religionshandbuch, jeder Schulkatechismus, ja jedes katholische Schulkind kann den Züricher Gelehrten über das wahre Wesen der katholischen Heiligenverehrung unterrichten; allein der Professor der Hochschule steht so sehr „auf urkundlichem Boden" und pflegt in dem Maße ein „rein geschichtliches Bestreben", daß er in uns Katholiken nur Götzendiener finden kann. In der Darstellung der Anschauungen und religiösen Ideen der Eskimos oder der Patagonier wäre

es ein wissenschaftliches Verbrechen, falls man nicht rein objectiv den Thatbestand ermittelte und auf die Quellen selbst zurückginge; wenn es sich aber um die einfachsten, nächstliegenden katholischen Dinge handelt, da kann unbehelligt das blinde Vorurtheil und die Gehässigkeit das große Wort führen. Ebenso kritisch tief gedacht ist S. 110 die Sentenz, die ein Pendant sein soll zu der von Christus vorgefundenen Tempelentweihung: „Noch heute führt der veräußerlichte Meßcultus in den Domen zu Meßbuden und Marktunfug an ihnen." Ebenso urkundlich und rein geschichtlich wird der Muhammedanismus verherrlicht und als berechtigt erfunden S. 6: „Berechtigt, nur zu schroff war die Energie, womit das junge Arabien Muhammeds seit 620 n. Chr. den Monotheismus des älteren Christenthums und Israels zur Geltung brachte, in dem Sinne, daß überall der Götzen- und Bilderdienst ausgerottet und mit der Macht des Prophetenschwertes alles Völkerthum dem Einen Eloah oder Allah, außer dem kein Anderer ist, unterworfen werde. Mit Recht war der Islam den katholischen Vergötterungen entgegengetreten, und andauernd hat sein schroffer Monotheismus für diese zu einer schneidig scharfen Kritik gedient. Doch hat er diese Energie nicht zu erhalten gewußt." Letzteres wird unserem auf urkundlichem Boden stehenden Kritiker in seinem rein geschichtlichen Bestreben wohl leid thun! Bei der Lesung solcher Stellen fühlt man sich ordentlich versucht, die gewählte Sprache, deren sich Herr Volkmar immer und immer wieder gegen seine Gegner bedient, auch auf ihn selbst anzuwenden und z. B. zu sagen: „Reiner Nonsens ist es, den er aufstellt, und so leichtfertig ist er, daß er das nicht einmal merkt" — das ist „lauter Nachklatsch von längst gesiebtem Klatsch"; „der unerquicklichste Ignorantenkram ist es, den er uns hier auftischt"; „diese Räsonnade ist eitle Anmaßung, ein hohles Larifari"; da ist „homogenes Verranntsein, greisenhafte Kritiklosigkeit, kindische Spielerei zum Gipfel des Unsinns gebracht" u. s. f. u. s. f. (vgl. Der Ursprung unserer Evangelien, S. 75. 79. 80. 140. 152; Marcus und die Synopse der Evangelien, S. 692. 707. 712 u. a.).

I. Die Methode der „Lehrpoesie".

Nach diesen Proben von Kritik und edler, feiner Sprache, die wohl auch nach der Augsb. „Allg. Zeitung" „so reiche Fülle von Belehrung und Anregung bietet", ist es an der Zeit, die Volkmar'sche Quellenkritik nach ihren hauptsächlichsten Punkten zu beleuchten. Für heute

mag die Hervorhebung einer Fundamentalanschauung genügen, auf der die Volkmar'sche Auffassung ganz und gar basirt. Das älteste und einfachste Evangelium ist das von Marcus, abgefaßt im Jahre 73 n. Chr., aber nicht als Erzählung, sondern als „Epos, Lehrpoesie, als sinnbildliche Lehrform, als evangelisches Epos, als didaktische Poesie zur sinnbildlichen Belehrung, als lehrhafte Plastik, religiöse Poesie mit einigem sagenhaften Grunde" u. dgl. m. Neu ist diese Idee nicht[1]; aber sie hat das Bequeme, daß man so am leichtesten alle Wunder Jesu, die jeden Rationalisten am meisten ärgern, bei Seite schieben kann. Marcus will uns nämlich gar keine Thatsachen oder Begebenheiten aus dem Leben Jesu hier auf Erden erzählen; er beginnt zwar mit Johannes dem Täufer und seiner Bußpredigt, berichtet dann Jesu Taufe, sein Verweilen in der Wüste, sein Auftreten in Galiläa nach des Täufers Gefangenschaft, die Berufung der ersten Jünger, sein Lehren in den Synagogen, sein Umherwandeln in Galiläa, die Anfeindungen der Pharisäer, deren Haß gegen Jesu, schließlich die Leidensgeschichte und den Tod Jesu; Alles ist so plastisch, geschichtlich, nüchtern, einfach als möglich angelegt; der Evangelist markirt die Begebenheiten oft genau nach Ort und Zeit: „Und früh morgens stand er auf und ging hinaus an einen einsamen Ort — und nach einigen Tagen kam er wieder nach Kapharnaum — und hinaus ging er wieder an's Meer — und er trat neuerdings in die Synagoge — er ging an das Meer und Volksschaaren von Judäa und Galiläa, von Jerusalem und Idumäa und von Peräa und von der Gegend bei Tyrus und Sidon folgten ihm — und am nämlichen Tage, als es Abend wurde, sprach er zu ihnen: Laßt uns von hinnen gehen, und er besteigt ein Schiff und fährt in die Gegend jenseits des Sees, nach Gerasa" — und von da fährt er wieder zu Schiff zurück, geht mit Jairus in dessen Haus, von da nach Nazareth u. s. f. (vgl. 1, 35; 2, 1. 13; 3, 1. 7; 4, 35; 5, 1. 21; 6, 1); allein das Alles ist unserem Kritikus zufolge nur leerer Schein, Umhüllung des poetischen Lehrbildes; Marcus, versichert er uns, denkt gar nicht daran, eine eigentliche Geschichte zu erzählen; Alles ist Sinnbild und sinnbildliche Belehrung des sinnvollen Poeten. Lesen wir z. B. im Evangelium: „Und die Jünger des Johannes und die Pharisäer kamen zu Jesus und sprachen zu ihm: Warum fasten die Jünger des Johannes und der Pharisäer,

[1] Vgl. Bruno Bauer (Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes, 1840; der Synoptiker, 1841), der in den Evangelien bloß poetische Wahrheit sieht, welche keine empirische Wirklichkeit gehabt haben könne.

die Deinen aber nicht?" (2, 18) — so ist das keine einzelne Begebenheit aus Jesu Zeit, sondern der Lehrpoet hat die religiösen Streitigkeiten um das Jahr 73 n. Chr. im Auge und löst diese in einem erdichteten Lehrbilde; daher muß die Erzählungsform so umgedeutet werden: „Nun kann es sich treffen, daß die Christengemeinde ihr Mahl hält an einem Tage, an dem die jüdische Sonderfrömmigkeit den Religionsgebrauch des Fastens hielt. Da erhebt sich nun die Frage (= ‚sie kommen zu Jesu und sagen ihm') von Seite jedes Religiösen: Warum wird ein so frommer Brauch, wodurch die frömmeren Parteien des Gottesvolkes, die Asceten (= Jünger des Johannes), wie die Strengen, die Patrioten (= die Pharisäer), sich auszeichnen, nicht von den Christen eingehalten, wenn sie doch besonderen Anspruch auf Religiosität machen? Antwort: Gerade aus Religion hält die christliche Religionsgemeinde solchen Brauch nicht mehr, und Niemand versuche, das altjüdische Satzungswesen ihr noch aufzulasten" (Marcus S. 177). Sollte ein Leser bei diesem Lehrgedicht noch etwa bedenklich den Kopf schütteln und sich den bescheidenen Zweifel erlauben, ob denn Marcus wirklich keine Begebenheit erzählen wolle, so ist die siegreiche Auskunft gleich bei der Hand. Marcus gibt sie selbst, indem er seinen Jesus sagen läßt (V. 20): „Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen sein wird, und dann werden sie fasten in jenen Tagen." Denn soviel muß ja nach unserem Kritikus jedem Leser klar sein: „Jesus hätte und hat dieß nicht selbst sagen können; denn an seinen Tod war in dieser Zeit oder in diesem Theil des Evangeliums noch gar kein Gedanke" (Marcus S. 182). Denn wie hätte Jesus bald nach seinem Auftreten schon seinen Tod vorherwissen können? Also ist es nur das christliche Bewußtsein des Lehrers um 73 n. Chr., das sich hier in Erzählungsform ausspricht; also verweist der Christ in Jesu, des Auferstandenen, Munde auf die nach seinem Tod, wahrscheinlich sehr früh aufgekommene kirchliche Sitte hin, wonach der sechste Wochentag, der Kreuzestag, der Fasttag wurde; kurz, Marcus behandelt Parteifragen seiner Zeit im Abbilde der Urzeit Jesu (a. a. O. S. 182).

Der Leser kann jetzt leicht begreifen, wie durch diese Lehrpoesie die unbequemen Wunder im Leben Jesu entfernt werden: Jesus hat Teufel ausgetrieben, d. h. das Christenthum hat bis 73 n. Chr. schon manchen Götzentempel gestürzt; Jesus hat den Mann mit der verdorrten Hand am Sabbath geheilt, d. h. das Christenthum hat die überstrengen jüdischen Sabbathsgesetze abgeschafft; Jesus hat die Schwiegermutter des

Petrus vom Fieber geheilt, d. h. „in diesem kleinen, wohl zweifellos geschichtlichen, einzelnen Zug des persönlichen Wirkens Jesu in einem Jüngerhause gibt der Schilderer ein Beispiel, wie Jesus in jeder Jüngerfamilie gewaltet hat, wie er von allerlei Fieber der Angst, Erschlaffung, Verbitterung oder Verzweiflung aufzurichten pflegte, dabei auch mit derselben Kraft seines Geistes selbst leibliches Gebrechen mannigfach gehoben, so immer mehr Kräfte zur Diakonie der Brüder und Schwestern geweckt hat" (J. N. S. 76); wenn Jesus Blinde heilt, so heißt dieses: das Christenthum hat Juden und Heiden zu Sehenden, d. i. Christen gemacht; das „Austreiben unsauberer Geister" bekundet die Thatsache, daß Jesus gar manchen Irr- oder Wahnsinnigen zu Sinn und Ruhe gebracht, im Besonderen durch die Offenbarung des Allmächtigen als des Vaters aller seiner Kinder aufgerichtet und beschwichtigt, vernünftig und thatkräftig gemacht hat. Wenn Christus Gelähmte heilt oder Todte erweckt, so ist das nur die symbolische Einkleidung für die Thatsache, daß das synagogische Israel der Erstarrung, dem Tode verfallen war, aber daß dieses Israel, dieses Kind des Todes, durch das Eingreifen der Hand und das bezaubernde Wort Jesu aufgerichtet worden zu neuem Leben, das der Entwicklung fähig, der Pflege werth sei. Heilt Jesus Taube, Stumme, so ist das nur ein sinnliches Lehrbild für die durch das Christenthum gewirkte Thatsache, daß dem für die Religion des wahren Gottes so „taub" gewesenen Heiden das Ohr eröffnet wurde, daß diejenigen, die früher nur zu den Götzen lallten, jetzt in den Gottespreis einstimmen (vgl. J. N. S. 71. 76. 105. 106. Marcus S. 90. 206. 321 u. s. f.). Das Christenthum hat solche geistige Machtthaten vollbracht; *also* folgert unser Kritiker: „Mit gründlichem Recht hat daher die Frohbotschaft dieses weltgeschichtliche Wirken des Auferstandenen *im Rahmen seines Lebens vor dem Kreuze plastisch* vor Augen gestellt, als die Resultate des eigenen Wirkens Jesu" (J. N. S. 106). Wer staunt nicht über die Gründlichkeit einer solchen Logik des Auslegers?

Wo aber diese Zurückspiegelung späterer weltgeschichtlicher Ereignisse „in den Rahmen des Lebens Jesu vor dem Kreuze" nicht ausreicht, da hat unser „geschichtstreuer Theologe" ein anderes Auskunftsmittel in Bereitschaft: *die Übertragung ähnlicher sagenhafter Züge aus dem Alten Testamente und dem Leben der Propheten auf Jesus*, der ja dem Evangelisten als der Erfüller des Alten Bundes galt und der also wohl im Colorite eines Elias und anderer Wun-

derthäter poetisch sinnreich dargestellt werden konnte. Das hat nebst dem oben Erwähnten z. B. Veranlassung gegeben zu der Erzählung von den Todtenerweckungen, den Heilungen Aussätziger u. s. f.; oder: „Wie Elias von der πατρίς (von seinem Vaterlande) verworfen war, rief ihm Gottes Stimme: Stehe auf und gehe nach Sarepta im Sidoniergebiet; und er that so. So heißt es beim Nachbildner (Marc. 7, 24): et inde surgens abiit in fines Tyri et Sidonis, zwischen beiden Städten aber liegt und lag das Sarepta des Elias. Marcus spricht also in Hülle, aber klar genug aus: Hier geht Jesus auf den Wegen Elias'. Diese (ältere) Erzählung (von der dem Weibe durch Elias gespendeten Hilfe) ist hier bei Marcus wiederholt. Aber Jesus bedarf nicht der Mühe und Anstrengung und des fortgesetzten Gebetes. Sein Wort ist mächtig genug und reicht auch in die Ferne" (Marcus S. 384). Der neutestamentliche Lehrbildner erneuert, steigert, idealisirt die alttestamentlichen Züge. Wird erzählt, daß Christus auf dem Berge gepredigt habe, so ist dadurch nicht etwa ein Zug aus seinem irdischen Leben berichtet, sondern der Berg (vgl. Marc. 3, 13; 6, 44; 9, 2) ist ideeller Natur, d. i. jener Berg, den im Alten Bunde der Gesetzgeber besteigt, und Jesus selbst ist bloß sinnvoll poetisch als Stifter und Gesetzgeber der neuen Gottesgemeinde gezeichnet (Marcus S. 241).

Dazu kommt für den Lehrbildner Marcus noch der Wunsch, seinen Lieblingsapostel Paulus zu verherrlichen und deßwegen Christum in paulinischer Weise und mit paulinischen Großthaten ausgerüstet darzustellen. So erklärt sich z. B. die sonst sehr bedenkliche Sturmstillung (Marc. 4, 36—40); denn Paulus hat auf den Wegen zur Heidenwelt das Weltmeer und seinen Alles bedrohenden Sturm beschwichtigt, er hat mit ruhigstem Muthe die Pfade des Meeres immer wieder betreten; hat er auch dreimal Schiffbruch gelitten, so doch niemals seine Sache; er hat auch den tobendsten Sturm siegreich überwunden und seiner ganzen Umgebung Ruhe und Zuversicht eingeflößt! Diese Züge sammelt der sinnige Dichter und webt sie als Wunderkrone um das Haupt Jesu, dessen Geist sich in Paulus offenbarte (Marcus S. 307 u. f.). Dabei ist aber doch unser Kritikus noch so gnädig, als geschichtlichen Boden für die Umdichtung des Evangeliums zuzugestehen: „Möglich bleibt, daß Jesus einst eine stürmische Überfahrt durch seine geistige Ruhe und die in einer höheren Gottesaufgabe wurzelnde Festigkeit glücklich gelenkt, die Ohnmacht der Angst durch seinen Zuspruch gehoben hat" (a. a. O. S. 311). Dasselbe gilt von den Wanderungen

Jesu nach dem Gebiete von Tyrus und Sidon, nach Dalmanutha, Bethsaida, Cäsarea; „ganz möglich ist Jesus selbst dort überall einmal oder mehrere Male gewesen. Aber jedenfalls hat Marcus nur auf Grund des galiläischen Lebens Jesu das weltgeschichtliche Wanderleben Christi oder den Universalismus seines Wirkens vor Augen stellen wollen, das in dem größten Propheten sein Vorbild (Elias), in dem größten Apostel (Paulus) seine Ausführung gefunden hat" (a. a. O. S. 343). Ebenso hat Pauli Thätigkeit und Sitte, einen Begleiter zu haben, mit frohem Muthe, ohne besondere Beschwerde und Last in die Fremdenwelt zu gehen u. s. f., dem epischen Dichter des Evangeliums das Ideal geliefert, nach dem er nun seinen Jesus die zwölf Apostel zusammenrufen und in die Dämonenwelt hinaussenden läßt (a. a. O. S. 350), wie er auch sonst Lehren Jesu in den Mund legt, die nur aus Pauli Wesen, Wirken und Geist geschöpft sein können (a. a. O. S. 475. 497). Diese Vorliebe für Paulus hat ihn auch verleitet, die drei Häupter des Judaismus (Petrus, Jakobus und Johannes) bald „so blödsinnig", bald „so schlaftrunken" darzustellen (a. a. O. S. 575).

So greift also das „evangelische Epos" bald in's Alte Testament und zu dessen Helden und Prophezeiungen zurück, um Jesus mit Wundern zu schmücken und mit Thaten zu verherrlichen, bald reflectirt es Ereignisse des wachsenden Christenthums „in den Rahmen des Lebens Jesu vor dem Kreuze", bald überträgt es die Großthaten des Schülers Paulus in idealisirter Form auf dessen Haupt und Meister; nehmen wir dazu noch, daß Marcus auch Parallelen nicht verschmäht, d. h. eine und dieselbe Idee durch mehrere plastische Lehrbilder gibt (so ist z. B. die zweifache Brodvermehrung nur die doppelte Ausführung der einen Idee, daß zum christlichen Abendmahle auch die Heiden eingeladen werden), so sollte es doch dem Leser scheinen, daß man nach diesen Regeln der Auslegung mit etwas Witz und wenig Verstand leicht alle evangelischen Erzählungen „erklären" könne. Allein unser, auf urkundlichem Boden stehender „geschichtstreuer Theologe" ist recht gewissenhaft. Marcus hat eine Blindenheilung durch Speichel (8, 23). Wie mag er auf das Symbol des Speichels verfallen sein, das ja das Alte Testament nicht bot? Helfe, was helfen mag! Und siehe da, eine Erzählung aus Vespasians Leben stellt sich zur rechten Zeit ein. Es ging nämlich einst die Sage, ein wahrer Kaiser sei daran zu erkennen, daß er mit seinem Speichel Blindheit heilen könne. Als daher Vespasian, der gegen Vitellius zum Kaiser ausgerufen war, in Alexandrien seinen Einzug hielt,

veranstaltete der Präfect der Stadt, daß man einen „Blinden" herbeibrachte, der um Hilfe bat. Vespasian spie ihm in's Auge und der „Blinde" ward sehend. „Man glaubte die Geschichte, und es ist ganz denkbar," folgert der „geschichtstreue Theologe", „daß der Christ im Hinblicke darauf die geistige Wahrheit seiner christlichen Erfahrung zu dieser Veranschaulichung gebracht hat ... mindestens kann der geschichtliche oder sagenhafte Vorgang den Marcus zu dem besonderen Symbol des Speichels geführt haben" (a. a. O. S. 407).

Das ist also die Methode der neuen gepriesenen Quellenkritik. Aber wodurch wird *beweisen*, daß Marcus wirklich Poesie, Lehrbilder, Epos, sinnbildliche Einkleidungen geben *wollte*? Die einfache, schmucklose, plastische Erzählungsform mit allem Detail der Zeit- und Ortsangaben, die von den Anfängen des öffentlichen Lebens Jesu bis zu seinem Tode fortlaufende Berichterstattung, kurz jede Zeile des Evangelisten sträubt sich gegen eine solche Verflüchtigung; die eingestreuten *Parabeln* legen ein lautes Zeugniß ab, *wie* thatsächlich *Lehrbilder* gegeben werden! Also darf man wohl von dem Kritiker und seinem „rein geschichtlichen Bestreben" *Beweise* für seine obigen Behauptungen fordern.

Im Jahre 1866 schrieb G. Volkmar kühnlich: „Es ist noch nie bewiesen worden, daß die Verfasser unserer Evangelienbücher reine Prosa geben wollten" (Ursprung unserer Evangelien, S. 14). Zehn Jahre später, in „Marcus", kann er nicht genug Ärger und Hohn ausschütten über Lucas und Matthäus, weil sie die *sinnbildliche* Art der Erzählung bei ihrem Vorgänger Marcus nicht mehr verstanden, sondern fast Alles prosaisch, geschichtlich aufgefaßt hätten. Lucas schrieb, wie es Herr Volkmar erlaubt, um 100 nach Christus, Matthäus einige Jahre später; da wußte man also bereits nicht mehr, daß Marcus gar keine Geschichte, sondern nur lehrhafte, symbolische Poesie habe schreiben wollen; ja Herr Volkmar ist naiv genug, an mehreren Stellen seines Buches recht selbstgefällig und mit großem Behagen hervorzuheben, daß *erst durch ihn dieses „Licht erreicht wurde"*, oder, daß er „auch dieses erst zeigen konnte", und gar, daß „natürlich diese schlagend zutreffende Erklärung erst durch seine Marcus-Auffassung möglich geworden, erst von ihm gegeben, und nun meist angenommen" (?!) sei (vgl. a. a. O. SS. 319. 377. 379. 409). Und das nennt er „geschichtstreue Theologie"! Man glaubt, er habe auf sein „rein geschichtliches Bestreben und den urkundlichen Boden" eine Satire schreiben wollen!

Also Herr Volkmar selber muß es laut und offen bekennen, daß

Marcus' Zeitgenossen und nächste Nachfolger von einer symbolischen Auffassung der Erzählungen nichts gewußt haben. Macht er ihnen ja oft und oft gerade diese historische Auffassung und Darstellung zum Vorwurf! Lucas z. B. faßte die Scene in Simons Haus (Marc. 1, 30) als ein „vereinzeltes, prosaisches Geschehen" auf; Lucas ist der „Chronist, der Alles prosaisirt, chronikmäßig macht, auffaßt, darstellt", oft „jeden ideellen Zug bei Marcus abschleift", als „Prosaist" sogar „mit viel Takt und feinem Geschick" seine chronikmäßige Darstellung gibt; anderswo findet Lucas seinen Vorgänger „allzu poetisch, zu phantastisch, abenteuerlich", weßhalb er bemüht ist, die Ereignisse concreter zu fassen, besser zu motiviren, wobei er sich aber doch wieder von „allzugroßer Wundersucht" hinreißen läßt und „auf den Wegen des Prosaisirens und sinnlich Verstehens das Wunder selbst sinnlich hinnimmt". Er huldigt überhaupt „einer prosaischen Betrachtung" und will deßwegen als „der Erste das sinnvolle Lehrbuch (des Marcus) zu einem Geschichtsbuch erheben, die eigentliche Lehrtendenz nicht mehr verstehend"; „es soll ja das Ganze eine ‚Geschichte' werden", denn „der Prosaiker konnte sich natürlich nicht darein finden", Lehrpoesie zu verstehen; „er sucht das Lehrbildliche, soweit möglich, zu wirklicher Geschichte zu erheben, die allzu offenen Spuren des bloß Doctrinären oder bloß Symbolischen oder der poetischen Phantasie zu beseitigen" (vgl. SS. 103. 133. 155. 214. 238. 378. 397. 405. 459. 463. 512. 648 u. a.).

Leider wandelt auch Matthäus auf den prosaischen Wegen des Lucas. Freilich begegnet ihm da manches Mißgeschick. Denn unser Quellenkritiker versichert uns hoch und theuer: „Durchgängig mißräth es dem Judenchristen (— das ist bei Volkmar die ständige Titulatur für den Verfasser unseres ersten Evangeliums —), aus der Lehrpoesie des Paulliners (Marcus) Prosa zu erpressen: an jedem Punkte verräth sich sein Verschlimmbessern: so geht es, wenn man ‚prosaische Geschichte' sucht."

Da nun Lucas und Matthäus die Poesie des Marcus nicht mehr verstanden, sondern sie als „Geschichte" faßten und sogar zur „prosaischen Geschichte" umbildeten, und daher auch der ganzen Mit- und Nachwelt das wahre Verständniß des Evangeliums Jesu verrammelten, so ist es leicht begreiflich, daß angesichts einer solchen Verheerung unserem „geschichtstreuen" Kritiker die Galle überläuft. Damit nun jeder Leser klar einsehe, wie sehr er der Quellenkritik für das erst jetzt entdeckte „Licht" zum Danke verpflichtet sei, wird der Kritiker nicht müde, die unglücklichen Evangelisten mit beißenden Worten an den Pranger zu stellen.

Wir geben zur Kennzeichnung dieser wahrhaft ekelhaften Frivolität eine kleine Auslese der gegen Lucas und Matthäus gebrauchten Redeweisen: „im Evangelium nach Matthäus hebt völlige Unordnung an, herrscht ein furchtbares Durcheinander; er hat sich zu einer argen Confusion verleiten lassen — Carricaturen arger Art, Zerrbilder, Ungeschicklichkeiten, um so größeren Widersinn geliefert — er ist einer heillosen Confusion verfallen — bringt einen blöd auslaufenden Ersatz, einen kläglichen Versuch, einen knochendürr ausgefallenen, apokryphischen Ausläufer — die Unvernünftigkeit kommt unter den Evangelisten am meisten bei Matthäus vor — seine Prosaisirung wird gründlich falsch und anwidernd — es kommt bei ihm zum plumpen Resultate — er fällt auf's Plumpste aus seinem Text — er ist einseitiger Ebionit, der apokalyptische Abenteuerlichkeiten bringt, Christo etwas Undenkbares, ja einen Aberwitz in den Mund legt — Lucas richtet Verwirrung an und Matthäus hat sich von ihm anstecken lassen — Lucas begeht manches Ungeschick — sein Extract ist corrupt — er hat einen unglücklichen Zug, den Aposteln eine Ascese als besondere Auszeichnung vorzuschreiben und ist damit auf dem Wege zu den späteren Heiligenabbildungen“ u. s. f. (vgl. Marcus SS. 168. 204. 249. 252. 262. 266. 326. 352. 364. 365. 374. 405. 472. 473. 483. 497. 578 u. a.). Selbst Marcus, der sonst so sinnvolle Poet, muß mitunter scharfe Worte hören; nur ein Beispiel: „Dieses ganze Stück (8, 14—21) ist dem Lehrbildner nicht recht gelungen. Er hat zu tief in den schwarzen Topf gegriffen, die jüdische Verblendung, die im Jüngerkreis noch selbst festsaß, zu plump gezeichnet; er hat carrikirt, um den jüdischen Blödsinn zu geißeln“ (S. 404).

Bisher haben wir nur die Behauptungen vernommen, daß und wie das „evangelische Epos“ sinnbildlich zu erklären sei, und die Vorwürfe gehört, welche die Evangelisten hinnehmen müssen, weil sie ihren Vorgänger Marcus nicht verstanden haben. Ganz von selbst drängt sich nun unabweislich die Frage auf: Wie beweist der Quellenkritiker die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit seiner Auslegungen? Die Beweise erbringt eben die Kritik der einzelnen evangelischen Berichte. Legen wir einige dergleichen Beweise vor.

Marc. 3, 7—9 erzählt: Nachdem Jesus sich aus der Synagoge an das Meer von Kapharnaum zurückgezogen hat, sind ihm „eine große Menge aus Galiläa und eine Menge auch aus Peräa und Judäa und selbst Idumäa bis Phönizien hin nachgefolgt“. Ist da, frägt Volkmar, ein sinnliches Hinterhergehen zu verstehen? Undenkbar. Das gäbe

1. einen mehr als merkwürdigen Aufzug, 2. man wüßte absolut nicht, warum diese Nach- oder Heeresfolge gerade erst damals hätte stattfinden sollen, 3. wie sie nur an dem einen Ort hätte stattfinden können; und 4. wir haben selbst ein unzweideutiges äußeres Zeugniß dafür, daß eine so riesige Volksversammlung um Jesus Nazarenus in Galiläa niemals stattgefunden hat. Es wäre schon sehr seltsam, wenn derselbe Tetrarch Herodes, welcher den Täufer wegen seiner Volksversammlungen am Jordan so bald als Empörer angesehen und verfolgt hat, eine solche Volksversammlung um Jesus ganz in der Nähe seines Tiberias gar nichts geachtet haben sollte (vgl. J. N. S. 81). In „Marcus" weiß er noch mehr Bedenken vorzubringen. „Es ist gar nicht daran zu denken, daß gerade damals Alle von den entferntesten Gegenden her zu ihm gekommen seien. Woher sollten sie nur auf einen Schlag wissen, daß er ‚damals', nach ‚dem' Anschlag in der Synagoge, bei der ‚gelähmten Hand', entweichen mußte? Und wie hätten sie gerade deßhalb ihn von allen Orten her suchen sollen? Warum sollten sie auch gerade hier, und nur hier, in solch absoluter Menge erscheinen?"

So verzerrt unser Kritiker den Text in's Ungereimte, Lächerliche und ruft dann aus: „Das kann Marcus nicht sagen wollen, also will er gar keine Begebenheit aus Jesu Leben erzählen, sondern nur den allgemeinen Gedanken plastisch geben: Viele haben sich an Jesus Nazarenus als ihr Haupt angeschlossen." Aber diese ganze Kritik zerstiebt vor dem einfachen Text: „Und Jesus zog sich mit seinen Jüngern an's Meer zurück und eine große Menge von Galiläa und Judäa folgte ihm, und aus Jerusalem und von Idumäa und Peräa und aus der Gegend von Tyrus und Sidon kamen Viele auf das Gerücht von seinen Thaten hin zu ihm." Keine Spur, daß wie durch Hexerei Alle in Judäa, Peräa, Phönizien und Idumäa plötzlich vorausgewußt hätten, Jesus würde an einem bestimmten Sabbath in der Synagoge mit den Pharisäern Streit haben wegen des Mannes mit der verdorrten Hand! Keine Spur, daß sie deßwegen wie auf gegebenes Wort einmüthig zusammenkommen, um Jesu das Geleite aus der Synagoge zu geben! Keine Spur, daß alle diese Schaaren processionaliter aus der Synagoge heraus Jesu nachziehen! Alle diese Lächerlichkeiten muß die Phantasie des Kritikers erst erfinden. Der Evangelist sagt einfach: Jesus ging an's Meer (an den See Genesareth); auch da suchten ihn Schaaren von Galiläa und Judäa auf, und da der Ruf seiner Wunderthaten sich schon verbreitet hatte, strömten auch Volksschaaren von Idumäa und Peräa heran. Der Kritiker weiß

sogar, daß nie eine Volksversammlung um Jesus stattgefunden hat. Warum? Herodes hätte Jesum gleich in's Gefängniß gesteckt, wie er es auf Grund der Volksversammlungen dem Täufer that. Aber ist der Täufer nur wegen der Volksversammlungen verhaftet worden? Selbst Josephus gibt einen andern Grund an.

Jesus hat unserem Kritiker zufolge kein Dämonium ausgetrieben, weil er keinen Götzentempel stürzte, also paßt die Anklage: „Im Obersten der Teufel treibt er Teufel aus", nicht auf ihn, und somit haben wir einen weiteren Beweis, daß Marcus nur Lehrbilder gibt, die einer späteren Zeit angepaßt sind, und nicht Züge aus Jesu Leben (Marcus S. 270). Ferner, weil auch später noch die Judaisten (= Pharisäer) und die Römer (= die Herodianer, d. i. die Kaiserlich-Servilen) das Christenthum befeindeten, so „denkt Marcus nicht daran, eine einzelne Geschichte zu erzählen", wenn er 3, 6 berichtet: die Pharisäer hielten Rath mit den Herodianern gegen ihn (Jesum), wie sie ihn vernichten könnten (Marc. S. 215). Trefflicher Beweis! Ebenso geistreich ist der Ansatz zu einem Beweise auf S. 254: „Da Marcus nicht unterscheidet, was Jesus vor dem Kreuz und was er als Auferstandener gethan hat, so läßt sich das Wie der Stiftung der Kirche nicht mehr sicher ermitteln"; ja, „man darf sehr beanstanden, daß Jesus im Fleisch die Zwölf instituirt habe; Paulus, um 59 u. Z. schreibend, um 36 Christ geworden, kann darüber nichts verbürgen, so wenig als Apoc. (21, 14)". In diesem letzten Punkte ist Herr Volkmar — das muß man zu seinem Lobe sagen — neulich (J. N. S. 68—70) zu etwas vernünftigeren Ansichten zurückgekehrt; er nimmt an, daß die Zwölf „eine Brudergemeinschaft um Jesus" bildeten, nur in Betreff der Namen kann er einige Zweifel nicht verwinden; nebenbei ist mit dem Namen Nathanael beim „philosophischen Erzähler" Johannes kein Individuum gemeint, sondern nur „der wahrhaft fromme Israelit, der Israelit Gottes, wie Paulus Gal. 6, 16 sagte, personificirt". Nun, ohne Schrullen geht es eben nicht ab! Einen weiteren Beleg für die Lehrmethode und das Symbolische der Erzählungen findet er selbst einmal beim „Prosaisten, Chronisten" Lucas: „Im Gleichniß von Lazarus kommt das falsche Sinnenbegehren, einen von den Todten Erweckten zu sehen, zum Ausspruch und zur Verwerfung: wenn sie nicht auf Moses und die Propheten hören, nicht den Geist des A. T. zu fassen wissen, so werden sie sich nicht ändern, auch wenn Einer von den Todten auferstände. Wie J. Chr. nur geistig auferstanden ist, dem Sinnenbegehren Israels nicht entsprechend: so kann es

überhaupt nur eine geistige Todtenerweckung geben" (Marc. S. 325). Das ist freilich ein bündiger Beweis: es kann keine wirkliche Todtenerweckung geben (— auch Christus ist nach Volkmar nur „aus dem Grabe des Herzens seiner Jünger erweckt worden" —), also ist jede Erzählung der Todtenerweckung bloßes Symbol, und das sind sodann in Kraft des Analogieschlusses auch die übrigen Berichte. In der gewählten Sprache Volkmars kann man hier sagen: „Diese Räsonnade ist ein hohles Larifari." Also ist es zuletzt die Wunderscheu, die uns mit der symbolischen Lehrpoesie beschenkt hat? Das wäre wenigstens psychologisch noch verständlich. Allein auch dieser Trost wird uns genommen. Denn Volkmar kann sich doch nicht ganz am Wunder vorbeidrücken; er ist selbst geständig, daß es ohne „Paradoxes" in den ersten zwei Jahrhunderten nun einmal nicht abgeht: „rechnet Paulus doch selbst (1 Kor. 12, 4—10) die ‚Kraftwirkungen von Heilungen' zu des heiligen Geistes Gaben, welcher durch das geistige Ergreifen Jesu, durch die Theilnahme an seiner Gottesgemeinde gegeben wurde; ja in dem ganzen ersten Jahrhundert der Begeisterung durch ihn und für ihn hat diese Geistesmacht auch zur Heilung von Gebrechen fortgewirkt bis zur Zeit Justins des Märtyrers, vereinzelt selbst bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, bis zu Clemens Alexandrinus' Zeit. Soviel Eigenartiges oder ‚Paradoxes' gehört zu den Anfängen der Beseligung durch Jesu Frohbotschaft und Heilsthat, gleichviel ob wir das oder wie wir das begreifen. Einer sicheren Kunde hat man sich zu beugen." Letzteres ist sehr gut gesagt; aber warum sollen dann Jesu Heilungen keine Wunder, keine Thatsachen sein? wenn es also Wunder gibt, wozu dann die bloß sinnbildliche Auffassung der „Lehrpoesie"?

Christus mahnt (Marc. 8, 16) die Jünger, sich vor dem Sauerteig der Pharisäer zu hüten. Diese, die vergessen hatten, Mundvorrath mitzunehmen, sagen nun untereinander: Weil wir keine Brode haben, sagt er dieses. Jesus aber entgegnete ihnen: Was denkt ihr an den Mangel an Brod? Versteht ihr denn nicht? Als ich mit fünf Broden 5000 speiste, wie viele Körbe voll habt ihr übrig behalten? Sie sagten: Zwölf. Und als ich mit sieben Broden 4000 sättigte, wie viele Körbe wurden von den Überbleibseln angefüllt? Sie sagten: Sieben. Und Jesus sagte: Und ihr verstehet noch nicht? Diese einfache Erzählung ist für unseren Quellenkritiker einer der triftigsten Beweise, daß Marcus keine Geschichte, sondern nur Lehrpoesie geben wolle. Wie? warum? Antwort: Die jüdische Verblendung und der jüdische Blödsinn ist zu plump

gezeichnet; so stumpfsinnig können die Jünger nicht gewesen sein, daß sie Jesu Warnung sollten buchstäblich aufgefaßt haben. Das reicht für den scharfsinnigen Kritiker schon hin zu folgenden weittragenden Schlüssen: „Was sagt nun Marcus mit dieser absichtlichen, halb scherzenden Outrirung und der ausdrücklichen Hinweisung auf die beiden Speisewunder seiner Erzählung? 1. Daß beide Erzählungen seiner Verkündigung als Sinnbilder zu verstehen seien, 2. daß die neue Erzählung nur einen Lehr-Reflex enthalte, 3. das Ganze seiner Darstellung ein Lehrbuch in Bildersprache sein will." Das ist in der That kritisch: weil der Sauerteig der Pharisäer bildlich zu nehmen ist, ist Alles bildlich: So führt der Kritiker seine Beweise, der den Evangelisten oft und oft vorwirft: „arge Confusion, großen Widersinn, Unvernünftigkeit, Ungeschick, Verkehrtheit", und seinen Gegnern: „Gaukelei, Nonsens, Ignorantenkram, greisenhafte Kritiklosigkeit, Phantasterei" u. dgl. m.

Christus gibt seinen Jüngern, nachdem diese Zeugen seiner Verklärung gewesen sind, die Weisung, nichts davon zu sagen bis zur Auferstehung. Die Jünger fragen untereinander, was das sei, von den Todten auferstehen. Die Frage der Jünger ist so psychologisch einfach und natürlich, als nur möglich. Aber der Quellenkritiker schließt: Die Auferstehung ist nicht eher zu verstehen, als bis sie geschehen ist. „Also ist das Ganze nicht eher gesagt und gedacht, als nach der Auferstehung! Marcus gibt hier nahezu ausdrücklich den Schlüssel zum Verständniß dieses Lehrbildes — wie seines ganzen Evangeliums: alle darin gezeigte Herrlichkeit ist ein Geheimniß, das erst nach dem Kreuz verstanden und — gedacht ist" (a. a. O. S. 457). Das ist jene Quellenkritik, die nach den Lobhudeleien der Augsb. Allgem. Zeitung so strenge prüft, „auf den Grund blickt", aus den gewonnenen Resultaten nur das Sichere und Feststehende als Geschichte eruirt

Die bei Marcus erzählte Tempelreinigung ist keine Thatsache, nur ein Lehrbild für das weltgeschichtliche Wirken Jesu. Denn „1. ein persönliches Tische- und Stühle-Umwerfen im Tempel von Seiten Jesu wäre sittlicher Widersinn. Denn das Opferwesen im Tempel, das solche Buden nothwendig machte, wäre in Jesu Zeit vor dem Kreuze, war selbst noch vor 70 u. Z. ganz im Recht und legitim. Wie konnte Einer meinen, dieses Herkommen ohne Weiteres umstürzen zu dürfen? Woher auch sollten die Leute wissen, daß dieser Mann aus Galiläa ein Recht habe über den Tempel? 2. Bei prosaischer Fassung ergäbe sich auch physisch Undenkbares. Die Leute, die traditionell im

Rechte waren, sollten Einem, der die Geißel gegen ihr Recht erhob, nicht diese einfach zurückgegeben, d. h. zurückgeschlagen haben? Ein so fanatisches Eingreifen in geordnete Verhältnisse verdiente das" (a. a. O. S. 514). Mußten die Buden gerade am Orte des Gebetes stehen? Sind das „geordnete Verhältnisse"? Freilich der Volkmar'sche Mann aus Galiläa ist wie jeder Andere den Marktbuden gegenüber machtlos! „Ohnehin steht das Stück in engster Verbindung mit der Feigen-Verfluchung, mit dem Symbol!" Also, weil ein Ereigniß (die Verdorrung des Feigenbaumes) symbolische Bedeutung hat, hat das folgende Ereigniß gar nicht stattgefunden! Etwas vorsichtiger schreibt über dasselbe Volkmar in J. N. und dementirt damit seine frühere Kritik. Jetzt anerkennt er in den Buden an heiliger Stätte einen „faktischen Unfug, eine Entweihung"; in der Scene selbst aber mit „hoher Wahrscheinlichkeit" einen „speciellen geschichtlichen Grund", nämlich die „Geißel des Wortes Jesu und den thatsächlichen Eingriff in den Unfug mindestens des beliebigen Gefäße-Hindurchtragens" durch den Tempel; das Übrige aber verdanken wir dem „plastischen Sinne des Erzählers" (J. N. S. 110—112).

Das Gebet Jesu auf dem Ölberge kann nicht geschichtlich sein; „denn es war kein Jünger dabei". Der Evangelist erzählt mehrmals, Christus habe sein Leiden und seinen Tod vorhergesagt. Das ist ein weiterer Beleg, daß er frei dichtet. Denn das Vorherwissen Christi „würde vielmehr auf Selbstmordgedanken, also sittlichen Widersinn führen" (Marc. S. 554), und „es ist eine mehr phantastische als tiefsinnige Vorstellung, daß Christus das Schlachtopfer habe werden wollen (J. N. S. 117). Ebenso ist „das Verrätherbild zum Theil ein gemachtes". Denn „die schmähliche Niederlage hat der Christ (d. i. der Lehrbildner Marcus) später bedeckt mit der bei keiner Niederlage fehlenden Einbildung: dabei müsse Verrätherei mit im Spiele gewesen sein"! Denn „undenkbar, ja unmöglich scheint es, daß ein Verräther dem engsten Kreise Jesu angehörte" .... „oder wenn Jesus ihn durchschaute, dann ist es wunderbar, daß er ihn nicht von sich wies, daß er ihn bei sich ließ und so gerade die Mittel zum Verrath ihm an die Hände gab. Das Eingehen in den Tod würde so wiederum einem Selbstmord fast gleich." Dazu kommen noch Erwägungen, daß die Sanhedristen auch ohne Judas' Rath Christum gefangen nehmen konnten, und der Kritiker hat das Resultat eruirt: der Judas ist für Marcus das Abbild des Christum in den Tod bringenden Judenthums" (Marc. 544 u. f. 577). So Volkmar 1876. Unterdessen ist das „Undenkbare,

ja Unmögliche" denkbar und wirklich geworden. In J. N. will Judas durch seine Machinationen Jesum zwingen, sein unbegreifliches Zaudern zu brechen und die Bahn des Sieges über die Römergewalt zu betreten. Deßwegen geht er zu den Hohenpriestern, macht sein Angebot u. s. f. (S. 115).

Diese wenigen Beispiele zeigen zur Genüge, daß diese Kritik nur mit dem Stigma bodenloser Willkür, Leichtfertigkeit und Frivolität gebrandmarkt werden kann. Das ist die Wissenschaft, die mit wuchtigen Streichen die Grunddogmen des Christenthums fällen will, die dem Orakel der aufgeklärten Augsb. Allgem. Zeitung zufolge „rein quellenhistorisch deren Unechtheit aufweist". Das sind einige Proben „der reichen Fülle von Belehrung und Anregung".

Wie traurig ist der Gedanke, daß durch eine solche mit aller Selbstbewußtheit und kecker Zuversicht auftretende Wissenschaft vielleicht Mancher einfach um die heiligsten Güter des Glaubens betrogen wird! Wie unsäglich betrübend ist es, daß man auf Staatskosten mit solcher Wissenschaft gerade die Jünglinge erfüllt, welche später als Prediger und Lehrer das Volk in der Religion unterrichten werden! So sickert krasser Unglaube von der „Hochschule" bis in die untersten Volksschichten hinab.

J. Knabenbauer S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

IX.

Vor Gottes Ewigkeit sind unzählige Jahrtausende wie ein Augenblick, vor Gottes Unermeßlichkeit unberechenbare Fernen wie ein Punkt. Sein allmächtiger Wille durchwaltet alle Zeiten, alle Räume, und unterwirft die schrankenlose Mannigfaltigkeit der in ihnen gegründeten Weltkörper denselben Gesetzen. Das macht die Schönheit des Universums aus, gewährt uns aber auch einen tieferen Einblick in die Schöpfung selbst. So haben wir den feurigen Urzustand der Erde aus der jetzigen Beschaffenheit der Sonne schon zum Theil zu erklären vermocht. Es bleibt uns noch übrig, die statische Seite desselben durch seine dynamische zu einer vollen Mechanik der ursprünglichen Erde

zu ergänzen. Auch in dieser Beziehung erlaubt uns die Sonne, aus dem immer noch andauernden Spiel ihrer inneren Kräfte ein, wenn schon sehr großartiges, so doch wesentlich treues Bild der inneren Thätigkeit zu gewinnen, welche dem Erdball in seinem Urzustande wahrscheinlich eigen gewesen ist. Übergehen dürfen wir diesen Theil der Sonnenmechanik um so weniger, als er im Sinne der gebräuchlichen *vulkanischen* Theorien deren höchstes Ideal ausmacht, aber mit dem Spiel der heutigen Tiefenkräfte thatsächlich im vollendetsten Gegensatz steht. Dennoch bleibt es wahr, daß die „rein vulkanische" Urmechanik der Erde als Grundlage von deren jetziger Mechanik angesehen werden muß.

Ihre innere Thätigkeit offenbart uns die Sonne, indem sie eine volle Ruhe auf ihrer Oberfläche nie zu Stande kommen läßt, ja dieselbe periodisch in sehr auffallendem Grade zu stören pflegt. Die Erscheinungen, welche wir dabei wahrnehmen, zeigen sich im Fernrohr als sehr *dunkle* oder sehr *helle* Partien ihrer Photosphäre — als *Sonnenflecke* und *Sonnenfackeln* — und bei spektroskopischer Beobachtung des Sonnenrandes in der Form erstaunlich hoher Flammen oder Eruptionsstrahlen, welche man *Protuberanzen* (Auswüchse der Chromosphäre) nennt. Wie man ohne Schwierigkeit erkennen wird, sind all diese Störungen lediglich eine Frucht der jede Vorstellung übertreffenden Gewalt, womit aus dem Sonneninnern die Wärme in den kalten Himmelsraum hinauszieht. Die *Sonnenflecke* sind dunkle und meist trichterförmige Vertiefungen in der Photosphäre. Häufig besitzen sie eine sehr regelmäßige Gestalt, besonders wenn sie viele Tage und Wochen lang ihr Aussehen nur wenig ändern. Auffallend gleichen sie dann den Kratern unserer thätigen Vulkane wegen ihrer kreisrunden, am Rande jedoch nicht selten ausgezackten Form und wegen der Dunkelheit ihres Trichters, die nach der Mitte hin allmählich zunimmt, bis sie dort sprungweise in ein tiefes Schwarz übergeht und man bei diesem sonderbaren Anblick in den bodenlosen Abgrund eines eben zur Ruhe gekommenen Feuerschlundes hineinzuschauen meint. Diese mittlere, sehr dunkle und meist scharf begrenzte Gegend des Sonnenflecks nennt man seine *Umbra* oder *Kern*, während man die sie umschließende, nur halbdunkle Gegend als seinen *Hof*, *Penumbra* oder *Halbschatten* zu bezeichnen pflegt. Eben der Halbschatten macht die Ähnlichkeit des Sonnenflecks mit dem Krater eines Vulkans zur vollkommenen. Denn während der Fleck bei der langsamen Umdrehung der Sonne von dem westlichen Rande derselben über die Mitte zum östlichen Rande hinüber-

wandert, läßt eine fleißige Beobachtung sehr gut erkennen, daß der Halbschatten sein gedämpftes Licht von der schiefgeneigten Wand einer trichterförmigen Einsenkung erhält, welche durch das Fehlen eines Stückes Photosphäre verursacht wird: die bei der Axendrehung der Sonne allmählich sich ändernde Perspective läßt darüber in den meisten Fällen einen begründeten Zweifel nicht aufkommen. Auch hat man für Stereoskope doppelte photographische Sonnenbilder angefertigt, welche die Trichterform des Halbschattens sehr deutlich zeigen.

Noch eine zweite Eigenthümlichkeit theilt gewöhnlich der Halbschatten mit der innern Wand eines Kraters. Diese pflegt nämlich vorstehende Rippen zu haben, die vom obern Rande aus mehr oder minder geradlinig in die Tiefe hinunterziehen und im Sonnenlicht heller schimmern, als die tiefen Wasserfurchen zwischen ihnen. In solcher Weise besteht auch die Penumbra eines Sonnenflecks nur zuweilen aus einem gleichtönigen Schleier matteren Lichtes; gewöhnlich ist sie, mindestens zum Theil, aus einer Menge concentrisch zusammenlaufender Licht- und Schattenstreifen gebildet. Die helleren Partien aber sind nicht bloß unregelmäßiger gestaltet, sondern geben sich auch meist als reihenweise Anordnungen gestreckter Lichtkörner zu erkennen. Wer dieß sieht, vermag der Überzeugung sich nicht zu verschließen, daß stromartige Bewegungen in der Penumbra die hellen Körner der Granulationen reihenförmig hintereinanderstellen und zugleich in die Länge ziehen.

Abbildungen von Sonnenflecken kann Jeder leicht haben, weßhalb eine weitere Beschreibung überflüssig ist. Bemerken muß ich aber, daß sehr viele Flecke, besonders die größten, durchaus nicht so regelmäßig gebildet sind; oft besitzen diese wunderbar verzerrte Formen, so daß eine Schilderung derselben rein unmöglich wird. Auch bleibt noch zu sagen, daß der Kern der Flecke nur unter dem Blendglase des Teleskops so schwarz erscheint; thatsächlich gibt er einiges Licht. Dieß zeigen die spektroskopischen Beobachtungen, und wirft man, ohne eine Blendung zu gebrauchen, das durch ein Fernrohr vergrößerte Sonnenbild auf einen weißen Papierschirm, so erblickt man die Granulationen der Photosphäre als dichtgedrängte weiße Körner auf *hellviolettem*, als Netzwerk erscheinendem Grunde, die Fleckenkerne aber als *dunkelviolette* Flächen, die von einem prächtigen Gelb, den Fleckenhöfen oder Halbschatten, umrahmt sind.

Das lichtblaue Geäder der Granulationen verdankt wohl seine Entstehung *abwärts*gerichteten Strömungen. Wir haben schon gesehen,

daß die außerordentlich hellen Körner, welche es umzieht, wahrscheinlich die Gipfel *aufsteigender* Strömungen sind, die ohne Unterlaß gasigen Kohlenstoff emporführen, in der Höhe verdichten und so durch seine Sichtbarmachung uns das glänzende Licht der Photosphäre verschaffen. Ist diese Annahme richtig, so folgt daraus, daß die festen Kohlentheilchen, nachdem sie mit ihrer Wärme auch ihr Licht ausgestrahlt haben, in Gesellschaft vieler erkalteter Dämpfe und Gase rings um die steigenden Strömungen niedersinken müssen. Dort mildern sie also durch ihre Ansammlung das gewöhnliche Licht der Photosphäre. Wo das Geäder Knoten bildet, sind sie noch reichlicher vorhanden, und darum erblickt man dort gewöhnlich blaue Punkte oder *Poren* von einer dunkleren Färbung. Manche dieser Poren vergrößern ihren Umfang und ihre scheinbare Tiefe so, daß sie unter dem Blendglase des Fernrohrs ganz schwarz aussehen; dennoch, scheint es, hat man sie mit einer andern Klasse von Poren nicht zu verwechseln, welche in ihrem Auftreten viel Unbeständigkeit zeigen und nicht durch ihre ausgeprägte Schwärze allein ihre Verwandtschaft mit den eigentlichen Sonnenflecken verrathen. Schaarenweise stellen sie sich oft in der Region derselben ein, und nicht selten nimmt eine von ihnen mit Schnelligkeit so gewaltige Dimensionen an, daß sie im Durchmesser unsern Erdball um ein Vielfaches übertrifft und dadurch in unserer Bezeichnungsweise zur Rangstufe eines eigentlichen Sonnenflecks aufsteigt. Nur mit diesen eigentlichen Sonnenflecken haben wir hier zu schaffen.

Über ihre Bedeutung und Natur stehen sich noch gegenwärtig verschiedene Meinungen gegenüber, von denen ich im Interesse des Lesers die wichtigsten nennen will.

Erstens denken manche Gelehrte noch immer, daß die Sonnenflecke *feste Schlackenmassen* seien, welche auf einem feurigflüssigen Meere schwimmen. Schwer ist zu begreifen, wie bei der hinreichend erkannten Beschaffenheit der Sonne eine solche Meinung noch heute sich halten kann; aber *Zöllner*, einer der berühmtesten Sonnenphysiker Deutschlands, hat sie zur seinigen gemacht und mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit — wie auch willkürlicher Annahmen und stillschweigender Voraussetzungen wunderbarer Natur — auf das Eifrigste vertheidigt.

Zweitens stellen sich Andere vor, daß die Sonnenflecke *undurchsichtige Wolken* seien, welche in einer gewissen Höhe über der Photosphäre schweben und uns deren Licht zum Theil verdecken. Diese, beim

ersten Anblick der Sonne von selbst sich darbietende Meinung ist von Kirchhoff, dem genialen Erfinder der Spektralanalyse, ursprünglich adoptirt worden.

Drittens ist eine, namentlich in England und Nordamerika herrschende Meinung, daß die Sonnenflecke aus theilweise condensirten, rauchigen und das Licht stark absorbirenden Dämpfen bestehen, welche, viel kälter und schwerer als ihre Umgebung, aus den höheren Regionen der Atmosphäre in die leuchtende Photosphärenmasse haufenweise niedersinken. Man betrachtet diese Rauch- und Dampfmassen als das Product der zahllosen Eruptionen, die auf der Sonne überall, vorzüglich aber in den Gegenden der Flecke, sich ereignen. Darnach würden die Flecke im Wesentlichen dasselbe sein, wie die blauen Poren im Netzwerk der Granulationen. Weßhalb sinken also nicht die erkalteten Producte der besagten Eruptionen um die Ausbruchsstellen gleichfalls im Kreise nieder, so daß die Sonnenflecke als dichtere Anhäufungen der fallenden Stoffe in den Durchschnittspunkten eines ähnlichen Netzwerkes von dunklen Schleiern liegen? Von einer solchen Lage der Flecke ist aber nichts zu sehen.

Viertens sind nicht wenige andere, besonders französische und italienische Astronomen der Meinung, daß die Sonnenflecke ganz im Gegentheil aus sehr heißen und beinahe vollkommen durchsichtigen, aber schwach selbstleuchtenden und stärkeres Licht absorbirenden Dampf- und Gasmassen bestehen, welche eben dort, wo die Flecke sich befinden, aus dem Sonneninnern heraufgekommen seien und die photosphärischen Stoffe theils durch ihre mechanische Gewalt fortgedrängt, theils durch ihre Hitze vergast und unsichtbar gemacht haben.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich diese letztere Ansicht für die richtige halte. Zuerst wohl hat P. Secchi ihr eine etwas bestimmtere Fassung gegeben, indem er von der innern Sonnenthätigkeit hie und da als von einer cyklonenartigen spricht, welche vermittelst ihrer horizontalen Wirbel die heißen Ströme metallischer Dämpfe aus der Tiefe herausbefördere. Auf eine ausführliche Begründung der Hypothese scheint er, so viel mir bekannt, sich nirgendwo eingelassen zu haben. Auch sonst kenne ich Niemand, der in dieser Beziehung mehr als Vermuthungen oder vereinzelte Andeutungen niedergeschrieben hätte.

Nicht zu verwechseln damit ist der Versuch des französischen Astronomen Faye, die Sonnenflecke als Wirkungen von Sonnencyklonen darzustellen. Was er Cyklonen nennt, sind thatsächlich Anticyklonen, d. h.

jene äußerst sanften Luftwirbel von ungemein großem Umfang, deren Kern sehr langsam nach unten sinkt und uns mit einem hohen Barometerstande das schönste Wetter zu bringen pflegt. Auch liegt für den französischen Astronomen das treibende Princip dieser umgekehrten Cyklone nicht in ihr selbst, sondern in entgegengesetzt nebeneinander herfließenden Luftströmungen[1], die wohl zahlreiche Wirbel von geringer Kraft, aber gewiß nicht westindische Cyklonen und Teifuns erregen können. Faye's Versuch mußte darum mißlingen und hat auch bei seinen Fachgenossen nur einen sehr getheilten Beifall gefunden.

Diese Bemerkungen habe ich geglaubt, hier vorausschicken zu müssen, weil die im Folgenden entwickelte kurze Theorie der Sonne mit ihrem Guten und Schlechten als mein Wagniß zu betrachten ist, wobei ich jedoch nicht behaupten will, daß viele Einzelerklärungen, die vorkommen werden, nicht schon längst von Andern gegeben worden sind. Der Leser mag zum Vergleich meinen Aufsatz über die „Wissenschaftliche Methode" (diese Zeitschrift, 1880, 7. Heft) herbeiziehen, um sich zu versichern, ob ich die darin aufgestellten Regeln selber beobachte.

Zunächst sieht man leicht ein, weßhalb aus dem Sonneninnern heiße Dämpfe und Gase, und zwar in der Form einzelner Ströme emporkommen und rings um dieselben, wenn sie schnell genug fließen, sich Wirbel ausbilden müssen, wodurch das Ganze zu Drehstürmen oder Cyklonen wird.

Die Sonne verliert nämlich außerordentlich viel Wärme, ohne daß eine Abnahme derselben im Lauf von Jahrtausenden bemerkt worden ist. Nicht nur muß also das Sonneninnere eine fast unerschöpfliche Wärmemenge enthalten, sondern auch einen Theil davon beständig zur Oberfläche hinaussenden.

Nun ist aber bekannt, daß vermittelst der einfachen Strahlung aus den Flüssigkeiten und Gasen nur ein geringer Theil von ihrer Wärme herausgeht; ihre übrige Wärme steigt in die Höhe, indem sie die warmen Theile, worin sie sich befindet, so weit mit sich empornimmt, als es deren Gewicht bei der fortschreitenden Ausdehnung erlaubt; dafür sinken die oben erkalteten Theile in gleicher Menge nieder. Beide Bewegungsarten sind einander entgegengesetzt und zu vernichten bereit, denn es haben überall die abgekühlten Theile ebenso viel Neigung

[1] Bekanntlich Dove's Theorie, die künftig gegen die von Theodor Reye immer mehr an Boden verlieren wird. Letzterer folgen wir.

zum Sinken, wie die warmen zum Steigen. Deßhalb bildet sich in unserer Atmosphäre nicht selten ein Zustand des Gleichgewichtes aus, den wir Windstille nennen. Je länger er dauert, desto kälter und schwerer werden die oberen Lufttheilchen durch Wärmeverlust, desto heißer und leichter die unteren durch Zufuhr von frischer Wärme, und desto gefährlicher wird das Gleichgewicht innerhalb der Atmosphäre, bis endlich der geringfügigste Anlaß genügt, das letztere an irgend einem Punkte zu zerstören. Geschieht das, so muß dort entweder die kalte Luft von oben herab-, oder die warme von unten hinaufströmen. Beides ist möglich und ereignet sich in der That, doch pflegt das Steigen der warmen Luft ungleich häufiger vorzukommen, weil die in ihr angesammelte Wärme eine ungestüme Kraft entwickelt. Die einfache Schwere der kälteren Luftmassen arbeitet naturgemäß langsamer, zumal da sie ohnehin einen sehr leichten Körper zwischen anderen, widerstehenden Luftmassen abwärts zu bewegen hat. Daß neben dem steigenden Luftstrom ein sinkender sich ausbilde, wird nicht erfordert, denn die abgekühlten Lufttheile, die sich oben befinden, gelangen von selbst in ein tieferes Niveau, wenn die warmen heraufkommen und über ihnen sich ausbreiten.

Der steigende Luftstrom wird zum Cyklonenkern. Er dehnt sich, je höher er emporgelangt, nicht bloß nach den Seiten, sondern auch nach oben aus. Gerade unter ihm ist folglich der Luftdruck geringer, als rings um ihn herum auf der übrigen Erdfläche. Die warmen Luftschichten, welche auf dieser liegen, werden deßhalb mit Gewalt dorthin gepreßt, wo er aufsteigt, und sind sie im Cyklonenkern angelangt, so fahren sie gleichfalls in die Höhe.

Ebenso leicht zu begreifen ist, warum die unten abziehenden Luftmassen die drehende Bewegung der Cyklone annehmen. Wer — um ein hierhergehöriges Experiment zu machen — durch einen Trichter Wasser ablaufen läßt, wird bemerken, daß es darin allemal zu wirbeln beginnt und oberhalb des abziehenden Strahles einen in der Mitte eingesenkten Strudel bildet; seine Theilchen laufen hierbei in spiralförmigen Bahnen, und zwar mit um so größerer Eile, je näher sie dem Centrum gekommen. Die Ursache eines solchen Verhaltens liegt auf der Hand. Die durch das Rohr abziehenden Theilchen besitzen eine große Geschwindigkeit, welche die im Trichter befindlichen mit einemmal nicht annehmen können, weil die sie treibende Schwere wohl kräftig, aber langsam wirkt. Unter dem Wasserdruck nehmen sie also die erforderliche Geschwindigkeit allmählich an, und deßhalb rotiren sie.

Genau das nämliche Verhalten beobachtet die Luft, mag sie aus dem gepreßten Raum eines Blasebalges, oder aus den unteren Räumen der Atmosphäre entweichen, in denen sie von den höheren Luftschichten einen Druck erleidet. Nur ist in der Cyklone ihr Abzugskanal nach oben gerichtet und wird die Einsenkung des Wasserstrudels durch den Auftrieb im Cyklonencentrum, also durch einen geringen Luftdruck nach unten oder niedrigen Barometerstand ersetzt[1].

Wenden wir nun diese einfachen Principien auf die Sonne an.

Bei der gasigen Beschaffenheit der Sonne und dem ungeheuren Wärmeüberschuß, den sie im Innern besitzt, ist von vornherein sicher, daß sie ihre eingeschlossene Wärme vermittelst cyklonenartiger Bewegungen ihrer Massen an die Oberfläche heraufschafft. Und in der That erklären sich aus einem solchen Verhalten alle Phänomene, welche uns die Sonnenoberfläche wahrnehmen läßt, selbst diejenigen, welche beim ersten Vermuthen damit gar nicht in Verbindung zu stehen scheinen.

Vor Allem sind die Sonnenflecke die von oben gesehenen Kerne und Kernausbreitungen mächtiger Cyklonen, die aus einer bedeutenden Tiefe unterhalb der Photosphäre sehr heiße, aber schwach leuchtende Dämpfe in die Höhe schaffen. Aber auch in der Photosphäre selbst und in der Chromosphäre gibt es zahllose Wirbelstürme der gleichen Art. Von der Seite her betrachtet[2], erscheinen uns die Kerne und Kernausbreitungen all dieser Cyklonen in der Form von Protuberanzen. Insoweit sie jedoch aus photosphärischen Massen bestehen und noch hell genug leuchten, sehen wir sie von oben und von der Seite in der Gestalt von Sonnenfackeln.

Die Richtigkeit dieser Sätze wird, wie ich hoffe, aus dem Folgenden sich ergeben. Ihr Nachweis verlangt aber eine sorgfältige Beachtung der Eigenschaften, wodurch der von großen und kleinen, schnell und langsam wirbelnden Drehstürmen aufgewühlte Sonnenball vor unserer Atmosphäre sich auszeichnet. Nicht nur ist die Tiefe seiner gasigen Massen und der in ihm herrschende Druck sehr viel größer, sondern es nimmt auch, was nicht übersehen werden darf, das natürliche Gewicht seiner Stoffe in der Richtung nach unten beständig zu. Freilich besitzt unsere Luft ebenfalls ein um so größeres Gewicht, je tiefer sie im Be-

[1] Man sehe über die Cyklonen noch nach, was darüber in dieser Zeitschrift, 1881, Heft 9, S. 367 ff., schon gesagt worden ist, ebenso die ausführlichere Theorie in meinem Werke „Nach Ecuador", 2. Aufl., S. 50 ff. Freiburg, Herder.

[2] Vermittelst des Spektroskops, denn im Fernrohr sind sie unsichtbar.

reich unserer Atmosphäre liegt; doch rührt dieser Umstand nicht davon her, daß die tieferen Luftmassen von anderer Art oder Mischung wären; vielmehr ist er lediglich Folge der stärkeren Pressung, welche die tieferen Luftschichten durch den Druck aller darüberliegenden erfahren. Wollte man aus dem Niveau der Meeresfläche eine bestimmte Luftmenge auf einen 5000 Meter hohen Berg hinauftragen, so würde man bemerken, daß sie dort auf den doppelten Raum sich ausdehnt und ebenso leicht wie die oben sie umgebende Luft wird, weßhalb ein Sinken bei ihr nicht eintritt. Ganz anders verhalten sich die glühenden Dampfgemische im Sonnenkörper, zumal wenn die ungeheure Größe desselben mitberücksichtigt wird. Denn steigen sie beispielsweise aus einer Tiefe von 10000 Meilen in die sichtbare Atmosphäre auf, so gehören sie meistens schweren Metallen an und müssen, nachdem sie sich bis auf einen bestimmten Grad abgekühlt haben, in dem oben vorherrschenden Wasserstoffgas mit Schnelligkeit versinken.

In welcher Weise dieser Streit zwischen der Triebkraft der Wärme und dem natürlichen Gewicht der gehobenen Stoffe dem Emporsteigen der tieferen Sonnenmassen entgegenwirkt, kann man aus der Form der Rauchsäule erkennen, welche ein brennender Vulkan bei windstillem Wetter gen Himmel sendet. Kerzengerade und blitzschnell fährt der mächtige Strahl seiner glühenden Wasserdämpfe und Gase hoch in die Luft; allein bald zeigen sich darin kohlschwarze und schneeweiße Ballen, die beim Voranrollen in dem Maße langsamer gehen, als sie ihren Umfang durch wachsende Ausdehnung vergrößern. Endlich stehen sie ganz still. Haben sie eine gewisse Höhe erreicht, dann kommen sie nicht weiter; es ist, als stießen sie gegen eine undurchdringliche Decke, und in horizontalen Richtungen breiten sie sich nach allen Seiten hin aus. Nicht die Reibung allein und der von oben her wirkende Luftwiderstand sind schuld an dieser Gipfelausbreitung des steigenden Stromes; denn käme eine gleiche Menge atmosphärischer Luft aus dem glühenden Schlunde herausgefahren, so würde sie sich gewiß, wenn auch schon langsam, bis zu den Grenzen der Atmosphäre erheben. Vielmehr ist Haupturſache der Erscheinung die relative Gewichtszunahme, welche die Wasserdämpfe beim Steigen erleiden: im Augenblick, wo sie den Krater verlassen, sind sie in ihrem glühenden Zustande sehr ausgedehnt und darum viel leichter, als die sie umgebende Luft; wenn sie aber ihren Wärmeüberschuß verloren haben, nehmen sie die sichtbare Gestalt des zu Nebel verdichteten Wasserdunstes an und werden schwerer als die Luft, obschon sie noch mit einer Menge

heißer Gase vermischt sind. Ein strömender Regen netzt daher die Umgebung des Vulkans, so oft der Ausbruch längere Zeit dauert und ein kräftiger Wind die sich stauenden Dampfwolken nicht in die Atmosphäre zerstreut.

Aus unseren Feuerungen steigt ein Strom von heißer Kohlensäure in die Luft; auch er wird, nachdem er eine gewisse Höhe erreicht hat, zur seitlichen Ausbreitung gezwungen. Denn Kohlensäure ist schwerer als die Luft und muß darin, nach entsprechender Abkühlung, sinken, obschon sie ein gasförmiger Körper bleibt. Nur durch langsame Diffusion zerstreut sie sich oben in die Atmosphäre und wird so unschädlich für den Ort, von welchem sie aufstieg.

Allerdings kommt warme atmosphärische Luft ebenfalls zum Stillstand, wenn sie nur in geringer Masse sich aufwärtsbewegt. Durch ihre Berührung mit den kälteren Luftschichten, welche sie nach und nach zu durchbrechen hat, verliert sie allmählich ihren Wärmeüberschuß und damit die sie belebende Triebkraft. Wenn sie aber in ungeheurer Menge, etwa als Kern einer westindischen Cyklone, emporstürmt, dann reicht diese Art von Abkühlung nicht aus, um sie festzuhalten; vielmehr überschreitet sie mit wunderbarer Geschwindigkeit die gewöhnliche Grenze der Atmosphäre, indem sie wie der Strahl eines riesenhaften Springbrunnens in den leeren Himmelsraum hinaufschießt.

Wir können uns nunmehr eine Vorstellung davon machen, welcher Art die inneren Bewegungen des Sonnenkörpers sind. Überall, in jeder Gegend und von jedem Niveau, heben sich aus ihm warme Strömungen empor, einzeln, isolirt von einander, durch weite Strecken getrennt, in denen wohl horizontale und meist rotirende, aber keine steigenden Bewegungen vorkommen. Die Massen nämlich, welche zwischen den steigenden Einzelströmen liegen, pressen in diese ihre untersten, sehr heißen Schichten hinein und sinken darum nieder, indem sie oben einigermaßen Platz für die erhitzten Stoffe machen, die, einer vulkanischen Rauchsäule gleich, in die Höhe stürmen, um sich da nach allen Seiten hin auszubreiten.

So wandern die verschiedenen Dampfschichten der Sonne partienweise in ein höheres Niveau, um von diesem später, wenn sie sich hinreichend abgekühlt haben, in ihre vorige Lage zurückzusinken. Wie weit sie bei dem jedesmaligen Steigen gelangen, läßt sich von vornherein nicht sagen; wir wissen nur, daß ihre zu Dampf aufgelösten Stoffe mit einemmal um so höher kommen, je heißer dieselben im Vergleich mit den

zu durchbrechenden Schichten sind, daß sie aber auch um so früher stillstehen und von Neuem sich ausbreiten, je mehr bei der fortschreitenden Abkühlung, die sie auf dem Wege erleiden, ihr natürliches Gewicht zur Wirkung gelangt.

Auf die Art, wie sich hierbei die Wärme aus dem Sonneninnern nach oben fortpflanzt, haben wir mit Sorgfalt zu achten. Denn es geschieht nicht in der überaus schnellen Weise der ununterbrochenen Massenströmung, die wir bei allen Gasen und Flüssigkeiten zu sehen gewohnt sind, wenn dieselben auf ihrer untern Seite kräftig genug gewärmt werden. Auch erfolgt es nicht in der sehr langsamen Weise der sogenannten einfachen Wärmeleitung, welche wir bei den festen Körpern beobachten und wobei die Wärme von jedem Theilchen zum nächsten übergeht, ohne daß die letzteren ihren Platz verändern. Vielmehr combiniren sich beide Fortpflanzungsarten zu jener, die den ungemischten Flüssigkeiten und Gasen eigenthümlich ist, wenn sie von unten sehr schwach gewärmt werden, und welche das Schnelle der Massenströmung mit dem Langsamen der einfachen Wärmeleitung verbindet. Wir könnten sie als die der gestörten Massenströmung bezeichnen. Die überhitzten Dämpfe des Sonneninnern fließen dabei periodisch und bald hier, bald dort an geeigneten Punkten zusammen, um aufwärts gerichtete Ströme zu bilden, und bringen vermittelst dieser ihren ganzen Wärmeinhalt unmittelbar und in der schnellsten Weise mit sich in das höhere Niveau; sind sie aber darin angelangt, so bleiben sie stehen und vermischen sich mit den leichtern Dämpfen jener Gegend, indem sie denselben einen bestimmten Theil ihrer Wärme überlassen. Hat dieser langsame Wärmeaustausch vermittelst Berührung und Leitung sein Ende erreicht, dann sind die schwersten der heraufgekommenen Metalldämpfe schon wieder in die Tiefe zurückgesunken, und was oben geblieben, kann nun seinerseits in einen Wirbelkern zusammenfließen und als ein neuer Strom die empfangene Wärme verhältnißmäßig schnell eine Etage weiter in die Höhe fördern.

Man begreift, wie bei einem so complicirten Spiel der bewegenden und hindernden Kräfte der Wärmeabzug aus dem ungeheuren Sonnenkörper ganz außerordentlich verzögert werden muß. Wenn er trotzdem mit einer sehr großen Geschwindigkeit erfolgt, so dürfen wir wohl schließen, daß die Temperatur des tiefen Innern eine Höhe erreichen muß, von der wir uns kaum eine Vorstellung zu machen im Stande sind; denn der Temperaturunterschied zwischen der Oberfläche und dem

Centrum hat den enormen Hindernissen, welche dem schnellen Wärmeabzug sich in den Weg stellen, nach einem bestimmten Gesetze zu entsprechen. Die Störungen, denen die steigenden Ströme unterliegen, werden indessen nur zum Theil durch die Ungleichheit der natürlichen Gewichte der zu hebenden Dämpfe veranlaßt, und wir haben auf diesen Umstand bloß darum so nachdrücklich aufmerksam gemacht, weil er uns bei der Besprechung des Erstarrungsprocesses der Erdkugel als für dessen Verlauf ungemein wichtig noch einmal entgegentreten wird und man ihn keiner Beachtung zu würdigen pflegt, obschon er die steigenden Ströme in ihrer Triebkraft selbst angreift, also ein inneres Hinderniß des Steigens bildet. Denn diese Triebkraft ruht einzig und allein in jener Ausdehnungsfähigkeit der heißen Massen, wodurch dieselben während ihres Steigens in jedem Niveau, das sie erreichen, factisch leichter als die umgebenden Schichten sind. Nun aber befinden sich die von Natur aus schwereren Dämpfe nur deßhalb in den tieferen Gegenden der Sonne, weil sie, ohne zu sinken, die kühleren Temperaturen der höheren Gegenden nicht ertragen können; folglich müssen sie bei ihrem periodischen Steigen immer eine Grenze antreffen, für welche sie trotz der Abnahme des auf ihnen lastenden Druckes zu schwer sind.

Doch werden in ihrem Steigen die heißen Dampfströme auch durch äußere Hindernisse gestört. Und wie unermeßlich groß sind diese nicht! Nicht weniger als ganze 93 000 Meilen hoch liegen, vom Centrum an gerechnet, die Massen der Sonne übereinander, indem sie den erstaunlich großen Raum von 3370 Billionen Kubikmeilen erfüllen, und hiervon drückt im mittlern Durchschnitt eine jede mit ihrem Inhalt so stark nach unten, wie auf der Erde drei und eine halbe Kubikmeilen von Blei es thun würden![1] Dennoch wird diese ungeheure Menge schwerster Stoffe von den steigenden und dabei sich ausdehnenden Dampfströmen gehoben und nach Erforderniß zur Seite gedrängt, ja der Schnelligkeit wegen, womit der Wärmeabzug erfolgt, auch in eine unruhig stoßende Bewegung von unglaublicher Heftigkeit versetzt!

Einen in Bezug auf unsere Cyklonentheorie fast gefährlichen Beleg

---

[1] Die zu Dampf aufgelösten Sonnenmassen sind im Mittel 1,46mal dichter als Wasser, unterliegen aber einer $27\frac{1}{2}$mal größeren Attractionskraft, als auf und innerhalb der Erde (in einander proportionalen Abständen vom Centrum) der Fall wäre. Sie drücken darum auf der Sonne 40mal so stark als bei uns das Wasser und fast $3\frac{1}{2}$mal so stark als bei uns das Blei nach abwärts, dessen schwerste, englische Sorte das specifische Gewicht 11,6 hat.

für das Letztere bieten die schon mehrfach genannten Protuberanzen oder Sonnenausbrüche, welche gar häufig bis zu den Grenzen der sichtbaren Corona hinauf reichen. Im Wesentlichen gleichen sie den Dampf- und Rauchsäulen unserer feuerspeienden Berge, denn ihre Grundform ist ebenfalls die einer Pinie mit hohem Stamm und flach ausgebreiteter Krone; doch können sie ihre Form auch ebenso mannigfaltig ändern, weil sie einer ähnlichen Ablenkung durch atmosphärische Strömungen und gleich wechselnder Stärke der Triebkraft unterworfen sind. Solche Einzelheiten indessen können wir mit Nutzen erst später besprechen; hier ist uns nur an dem Nachweis gelegen, daß alle Protuberanzen, welche man für wirkliche Sonnenausbrüche halten darf, auch in Bezug auf ihre Größe, ihre Höhe und die ungeheure Geschwindigkeit, womit sie emporschießen, als Cyklonenkerne oder steigende Ströme der von uns besprochenen Art angesehen werden können. Die Untersuchung dieser Möglichkeit läßt sich hier nicht vermeiden, denn man beginnt nicht, eine Hypothese im Einzelnen auszuführen, bevor ihre Grundlage sichergestellt worden ist.

Die Wasserstoff-Protuberanzen, so genannt, weil sie in ihrem reinsten Zustande beinahe nur Wasserstoff nebst dem unbekannten Helium zu enthalten scheinen, zeigen ein Spectrum, das im Wesentlichen mit dem der Chromosphäre übereinstimmt. Es läßt sich also vermuthen, daß sie darin ihren Ursprung haben. Nicht selten erreichen sie Höhen von zwei bis drei Minuten oder 12 000 bis 18 000 geographischen Meilen.

Ebenso hoch erheben sich viele metallische Protuberanzen, welche außer Wasserstoffgas eine große Menge schwerer Metalldämpfe emporschleudern und folglich aus tieferen Regionen kommen müssen. Unter ihnen geben die glänzendsten genau das Spectrum der Sonnenflecke in seiner Umkehrung, d. h. sie lassen die dunkeln Linien desselben hell und ebenso verbreitert erkennen. Wir halten sie demnach mit P. Secchi[1] für die oberen Enden jener steigenden Ströme, welche die Photosphäre durchbrechen und Ursache der Sonnenflecke sind. Andere, minder metallreiche Protuberanzen dürften aus der Photosphäre selbst und der sogenannten umkehrenden Schicht entspringen.

Mit den gewaltigen Höhen, bis zu welchen die Protuberanzen sich erheben, stimmt die enorme Steiggeschwindigkeit derselben vollkommen überein. Von jeher hat sie das Staunen aller Beobachter erregt, indem

[1] Compt. rend., 3 Février 1873.

sie nicht selten 20, ja 30 und mehr Meilen in der Secunde ausmacht. In der Nähe ihres Ausgangspunktes laufen folglich die emporgetriebenen Metalldämpfe und Gase oft genug sieben- oder achtmal schneller, als die Erde in ihrer Bahn! Sollte man so ungeheure Geschwindigkeiten für möglich halten? Und doch bilden sie zu Zeiten den Gegenstand täglicher Beobachtung für viele Astronomen!

Das wunderbare Phänomen der Protuberanzen hat man durch äußerst heftige Explosionen zu erklären gesucht, welche in verschiedenen Tiefen des Sonnenkörpers stattfinden sollen. Bald werden dort, dieser Anschauung gemäß, chemische Verbindungen plötzlich zersetzt oder frisch geschaffen, wie etwa bei der Entzündung unseres Schießpulvers und Dynamits der Fall ist; und bald wieder sollen die furchtbar erhitzten Dämpfe der Tiefe eine schwere und widerstandskräftige Decke über sich mit Gewalt zersprengen und wie aus einem explodirenden Dampfkessel mit Ungestüm in's Freie hinausfahren[1].

Ganz unrichtig ist wohl die letztere Meinung nicht; doch glauben wir den bequemen und so oft mißbrauchten Ausdruck „Explosion" auf diese Vorgänge nicht anwenden zu müssen. In die Lehre von den Vulkanen und Erdbeben hat er so viele irrthümliche Begriffe hineingebracht, daß wir nur zufrieden sein können, wenn er in der Theorie der Sonne zu einer ähnlich verwirrenden Herrschaft nicht gelangt. Fast scheint es ja, daß seine Bedeutung mehr die eines schön klingenden Wortes ist, das die Schwächen der wissenschaftlichen Erkenntniß vor dem Auge des Uneingeweihten verdecken soll. Doch ist er auch in Bezug auf manchen strebsamen Forscher von nicht minder täuschender Wirkung gewesen, indem er dessen Phantasie mit grandiosen Bildern erfüllte, welche den Verstand des Nachdenkens zu überheben geeignet sind, jedoch der realen Welt ebenso wenig entsprechen, wie jene Schreckbilder, womit der Furchtsame in dunkler Nacht seine Einbildungskraft beschäftigt, so oft er die unbestimmten Töne eines seltsamen Geräusches hört, das er im Augenblick sich nicht zu erklären weiß.

---

[1] Die erstere, tausendmal ausgesprochene Vermuthung hat das Schicksal, daß sie von Jedem, der sie vorbringt, auch sogleich wieder in Zweifel gezogen wird. Die zweite ist besonders von Zöllner vertheidigt worden, der, um eine widerstehende Decke für die gespannten Dämpfe zu erhalten, die Photosphäre als einen feuerflüssigen Ocean ansieht, in welchem die Sonnenflecke als Inseln herumschwimmen. Ohne der Sonnennatur einen so harten Zwang anzuthun, läßt sich, wie wir gleich sehen werden, die Schwierigkeit in anderer Weise erledigen.

In der That läßt sich die ungeheure Geschwindigkeit der Protuberanzen und die erstaunliche Höhe, welche sie erreichen, in ganz einfacher Weise aus der mechanischen Gewalt ableiten, womit die Wärme aus dem Sonnenkörper herauszieht, ohne daß es dabei nöthig wird, jene Begriffe zur Hilfe zu rufen, die wir mit dem Wort „Explosion" zu verbinden pflegen. Bei unseren großen Drehstürmen oder Cyklonen hat man in der näheren Umgebung des windstillen Centrums nicht selten wirbelnde Geschwindigkeiten von 45—50 Meter in der Secunde beobachtet. Natürlich geschah das unten auf dem festen Erdboden, wo die stürmische Bewegung der Luft durch einen enormen Reibungswiderstand außerordentlich gehemmt wird. Bis zu welchem Grade sie in einiger Entfernung vom Boden anwachsen mag, ist uns nicht bekannt, doch muß dort ihre Schnelligkeit um Vieles größer sein. Bei einer seiner Luftfahrten legte der berühmte Coxwell einen Weg von 110 Kilometern in 60 Minuten zurück, während gleichzeitig unter ihm die Windmesser nur eine Geschwindigkeit von 23 Kilometer per Stunde, also fünfmal weniger angaben. Ein anderes Mal kam der Physiker Glaisher mit seinem Ballon um 25 Kilometer in der Stunde voran, indeß unten der Wind achtmal langsamer ging.

Wir glauben demnach, daß in einiger Höhe über dem Boden die wirbelnde Geschwindigkeit einer heftigen Cyklone, und um so mehr die steigende des zugehörigen Kernes, zum mindesten auf das Doppelte von dem veranschlagt werden kann, was man unten auf der Erdfläche beobachtet. Wir wollen sie daher in runder Zahl gleich 100 Meter in der Secunde annehmen.

Was nun die Cyklone in Bewegung setzt, ist die Arbeitsfähigkeit der in unserer Atmosphäre enthaltenen Luft- und Dampfwärme. Sie macht nur einen Theil der ganzen Arbeitsfähigkeit aus, welche vermittelst der Wärmestrahlung die Sonne an unsern Erdball überträgt; denn der andere und bei Weitem größere Theil verursacht keine atmosphärischen Strömungen, weil er in der Gestalt fühlbarer Wärme vom Erdboden aus in den Himmelsraum zurückstrahlt.

Ähnliches gilt von der Sonne. Ein Theil ihrer Wärme, und zwar ebenfalls der größere, strahlt von der Photosphäre direct aus, ohne die darüber liegende Atmosphäre in Bewegung zu setzen, während der andere Theil diese Arbeit übernimmt, um, wenn er in die höheren Regionen gelangt ist, von da auszustrahlen. Wegen der ungeheuren Höhe und starken, Licht und Wärme absorbirenden Kraft der Sonnenatmosphäre

muß man aber annehmen, daß der arbeitende Theil der dortigen Wärme im Vergleich zum ausstrahlenden größer als in der Erdatmosphäre ist. Noch mehr muß das unterhalb der Photosphäre der Fall sein, wo sich vermittelst der Strahlung die Wärme kaum fortpflanzt. Deßhalb ist also ferner richtig, wenn wir sagen, daß zwischen den Kräften, welche die Sonnen- und Erdcyklone bewegen, zum mindesten das Größenverhältniß besteht, welches zwischen der von der Sonne ausgestrahlten und der von der Erde empfangenen Wärmemenge oder Arbeitskraft im Ganzen obwaltet. Wir wollen jedoch hier wiederum uns mit dem Ungünstigeren begnügen und dieß Größenverhältniß als gleich ansehen.

Nun empfängt die Erdoberfläche eine Wärmemenge, welche, wie früher gezeigt wurde, der Arbeitsfähigkeit von $1^2/_3$ Pferdekräften für je vier Quadratmeter, oder von $^5/_{12}$ Pferdekräften für je einen Quadratmeter äquivalent ist. Mit diesem Arbeitscapital, oder vielmehr einem kleinen Theil desselben, muß sie haushalten, wenn sie, durch Erwärmung der über ihr liegenden Luft, Winde und Stürme erregen will. Wie groß die in den heftigsten Orkanen thätige Arbeitskraft sein möge, danach brauchen wir hier nicht zu fragen; jedenfalls spart sie sich bis zu ihrem factischen Betrag vermittelst einer Windstille zusammen, welche vor dem Ausbruch der Cyklone lange Zeit über vielen tausend Quadratmeilen der Umgebung herrscht. Nichts hindert, auch für die Sonne Perioden verhältnißmäßiger Ruhe anzunehmen, in welchen die dort arbeitenden Kräfte sich gleichfalls über ausgedehnten Räumen ansammeln, um dann mit einem Mal loszubrechen. Bald wird sich zeigen, daß diese Voraussetzung in der That richtig ist.

Das Arbeitsvermögen der aus der Sonnenphotosphäre fortströmenden Wärme beträgt aber, wie wir ebenfalls schon gesehen haben, reichlich 75 000 Pferdekräfte für jeden Quadratmeter, ist also im Verhältniß von 75 000 zu $^5/_{12}$, oder 180 000mal größer als das, worüber die Erde pro Quadratmeter verfügen kann. In demselben Verhältnisse nun — so können wir nach dem Vorigen denken — stehen zu einander auch die Arbeitsgrößen, welche auf der Sonne und Erde zur Hervorbringung aller atmosphärischen Strömungen überhaupt und der Wirbelstürme im Besonderen verwendet werden.

Hiernach stoßen wir nicht auf die mindeste Schwierigkeit, wenn wir die Protuberanzen als Cyklonenkerne auffassen wollen, die über das Gebiet der zugehörigen Wirbel mit ungeheurer Geschwindigkeit emporschießen. Wir würden sogar einigermaßen die Zahl der Sonnenstürme berechnen

können, wenn wir von dem Gewicht der dortigen Atmosphäre, also dem Widerstande derselben gegen die vorhandene Triebkraft, sichere Kenntniß besäßen. Leider fehlt uns diese noch und bleibt für Conjecturen ein ziemlich weiter Spielraum übrig.

Doch scheinen die meisten Astronomen der Meinung sich zuzuwenden, daß die Sonnenatmosphäre trotz ihrer gewaltigen Höhe außerordentlich leicht sei. Sie schließen das aus den Untersuchungen von Frankland, Lockyer, Deville und Wüllner über die Beschaffenheit des Wasserstoffspectrums bei geändertem Druck, wonach die gesammte gasige Hülle, welche die Sonnenphotosphäre bedeckt, auf diese schwerlich stärker drücken soll, als unsere Atmosphäre in der Höhe von beiläufig 3000 Meter.

Unmögliches enthält diese Ansicht durchaus nicht. Denn unsere eigene Atmosphäre reicht im Zustande äußerster Verdünnung mindestens bis zur Höhe von 725 Kilometer (fast 100 Meilen) empor, weil die höchsten Spitzen des Nordlichtes in jener Entfernung über dem Erdboden erscheinen; und trotz dieser ansehnlichen Höhe liegt schon die Hälfte aller Luftmassen unter den Füßen eines Bergsteigers, der einen Gipfel von 5 Kilometer Höhe erklommen hat. Es ist das die Wirkung des Druckes, wodurch die obere Hälfte die untere auf einen so kleinen Raum zusammenpreßt. Enthielte unsere Atmosphäre eine doppelt so große Luftmenge, als sie jetzt thatsächlich enthält, so würde sie in merklicher Weise nicht höher sein. Denn ihre ganze untere Hälfte, welche der gegenwärtigen Atmosphäre an Masse gleich käme, würde sich auf einen Raum von weniger als 5 Kilometer Höhe einschränken, während die obere Hälfte für sich allein 725 Kilometer Höhe in Anspruch nähme. Auch eine Vermehrung unserer atmosphärischen Luft auf das Hundertfache ließe deren Gesammthöhe nur wenig größer werden.

Man sieht also, daß die ungeheure Höhe, welche die Sonnenatmosphäre besitzt, nur eine Frucht der dort herrschenden Gluth ist. Selbst das geringe Gewicht des Wasserstoffes, der in jener gasigen Hülle so reichlich vorkommt, bleibt dabei von untergeordneter Bedeutung; denn ist es unter sonst gleichen Umständen $14^1/_2$mal so klein als das unserer Luft, so unterliegt es doch auf der Sonne auch einer $27^1/_2$mal so großen Attractionskraft, als auf unserer Erde der Fall wäre.

Nehmen wir daher, wie die erwähnte Meinung will, an, daß der Atmosphärendruck auf der Sonne höchstens $^2/_3$ des unsrigen ausmache. Alsdann hätte das dortige, 180 000mal so große Arbeitsvermögen der

Wärme pro Quadratmeter auch nur $^2/_3$ der Gewichts- und Reibungswiderstände zu besiegen, welche einem Quadratmeter der Erdfläche entsprechen, und würde deßhalb in alle verticalen und horizontalen Strömungen der Sonnenatmosphäre eine Lebhaftigkeit hineinbringen, die ($^3/_2$mal 180 000, oder) 270 000mal größer als die in unserem Luftkreise wäre. Der leiseste Windhauch, welcher auf dem Erdboden um einen Centimeter in der Sekunde träge voranschliche, hätte als Gegenstück auf der Sonne einen Orkan mit der rasenden Geschwindigkeit von 2700 Meter in der Sekunde! Was erst, wenn wir unsere westindischen Cyklonen zum Ausgang des Vergleiches nehmen?

Mit Recht bringt uns das Übermaß der Geschwindigkeit, wozu wir so gelangen, in Verlegenheit. Allein es ist klar, daß, wenn die Sonne ihre Wärme in jedem Augenblick so massenhaft in den Himmelsraum hinaussendet, auf ihr nicht bloß die Geschwindigkeit, sondern auch die Zahl der steigenden Ströme verhältnißmäßig viel größer sein muß; und andererseits nehmen dieselben auch beinahe die ganze verfügbare Arbeitskraft der Wärme für sich in Anspruch, weil die horizontalen Strömungen eben nur einfache Folgen der verticalen sind. Wir können daher, um von der übergroßen Ziffer 270 000 einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen, immerhin voraussetzen, daß die steigenden Ströme in der Sonnenatmosphäre 100mal häufiger als in der unsrigen vorkommen und aus diesem Grunde auch eine nur 2700mal größere Geschwindigkeit besitzen. Ein Luftstrom, der auf der Erde mit der sanften Geschwindigkeit von einem Meter aufstiege, würde alsdann auf der Sonne durch eine Cyklone von 2700 Meter Geschwindigkeit vertreten sein. Den gefürchteten Drehstürmen Westindiens aber entsprächen Sonnencyklonen von 270 Kilometer Geschwindigkeit, mächtig genug, um ihre Kerne in der Form von Wasserstoff-Protuberanzen bis zur enormen Höhe von 135 000 Kilometer oder 18 000 Meilen emporzutreiben. Ja, thatsächlich kämen die leichteren Massen dieser Cyklonenkerne noch viel weiter in die Höhe, als wir hier vermittelst der genannten Anfangsgeschwindigkeit berechnet haben; denn die aufwärtsstürmenden Gase vergrößern ihr Volumen in dem Maß, als sie beim Steigen eine Erleichterung des Druckes erfahren. Freilich müssen sie wegen der starken Wärmeeinbuße, die sie gleichzeitig erleiden, von einer gewissen Grenze ab, welche mit der oberen der Protuberanzen zusammenfällt, unsichtbar werden, was aber nicht hindert, daß sie zur Zeit der totalen Sonnenfinsternisse als Ausstrahlungen der Corona erscheinen.

Doch hat Lockyer schon in der ersten Zeit seiner Spectralbeobach-

tungen Geschwindigkeiten von 300—400 Kilometer (40—54 Meilen) constatirt, und Respighi versichert, solche von 600—700, ja sogar 800 Kilometer gesehen zu haben. Erscheinungen so großartiger Natur gehören, wie P. Secchi bemerkt, jedenfalls zu den Seltenheiten. Aber die bekannten indischen Cyklonen, welche uns zum Vergleich dienen, sind wohl auch nicht die allerheftigsten gewesen, die jemals zum Ausbruch kamen. Ferner ist nicht zu vergessen, daß in einiger Höhe über dem Boden unsere Wirbelstürme vielleicht zwei- oder dreimal so schnell sich drehen, als wir vorausgesetzt haben, und dann müßten wir für die Sonnencyklonen Geschwindigkeiten von 500—800 Kilometer ableiten.

Wenn aber der Atmosphärendruck der Sonne vielmal größer als $^2/_3$ des unsrigen wäre? Ich antworte, daß man keine Ursache hat, die Sonnenatmosphäre als ausnehmend schwer zu betrachten, und daß unser Wunsch, die in ihr thätige Arbeitskraft mit hinreichenden Widerständen beschäftigt zu sehen, durch ein etwas größeres Gewicht besser erfüllt sein würde. Außerdem sind die Verhältnisse unseres eigenen Luftkreises und mehr noch diejenigen der Sonnenatmosphäre so wenig bekannt, daß selbst ein hundertmal so großes Gewicht der letzteren mit unserer Annahme verträglich wäre.

Was ferner die Wirbelstürme *in und unterhalb der Photosphäre* betrifft, so haben sie außer Wasserstoff und andern Gasen allerdings schon eine viel größere Masse von schweren Metalldämpfen zu heben. Doch ist zunächst in jenen Gegenden auch die treibende Kraft um Vieles größer. Denn die ungeheure Wärmemenge, welche von der Photosphäre direct, ohne die darüber liegende Atmosphäre zu bewegen, in den kalten Himmelsraum ausstrahlt, ist dort unten ihres Strahlungsvermögens fast ganz beraubt und muß ebenfalls vermittelst der Massenströmung sich den Weg nach oben bahnen. Wie ferner eine zusammenhängende Wolkendecke des Nachts den Erdboden und alle Luft zwischen ihm und sich vor Ausstrahlung schützt und warm erhält, indeß sie ihre obere Fläche durch eigene Strahlung bis zu einem hohen Grade abkühlt, so muß auch die Photosphäre trotz der Hitze, die sie nach Außen verbreitet, auf ihrer unteren Seite viel heißer sein. *Darum sind die nächsten Gase und Dämpfe unter ihr wahrscheinlich ausgedehnter und leichter, als die sie unmittelbar bedecken*, obschon die natürlichen Gewichte das Gegentheil erstreben. Deßhalb das stürmische Auf- und Niederwogen der Photosphäre, die kochende Bewegung in ihren Granulationen, das unablässige Steigen und Sinken ihrer

zahllosen Ströme; denn nie vermag sie mit ihren schweren, leuchtenden Theilchen über der nachgiebigen Grundlage auch nur entfernt in's Gleichgewicht zu kommen. Wenn hierbei der Kern eines tiefer arbeitenden Wirbels unter sie sich ergießt und sie theilweise durchbrochen hat, so ist er vermöge seines großen Wärmegehaltes stark genug, um nicht nur vollständig durchzubrechen, sondern auch explosionsartig bis zu gewaltiger Höhe emporzuschießen und uns den Anblick einer metallischen Protuberanz darzubieten, welche nach erfolgter Abkühlung ihre schweren Dämpfe als Sonnenfleck in der Photosphäre zurückläßt.

Doch selbst die Wasserstoff-Protuberanzen entstehen nicht langsam, sondern jagen unverhofft, explosionsartig empor, obschon ihre Bewegung minder kräftig ist. Weßhalb das geschieht, läßt sich begreifen, wenn man daran denkt, daß auch alle unsere Gewitterstürme und besonders die furchtbaren westindischen Cyklonen, nachdem sie allmählich sich angesammelt haben, ganz urplötzlich und mit einem Male losbrechen [1].

Weiter unten in der gasigen Sonnenkugel, wo die steigenden Ströme gegen eine viel mächtigere Belastung anzukämpfen haben, da wird ihre Bewegung ruhiger, weniger explosionsartig, und in dem Grade, wie sie mit der Tiefe ihre Geschwindigkeit vermindern, dauern sie länger, obgleich sie schon in der Atmosphäre mit abwechselnder Stärke wochenlang im Gang bleiben können. Die nämlichen Eigenschaften theilen mit ihnen die zugehörigen Wirbel, weßhalb die ungleich sanftere Art unserer Cyklonen sich in den innersten Gegenden der Sonne wiederfinden muß.

Mit den vorstehenden Betrachtungen, glaube ich, hätten wir die Grundlage gewonnen, auf welcher die Theorie der an der Sonnenoberfläche wahrgenommenen Erscheinungen sich aufbauen und dann im Einzelnen durchführen läßt.

Joseph Kolberg S. J.

---

[1] Das Nähere später.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.

(Fortsetzung.)

Das Gerücht von der Wirksamkeit des Cyrill unter den Chazaren war weithin bis an den Hof des mährischen Fürsten Rastislaw (846 bis 870) gedrungen. Auch er wollte Missionäre. In seinem Reiche, welches sich weit über den Umfang des heutigen Mähren hinaus bis an die Donau oder selbst jenseits der Donau erstreckte und wegen seiner, einen bedeutenden Theil Ungarns umfassenden Ausdehnung gewöhnlich das großmährische genannt wird, arbeiteten zwar schon lange Geistliche mit glücklichem Erfolge; war doch schon Moymir, der Gründer des großmährischen Reiches, Rastislaws Oheim, Christ geworden! Allein er wünschte solche, welche sein slavisches Volk in der Muttersprache unterweisen möchten, und das um so mehr, als er von dem Deutschen Reiche, das die Missionäre ihm gegeben, sich unabhängig zu machen trachtete. Er sandte also zu diesem Zweck eine Gesandtschaft zum griechischen Kaiser Michael, welcher ja über viele Slaven gebot. Michael berieth sich mit seinem Oheim Cäsar Bardas († 21. April 866), und unsere beiden heiligen Brüder wurden für die Mission ausersehen.

Methodius war gleich seinem Bruder am griechischen Hofe wohl bekannt. Laut der pannonischen Legende hatte ihn sogar frühzeitig der griechische Kaiser wegen seiner hervorragenden Eigenschaften mit einer slavischen Fürstenwürde bekleidet. Zahlreiche slavische Stämme[1], wie die Bodrizer, Dragowitscher[2], Berziter und viele andere, hatten im griechischen Reiche Aufnahme gefunden. Über einen solchen also mag Methodius als Statthalter durch den Kaiser gesetzt worden sein; seine Kenntniß der slavischen Sprache hatte dazu beigetragen; denn diese muß er sich in seiner Vaterstadt Thessalonich von Kindheit an angeeignet haben. „Reise mit Deinem Bruder“[3], sagte der Kaiser zum hl. Cyrill, „ihr seid Thessalonicher, und zu Thessalonich sprechen alle gut slavisch.“ In der That wird das spätere Erlernen der slavischen Sprache in keiner

[1] Schafarik a. a. O., Bd. II. S. 184. 196 ff., 218 ff.

[2] Obengenannter Clemens war auch Bischof von Drenowiza, wohl richtiger Dregowitscher oder Dragowitscher (Histor. Jahrbuch, Bd. I. S. 96—97).

[3] Pannonische Legende vom hl. Method, Kap. 5.

Legende erzählt, wie es wohl bezüglich des Gazarischen und Hebräischen der Fall ist. Durch höhere Fügung erhielt nun Method das Statthalteramt, in welchem er sich mit dem slavischen Wesen noch mehr vertraut machen mußte, gleich als sollte er sich vorbereiten, einst Lehrer und Apostel der Slaven zu werden. Nach wenigen Jahren legte er indeß seine Würde nieder, die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes trat mächtig vor seine Seele, und er zog sich in ein Kloster auf den Berg Olymp[1] an der Grenze Thessaliens und Macedoniens zurück, wo sich ihm sein Bruder Cyrill[2] anschloß. Von da kam er nach Konstantinopel, wo er ein ihm angebotenes Erzbisthum ausschlug, das reiche Kloster Polychron dagegen mit seinen mehr als 70 Mönchen als Abt zu leiten wider Willen sich fügen mußte. Hier fand sich auch sein Bruder Cyrill[3] nach seiner chazarischen Mission ein, und von da begaben sie sich im Jahre 862 oder Anfang 863[4] auf den Weg in das großmährische Reich.

Bevor sie jedoch ihr Kloster verließen, wandte sich Cyrill in inbrünstigem Gebete zu Gott, und göttlicher Erleuchtung schrieb er es zu, daß es ihm gelang, slavische Buchstaben, ein slavisches Alphabet, eine slavische Schrift zu erfinden, eine Erfindung[5], für die gesammte Slavenwelt und ihre Literatur von folgenreichster Bedeutung, welche allein schon dem Heiligen einen unsterblichen Namen sicherte. Gleichwohl ist es bis heute Streitfrage geblieben, welches von den beiden alten Alphabeten der slavischen Sprache, das glagolitische oder das cyrillische, das ältere sei, und welches der hl. Cyrillus erfunden habe. Das glagolitische, welches seinen

---

[1] Pannonische Legende, Kap. 3.

[2] Altserbische Legende vom hl. Cyrill, Kap. 7.

[3] Der Eintritt Beider in dasselbe Kloster erhellt aus der italienischen Legende, Kap. 11. Die altserbische und die pannonische Legende und mit ihnen Dümmler lassen Method seinen Bruder nach Chazarien begleiten. Cardinal Bartolini hält sich an die italienische Legende als maßgebend, welche einzig Cyrills Reise dahin berichtet.

[4] Nach Rom gingen die beiden Brüder im Herbst 867, nach 4½jährigem Aufenthalt in Mähren, sagt die italienische Legende; sie müssen mithin im Frühjahr 863 in Mähren angelangt sein. Die pannonische Legende läßt sie nur drei Jahre dort weilen, die altserbische 40 Monate.

[5] Für diese Zeit der Erfindung spricht entscheidend die Übereinstimmung der pannonischen, altserbischen und italienischen Legende. Für das Jahr 855 sind Dobrowsky und Schafarik (Bd. II. S. 180. 473. 477 ff.); aber der bulgarische Mönch Chrabr, auf den sie sich stützen, schrieb nicht vor dem 11. Jahrhundert und gibt selbst die Zeit Rastislaws an, weist also klar auf die Mission unserer Heiligen unter diesem Fürsten hin, deren Anfang sicher nicht vor 862 stattfand. Würde man übrigens 855 annehmen, so spräche dieses Jahr für die Mission unserer Heiligen bei slavischen (russischen) Stämmen im Chazarenreiche.

Namen vom slavischen Wort Glagol, d. h. Lautzeichen, Buchstaben, hat, ist in der altslavischen Liturgie bei den katholischen Slaven angenommen und zu dem Zwecke unter Andern von Innocenz IV. 1248 approbirt worden, und hat sich bei jenen bis jetzt erhalten. Die schismatischen Slaven, und von den katholischen Slaven jene des griechischen Ritus, bedienen sich der cyrillischen Schrift. Welche ist die ältere, welche die des hl. Cyrillus? Füglich darf die einst weit verbreitete Meinung unberücksichtigt bleiben, nach welcher der hl. Hieronymus [1] die glagolitische Schrift erfunden hätte, weßhalb sie häufig die hieronymianische genannt wurde. Was sodann die Ansicht betrifft, welche der cyrillischen Schrift das höhere Alter vor der glagolitischen zuschreibt, so hat sie nach den Untersuchungen [2] der jüngsten Zeit, besonders Prof. Jagisch's, die Segel streichen müssen. Es scheint jetzt vielmehr ziemlich ausgemacht zu sein, daß das von Cyrill erfundene glagolitische Alphabet von seinem Schüler Clemens weiter umgestaltet und nach seinem Lehrer das cyrillische genannt wurde. Doch wenden wir uns der Reise unserer Heiligen wieder zu.

Sogleich gingen sie daran, nach dem neuen Alphabet die Evangelien [3]

---

[1] Literas Slavicas excogitasse Cyrillum, non Hieronymum, res est certo certior, so schrieb schon 1755 Jos. Sim. Assemani (Calendaria eccles., t. 4, 408). Allein wie ist man auf den Gedanken gekommen, dem hl. Hieronymus die Erfindung zuzuschreiben? Drei Meinungen seien angeführt: 1) Bei den Slaven galt es lange als Tradition, der hl. Hieronymus habe die Heilige Schrift wie in's Lateinische, so auch in ihre Sprache übersetzt. 2) Pubitschka S. J. (Geschichte Böhmens, Bd. I. S. 401; Bd. II. [1771] S. 49) sucht den Ursprung jener Meinung darin, daß die altslavonische Sprache zur Zeit Kaiser Karls IV. im Kloster des hl. Hieronymus zu Prag bei dem Gottesdienste gebräuchlich gewesen. 3) Nach Karl Pertz hätte Ethikus, Verfasser einer Kosmographie im vierten Jahrhundert, schon diese Schrift erfunden und diese sei durch den hl. Hieronymus, den Übersetzer der Kosmographie, weiter verbreitet worden; Dümmler beurtheilt diese Ansicht nur zu günstig.

[2] Gegen den Einwurf, als hätten die katholischen Slaven ihre exclusiv slavischen Buchstaben den cyrillischen entlehnt, bemerkt Delamarre (Bulletin de la Société de géographie. Paris 1870. t. 19. p. 60): „Restera un problème difficile à résoudre, celui de la présence des runes vendes dans la glagolite, runes découvertes tout récemment.“ — Von den altslavischen Handschriften ist als älteste bis jetzt der von Jagisch 1879 edirte Cod. glagoliticus 4 evangeliorum bekannt, welcher einst dem Kloster Zograph auf dem Berg Athos gehörte, jetzt aber zu Petersburg sich befindet; er ist aus dem elften oder Ende des zehnten Jahrhunderts.

[3] Die altserbische Legende (Kap. 14) sagt: „Composuit litteras et orationem evangelicam scribere coepit“; die italienische (l. c. no. 7. AA. SS. Mart. II. 20) schreibt von ihrer Ankunft: „Sclavi valde gavisi sunt, quia et reliquias B. Clementis secum ferre audierant et evangelium in eorum linguam a philosopho

und andere Theile der Heiligen Schrift und der Kirchenbücher in das Slavische zu übersetzen, d. h. in die damals den Bulgaren, Serben, Karantanen, Mähren, Russen, kurz dem slavischen Volksstamm gemeinsame oder doch von ihnen allen verstandene, heutzutage altslavisch (Kirchensprache) genannte Sprache, deren einzelne Dialekte, der bulgarische und die übrigen, sich etwa, mit mehr oder minder großer Verschiedenheit, zu einander wie der attische, jonische, dorische Dialekt zur gemeinsamen griechischen Sprache verhielten. Da der von unsern Heiligen gesprochene Dialekt der in der Umgegend von Thessalonich gebräuchliche bulgarische war, so müssen sie in diesem die Übersetzung begonnen haben. Einmal aber in Pannonien angelangt, werden sie sicher eine Überarbeitung[1] des Begonnenen vorgenommen und der in Pannonien bei Mähren[2] und Karantanen (Kärnten) gesprochenen Mundart angepaßt haben. So vorbereitet, mit reichen Geschenken für den Fürsten Rastislaw und mit allem Nöthigen für die Mission vom Kaiser versehen, auch ihr kostbares Kleinod, den Leib des hl. Clemens, mit sich führend, zogen sie ab. Der Weg führte durch Bulgarien. Sollten sie dieses durchwandert haben, ohne seinem mächtigen Fürsten Bogoris einen Besuch abgestattet zu haben? Das läßt sich unmöglich annehmen. Sie, die von glühendem Eifer für die Bekehrung aller Heiden brannten, sie, die eben jetzt die Mission der Slaven übernommen, sie, denen unmöglich entgehen konnte, welches Gewicht für sie die Bekehrung des Bogoris in die Wagschale werfen würde; die alle Eigenschaften besaßen, um Eindruck auf den Fürsten hervorzurufen, und gerade jetzt mit kaiserlichen

---

praedicto translatum"; doch lassen auch diese Worte den Sinn zu, daß (nur) der Anfang zur Übersetzung der Evangelien gemacht war; die Freude bezieht sich eben auf die Übersetzung in die Muttersprache, nicht auf den Umfang.

[1] Wir können uns hier nicht weiter in die vielbestrittene Frage einlassen, in welchem Dialekt die Übersetzung vorgenommen wurde und welche somit von den heutigen Sprachen am meisten der altslavischen oder der Kirchensprache entspricht. Doch mögen Dümmlers Worte (Die pannonische Legende, S. 170) hier Platz finden: „Die deutschen Worte in der slavischen Kirchensprache beweisen unwiderleglich, daß Konstantin (Cyrill) unter einem von Deutschland aus zur römisch-katholischen Kirche bekehrten Volke zu lehren und die Bibel zu übersetzen begann" (oder doch die Übersetzung vollendete). Daß die Übersetzung später erfolgt sei, behauptet auch die mährische Legende.

[2] Die Bewohner des großmährischen Reiches müssen demnach derselben östlichen Sprachfamilie, wie die Slovenen, Bulgaren ꝛc., nicht der westlichen, wie die Polen, Czechen ꝛc., angehört haben; vgl. den Excurs bei Dümmler, Die pannonische Legende, S. 169 ff.

Geleits- und Empfehlungsbriefen reisten, sie haben sich die dargebotene Gelegenheit gewiß nicht entgehen lassen. Und sollte sich nicht Cyrill vielleicht einen gleichen Erfolg bei Bogoris versprochen haben, wie er ihn bei dem Chazarenfürsten errungen hatte? Auch Bogoris und sein Volk waren für die Annahme des Christenthums nicht unvorbereitet; lateinische und griechische Missionäre waren hier thätig gewesen. Des Bogoris Schwester selbst war als Gefangene in demselben Konstantinopel Christin gewesen, aus welchem jetzt unsere beiden Heiligen kamen, und wirkte günstig auf ihren Bruder ein. Ob jener Mönch Methodius [1], von welchem Cedren mit Kaiser Konstantin und andern griechischen Historikern erzählt, daß er durch ein eigenhändig gemaltes jüngstes Gericht den Bogoris erschüttert und dadurch mehr als durch eine feurige Predigt umgestimmt habe, mit unserm Methodius identisch sei, bleibe dahingestellt [2]. Daß dieser und Cyrill jedenfalls mit Bogoris damals zusammengekommen, hat dem Gesagten zufolge alle Wahrscheinlichkeit für sich. Auch meldet die, freilich viel später verfaßte, mährische Legende [3]: „Zuerst kam Methodius zu den Bulgaren, die er mit dem Beistand Gottes durch seine Predigt zum Glauben bekehrte." Dasselbe berichtet die böhmische Legende, dasselbe ein altes Brevier von Olmütz [4]. Auch ist gewiß, daß gerade um diese Zeit (863) eine große Bewegung unter den Bulgaren zu Gunsten des Christenthums vor sich ging. „Gott sei Dank," schrieb Papst Nikolaus I. im Mai 864 an den Bischof Salomon von Konstanz [5], „daß, wie Du meldest, König Ludwig die Hoffnung trägt, der König der Bulgaren wolle sich bekehren, und bereits viele von ihnen Christen geworden sind." In der

[1] Römischer Mönch wird er nach dem Sprachgebrauch der Griechen genannt, welche auch alle Angehörigen des oströmischen oder griechischen Reiches Römer nannten. Cardinal Bartolini meint, es möchte einer jener Mönche gewesen sein, welche beim Bildersturm aus Byzanz nach Rom flüchteten und von da zurückgekehrt seien, daher der Name römisch.

[2] Cardinal Bartolini verneint es mit den meisten neueren Historikern; die Bollandisten ließen es dahingestellt; noch Assemani (Calendaria, III. p. 24 sqq. 32. 44) bejaht es; ein zwingender Beweis dagegen liegt nicht vor.

[3] Ed. von Ginzel S. 13; die italienische, pannonische und altserbische Legende schweigen davon, was allerdings schwer in die Wagschale fällt. Doch ist zu bemerken, daß sie sich mit dem eigentlichen Zweck der Mission bei den Mähren befassen, und der nebenbei erreichte Erfolg nicht sogleich, 863, zu Tage trat. Waren die Heiligen schon 862 von Konstantinopel abgereist, dann ist ihre Wirksamkeit bei den Bulgaren bis Frühjahr 863 noch sicherer.

[4] Acta SS. Mart. II, 13.

[5] Jaffé, Regesta Pontif. Rom., no. 2084.

That erfolgte noch in demselben Jahre[1] oder 865 des Bogoris Übertritt zum Christenthum.

Von Bulgarien begaben sich Cyrill und Methodius nach Mähren. Daß Fürst Rastislaw mit offenen Armen sie aufnahm, versteht sich. Hocherfreut zog man ihnen aus der Hauptstadt entgegen. Diese, fortan ihr gewöhnlicher Sitz, war wohl Welehrad[2], aus dessen Trümmern später Hradisch entstanden ist. Auch weihte Cyrill sogleich die Kirche St. Peter in Olmütz[3]. Eifrig durchwanderten sie das ganze Reich, Städte und Dörfer, und verkündeten überall die frohe Botschaft des Evangeliums in slavischer Sprache, unterrichteten das Volk, bekämpften die Laster, schritten gegen die abergläubischen, altheidnischen Gebräuche ein. Rastislaw selbst empfing die heilige Taufe und das Christenthum gelangte vollständig zur Herrschaft.

Was ihnen die Aufgabe ungemein erleichterte, war die Muttersprache, in der sie das Volk anredeten. Sie galten als Landesangehörige, während man die deutschen Geistlichen als Fremdlinge ansah, welche als Werkzeuge dienen sollten, das verhaßte fränkische Joch aufzuladen, und deßhalb nun verdrängte. Dazu trug noch mehr der Umstand bei, daß sie ihre eigene, von ihnen selbst erfundene, den Deutschen fremde Schrift hatten, ja daß sie der slavischen Sprache beim Gottesdienst, in der heiligen Messe und in der Liturgie sich bedienten. Gerade dieß aber mußte das gerechteste Aufsehen erregen und den hintangesetzten Missionären des lateinischen Ritus Waffen in die Hand liefern. Welche unerhörte Neuerung! hieß es. Man sperrt sich nicht nur gegen Kaiser und Reich ab, man führt auch nie Gesehenes, nie Gehörtes in die Religion ein. Man begreift, welcher Sturm losbrach. Die Anklage gelangte nach Rom. Papst Nikolaus I. stand freilich hoch über dem Parteigetriebe und war weit entfernt, von Nationalhaß und Rassenfeindschaft sich verblenden zu lassen. Die Thaten unserer Glaubensapostel hatten das lebhafteste Interesse und die beifälligste Theilnahme erregt. Allein solch ein eigenmächtiges Vorgehen in heiliger Sache konnte er nicht billigen. Er wünschte die großen Männer zu sehen und aus ihrem Munde zu vernehmen, was

---

[1] Vgl. Mansi in der Note zu und gegen Pagi, Crit. in Annales Baronii a. 866. no. 1; Cardinal Hergenröther, Photius, Bd. I. S. 598 ff.; Ginzel a. a. O. S. 39. — Cardinal Bartolini ist mit Hincmari Annales (ed. Pertz, M. G. SS. I. 473) für das Jahr 865; ebenso Assemani l. c. III. p. 39—44.

[2] Boczek, Codex diplom. et epistol. Moraviae. Brünn 1864. I. p. 85.

[3] Boczek l. c. I. p. 32; s. auch I. p. 49. 137.

Wahres an den Anklagen sei, und forderte sie auf, nach Rom zu kommen. Dieselben entsprachen auch ohne Zögern seinem Willen; die Organisation der neuen, herrlich aufblühenden Kirche erheischte ohnedem ein Einvernehmen mit Rom. Sie wählten also einige Schüler aus, welche sie für geeignet hielten, zu Bischöfen geweiht zu werden, und eilten, nach einem, wie bemerkt, $4^1/_2$jährigen Aufenthalt in Mähren nach dem Mittelpunkt der Christenheit. Auch den ihnen so theuren Leib des heiligen Papstes Clemens vergaßen sie nicht mit sich zu nehmen, wohl bewußt, daß die eigentliche Stätte seiner Gebeine Rom sei, und sie damit die größte Freude hervorrufen würden.

Auf dem Wege wurde ihnen die Genugthuung zu Theil, von Kozel, dem slavischen Fürsten von Unterpannonien (861—877), dessen Reich an das des Rastislaw grenzte, persönlich begrüßt[1] und mit Ehren überhäuft zu werden. Bei dem Slaven hatte des Cyrill Erfindung solche Theilnahme hervorgerufen, daß er, der Fürst selbst, die neue Schrift erlernte und jenem 50 Schüler übergab, um von ihm unterrichtet zu werden; Gold und Silber, das er gleichfalls anbot, wurde dankbar abgelehnt. In Rom trafen unsere Beiden Papst Nikolaus nicht mehr am Leben; am 13. November 867 hatte er seine ruhmvolle Laufbahn vollendet, und wenige Tage vor ihrer Ankunft Papst Hadrian II. den päpstlichen Thron (Nov. 867) bestiegen. Die Nachricht von ihrer Ankunft und der Überbringung der heiligen Gebeine des Papstes Clemens rief eine wahre Begeisterung hervor. In unbeschreiblichem Jubel zogen Papst und Klerus und Volk vor die Thore der Stadt hinaus ihnen entgegen, brennende Kerzen in den Händen, und wunderbare Heilungen beim Anblicke der Reliquien belohnten das Vertrauen der gläubigen Menge. Sie wurden mit festlichem Pomp in der alten Basilica beigesetzt, welche, nachdem der Kirche unter Kaiser Konstantin der Friede gegeben war, auf Grund und Boden des väterlichen Hauses dieses heiligen Papstes auf dem Monte Celio erbaut worden war.

Die ernste Angelegenheit unserer Slavenapostel nahm sogleich alle Sorgfalt des obersten Hirten der Kirche in Anspruch. Er berief eine Synode der römischen Kirche und der benachbarten Bischöfe und ließ in deren Gegenwart jene den ganzen Hergang, um dessentwillen sie angeklagt waren, auseinandersetzen. Waren sie wirklich eigenmächtig, ohne Vollmacht, wie es in der That den Anschein hat, bezüglich der slavischen

[1] Altserbische Legende, Kap. 15.

Sprache in der Liturgie vorgegangen, dann wird eine Zurechtweisung nicht ausgeblieben sein. Näheres indessen über die Verhandlungen, darüber namentlich, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbrachten, ist nicht vorhanden. Es handelte sich nun darum, was für die Zukunft zu gestatten sei. Sie traten sehr beredt für ihre Sache in die Schranken und erlangten es, daß für jene Volksstämme die slavische Sprache bei der Darbringung des heiligen Opfers und im kirchlichen Officium gestattet wurde. So sehr wußten sie den Papst für sich und ihre Sache einzunehmen, daß er, um seine Billigung vor Allen an den Tag zu legen, die Übersetzung der Evangelien in's Slavische auf dem Altare über dem Grabe des hl. Petrus [1] niederlegte. Das Alles geschah schwerlich an einem oder in ein paar Tagen; denn solche wichtige Angelegenheiten wurden nicht im Handumdrehen abgemacht, sie mußten auf das Reiflichste erwogen werden. Zudem mangelte es auch in Rom nicht an Solchen, welche die entgegengesetzte Ansicht geltend machten; geschah es doch nach dem Bericht der pannonischen Legende [2], daß der Papst gerade einem so gesinnten Bischof, um seinen Widerstand zu brechen, auftrug, fünf von den slavischen Schülern zu Lectoren und Priestern zu weihen.

Sodann wurde Sorge für eine feste kirchliche Ordnung der neuen Kirche getragen; Cyrill und Method wurden ausersehen, sie zu leiten. Nachdem sie beide das Glaubensbekenntniß abgelegt und den Eid geleistet, wurden sie zu Bischöfen geweiht. Die Namen von zwei Bischöfen, welche Cyrills Schüler zu Priestern weihten, sind uns erhalten [3]; es waren dieß der durch seine Mission bei den Bulgaren wohl bekannte Formosus [4], Bischof von Porto, und Gauderich, Bischof von Velletri, der Verfasser unserer italienischen Legende. Die Weihe unserer beiden Apostel zu Bischöfen ist angestritten worden; minder die des hl. Method [5], als

---

[1] Mährische Legende, No. 7; abweichend davon gibt die altserbische Legende Kap. 17: in ecclesia S. Mariae quae dicitur Phatne, d. i. ad praesepe (Dümmler, Die pannonische Legende, S. 179).

[2] A. a. O. Kap. 7.

[3] Altserbische Legende, Kap. 17; s. dazu Dümmler S. 212: er sieht in diesen Details und in ein paar anderen näheren Angaben, welche alle mit der Zeitgeschichte vollständig harmoniren, einen schlagenden Beweis für die Gleichzeitigkeit des Verfassers.

[4] Jaffé, Regesta, n. 2186. 2213. 2220.

[5] Die pannonische Legende irrt, indem sie die Weihe Methods zum Priester zur Zeit dieses Aufenthalts in Rom durch Papst Nikolaus und zum Bischof bei seiner zweiten Romreise berichtet (Kap. 6 u. 8); Dümmler theilt den Irrthum dieser zweimaligen Reise mit jener.

jene des hl. Cyrill. Allein die Aussage der italienischen Legende ist zu klar und bestimmt, die Autorität ihres Verfassers zu gewichtig, als daß sich daran zweifeln ließe. Um jedoch jedes Bedenken zu heben, widmet Cardinal Bartolini[1] der Frage eine eingehende Untersuchung.

Cyrill überlebte den Triumph seiner Anstrengungen für die Gründung der slavischen Kirche nicht lange. Er fühlte plötzlich seine Kräfte schwinden, sein Ende nahen; sein Bestreben ging deßhalb dahin, auf dasselbe sich echt christlich vorzubereiten. Er zog sich daher wieder in die stille Einsamkeit der Klosterzelle zurück, aus welcher ihn das Heiden-Apostolat herausgeführt hatte; bei dieser Gelegenheit nahm er den Namen Cyrill an. Vierzig[2] Tage danach war er eine Leiche. „Ich gehe von hinnen," sagte er[3] vorher zu seinem Bruder; „du verlangst nach dem Berg (dem Kloster auf dem Berg Olymp): verlasse um dieses willen deinen Beruf nicht, so kannst du besser selig werden." Der Todestag war der 14. Februar, das Jahr 869[4]; über ein volles Jahr hatten die Brüder in Rom zugebracht.

Dem Wunsche seiner Mutter gemäß, daß im Todesfalle eines ihrer beiden Söhne der Überlebende dessen Leiche in's Kloster zurückbringe, erbat sich Method den Leib seines Bruders vom Papste, um ihn heimzuführen; doch ließ er sich durch die inständigen Bitten der Römer bewegen, davon abzustehen. In der ewigen Stadt, an der Seite desjenigen

---

[1] S. 51—59. 72; Assemani's (l. c. III. p. 109 ss.) Gründe für die entgegengesetzte Ansicht werden insbesondere widerlegt. — Um Mißverständnissen vorzubeugen, dürfte bezüglich des Bildes in der unterirdischen Basilika des hl. Clemens, die Taufe des Rastislaw durch Cyrill vorstellend, bemerkt werden: Das Pallium, mit dem hierbei Cyrill geschmückt ist, kann nicht mit der Taufe selbst in Verbindung gebracht werden, da ja derselbe damals noch nicht Bischof war; der Maler hatte mithin nur die aus der folgenden Zeit ihm bekannte erzbischöfliche Würde Cyrills im Auge.

[2] Italienische Legende, Nr. 10.

[3] Pannonische Legende, Kap. 7.

[4] Die Ansichten der Historiker über das Jahr sind getheilt zwischen 868 und 869; mit Recht entscheidet sich Cardinal Bartolini für 869. Wir haben uns für dieses schon in dieser Zeitschrift, Bd. IV. S. 540, mit Dudik und dem „Katholik" (Mai 1872) gegen Ginzel erklärt. Die Erörterungen über die slavische Kirchensprache, die Organisation der mährischen Kirche, die Bischofsweihe der zwei Heiligen, die Zeit von da bis zum Eintritt Cyrills in's Kloster, die multi dies (Pannonische Legende, Kap. 7), die noch zu Rom verflossen waren — das Alles läßt sich nicht in die Spanne Zeit von ihrer Ankunft zu Rom um Anfang oder Mitte December 867 und dem Eintritt in's Kloster (5. Januar 868 oder gar 25. December 867) bringen. Die altserbische Legende hat das Jahr 6377 ausdrücklich Kap. 18, d. i. 869; siehe dazu Dümmler, Pannonische Legende, S. 181; Altserbische Legende, S. 212.

Papstes, dessen Überreste Cyrill aus Cherson herbeigebracht, sollten auch die seinigen selbst beigesetzt werden. In einem marmornen Sarge, unter Gesang von Hymnen und Psalmen, unter allgemeiner Betheiligung aller Klassen der Bevölkerung, wurden sie zuerst in die Vaticanische Basilica von St. Peter, alsbald hierauf aber in die Basilica des hl. Clemens gebracht. Das war kein Trauerzug; Dank gegen Gott war auf allen Gesichtern zu lesen. Ein Heiliger war von hinnen geschieden. Die Verehrung Cyrills war seitdem mit der des Papstes Clemens unzertrennlich verknüpft. Im Jahre 1084 wurden beide Gräber unter den Ruinen der Basilica S. Clemente bei der Verheerung des Stadttheils Monte Celio durch Robert Guiscard verschüttet. Genau tausend Jahre waren verflossen, seitdem Cyrill die Leuchte des Evangeliums unter die Slaven getragen, in den ersten Tagen desselben Jahres 1863, in welchem die slavische Völkerfamilie das 1000jährige Jubeljahr der Einführung des Christenthums und der Begründung ihrer Literatur feierte, als Cyrills Grabmal in der unterirdischen Krypta von S. Clemente wieder aufgefunden[1] wurde; es war auch um jene Zeit, als unter den von uns viel genannten Bulgaren die katholische Bewegung begann; es schien, als wollte Gott selbst ein Zeichen geben, die Morgenröthe einer neuen hoffnungsreichen Zeit.

Seitdem unsere beiden Apostel in's mährische Reich gekommen, waren sie es, welche unter allen Missionären auf das Thätigste und mit dem größten Erfolge für die Befestigung und weitere Ausbreitung des Christenthums gearbeitet hatten. Der Umstand, daß die deutschen Missionäre dem Volk angehörten, dessen Herrschaft mit Widerwillen getragen wurde, dessen Sprache fremd blieb, mußte ihrer Wirksamkeit Eintrag thun. Zwar gab es noch andere Missionäre des lateinischen Ritus, doch mag ihre Zahl jedenfalls nicht bedeutend gewesen sein. Daß es zudem noch solche des griechischen Ritus gab, welche aus dem Orient sich hierher gewendet hatten, diente nur dazu, Rivalität und jene wirre Verschiedenheit hervorzurufen, über welche des Fürsten Rastislaws oben besprochene Gesandtschaft zu Konstantinopel geklagt hatte. Was also vor Allem Noth that, das war die einheitliche Leitung. Dieß war denn auch zu Rom klar erkannt worden. Deßhalb bestimmte Papst Hadrian II. für die junge, durch die Sorgfalt unserer beiden Heiligen frisch aufblühende

[1] De Rossi, Bulletino di archeologia cristiana. I. (Roma 1863) p. 8—14; II. (1864) p. 1 sq.; IIe serie, a. 1. (1870) p. 129 sq. Mullooly, St. Clement pape and martyr and his basilica in Rome. Rome 1869.

Kirche Mährens eine neue hierarchische Ordnung, stellte den hl. Cyrillus als Oberhirten an ihre Spitze und übertrug, als dieser den 14. Februar 869 zu Rom gestorben war, die oberhirtliche Leitung seinem Bruder, dem hl. Methodius, welcher, gleich ihm, zu Rom die bischöfliche Weihe erhalten hatte.

Noch hatte Methodius Rom nicht verlassen, als Gesandte Kozels anlangten, jenes ihm engbefreundeten Fürsten von Unterpannonien, der zu Salaburg (Szalawar) oder Moosburg[1], an der Szala, einem Zufluß des Plattensees, residirte und dessen Land[2] sich von der Grenze des mährischen Reiches bis an die Drave[3] erstreckte und westwärts Theile des heutigen Niederösterreich, der Steiermark[4], Kärntens und Krains[5] umfaßte. Auch er begehrte Methodius, was dem Papste nicht wenig erwünscht war; denn dieser hielt jetzt den Augenblick für geeignet, die unter den Stürmen der Völkerwanderung und insbesondere unter der Herrschaft der heidnischen Avaren eingegangene pannonische Kirchen-

---

[1] Nach der ziemlich allgemein angenommenen Meinung von Dobrowsky, Salagius, Koller, Damberger, Schafarik, Palacky, Wattenbach ꝛc. Ginzel (a. a. O. S. 79) meint nach dem Vorgange von Dobner, Valvasor, Hahn ꝛc., es sei in Kärnten, an dem sogen. Wertsee zwischen Klagenfurt und Feldkirchen, gelegen gewesen. Dümmler und Miklosich glaubten nicht seiner Ansicht folgen zu müssen.

[2] Kozels Vater, der slavische Fürst Priwina, erhielt von Ludwig dem Deutschen um 835 einen Theil der karolingischen oder deutschen Ostmark als Lehen. Über deren Ausdehnung bezw. Grenze gegen Pannonien siehe v. Meiller, Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Kl. Wien. Bd. XVIII. S. 22. 49. 60. 80; Dümmler, Die südöstlichen Marken im fränkischen Reiche, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichte, Bd. X; Ginzel a. a. O. S. 60 f.; Gfrörer-Weiß, Byzantinische Geschichte, Bd. II. S. 98 ff.

[3] Südlich von der Drave herrschten im Jahre 827 Bulgaren. Brazlow, ein Slave und Verbündeter Swatopluks im Krieg gegen die Deutschen, anerkannte dann die deutsche Oberherrlichkeit über sein Gebiet zwischen der Drau und Save (Annal. Fuld., ed. Pertz, M. G. SS. I. 401 a. 884); später erhielt er Moosburg dazu.

[4] Pettau in Steiermark, am linken Ufer der Drave; der uralte, zur pannonischen Kirchenprovinz gehörende Bischofssitz Poetovio lag an der Grenze Pannoniens und Noricums, weßhalb man es zuweilen auch letzterem zugetheilt findet. Das Bisthum war längst eingegangen. Die Stadt gehörte zum Reich der Avaren, dann zu dem des Fürsten Priwina (830—861) (Pertz, M. G. SS. XI. 12 [Wattenbach]); im Jahr 874 war sie dem deutschen Grafen Gozwin unterworfen (ibid., et IX. 565). Die Drau schied die Jurisdiction des Erzbischofs von Salzburg und des Patriarchen von Aquileja.

[5] Nächst der Filialkirche St. Peter in der Pfarre Obermassenfuß ist auf steilem Abhang eine Kuppelkapelle, die älteste des Landes, in welcher Cyrill und Method der Sage nach Gottesdienst hielten; s. Mittheilungen des historischen Vereins für Krain, 1847, S. 85.

provinz wieder in's Leben zu rufen. „Nicht nur Dir," erwiederte er[1], „sondern auch allen jenen slovenischen Gegenden sende ich ihn als Lehrer Gottes und des hl. Petrus." Und er gab ihm einen Brief an Rastislaw und Kozel mit, laut dessen er die Feier der Liturgie in der slavischen Sprache gestattete, jedoch zur Pflicht machte, in der heiligen Messe Epistel und Evangelium zuerst in der lateinischen und dann in der slavischen Sprache zu lesen[2].

Der Sitz und der Titel des neuen Bisthums, oder genauer Erzbisthums, sowie der Umfang der Diöcese ist nicht genau bestimmt, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeitumstände hierfür zu ungünstig waren. Sicher ist nur, daß Methodius die erzbischöfliche Würde erhielt, daß ihm in Rücksicht auf die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und in Voraussicht der eintretenden Schwierigkeiten die Würde eines päpstlichen Legaten[3] ertheilt wurde, daß er endlich nach den Hauptländern seines

---

[1] Die pannonische Legende des hl. Methodius, ed. von Dümmler, S. 159: „Omnibus partibus illis Slovenicis mitto illum magistrum a Deo et ab apostolo Petro, primo episcopo et clavigero regni coelestis."

[2] Der ganze Brief Papst Hadrians II. in der pannonischen Legende S. 159, bei Nestor ein Bruchstück. Das Datum fehlt; er weist aber genau auf unsere Zeit, da der Herrschaft Rastislaws (d. i. bis Frühjahr 870), Cyrills aber als Verstorbenen († 869) gedacht wird. So bemerkt Dümmler S. 182 mit Recht, und er tritt für seine Echtheit ein. Bedenken könnten die Worte erregen: contra canonem nihil fecerunt (Cyrill und Method), während doch das eigenmächtige Vorgehen in Einführung der slavischen Liturgie nach Cardinal Bartolini ihnen einen Verweis in Rom zuziehen mußte. Da diese aber jetzt zu Rom selbst approbirt wurde, ließen sich jene Worte immerhin noch erklären; auch ist hier von ihr nicht direct die Rede. Noch auffallender ist, daß Method nicht präciser als Bischof bezeichnet wird, weßhalb auch Dümmler S. 184 ihn eine zweite Reise nach Rom 870 antreten läßt, um die Bischofsweihe zu erhalten. Allein das ist schon an sich ganz unwahrscheinlich und gegen unsern historisch-chronologischen Gang der Ereignisse. Eher läßt sich entgegnen, theils daß wir nur eine Übersetzung des verloren gegangenen Urtextes besitzen, theils daß es sich eben um eine Antwort auf Bitte um Lehrer slavischer Zunge handelte. Der gelehrte Agramer Domherr Dr. Ratschki hat in der That auf die Ungenauigkeit der Übersetzung der betreffenden Worte aufmerksam gemacht. Sein Aufsatz, eine Widerlegung der gegen die Echtheit besagten Briefes Hadrians von Ginzel erhobenen Einwürfe, im Arkiv za poojestnicu jugoslavensku, vol. IV. 281—298, ist mir nur aus Cardinal Bartolini S. 81—84 bekannt; ihm zufolge bedeutet das sveštše, consecrantes (Methodium) die Bischofsweihe.

[3] Die im Britischen Museum aufgefundenen Papstbriefe geben hierüber eine Aufklärung, die keinen Zweifel gestattet: Papst Johann VIII. nennt Method „Apostolicae sedis manu sacratus et e latere destinatus", Ewald im Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichte, Bd. V. (1880) S. 303, Note 21, und Note 22 betont er seine „legatio Apost. sedis ad gentes".

Wirkungskreises ebensowohl Erzbischof des mährischen Reiches[1] als Erzbischof von Pannonien[2] genannt wurde. Daß die südlicher gelegenen slavischen Länderstriche, zunächst das Gebiet zwischen der Drau und Save, nicht ausgeschlossen waren, geht schon daraus hervor, daß ja, worauf wir weiter unten zurückkommen werden, die alte pannonische Diöcese wieder hergestellt werden sollte, deren Metropole aber, Sirmium (Mitrovitsch), schon damals in Trümmern, in diesem zwischen Deutschen und Südslaven streitigen Gebiete lag. In der That berichtet die pannonische Legende[3] vom hl. Methodius, daß der Papst ihm den Bischofsstuhl des hl. Andronik in Pannonien übertragen habe; dieser Heilige galt nämlich der Tradition zufolge als erster Bischof von Sirmium. Aber auch noch weiterhin bis zu den slavonischen und kroatischen Slaven erstreckte sich Methods Gerichtsbarkeit; denn ein Schreiben des Papstes Johann VIII.[4] (December 872 bis December 882) mahnt Montemir, Fürsten „Slavoniens", der pannonischen Diöcese sich wieder anzuschließen und der Hirtensorgfalt des dortigen Bischofs (Methods) sich anzuvertrauen.

(Schluß folgt.)

Daniel Rattinger S. J.

---

[1] Archiepiscopus ecclesiae Moravensis. Jaffé, Regesta PP. RR. no. 2540. 2486. Timon S. J., Imago antiquae Hungariae, p. 167.

[2] Archiepiscopus ecclesiae Pannoniensis, Pannoniensium dioecesis. S. Jaffé l. c. no. 2258. 2259. 2487. Timon l. c. p. 164—166. Erben, Regesta Bohem. et Morav., I. p. 15 sq. Boczek, Cod. diplom. Morav., I. p. 39. Pagi (Crit. a. 880) irrte vielfach bezüglich dieses Erzbisthums. S. Assemani, Calendar., III. p. 136.

[3] A. a. O. S. 160. Vgl. dazu Dümmler daselbst S. 185 ff. Martinov, Annus graeco-slav., 17 mai., p. 130—131. Farlati, Illyr. Sac., I. p. 262; II. p. 83. Mit Unrecht lassen also Pagi (Crit. a. 880. n. 5) und Ginzel den Sprengel Methods nur bis zur Drau reichen.

[4] Ohne Datum; bei Jaffé l. c. no. 2259. c. a. 875. Schafarik (Slavisches Alterthum, Bd. II. S. 288 u. 475) hält ihn für einen kroatischen Fürsten, den er seit etwa 882 regieren läßt; Dümmler (S. 188) für den gleichnamigen Zeitgenossen Papst Johanns, Fürsten von Serbien. In letzterem Falle muß Methods Sprengel noch weiter nach Süden ausgedehnt werden.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

4. Verhaftungen. Die Panik. Das Parlament zieht den Proceß vor seine Schranken.

Wie wir bereits erzählten, schickten die Herren des geheimen Rathes trotz der Erklärung des Königs, er betrachte den Ankläger als einen gemeinen Lügner, Titus Oates sofort mit den nöthigen Verhaftbefehlen und einer Schaar Häscher, daß er womöglich alle „Verschwörer" dingfest mache. Oates kannte die Wohnungen der meisten Priester und Jesuiten in London; er hatte sie ja der Reihe nach um Unterstützung angebettelt. Sein erstes Opfer war P. William Ireland S. J., der Procurator der englischen Ordensprovinz. Nächtlicher Weile riß er den nichts Böses Ahnenden aus dem Bette. Alle seine Briefe und alle Rechnungsbücher der Provinz fielen den Gerichtspersonen in die Hände. Ganz gleich erging es P. Fenwick, der in London die Correspondenz und alle Aufträge des Collegs von St. Omer besorgte. P. Jenison und der Benedictiner-Laienbruder Pickering wurden ebenfalls in jener Nacht festgenommen. Man schleppte die Gefangenen sofort vor das Privy Council und unterzog sie einem scharfen Verhöre. Die Unschuld P. Irelands sprang so in die Augen, daß der Vorsitzende öffentlich erklärte, dieselbe sei klar erwiesen, wenn die hochangesehenen Personen, die er als Zeugen für sein „Alibi" aufrufen wollte, seine Angaben bestätigten. Gleichwohl warf man die Gefangenen in die elenden Kerker der Newgate, wo sie in strenger Einzelhaft einstweilen untergebracht wurden.

In der folgenden Nacht verhaftete Oates den Provinzial und dessen Secretär (Socius) P. Hervey. Beide waren gefährlich krank; P. Whitbread (Harcourt) hatte sogar die Sterbsacramente empfangen. Sie befanden sich im Hause Graf Egmonds, des spanischen Gesandten, und hofften daselbst durch die Immunität des Gesandtschaftshotels in ihrer Krankheit geschützt zu sein. Oates aber achtete weder die Privilegien des Gesandten, noch die Forderungen der Menschlichkeit. Mit einer Schaar Bewaffneter brach er in die Krankenzimmer und ließ die beiden Priester aus den Betten reißen, um sie, mehr todt als lebendig, in die Gefängnisse zu schleppen. Der Gesandte ließ das aber nicht zu; wenn

man seine beiden Gäste als Priester verfolge, so werde er seine Rechte zu schützen wissen, und wenn als Hochverräther, so bürge er mit seinem Leben dafür, daß sie sich dem Gerichte stellen werden. Oates wollte dennoch auf der Einkerkerung der beiden Schwerkranken bestehen; der Sheriff gab sich jedoch mit der Bürgschaft Graf Egmonds zufrieden, wenn das Privy Council nichts Anderes beschließe. Man stellte aber Wachtposten vor die Thüre der Kranken und nahmen alle Papiere des Provinzials mit sich. Wenn auch nur der Schatten einer Verschwörung bestand, so mußte sie in dieser Masse von Briefen, Büchern, Acten, darunter die Protokolle der letzten Provinzial-Congregation, auf welcher nach der Aussage Oates' die Ermordung des Königs beschlossen sein sollte, aufgefunden werden. Aus diesen Briefen hatte Oates die Beweise für die Wahrheit seines Berichtes versprochen, als der König ihn vor dem Privy Council den verlogensten Schuft gescholten hatte. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, die Jesuiten hätten ihre Papiere schon so gut geborgen, daß sie dem Gerichte nie in die Hände fallen würden. Und nun lagen sie alle der Einsicht des Privy Councils offen und zeugten laut gegen den meineidigen Angeber: dieser Schlag hätte den ganzen Lügenbau zertrümmern müssen, wenn nicht, wie schon bemerkt, gewissenlose Staatsmänner den wankenden Glauben gestützt hätten.

Auch Coleman, der Secretär der Herzogin von York, war in der Klageacte des Titus Oates genannt. Auf seine Verhaftung und auf die Wegnahme seiner Correspondenzen legten die Männer, in deren Interesse es lag, den Glauben an die Papistenverschwörung zu verbreiten, um so größeren Werth, als sie in seinen Papieren eine directe Waffe gegen die Thronfolge des Herzogs zu finden hofften. Coleman war Convertit und scheint sich durch seinen unklugen Eifer für die katholische Sache hervorgethan zu haben. Er glaubte die Zeit nicht ferne, in welcher England durch den Gemahl seiner Herrin und vielleicht auch durch die Hilfe Ludwig' XIV. zum alten katholischen Glauben zurückkehren würde. Sehr wahrscheinlich hatte er diesen Hoffnungen in seinen Briefen warmen Ausdruck gegeben. Der Herzog von York, der wohl wußte, daß die ganze erfundene Verschwörung nur eine Mine war, um ihn zu sprengen, und dem es bekannt war, daß die Liste der „Verschworenen" auch Coleman enthielt, warnte daher den Secretär seiner Gemahlin und rieth ihm, seine Papiere in Sicherheit zu bringen. Hätte sich Coleman schuldig geglaubt, er würde wohl die Zeit zur Flucht nach Frankreich benützt haben. So begnügte er sich, einige Briefe zu verbrennen, die andern

schienen ihm ungefährlich. Diese fielen den Häschern in die Hände, als sie Coleman verhafteten. Sie bestätigten auch nicht in einem Punkte die Angaben des Titus Oates; doch war in ihnen in allgemeinen Ausdrücken von der Hoffnung die Rede, daß sich England bald zum katholischen Glauben bekehren, daß die Ketzerei besiegt würde und Ähnliches. Nichts wirklich Gravirendes, nichts, was unter gewöhnlichen Verhältnissen auch nur den Verdacht eines Verrathes oder einer Verschwörung begründet hätte.

Inzwischen wurden die abenteuerlichsten Gerüchte von der „entdeckten Verschwörung" in Umlauf gesetzt. Die Menge, stets geneigt, das Ungeheuerlichste zu glauben, erzählte sich und vergrößerte noch die Märchen des Titus Oates. Man habe bereits viele Kisten voll Waffen aufgefunden, hieß es; aber den größten Munitionsdepots sei man noch nicht auf der Spur. Die schreckliche Mordbande, die über alle drei Königreiche verbreitet sei, könne jeden Augenblick losschlagen; es sei nicht nur auf das Leben des Königs, sondern aller Protestanten abgesehen. Stündlich stehe die Landung eines französischen Heeres zu befürchten, ja sie sei schon erfolgt, in Schottland, wie die Einen sagten, in Irland, wie die Andern behaupteten. Der König soll erdolcht, vergiftet, mit Silberkugeln erschossen werden, und wenn man mit den Protestanten in England aufgeräumt habe, so werden alle Nichtkatholiken auf dem Continent den Jesuiten an's Messer geliefert werden. London könne jede Nacht in Flammen aufgehen u. s. w. Das Alles wurde erzählt und weiter berichtet; je ungeheuerlicher und schauerlicher die Neuigkeiten lauteten, desto wahrscheinlicher schienen sie den guten Leuten, desto besser stimmte das Alles mit den Schilderungen, welche die Prädicanten seit Jahr und Tag über die blutdürstigen Jesuiten von den Kanzeln aus unter das Volk gebracht hatten. Es läßt sich nicht sagen, welche Aufregung sich Londons durch alle diese Gerüchte bemächtigte, welche Panik von der Hauptstadt aus bis in die entferntesten Provinzen sich verbreitete.

Doch konnte dieser urplötzliche Sturm naturgemäß nicht lange dauern; die Gerüchte bestätigten sich nicht; es erfolgte kein Attentat auf den König, es landete keine französische Flotte, kein Aufstand erhob sich und der gefürchtete Brand der Hauptstadt blieb aus. Nach kurzer Zeit machte sich daher der Rückschlag geltend, als auf einmal ein unseliges Ereigniß das Schlimmste zu bethätigen schien und im Nu die Panik Londons wieder auf ihrem Höhepunkte stand. Wie ein Lauffeuer ging nämlich den 13./23. October die Kunde von Straße zu Straße, Sir

Edmundbury Godfrey, der Friedensrichter, bei dem Oates und Tongue ihren Bericht beschworen und hinterlegt hatten, sei verschwunden. Sofort hieß es, wahrscheinlich sei er von den Papisten ermordet, und als man nach einigen Tagen, am 17./27. October wirklich den Leichnam des unglücklichen Mannes vor London draußen in einem trockenen Graben bei Primrose Hill auffand, erklärte die öffentliche Stimme sofort den Friedensrichter als das Opfer der Verschwörung. Daß der Mann eines gewaltsamen Todes gestorben war, lag auf der Hand; das eigene Schwert steckte in seinem Leibe; daß er nicht das Opfer eines Räubers war, bewies die Börse, die man in den Kleidern des Todten fand. Also, schloß die Logik der aufgeregten Massen, wurde er von den Papisten ermordet und der Bericht des Titus Oates von der greulichen Verschwörung beruht auf Wahrheit.

Die Todesursache Sir Edmundbury Godfrey's ist auch heute noch nicht völlig aufgeklärt. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche die That Shaftesbury und seinen Creaturen zuschrieben.

Wir haben schon gesagt, daß der Lord Schatzmeister Danby den Glauben an die Papistenverschwörung benützen wollte, um die geschwundene Volksgunst wieder zu erobern. Durch seinen Sturmruf gegen die katholische Kirche wollte er sich als einen Pfeiler der Kirche Englands hinstellen. Es war das gewöhnliche Manöver der englischen Staatsmänner jener Zeit: in Schwierigkeiten hetzten sie John Bull gegen die Papisten. Allein Graf Danby, der die Furie des protestantischen Fanatismus entfesselte, besaß nicht die Kraft, sie zu leiten. Ein Anderer riß ihm bald die Zügel aus der Hand; sein Gegner Shaftesbury lachte über den Eifer des Lord Schatzmeisters: „Mag Danby so laut ‚No Popery' schreien, als er Lust hat, und meinen, er habe so das Complot als Waffe in seiner Hand: ich schreie doch noch einen Ton höher und werde ihn bald aus seiner Stelle verdrängen." [1]

Shaftesbury war bald die Seele des furchtbaren Sturmes, der sich jetzt gegen die katholische Kirche Englands entfesselte, und zwar so sehr, daß die Verschwörung neben dem Namen Titus-Oates-Plot geradezu den Namen „Shaftesbury's-Plot" erhielt. Der protestantische Geschichtschreiber Echard [2] sagt, wie nämlich Oates der Entdecker der „Thatsachen" sei, so habe Shaftesbury es verstanden, sie als „glaubwürdig" darzustellen. Anthony Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury, ist einer

[1] Vgl. Onno Klopp, Der Fall des Hauses Stuart, Bd. II. S. 167.

[2] History of England, v. III. p. 458—468.

der gewissenlosesten Staatsmänner, die jemals lebten. Vierzig Jahre hatte er der Reihe nach die verschiedensten Parteien geführt und betrogen und hatte jeden neuen Umschwung mit durchtriebener Schlauheit so auszunützen verstanden, daß sein Einfluß und sein Vermögen durch den Sturz jedes verrathenen Freundes höher stieg. Der Erfolg, stets der Abgott der Massen, ließ ihn den Augen des Volkes als ein Wunder von Staatsklugheit erscheinen: was er that und sprach, galt als Orakel. Damals stand dieser Mann, obschon selbst ein Gotteslängner, an der Spitze der anglikanischen Fanatiker, war Führer der Opposition und bot Alles auf, um dem Herzog von Monmouth, dem natürlichen Sohn Karl' II., die Krone Englands zu verschaffen. Er war der Urheber der Exclusion Bill, der Todfeind des Herzogs von York, und da ihm sofort die politische Tragweite der Entdeckung Oates' einleuchtete, wenn es nur glückte, dem plumpen Lügengewebe bei den Massen wenigstens Glauben zu verschaffen, so warf er sich schnell entschlossen zum Anwalt und Beschützer des „Entdeckers" und seiner Erzählung auf. Er erreichte so den doppelten Zweck: seinem politischen Gegner Danby die Waffe der Popularität zu entreißen, und zugleich den viel wichtigeren — den Haß gegen die Katholiken, also auch gegen den Herzog von York, bis zur Raserei zu steigern, um so dessen Ausschluß von der Thronfolge zu erzwingen. Karl II. nannte einmal Shaftesbury „den größten Schuft seines Königreiches". Macaulay sagt von demselben: ein Mann, wie er, habe zweifelsohne die Geschichte der Verschwörung als eine Lüge betrachtet, „aber es war eine Lüge, die seinen Plänen diente, und seinem verhärteten Gewissen machte der Tod eines Unschuldigen nicht mehr Unruhe als der Tod eines Feldhuhnes." [1]

Wenn der Friedensrichter Sir Edmundbury Godfrey wirklich ermordet wurde, so liegt der Gedanke nicht fern, Shaftesbury habe seine Hand mit im Spiele gehabt. Jedenfalls müßte diese Annahme wahrscheinlicher erscheinen, als die Annahme, die Papisten hätten ihn ermordet. Welches Motiv hätte sie auch hierzu antreiben können? Wäre es Rache gewesen, sie würde sich doch wohl gegen Titus Oates oder Tongue und nicht gegen den unschuldigen Beamten des Königs, der überdieß bei den Katholiken allgemein als ein billig denkender Mann galt, gerichtet haben. Doch steht es gar nicht fest, daß überhaupt ein Meuchelmord vorlag; ebenso wahrscheinlich ist Selbstmord. Der Friedensrichter litt seit län-

[1] The history of England. Tauchnitz Edition, I. p. 234.

gerer Zeit an schwerer Melancholie; er meinte, es sei ihm bestimmt, sein Leben am Galgen zu beschließen. Namentlich nach der Verhaftung Colemans, der zu seinen Freunden zählte, bemerkten Viele eine große Niedergeschlagenheit an Godfrey, und überdieß steht fest, daß eine krankhafte Melancholie in seiner Familie erblich war. Auch sein Vater hatte bei einem Anfalle dieses Leidens Hand an sich selbst gelegt. Bei der näheren Untersuchung des Leichnams fand sich außer der Wunde, in welcher sein eigener Degen steckte, ein rother Streifen rund um den Hals, wie von einer Schlinge. Wenn sich der Schwermüthige selbst erhängte, so haben seine Angehörigen die Leiche, um den Verdacht des Selbstmordes abzulenken, an die Stelle gebracht, wo man sie fand. So retteten sie sich das Vermögen, denn die Habe des Selbstmörders wäre nach dem englischen Gesetze der Krone verfallen. Das Alles hätte den Gerichtspersonen, welche die Leichenschau vornahmen, von Gewicht scheinen müssen, aber sie standen zu sehr unter dem Eindrucke der öffentlichen Meinung, die im Sturme Alles mit sich fortriß. Sie erklärten, es liege nicht Selbstmord, sondern Meuchelmord vor, und hunderttausendstimmig hallte es durch die Straßen der Hauptstadt: „Die papistischen Verschwörer haben ihn gemeuchelt."

Eine Volksscene in riesigem Maßstabe sollte nun die Ungeheuerlichkeit der von den Jesuiten geplanten Verschwörung London und ganz England zum Bewußtsein bringen. In Prozession wurde der blutige Leichnam durch die Straßen getragen; 70 Prädicanten zogen vorauf, laut erklärend, sie brächten den Leib des ersten Märtyrers, der unter dem Dolche der Feinde ihrer Religion gefallen sei. In unabsehbaren Schaaren drängte das Volk nach. Man mußte die Leiche 14 Tage öffentlich ausstellen, um der Neugierde der Massen zu genügen, die von nah und fern herbeiströmten, und sich an der Bahre des Todten von den fürchterlichen Anschlägen der Papisten erzählen ließen.

Es ist etwas Schreckliches um die Macht einer Meinung, welche von Tausenden und Tausenden inmitten einer aufgeregten Bevölkerung laut als Wahrheit ausgeschrieen wird. Prüfungslos wird sie hingenommen und geglaubt. Von dem Tage an, da Edmundbury Godfrey's Leiche unter dem Wuth- und Angstgeschrei der Einwohner durch die Straßen Londons getragen wurde, zweifelten nur Wenige an dem wirklichen Bestande einer blutigen Verschwörung und wagten noch Wenigere ihre Zweifel laut auszusprechen. Die Jahresbriefe der Gesellschaft Jesu klagen, daß viele selbst von den Katholiken die Märchen glaubten,

welche von allen protestantischen Kanzeln gepredigt, in allen Volksversammlungen verkündet, in Hunderten von Flugschriften gelesen und durch die bekannten Schaudergeschichten der Bartholomäusnacht und der Pulververschwörung scheinbar bestätigt wurden. Um nur der Wuth des Pöbels zu entgehen, stimmten Manche offen in die Verwünschungen gegen die Orden ein, die vor Allem als Anstifter und Helfershelfer dieser blutigen und schändlichen Pläne galten.

Die Panik, die sich in diesen Tagen Londons bemächtigte, ist unglaublich. Alle Milizen der Hauptstadt, etwa 50 000 Mann, traten unter die Waffen; Kanonen rasselten durch die Straßen und wurden auf öffentlichen Plätzen, namentlich um den königlichen Palast von Whitehall aufgepflanzt. Kein Bürger traute sich unbewaffnet auszugehen, wenigstens trug er schwere Bleikugeln an einem kurzen Schlagriemen unter dem Gewande; ja selbst die Frauen bewaffneten sich mit Dolchen, auf deren Klingen eine Mahnung an die Ermordung Godfrey's und ein Aufruf, treu zur protestantischen Religion zu stehen, eingravirt waren. Mehr als 20 000 solcher Messer wurden in wenigen Tagen verkauft. Abends legte man sie unter die Kopfkissen, um sie zur Hand zu haben, wenn die gefürchtete Mordnacht kommen würde. Häscherbanden zogen herum und durchsuchten, freilich umsonst, alle Häuser der Katholiken nach Waffen; alle Gefängnisse der Hauptstadt und der Grafschaften füllten sich mit unschuldigen Priestern und Laien, und Tag und Nacht erwartete man irgend eine ungeheuerliche That von Seiten der Verschworenen oder ihrer Bundesgenossen in Frankreich, Spanien, Deutschland.

Inmitten dieser furchtbaren Aufregung trat den 21./31. October das Parlament zusammen. Der König, der doch vor dem Privy Council so unverholen Titus Oates als einen meineidigen Lügner erklärte, hatte der öffentlichen Meinung gegenüber nicht den Muth, die Unschuldigen zu vertheidigen. Im Gegentheile, seine Worte schienen den Glauben an den Bestand der Verschwörung zu bestätigen. Er sagte in der Thronrede: er habe gehört, die Jesuiten hätten sich gegen sein Leben verschworen, doch wünsche er, über diese Angelegenheit zu schweigen und die ganze Sache den Gerichten zu überlassen. Das Unterhaus war damit keineswegs zufrieden. Am 24. October (3. Nov.) beschied es Dr. Tongue und Titus Oates vor seine Schranken und ließ sich das abenteuerliche Lügengewebe von seinem Erfinder vorerzählen, dann erklärte das Haus: „es bestehe in Wahrheit ein höllisches Complott der Papisten zur Ermordung des Königs,

zum Umsturze der Regierung und zur Vernichtung der protestantischen Religion". Gleichzeitig verlangten beide Häuser des Parlamentes, daß man Wachen in die Kellergewölbe unter den Versammlungshallen bei Tag und Nacht aufstelle, als fürchteten sie eine neue Pulververschwörung. Ein allgemeiner Fast- und Bußtag wurde vom Parlamente ausgeschrieben, um den Schutz des Himmels auf den König und alle getreuen Unterthanen herabzuflehen. Die vorgebliche Verschwörung sollte nicht, wie der König es wollte, durch die ordentlichen Gerichte, sondern durch eigens vom Parlamente ernannte Commissionen untersucht werden; alle darauf bezüglichen Acten und Papiere seien dem Hause vorzulegen. Eine Bill wurde schon in der ersten Sitzung eingebracht, welche alle Katholiken aus London und zehn Meilen im Umkreise der Hauptstadt verbannte; die Katholiken in den Provinzen durften sich nicht weiter als fünf Meilen von ihrem Hause entfernen; bei Hofe solle allen fremden und verdächtigen Personen der Zutritt verweigert werden; die Milizen von London und Westminster sollen sich marschfertig halten; alle Personen, welche Oates in seiner Liste der Verschworenen angab, wessen Standes und Ranges sie auch seien, sollen alsbald eingekerkert werden, namentlich seien die katholischen Earls of Powis und Castlemane, Viscount Stafford und die Lords Petre, Arundel of Wardour und Bellasyse gleich in den Tower zu werfen.

Ebenfalls in dieser stürmischen Sitzung, welche von Morgens 8 Uhr bis Nachts 10 Uhr dauerte, brachte Shaftesbury, der an der Spitze der ganzen Bewegung stand und die Stellung des Herzogs von York bei der allgemeinen Stimmung im Sturme zu nehmen hoffte, eine Bill ein, welche die katholische Thronfolge unmöglich machen sollte. Dieselbe verlangte von allen Katholiken ohne Ausnahme den schon oben erwähnten Treue- und Suprematseid und verschärfte denselben mit dem Zusatze, daß der katholische Gottesdienst Abgötterei sei[1]. Wer diesen Eid verweigere, könne weder vor einem Gerichtshofe Klage führen, noch Vor-

[1] In dem Eide heißt es u. A.: „Ich, N. N., erkläre feierlich, daß ich glaube, es finde in dem Sacramente des Abendmahles keinerlei Wesensverwandlung der Bestandtheile des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi statt, weder bei noch nach der Consecration derselben durch was immer für einen Menschen, und daß die Anrufung oder Anbetung der Jungfrau Maria oder sonst eines Heiligen und das Meßopfer, wie dieselben jetzt in der römischen Kirche im Gebrauche sind, abergläubisch und götzendienerisch seien, und ich betheuere feierlich u. s. w., daß ich diese Erklärung im natürlichen und gewöhnlichen Sinne der Worte, wie sie von englischen Protestanten verstanden werden, ohne jede Zweideutigkeit mache."

mund, Testamentsvollstrecker, Verwalter eines Vermögens mit rechtlicher Befugniß sein, ja, er könne nicht einmal eine Erbschaft, ein Vermächtniß oder eine Schenkung entgegennehmen; noch viel weniger solle er fähig sein, irgend eine öffentliche Stellung zu bekleiden, oder dürfe den Palast des Königs betreten oder sonstwie sich in der Umgebung des Monarchen befinden. Schon am 28. October nahm das Unterhaus diese Bill ohne irgend welche Beschränkung an und es stand zu befürchten, daß das Oberhaus dasselbe thun werde.

Am 31. October (9. Nov.) endlich fand unter ungeheurem Zulauf die feierliche Beerdigung Godfrey's statt. Sie steigerte womöglich noch den rasenden Fanatismus. Zu seinem Texte hatte der Prediger, der von Bewaffneten umringt am Grabe stand, als gälte es auch sein Leben, die Worte gewählt: „Wie ein Mann fällt vor den Gottlosen, so bist Du gefallen." Er feierte den Todten als einen wahren Märtyrer, als den ersten von den zahllosen, welche papistische Bosheit in diesem Augenblicke und in dieser Stadt dem Verderben weihen möchte. Die Beschlüsse, welche das Unterhaus am nächsten Tage faßte, sind der Widerhall dieser stürmischen Straßenscene. Es wiederholte seine Überzeugung, daß ein greuliches Papisten-Plot wirklich bestehe, und forderte Maßregeln, binnen 24 Stunden 100 000 Mann unter die Waffen rufen zu können.

So hoch gingen jetzt die Wogen, daß am 2./12. November Shaftesbury persönlich im Oberhause einen directen Angriff auf den Herzog von York unternahm und zwar in Anwesenheit des Königs. Dasselbe geschah im Unterhause durch Lord Russell. In einer Adresse an den König verlangte man ausdrücklich von Karl II., daß er seinen Bruder aus seiner Umgebung entferne und aus dem Privy Council entlasse. Man glaubte den Sturm durch ein Opfer beschwören zu müssen, und auf den Wunsch des Königs erklärte der Herzog von York im Oberhause seinen freiwilligen Austritt aus dem geheimen Rathe. Dafür wurde von den Peers der Eidesbill die Clausel beigefügt, daß sie auf den Bruder des Königs keine Anwendung finde. So war der erste Sturmlauf Shaftesbury's in dem Hauptpunkte freilich abgeschlagen, aber er hatte immerhin einen Erfolg von ungeheurer Tragweite: selbst in dem Falle, daß der Opposition die Verhinderung einer katholischen Thronfolge nicht glücken sollte — was hatte ein Monarch zu bedeuten, welcher in der ganzen Rangordnung der Beamten auch nicht Einen Glaubensgenossen haben durfte? Zudem verloren durch diese Bill Shaftesbury's, welche bis zur Emancipation der Katholiken im Jahre 1829, also volle 150

Jahre, in Kraft blieb, nicht weniger als 21 katholische Peers[1] Sitz und Stimme im Oberhause.

Natürlich sprach die öffentliche Meinung das Hauptverdienst der glücklichen Abwendung des allgemeinen Umsturzes dem Entdecker Titus Oates zu. Laut feierte ihn die Menge als den „Retter des Vaterlandes". Der Mensch, der eben noch als verachteter Bettler auf der Straße gestanden hatte, wurde jetzt mit Einladungen der höchsten Aristokratie überschüttet, ja das Parlament empfahl den durch ehrlose Verbrechen Gebrandmarkten der besondern Huld des Königs, und Karl II., der ihn vor Monatsfrist „den verlogensten Schuft" (a most lying scoundrel) genannt hatte, wies ihm jetzt in seinem königlichen Palaste Whitehall eine Wohnung an und setzte ihm als Lohn für seine treuen Dienste eine Jahrespension von 1200 Pfund Sterl. (24 000 Mark) aus.

Die Partei Shaftesbury's konnte mit der geschickten Ausbeutung der höchst plump angelegten Klage zufrieden sein. Schon im November 1678, nach dem ersten Sturmlaufe, schien die Stellung des Herzogs von York beinahe unhaltbar, und der Leiter der Opposition hatte alle Hoffnung, im weiteren Verlaufe des Processes, dem jetzt die ganze Energie zugewendet wurde, neue Momente zu finden, welche die katholische Thronfolge zur Unmöglichkeit machen würden.

5. Der zweite Zeuge.

Die nächste Aufgabe Shaftesbury's und seiner Leute war die Beibringung eines Zeugen, der eidlich die Aussage des Titus Oates unterstützen würde. Nach dem englischen Gesetze bedarf es nämlich für eine Klage auf Hochverrath zum Wenigsten zweier Zeugen, und bis jetzt — länger als einen Monat nach der Verhaftung so vieler Männer in London und in allen Grafschaften des Landes — stand Oates mit seiner Erzählung allein. Man hatte geglaubt, das Versprechen voller Straflosigkeit würde aus der großen Menge der Gefangenen schon irgend einen zum Bekenntnisse vermögen: aber alle blieben fest bei der Betheuerung

[1] Die Namen der katholischen Peers sind: der Herzog von Norfolk, die Earls von Shrewsbury, Berkshire, Portland, Cardigan und Powis, die Viscounts Montague und Stafford, die Lords Mowbray, Andley, Stourton, Petre, Arundel of Wardour, Hunsdon, Bellasyse, Langdale, Teynham, Carrington, Widdrington, Gerard of Bromley und Clifford. Nur drei: der Marquis of Worcester, Lord Mowbray, Sohn des Herzogs von Norfolk, und der Earl of Berkshire, sollen ihre Sitze im Oberhause höher geachtet haben, als ihre Religion.

ihrer Unschuld und erklärten einmüthig, sie hätten auch nicht die mindeste Kenntniß von dem Bestande irgend einer Verschwörung. So konnte selbst zu Anfang November die Gerichtsverhandlung zu nicht geringer Verlegenheit Shaftesbury's immer noch nicht eingeleitet werden. Der König setzte eine Summe von 500 Pfund Sterling (10 000 Mark) für denjenigen aus, welcher den Mörder Godfrey's überführen würde, und sicherte die gleiche Belohnung sogar den Helfershelfern beim Morde mit gänzlicher Amnestie zu, wenn sie nur zeugen wollten.

Das half. Ein gewisser William Bedloe war kurz vor dem Tode Godfrey's aus dem Gefängnisse von Newgate entlassen worden, ein würdiger Geselle eines Titus Oates; der nahm sich der Sache an. In seiner Jugend trieb er sich als Laufbursche und Bettler in den Straßen Londons herum, kam später unter die Dienerschaft Lord Bellasyse's; schlechter Streiche wegen, wahrscheinlich durch einen Verwalter seines Herrn, den er darum aus Rache unter den Mördern Godfrey's nannte, davongejagt, wurde er Briefbote und übernahm Aufträge nach Frankreich und Spanien. Frech und anstellig, benützte er diese Lebensweise zu jeder Art von Gaunerei: er reiste unter falschem Namen, borgte Geld und werthvolle Sachen auf gefälschte Briefe hin, zog als Edelmann gekleidet durch Spanien und Frankreich, raubte und betrog so viel er konnte, machte die Bekanntschaft mit manchem Gefängniß, wurde in der Normandie sogar zum Tode verurtheilt, wußte sich aber, da es ihm auf falsche Eide gar nicht ankam, überall wieder loszumachen. Der Mann war, wie gesagt, gerade damals aus Newgate, wo er eine seiner Betrügereien gebüßt hatte, entlassen und stand nun erwerbslos auf der Straße. Was konnte ihm erwünschter kommen, als die Aussicht auf eine Belohnung von 500 Pfund und auf gleiche Ehre wie Titus Oates? Bedloe bedachte sich nicht zweimal. Um die Sache eclatanter zu machen, beschloß er, sich in einer Provinzialstadt verhaften und unter Bedeckung nach London bringen zu lassen.

Er reiste also nach Bristol. Auf dem Wege dorthin schrieb er aus Newbury einen räthselhaften Brief an das Privy Council mit der Bitte, man möge ihn festnehmen, in das Gefängniß von Bristol werfen und nach London zurückführen. Wirklich wurde der verlangte Haftbefehl ausgefertigt und zwar, merkwürdig genug, an Bedloe selbst, mit der Weisung, den Befehl nach eigenem Gutbefinden dem Mayor (Schultheiß) von Bristol zu übergeben. So wurde er in Gegenwart einer großen Volksmenge unter gewaltigem Lärme auf offener Straße verhaftet; das

sei der Mann, der den Schlüssel zum Papistencomplott besitze, sprengte man aus. Am 5. November brachte man Bedloe unter großem Zusammenlaufe des Volkes nach London. Wie gut war der Tag gewählt! Ist doch der 5. November, der sogenannte Guy-Fox's-Tag, der Gedächtnißtag der unseligen Pulververschwörung, den die Protestanten Englands bis noch vor wenigen Jahren mit lautem No-Popery-Geschrei und öffentlichen Maskeraden feierten. Welche Aufregung muß damals in den Straßen Londons getobt haben! Am 7./17. wurde er in Gegenwart des Königs und zweier Staatssecretäre verhört. Das British Museum besitzt eine Copie dieses ersten Verhörs[1], und da es von großer Bedeutung scheint, die ersten Aussagen des Zeugen mit seinen späteren vergleichen zu können, wollen wir eine treue Übersetzung derselben hier folgen lassen:

7. November. Mr. Bedloe's Bekenntniß vor Sr. Majestät über die Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's.

Er sagt, daß Sir Edmundbury Godfrey an dem Samstage, an dem man ihn vermißte, gegen zwei Uhr Nachmittags auf dem Heimwege sich befand, als ihm drei Herren begegneten und mittheilten, sie könnten bei der Strand Bridge einige Personen zeigen, welche thätigen Antheil an der Verschwörung genommen hätten. Da wollte Sir Edmundbury Godfrey gleich zur Verhaftung jener Leute schreiten, aber sie luden ihn ein, in einen Haushof zu treten, bis ein Constabler zur Stelle wäre. Kaum hatte jedoch Sir Edmundbury Godfrey ein paar Schritte gemacht, so stürzten sich mehrere Personen über ihn und verstopften ihm den Mund. Zwei Bettelmönche und einige von Lord Bellasyse's Dienerschaft thaten das Gleiche, und nachdem sie ihn in ein abgelegenes Zimmer geschleppt, verlangten sie die Klageschrift des Mr. Oates heraus und versprachen, sein Leben zu schonen, wenn er sie ausliefern wollte. Ihre Absicht war aber, ihn zu ermorden, auch wenn er sie ihnen gegeben hätte. Sir Edmundbury Godfrey sagte, sie sei in den Händen des Königs und des Rathes und er könne daher unmöglich ihren Wunsch erfüllen. Auf diese Worte begannen sie ihn unmenschlich und barbarisch zu quälen und knieten auf seine Brust, bis sie ihn für todt hielten; als sie aber sein Kleid öffneten und seinen Herzschlag noch fühlten, nahmen sie eine Halsbinde und schnürten sie so fest um seinen Hals, daß er starb. Ferner sagte er (Bedloe), er sei zu spät gekommen, um bei dem Morde mitzuhelfen; er habe ihn erwürgt und todt auf dem Boden angetroffen; habe aber sofort aus dem Munde der Thäter den ganzen Hergang erfahren. Seine Leiche wurde vor den Hochaltar der Kapelle der Königin gelegt und blieb daselbst liegen, bis sie insgeheim miteinander einen Plan gefaßt hatten, sie bei Seite zu schaffen. Ferner sagte er, zwei Guineen sei der Lohn der Unternehmer gewesen, man

[1] Additional Mss. 11 058. n. 244.

habe die Leiche am darauffolgenden Mittwoch in einer Sänfte in das Haus Lord Bellasyse's geschafft und von dort in einer Kutsche an die Stelle, wo man sie fand. Auch theilte er den Herren mit, er habe verschiedene Punkte zu offenbaren, welche sich auf die Verschwörung bezögen, und er sei im Stande, mehrere Angaben, die Mr. Oates gemacht, zu bestätigen, aber er bitte um die Erlaubniß, sein Zeugniß schriftlich einzureichen, damit er nicht mehr enthülle, als er beweisen könne. Die Thäter (die Mörder Sir Edmundbury Godfrey's) seien: Eveley und Le-ffery, Jesuiten; Penchard und Atkins, Laien; der Vogt (Keeper) der Kapelle der Königin und ein Kammerdiener Lord Bellasyse's.

In dem vorliegenden Documente wird das Haus, in welchem der Mord stattgefunden haben sollte, zwar nicht genannt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Somerset-House, die Residenz der Königin, gemeint ist. Wie hätte sonst die Leiche vor den Hochaltar der Kapelle der Königin gelegt werden können? Anderen Quellen zufolge, auf welche sich nicht nur Lingard, sondern auch die namhaftesten protestantischen Geschichtschreiber stützen, hätte Bedloe bei seinem ersten Verhöre eidlich betheuert, er wisse von der Verschwörung rein nichts und nur über die Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's könne er Aufschlüsse geben. Nach Lingards Bericht sagte er, P. Le Fevre, der Beichtvater der Königin, hätte ihm erzählt, er selbst und P. Walsh habe den Friedensrichter mit Beihilfe eines Dieners Lord Bellasyse's und eines Dieners der königlichen Kapelle zwischen zwei Kissen erdrosselt. Man habe ihm 2000 Guineen (nach einer andern Nachricht 4000 Pfund Sterl.) geboten, wenn er die Leiche bei Seite schaffen würde.

Noch beim Verhöre des folgenden Tages (8./18. November) sagte er eidlich aus, er kenne Titus Oates nicht persönlich; als ihn aber diese Behauptung später mit andern Aussagen in die Enge brachte, half er sich mit der Angabe, er habe Titus Oates wohl persönlich gekannt, jedoch nicht unter diesem Namen, sondern unter dem Namen Ambrose. Seinem ersten Geständnisse fügte er die Bemerkung bei: die zwei Jesuiten hätten ihm von der Anstellung[1] (commission) des Earl of Powis u. s. w. erzählt. Dabei rief der König aus: „Wahrlich, der Mann hat in den letzten 24 Stunden einen neuen Unterricht erhalten!" In der That grenzte es an's Wunderbare, wie die Mittheilsamkeit des Zeugen zunahm. Am 12./22. November sagte er eidlich aus, man habe ihm zu Anfang October für eine Mordthat 4000 Pfund Sterl. geboten. Dann be-

[1] Vgl. oben die Schrift des Titus Oates S. 91.

schrieb er mehr im Einzelnen die Ermordung Godfrey's und hatte sogar die Stirne, zu behaupten, sie habe im Beisein der Königin stattgefunden (the Queen herself standing by). Nach der näheren Zeitangabe befragt, machte er aber den Mißgriff, eine Stunde zu nennen, zu der gerade der König seine Gemahlin in Somerset House besuchte, während Wachen an allen Thüren standen, und bezeichnete überdieß ein Zimmer, in welchem die Dienerschaft der Königin sich aufhielt, als den Platz, wo man die Leiche verborgen habe. Diese Angabe hätte genügen müssen, um den Meineidigen ein für allemal zu entlarven. Wirklich erklärte sich der König vollkommen überzeugt, daß der Mensch ein Schurke sei und falsches Zeugniß abgelegt habe. Er ließ Bedloe als meineidigen Verleumder festnehmen. Für einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob die erwiesene Lüge die Glaubwürdigkeit der ganzen Verschwörungsgeschichte zerstören würde. Als aber nichtsdestoweniger das Parlament für den Nichtswürdigen eintrat, gab Karl II., obschon die Ehre seiner Gattin auf dem Spiele stand, mit gewohnter Charakterlosigkeit nach. Die Herren von der Opposition meinten, in einem solchen Nebenumstande könne man sich wohl einmal täuschen, und ließen Bedloe sich besser besinnen. Es lag ihnen Alles daran, die Königin wenigstens in den Augen des Volkes zur Mitschuldigen zu machen. Sie stand dem Plane Shaftesbury's am meisten im Wege; er hoffte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eine Scheidung zu erzwingen und die Rechtmäßigkeit jener Verbindung durchzusetzen, welcher der Herzog von Monmouth entstammte. Der fanatische Pöbel begrüßte natürlich jede Schmach, die der verhaßten katholischen Königin zugefügt wurde, und obschon man wirklich staunen muß, wie Lingard mit Recht hervorhebt, daß sich in allen drei Königreichen auch nur Ein Mensch so einfältig und voreingenommen gefunden, der er solchen Märchen von Mord und Hochverrath Glauben geschenkt: so wurden Bedloe's Lügen dennoch als eine willkommene Bestätigung von Oates' Erzählung durch ganz England verkündet und von der Masse auch geglaubt. Selten hat sich in der Geschichte der Satz so bestätigt, daß in den Tagen allgemeiner Aufregung gerade die unglaublichsten Nachrichten von der Menge am leichtesten als Wahrheit hingenommen werden.

Je mehr aber Bedloe sah, daß seine Worte beim Volke Glauben fanden und von gewissen Lords sehr gerne gehört wurden, desto mittheilsamer wurde er auch. Jetzt wollte er von 40 000 Mann gehört haben, die von Spanien den Jesuiten zu Hilfe geschickt würden; diese

Armee sammle sich zu St. Jago in Pilgerkleidern und werde von dort zu Schiff nach England übersetzen. Das sei Alles, was er wisse. Vier Tage nachher (es handelte sich nämlich gerade damals darum, Shaftesbury's Ausschluß-Bill gegen die Katholiken im Oberhause durchzusetzen, und zu diesem Zwecke hielt man wohl einen neuen Druck auf die öffentliche Meinung für angezeigt) — vier Tage nachher lauteten Bedloe's Aussagen noch schrecklicher. 40 000 Mann stünden schon in London schlagbereit; außer der Pilgerarmee von St. Jago würden 10 000 Mann von Flandern geschickt; Hull sollte im entscheidenden Augenblicke überrumpelt werden; kein Katholik von Rang und Stand sei in England, der nicht um die Verschwörung wisse und der nicht auf das Sacrament geschworen habe, dieselbe geheimzuhalten; Meuchelmörder seien in London in allen Schenken und Buden aufgestellt, um die Stadtsoldaten zu ermorden. Mit Schaudern hörten die Bürger Londons diese Kunde und der Mayor der City erklärte in einer Versammlung, „es sei keineswegs unwahrscheinlich, daß sie nicht alle eines schönen Morgens mit aufgeschnittenen Gurgeln aufständen".

Unter dem Drucke dieser Stimmung ließ sich der König zu Allem herbei. Am 10./20. November erschien er in vollem Ornate im Oberhause, beschied das Unterhaus an die Schranken und erklärte sich zu jedem Gesetze bereit, welches den Fortbestand der protestantischen Religion für alle Zukunft in seinem Reiche bezwecke, nur, bat er, möge man am Rechte der Succession nicht rütteln. Die Rede des Königs weckte großen Jubel unter der Bevölkerung Londons; Freudenfeuer verkündeten dem Lande, daß die erste große Gefahr der anglikanischen Religion glücklich abgewendet sei. Am 1./11. December bestätigte der König die Bill, welche die katholischen Lords aus dem Oberhause vertrieb. Nur mit Aufbietung aller Kräfte war im Oberhause (mit 158 gegen 156 Stimmen) die Klausel beigefügt worden, das Gesetz erstrecke sich nicht auf den Herzog von York. Die katholischen Lords mußten das Haus verlassen. Der Herzog von Norfolk richtete in ihrem Namen eine herrliche Abschiedsrede an den König und das Parlament und betheuerte seine und seiner Genossen unerschütterliche Treue gegen Fürst und Vaterland. Bald mußte der Herzog von York auf den Wunsch seines königlichen Bruders den Hof von England verlassen. War also Shaftesbury's Plan auch noch nicht ganz gelungen, so war er doch auf guten Wegen.

Bedloe war inzwischen feierlich mit Oates zum Zeugen der Krone ernannt worden, nachdem der König Beiden eine vollständige Amnestie

aller ihrer früheren Verbrechen verliehen hatte, so daß wegen keines derselben, und wäre es auch Mord oder Meineid, die Zulässigkeit oder Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen vor Gericht angezweifelt werden sollten. Überdieß wurde Bedloe wie Oates in Whitehall logirt und mit bedeutenden Geldgeschenken belohnt. So wollte es die öffentliche Meinung, der sich Karl II., trotz seiner besseren Überzeugung, nicht zu widersetzen wagte.

Sie gingen jetzt, von Shaftesbury geleitet, einen Schritt weiter, und klagten die Königin selbst des geplanten Hochverrathes und des Gattenmordes an. Titus Oates, der sich von seinem Mitzeugen nicht in den Schatten stellen lassen wollte, sagte nunmehr aus, er habe mehrere Jesuiten nach Somerset House begleitet. Dieselben seien von der Königin empfangen worden, während er im Vorzimmer gewartet und an der nur angelehnten Thüre gelauscht habe. Und da hätte die Königin laut ausgerufen: „Ich will solche Beschimpfungen meines Bettes nicht länger dulden; ich bin bereit, zur Herbeiführung seines Todes und zur Ausbreitung des katholischen Glaubens die Hand zu bieten." Der König ließ Oates durch zwei Lords in die Zimmer der Königin führen, damit er Ort und Stelle angebe, wo er das gehört habe. Er fand sich nicht zurecht und verwickelte sich in Widersprüche. Da wurde er auf Befehl des Königs festgenommen. Bedloe aber kam Oates zu Hilfe; er habe dasselbe von Coleman gehört, erklärte er. Die Jesuiten Waring, Keynes und Ireland hätten die Königin überredet, ihrem Gemahl aus Rache für so viele Treubrüche Gift zu reichen. Nach vielen Thränen und langem Widerstreben habe sie endlich in die That gewilligt. Jetzt führte Shaftesbury seine Leute vor die Schranken des Unterhauses und ließ sie den Abgeordneten diese neue Schaudermäre hersagen. Oates schrie in die Versammlung hinein: „Ich, Titus Oates, klage Katharina, die Königin von England, des Hochverrathes an!"

Unter dem Eindrucke dieser Scene schlug Shaftesbury sofort eine Adresse an den König vor, welche die augenblickliche Entfernung der Königin und ihres Hofstaates von Whitehall verlangte; sie ging durch. Dann schickte das Haus eine Botschaft an die Peers und verlangte ihren Beitritt zu dieser Adresse. Die Lords wollten jedoch die beiden Zeugen zuerst selbst verhören, und da sich diese in Widersprüche verwickelten, lehnten sie dieselbe fast einstimmig ab[1]. Umsonst protestirte Shaftesbury

[1] Nur fünf Peers stimmten für die Adresse, Lord Sherburgh an ihrer Spitze, der, wie die litterae annuae berichten, bald nachher unter Ausbrüchen von Verzweiflung und Gotteslästerung eines gräßlichen Todes starb.

gegen diese Erklärung; er sah sich gezwungen, diese Klage vor der Hand fallen zu lassen und ließ dafür seinem Unmuthe in neuen Adressen freien Lauf, welche die Einkerkerung aller Papisten in England und die sofortige Einbringung der Hochverrathsklage gegen die fünf im Tower gefangenen Lords verlangten.

Noch immer reichten die beiden Zeugen für das Gerichtsverfahren nicht aus, das daher trotz der Ungeduld der Volksmassen bis auf Weiteres nicht eröffnet werden konnte. Für die Ermordung Edmundbury Godfrey's war Bedloe der einzige Zeuge, und wenn er auch in einigen Punkten die Verschwörung des Titus Oates bestätigte, so waren seine Angaben doch so ungenügend und widerspruchsvoll, daß sie kaum anständig benutzt werden konnten. Shaftesbury suchte also noch andere Zeugen zu gewinnen, und welcher Mittel er sich dabei bediente, mag uns der schon öfter angeführte protestantische Geschichtschreiber Echard[1] erzählen.

Zunächst ließ der Staatsmann die beiden armen Menschen in's Gefängniß werfen, welche die Leiche Edmundbury Godfrey's bei Primrose Hill gefunden hatten. Er sagte, sie hätten dieselbe, von den Papisten bestochen, dort entdeckt, und drohte ihnen mit dem Galgen, wenn sie nicht ein volles Geständniß ablegten. Dann beschied er Mrs. Gibbons, die Frau eines gewissen Hauptmanns Gibbons, vor den Rath. Diese Dame hatte zu Protokoll ausgesagt, sie habe Sir Edmundbury Godfrey kurz vor seinem Tode in einer Stimmung gesprochen, die ihr keinen Zweifel an dessen Geistesverwirrung belassen. Shaftesbury forderte Mrs. Gibbons auf, diese Erklärung zurückzunehmen und zu bekennen, daß sie durch gewisse Papisten zu diesem Zeugnisse verführt worden sei. Da sie sich dessen muthig weigerte, kam er außer sich vor Wuth, nannte sie mit den ekelhaftesten Schimpfnamen und drohte, er wolle sie von Hunden zerreißen lassen, wenn sie nicht nachgebe. Die Frau fiel in Krämpfe und man fürchtete, sie nicht mehr lebend nach Hause bringen zu können. Doch, fährt derselbe Geschichtschreiber fort, das denkwürdigste Beispiel ist Francis Corral, ein Lohnkutscher, der nach der Aussage Bedloe's die Leiche Sir Edmundbury Godfrey's nach Primrose Hill gebracht haben sollte. Man hatte den Lohnkutscher also festgenommen und Shaftesbury selbst verhörte ihn; dabei läugnete dieser aber jede Kenntniß der Sache. Shaftesbury zählte nun 500 Pfund Sterl. (10 000 Mark)

[1] L. c. p. 503 sq.

auf den Tisch. Diese Summe sollte dem armen Menschen gehören, wenn er die „Wahrheit" gestehen würde; überdieß sicherte er ihm volle Straflosigkeit zu, wenn etwa Furcht seinen Mund schließen sollte. Der Mann wiederholte, er wisse von der ganzen Sache nichts. Da erklärte der Earl, wenn er nicht gestehen wolle, so würde er ihn in eine Tonne einschließen, deren Bohlen inwendig von spitzen Nägeln starrten, und ihn so einen Hügel hinabrollen lassen. Abermals sagte der Kutscher: „Was wollt Ihr denn, Mylord, daß ich bekenne? Ich weiß nicht um die Sache. Wollt Ihr denn, daß ich auch noch andere Leute anklage und in meine Verurtheilung verwickele?" Der Earl drohte ihm mit dem Tode und ließ ihn nach Newgate führen. Dort wurde er in schwere Eisenketten gelegt und in ein Kerkerloch gestoßen. Als man ihn nach einigen Stunden wieder hervorzog, hatte die Moderluft ihm so zugesetzt, daß er in Ohnmacht fiel und man Arzneimittel anwenden mußte, um ihn wieder zu sich zu bringen. Am gleichen Tage hatte er ein zweites Verhör von Shaftesbury zu bestehen; wieder wollte ihn dieser mit Drohungen besiegen, da entschlüpfte dem Geängstigten das Wort: „Was wollt Ihr denn, daß ich bekenne? Ich weiß nicht mehr als Ew. Lordschaft und vielleicht nicht einmal so viel." Der Earl gab nun dem Gefängnißwärter die Weisung, den Menschen abzuführen und ihm keine Speise zu reichen, bis er bekenne. Da weinte der arme Mann laut und verschwor sich hoch und theuer, er wisse nicht mehr, als das Kind im Mutterschooße. Wirklich hielt man ihn von Donnerstag Abend bis Sonntag Mittag mit schweren Ketten belastet in Newgate, ohne ihm weder Speise noch Trank zu geben. Der Unglückliche verlor beinahe seinen Verstand und machte in einem Anfalle von Verzweiflung den Versuch, seinen Leiden ein Ende zu machen. Glücklicher Weise wurde die That verhindert. Am darauffolgenden Montag stellte man ihn vor die geheime Commission der Lords. Shaftesbury bot ihm mit freundlicher Miene wieder die schon genannte große Belohnung an, wenn er bekennen wolle. Auf dieses Anerbieten warf sich der Lohnkutscher auf seine Kniee und sagte: „Ich weiß nichts davon, und lieber als daß ich einem Andern Unrecht zufüge, will ich augenblicklich sterben." Nun änderte der Graf den Ton und sagte, so solle er erst in Newgate eine Zeit lang modern, dann wolle er ihn vor Gericht stellen und hängen lassen. Und noch einmal drängte er ihn, er solle doch lieber gestehen, als ein schreckliches Todesurtheil sich zuziehen. „Ja, Mylord," rief da der arme Mensch, „das wird ein schrecklicher Augenblick sein; aber, Mylord, es würde für mich noch ein viel

schrecklicherer Augenblick sein vor dem Richterstuhle Gottes, würde ich ungerechter Weise einen Menschen anklagen. Schrecklicher wären die Worte: ‚Teufel, nimm ihn hinweg! denn er hat falsches Zeugniß abgelegt gegen jene, deren Unschuld er kannte!‘“ Der gefühllose Shaftesbury ließ ihn nach Newgate zurückführen. Umsonst stellte der Mann vor, er habe Weib und Kind. Der Graf sagte: „Laßt sie hungern!“ Sieben Wochen ließ man ihn in dem alten Kerkerloche schwergefesselt schmachten, hielt ihn dann noch sieben fernere Wochen in weniger strenger Haft und ließ ihn endlich auf Bürgschaft frei, als Jemand vor Gericht schwur, die Leiche Sir Edmundbury Godfrey's sei nicht in einem Wagen, sondern auf einem Pferde nach Primrose Hill gebracht worden. Der unglückliche Mensch war aber durch seine Gefangenschaft und seine Fesseln so zugerichtet, daß er acht Wochen später noch kein Gespann lenken konnte.

Mit aufrichtiger Genugthuung erzählen wir diese schönen Beispiele heldenmüthiger Wahrheitsliebe aus jenen Tagen, die, wie wenige in der Geschichte, mit falschen Eiden und falschen Zeugnissen befleckt sind.

Es fand sich aber endlich ein Unseliger, der sich durch Shaftesbury's unmenschliche Behandlung zu einem Meineide hinreißen ließ. Miles Prance, ein Silberschmied aus London, war als verdächtig verhaftet worden. Kaum hatte Bedloe, der nun schon zwei Monate umsonst nach einem Menschen forschte, welcher seine Aussagen mitbestätigen würde, diesen Silberschmied erblickt, so rief er aus: „Dieser Mann ist einer von den Mördern!“ Prance wurde augenblicklich nach Newgate geschleppt. Shaftesbury wandte ähnliche Mittel an, wie bei dem armen Lohnkutscher Corral, und Echard schildert die schrecklichen Scenen ausführlich. Er siegte endlich; in kaum zurechnungsfähigem Zustande bekannte sich Prance als schuldig und nannte drei Bediente von Somerset House, Robert Green, Lawrence Hill und Harry Berry, als Mitschuldige. Der Gefolterte war aber keineswegs gegen Gewissensbisse gefühllos; er bat also inständig, man möge ihn nochmals vor den König und den Rath führen, und betheuerte daselbst auf seinen Knieen in den stärksten Ausdrücken von Reue und Abscheu, seine erste Aussage sei durchaus falsch. Allein er fand keinen Glauben bei den Männern, welche die vorgebliche Verschwörung um jeden Preis beweisen wollten; sie erklärten diesen Widerruf für einen Jesuitenkniff und schickten Prance nach Newgate zurück. Daselbst wurde er in der Zelle der Verurtheilten mit Eisenbanden an den Boden festgeschmiedet, so daß Schmerz und Gewissensangst ihn zeit-

weilig des Verstandes beraubten. Ein protestantischer Prediger, ein gewisser Dr. Lloyd, Decan von Bangor, und der Gefängnißwärter Boyce, der mit Shaftesbury und Bedloe im Einverständnisse handelte, suchten ihn, der eine mit geistlichen, der andere mit weltlichen Beweggründen, zum Geständnisse zu bringen. Endlich gab der Unglückliche nach; seine Enthüllungen waren aber jetzt so zahlreich und unglaublich, daß sich Dr. Lloyd der Sache nicht mehr weiter annehmen wollte und Boyce allein machen ließ. Wirklich wurden die drei Unschuldigen auf das Zeugniß von Prance und Bedloe hin zum Tode verurtheilt und gehängt, obschon die Angaben der beiden Zeugen voller Widersprüche, unter sich unvereinbar und durch Entlastungszeugen entkräftet waren. Doch wir greifen mit diesem letzteren Zuge dem historischen Gange unserer Erzählung vor. Wir haben zunächst von andern Opfern zu berichten und wollten den unseligen Prance hier nur als Beispiel anführen, wie Shaftesbury seine Zeugen beibrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Die Reformation nach Janssen [1].

„Hier ist wieder einmal eine That des Katholicismus", so kündigte die akatholische „Deutsche Reichspost" (1877. Nro. 286) den ersten Band dieses Werkes an. „Wie hohe Wellen auch Möhlers Symbolik einst über dem todten Meere der deutschen Gelehrsamkeit erregte, ebenso hohe erregt nun dieß Buch, und vielleicht in noch weitere Kreise fortschreitende. Tiefe Gelehrsamkeit, eminenter Überblick über die meisten wissenschaftlichen Gebiete, reichliche, treffliche Combinationen finden wir gepaart mit besondern Autoreigenschaften, einem ungewöhnlichen Talente geschickter Übergänge, einem kräftigen Stil. Keine Polemik im Buche. Ein religiös-idealer und patriotischer Grundton zieht stark und warm durch das Ganze." Auch in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1877. Nro. 1) wurde das im ersten Band entrollte Bild als „farbenreich und lebensvoll" anerkannt, mit dem weiteren Geständniß, daß „der Verfasser in ungewöhnlichem Maße die ge-

[1] Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Dritter Band: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogen. Augsburger Religionsfrieden von 1555. 8°. XL u. 734 S. Freiburg, Herder, 1881.

sammte, weitzerstreute, einschlagende Literatur" beherrscht. „Der literarische Verkehr" (1877. Nro. 3) bewunderte den „stattlichen wissenschaftlichen Apparat" und die übersichtliche Gruppirung, der „Beweis des Glaubens in Gütersloh" (1877. 1. Heft) die „sichere Gründlichkeit" des Verfassers in Beherrschung des umfangreichen Stoffes, die „genaue Kenntniß von Land und Leuten, die sorgfältige Sammlung und umsichtige Verwerthung alles erreichbaren Quellenmaterials, die zutreffende Charakterisirung der vorkommenden historischen Persönlichkeiten, die vielsagende Knappheit und treue Anschaulichkeit" der Darstellung. Im „Pädagogischen Jahresbericht" von Leipzig (1878) wird des „Verfassers Belesenheit" als „eine geradezu großartige" hervorgehoben. Auch nach Erscheinen des zweiten Bandes gestand die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" (1880. Nro. 36), daß der Verfasser „eine in der That staunenswerthe Fülle von alter und neuer Literatur durchforscht" habe; das „Deutsche Literaturblatt von Gotha" aber (1881. Nro. 4) erklärte: „Janssens Werk ist eine Frucht gründlichster Forschung und ausgebreitetster Quellenbenutzung und dabei in klarer, fesselnder Darstellung geschrieben, welche durch zahlreiche Anführungen aus den Quellen selbst an Anschaulichkeit und Überzeugungskraft noch gewinnt." Speciell an dem zweiten Band anerkennt die irenische Zeitschrift „Ut omnes unum", an welcher viele Protestanten betheiligt sind (1880. Nro. 10), die Gründlichkeit und Objectivität der Darstellung: „Der Geschichtschreiber tritt hinter die Geschichte zurück, die Personen stellen sich selbst dar, ihr Charakter erscheint, ohne daß es nöthig ist, demselben subjective Urtheile beizufügen."

Diese Äußerungen verdienen Beachtung, da sie nicht nur das allgemeine Urtheil der katholischen Presse über das Janssen'sche Werk bestätigen und speciell all die Vorzüge anerkennen, welche wir an demselben hervorgehoben haben[1], sondern auch thatsächlich eingestehen, daß sich gegen die Resultate der Janssen'schen Geschichtsforschung nichts Entscheidendes oder auch nur Triftiges einwenden läßt. Das Lob aber, welches diese Äußerungen in sich schließen, darf mit vollem Fug und Recht auch auf den vorliegenden dritten Band bezogen werden. Es zeigt sich hier dieselbe ausgebreitete Quellenkenntniß, dieselbe ernst wissenschaftliche Kritik, dieselbe Beherrschung des ungeheuern Stoffgebiets, dieselbe ruhige Objectivität und dieselbe Kunst der Darstellung, die mehr aus der tiefen Erfassung des Gegenstandes, als aus stilistischer Mühewaltung hervorgeht: nur hat sich der großartige Umfang des gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials[2] noch bedeutend erweitert, und die anschauliche Gruppirung und lebendige Durchdringung desselben verdient um so mehr Bewunderung, je bunter und wirrer die Ereignisse in diesem Zeitraum durcheinander laufen und je verschlungener die chaotische Zeit, das Religiöse und Politische mengend, von den Künsten der ganzen europäischen Diplomatie beeinflußt, sich in der fast unübersehbaren Quellenliteratur darstellt. Janssen

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XVII. S. 200 ff.; Bd. XI. S. 100 ff.

[2] Vgl. das stattliche Verzeichniß der benutzten Bücher S. XXV—XXXVIII, das nur die öfter benutzten angibt.

hat dieß labyrinthische Gewirre nicht bloß nach manchen noch unbekannten Seiten hin aufgehellt, sondern auch das Ganze so gründlich entwirrt, daß Jedermann ohne große Mühe einen Einblick in den politischen und religiösen Zusammenhang der äußeren Ereignisse gewinnen mag. In apologetischer Hinsicht ergänzt der dritte Band natürlich den zweiten. Der göttliche Glorienschein, mit welchem die altprotestantische Theologie das Haupt ihrer Väter umwoben, zerfließt hier vollends in das trübe, trostlose Dunkel einer unseligen Revolution, die nur zerstörte, ohne aufzubauen, und keinen Sieg feierte, den sie nicht selbst alsbald betrauern mußte. Die Urheber und Führer der ganzen Bewegung, ihre Lehren, ihre Taktik, ihre Politik, ihre sittlichen, politischen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Errungenschaften stellen sich in dieser zweiten Phase noch ungünstiger dar, als in der ersten, und rechtfertigen vollkommen die Klagen Melanchthons, welche der Verfasser dem Bande als Motto vorsetzt:

„Diese überaus traurige kirchliche Verwirrung bereitet mir solchen Schmerz, daß ich gern aus diesem Leben scheiden möchte. Die Fürsten bringen der Kirche durch unbegreifliche Ärgernisse tiefe Wunden bei und nehmen mit den kirchlichen Würden auch das Kirchenvermögen hinweg; nur wenige unterstützen mit einiger Freigebigkeit die Diener der Kirche und die Wissenschaft. Die Anarchie bestärkt deßhalb die Verwegenheit der Bösen und die Vernachlässigung der Wissenschaft droht neue Finsterniß und neue Barbarei. Die Gegenwart ist voll Verbrechen und Wuth und mehr auf Sykophantenthum erpicht, als es die frühere Zeit war. Ganz offen wächst die Verachtung der Religion. Zur Zeit unserer Vorfahren herrschte noch keine solche Genußsucht, wie sie bei unseren Leuten täglich mehr überhand nimmt. Daher kommen die Kriege, die maßlosen Plünderungen und die anderen großen Calamitäten, weil Alle um die Wette eine **unbeschränkte Freiheit** und die **vollständigste Ungebundenheit für alle ihre Gelüste** zu erhalten suchen."

So urtheilte der gebildetste und sittlich unbescholtenste der sogenannten Reformatoren über die Einführung des „reinen Evangeliums", und daß seine Klagen in den thatsächlichen Zuständen begründet waren, weist der vorliegende Band für den ganzen Zeitraum von 1525 bis 1555 nach. Diese dreißig Jahre bieten ein wahrhaft trauriges Schauspiel dar, eine tiefergreifende Tragödie: wie das wackere deutsche Volk auf die unwürdigste Weise um seinen Glauben betrogen ward und durch die unseligsten politischen Wirren, unter dem gleißnerischen Vorwande einer reinern Religion, seine Macht und Ehrenstellung unter den Völkern Europa's verlor. Durch die actenmäßige, objective Darstellung des wirklichen Sachverhalts entschwindet nicht bloß der göttliche Nimbus, sondern auch der menschliche Glorienschein der sogenannten Reformation. Wir finden hier Nichts von jenen Ideen, welche die moderne Welt blindlings in ihren Vorkämpfern verehrt, weder wahre Geistesfreiheit, noch ächte Menschenliebe, Duldung, Bildung, Gesittung, Vaterlandsliebe, noch was sonst die sogenannte Reformation dem deutschen Volk an geistigen Gütern gebracht haben soll. Blinder Buchstabenglaube und unbedingte Staatshoheit sind unauslöschlich auf ihr Banner geschrieben. Starre Unduldsamkeit,

grausamer Haß, Zügellosigkeit, Sittenverwilderung, geistige Barbarei, Verrath an Kaiser und Reich bezeichnen den Weg ihrer Triumphe.

Das ist das Facit dieser Epoche, wie es aus den zeitgenössischen Berichten, und zwar vorzugsweise den protestantischen, mit unzweifelhafter Gewißheit hervorgeht. Da der Verfasser, mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung, jedwede polemische Äußerung oder Betrachtung vermieden hat, sondern die Zeit aus ihren Documenten schildert und diese hinwieder nur nach den objectiv gebotenen Momenten gruppirt, so wird Niemand ihm vorwerfen können, daß er etwas Anderes angestrebt hat, als die Geschichte des deutschen Volkes in jenem Zeitraum zu schreiben. Die Väter und Helden des Protestantismus schildern sich in seinem Buche selbst, ohne fremde Zuthat und bestätigen in allem Wesentlichen die bisherigen Resultate der katholischen Geschichtsschreibung. In einem Augenblick, wo alle Confessionen sich nach dem Frieden sehnen, ist es peinlich, diese Hauptresultate hervorzuheben. Das muß indeß geschehen, wenn man den Kern des Werkes nicht umgehen und bei unerheblichen Einzelheiten stehen bleiben will. Je ruhiger und vorurtheilsfreier übrigens Katholiken und Protestanten die Zeiten ihrer Trennung in's Auge fassen werden, desto leichter wird es auch sein, gegen gemeinsame Gefahren eine Basis der Verständigung zu finden, nachdem dreihundert Jahre unseliger Entzweiung dem deutschen Volke des Jammers wahrlich genug gebracht. Uns liegt es ebenso fern, wie dem Geschichtsschreiber des deutschen Volkes, durch die Erinnerung an jene entlegene Zeit unsere andersgläubigen Landsleute verletzen zu wollen.

1. Der Anfang des dritten Bandes schildert zunächst, wie sich die neue Lehre in diesem Zeitraum zum politischen, cäsareo-papistischen System, zu einer Revolution von Oben, zu einer reichsfeindlichen Bewegung der abgefallenen Fürsten und Städte gegen die gesammte bestehende Rechtsordnung gestaltete. Wie aus dem zweiten Bande erhellt, hatte die kirchlich-politische Revolution in raschem Sturmlauf die äußersten Consequenzen erreicht, zu welchen der Abfall von der gottgewollten Autorität naturnothwendig führen mußte. Der Aufruhr des Adels gegen Kaiser und Reich hatte sofort den Aufruhr der niederen Stände gegen jedwede Obrigkeit im Gefolge. Die Emancipation der Wissenschaft von der Kirche lief in klägliche Barbarei aus. Der Umsturz der gottgesetzten kirchlichen Hierarchie gab Glauben und Theologie der allgemeinen Willkür preis, entfesselte nach Luthers eigenem Geständniß alle Schwarm- und Rottengeister, löste alle sittlichen und gesellschaftlichen Bande, führte die Einen zur verrücktesten Schwärmerei, die Andern zu offenem Unglauben, bei weitem die Meisten aber zu einer frommmaskirten, aber praktisch sehr weitgehenden Irreligiosität. Der Anstifter des ungeheuren Brandes wußte sich nicht mehr zu helfen, als indem er factisch sein Prophetenthum abdankte, das Schicksal der neuen Lehre der Gewalt der Fürsten überantwortete und sich als bloßes Werkzeug ihnen zur Verfügung stellte. An Stelle des neuen Samuel trat Saul, der theokratische König, doch, ebenso wie jener, ohne Ruf von Oben.

Was eine Fortdauer der revolutionären Bewegung überhaupt ermöglichte,

das war die bedrängte Lage des Reiches, die Franzosennoth und die Türkennoth. Zwischen diesen beiden Erbfeinden eingeklemmt, befand sich das Haupt des Reiches in steter Bedrängniß. Ein ehrvergessener Fürst, der Woywode Zapolya, übernahm in Ungarn die Leitung der türkischen Interessen. Bayern sah mit scheelem Auge auf Österreichs Macht. Kaum war der große Bauernaufstand gedämpft, so erhob sich wider Karl V. eine europäische Coalition, welcher sogar der Papst beitrat, da er, über die Verhältnisse jenseits der Alpen ungenügend unterrichtet und sie deßhalb unrichtig beurtheilend, weniger für seine geistliche Macht in Deutschland, als für die weltliche Selbständigkeit Italiens besorgt war. Clemens VII. wollte vom Bunde mit Frankreich nicht abstehen, weil er auf die Unabhängigkeit Italiens allzu großen Werth legte und sie für weit mehr bedroht hielt, als sie es wirklich war.

Der allerdings nur vorübergehende Zwiespalt zwischen den zwei obersten Häuptern der Christenheit verstattete es der neuen Lehre, sich von ihrem Bankerott zu erholen und sich auf's Neue zu organisiren. Während jener Wirren gestaltete sie sich in einzelnen Theilen Deutschlands zum Landeskirchenthum. Fürsten nahmen die Sache des „Evangeliums" in die Hand und reformirten, wie sie es nannten, ihre Gebiete, d. h. sie rissen die höchste geistliche Gewalt an sich, schickten Prediger aus, um dem Volk das „wahre Wort Gottes" und neben der „innerlichen geistigen" Freiheit den unbedingten bürgerlichen Gehorsam zu predigen, erklärten die schon eingezogenen geistlichen Güter als ihr Eigenthum, zogen die noch übrigen ein, säcularisirten die noch vorhandenen Klöster, Stiftungen, Rechte und Besitzungen der Kirche und brandschatzten, als bei Geistlichen und Mönchen nichts mehr zu haben war, den Adel und die Bauern, unter dem Vorwand des „reinen Gotteswords". Nachdem die kirchliche Autorität gestürzt war, blieb eben Niemand übrig, um dem „gemeinen Mann" die „evangelische Freiheit" zu erklären, als der Staat. Der weltlichen Obrigkeit wurde deßhalb unbeschränkte Gewaltherrschaft über ihre Unterthanen zugestanden, das Kirchenwesen und Kirchenvermögen eben so unbedingt ihr anheimgestellt. Mit Recht hebt Janssen diese doppelte „neue Lehre" von der absolutistischen Fürstengewalt und von der vollständigen Unterordnung der Kirche unter den Staat als die praktischen Grundlehren des „neuen Evangeliums" hervor. Sie hauptsächlich haben den Protestantismus bis auf den heutigen Tag am Leben erhalten.

Die frohe Aussicht auf Gewinn an Macht, Geld und Gut, Land und Leuten führte diesen Grunddogmen bald angesehene Bekenner zu: den Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Kurfürsten Johann von Sachsen, den Landgrafen Philipp von Hessen, die Markgrafen Casimir und Georg von Brandenburg-Culmbach, die Herzoge Philipp, Otto, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, den Herzog Heinrich von Mecklenburg und den Fürsten Wolfgang von Anhalt, dann eine Anzahl der deutschen Städte.

Auch in der benachbarten Schweiz schlug die Neuerung sofort diese absolutistischen Bahnen ein. Gewissen, Glauben, Rechte, alle kirchlichen Anstalten und Besitzungen wurden der staatlichen Willkür überantwortet. Der

Rath stellte die Prädicanten an, regelte das Kirchenwesen, eignete sich das Kirchengut an und verfügte in Religionssachen ebenso unumschränkt, als in weltlichen Dingen. Hier wie in Deutschland vereinigten sich die neugläubigen Staaten zu politischen Bündnissen, erst um ihre eigenen Annexionen zu beschirmen, dann um das Kirchenwesen innerhalb ihrer Territorien noch weiter zu säculariſiren, endlich um auch gewaltsam die Nachbarstaaten staatskirchlich zu reformiren und einer etwaigen Wiederherstellung der früheren katholischen Rechtsordnung nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen zu können. Diese Bestrebungen liefen einander aber parallel. Wie Zwingli alsbald nach Einführung seiner Lehre in Zürich auf zwangsweise Verbreitung derselben in den katholischen Kantonen bedacht war, mit Venedig und deutschen Fürsten und Städten gegen Kaiser und Reich conspirirte, ja endlich zur Ausrottung des katholischen Glaubens in der ganzen Schweiz bewaffnet zu Felde zog, so traten die neugläubigen Fürsten in Deutschland zu Defensivbündnissen zusammen, bevor irgend Jemand sie angriff, und verwandelten dieselben in Aggressivbündnisse, wann und wo immer eine Hoffnung auf Erfolg war. Die Geschichte dieser Bündnisse gibt die Hauptgrundlinien für die gesammte Zeitgeschichte: Janssen hat sie darum mit Recht zum Eintheilungsgrund der ganzen Periode genommen. In kleineren Fürstenbünden bereitet sich der große schmalkaldische Bund vor (1526—1531). Das ist der Inhalt des ersten Buches. Das zweite Buch zeichnet die Wirksamkeit dieses Bundes, der im Reiche ein zweites protestantisches Gegenreich schuf und die neue Lehre über fast ganz Norddeutschland hin gewaltsam verbreitete (1532—1546). Das dritte Buch endlich schildert die Niederlage des ausgedehnten mächtigen Bundes im schmalkaldischen Krieg und die weiteren Coalitionen der protestantischen Fürsten, bis es ihnen endlich gelang, im sogenannten Augsburger Religionsfrieden eine vielverklausulirte Anerkennung des status quo zu erhalten (1546—1555).

2. Wie in ihrem Beginn, so trugen diese antikatholischen Bündnisse auch in ihrem weiteren Verlauf einen durchaus reichsfeindlichen und reichsverrätherischen Charakter. Ihr Hauptstützpunkt waren und blieben die Feinde des Reiches, Franzosen und Türken. Schon auf dem Reichstag zu Speier (1526) trotzten die protestantischen Städte mit Hilfe der Türkennoth das Zugeständniß ab, daß bis zu einem freien allgemeinen Concil Nichts in ihren bisherigen Verhältnissen geändert werden sollte; schon auf diesem Reichstag äußerte Philipp von Hessen den Plan, den vom Kaiser geächteten Herzog Ulrich von Württemberg gewaltsam in sein Land zurückzuführen und dieses zu protestantisiren. Von Franz I. und von Zapolya unterstützt, erklärte Philipp 1528 den Religionskrieg und zog, wie vordem Sickingen, gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zu Felde. Während Sultan Suleiman ganz Ungarn verheerte und plündernd und sengend bis vor Wien rückte, plante Zwingli mit Hilfe des „heiligsten Fürsten" von Hessen den Sturz des deutschen Kaiserthums und die Errichtung eines „evangelischen Kaiserthums" an dessen Stelle. Als dem Sultan die Eroberung Deutschlands mißglückte, fuhren sie fort, gegen Kaiser und Reich zu conspiriren, und es lag nicht an ihnen, daß der französische König den „richtigen Zeitpunkt" noch

nicht für gekommen erachtete. Kaum war der schmalkaldische Bund gestiftet, so traten seine Mitglieder 1531 mit England und Frankreich in Verbindung und bettelten dort Kriegshilfe, um für Ulrich von Württemberg gegen den Kaiser in's Feld zu rücken. Im folgenden Jahre drohte der Sultan mit einem neuen Einbruch in Ungarn und Österreich: die schmalkaldischen Stände verweigerten nicht bloß die Türkenhilfe, sondern Hessen und Sachsen schlossen noch im selben Jahr einen Allianzvertrag mit Frankreich und Bayern gegen den Kaiser. Als ein Gesandter des römischen Königs Ferdinand dem Ibraim Pascha die Macht des Kaisers rühmte, fiel ihm dieser in die Rede: „Welchen Gehorsam hat er denn? hat er mit dem Martin Luther Frieden gemacht?" Noch im Juni überfluthete ein türkisches Heer von 250 000 Mann das unglückliche Ungarn, drang nach Österreich bis über die Enns vor und mordete Tausende von Christen, Männer, Weiber und Kinder, während Zapolya, der „Sklave" des Sultans, der Verbündete Frankreichs und der Freund der schmalkaldischen Stände, Mähren und Schlesien brandschatzte, um dem römischen Könige und der Christenheit die Hilfe der Böhmen abzuschneiden. Die Türken hofften schon bis Regensburg vorzudringen, wo der Kaiser mit den Ständen über die Abwehr derselben verhandelte; die „christlichen Türken" benützten die Nothlage, um dem Kaiser einen „vorläufigen Religionsfrieden" abzutrotzen. Ihre besten Streitkräfte stellten sie ihm aber nicht zur Verfügung. Diese dienten 1534, um einen „evangelischen" Feldzug nach Württemberg zu unternehmen, dem König Ferdinand dieses Land abzutrotzen und den gewohnten Kirchenraub darin zu vollziehen. So geht es weiter. Hoffend aufschauend zu dem Sultan, vor welchem Zapolya sich im Staube krümmte, kriechend vor dem Franzosenherrscher, der ihre Glaubensgenossen in Frankreich selbst mit Schwert und Galgen verfolgte, hatten diese biedern „evangelischen" Deutschen nur dem Kaiser gegenüber eine freche, muthige Stirne. Auch ihre weitere Geschichte ist nur eine endlose Reihe geheimer Conspirationen, treuloser Praktiken und feindseliger Bündnisse mit reichsfeindlichen Mächten, bis endlich der Kurfürst Moritz von Sachsen 1551 dem König Heinrich II. von Frankreich die Freiheit Deutschlands für einige hunderttausend Thaler Kriegssubsidien förmlich verschacherte. In der Bündnißurkunde der Fürsten von Sachsen, Mecklenburg und Hessen erklären diese dem König von Frankreich:

„Es wird für gut gehalten, daß der König auf's Förderlichste sich derjenigen Städte bemächtigt, welche von Alters her zum Reiche gehören, aber nicht deutscher Sprache sind, nämlich Cammerich, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere mehr, und dieselben als Vicarius des Reiches behalte. Unter diesem Titel sind wir bereit, ihm in Zukunft weiter förderlich zu sein, indem wir jedoch dem Reiche die Rechte vorbehalten, welche dasselbe auf die gedachten Städte haben kann, nur damit solche den Händen und der Macht des Feindes entzogen werden. Gleichergestalt würde es gut sein, wenn der König ein Feuer in den Niederlanden entzünde, damit der Feind an mehreren Orten zu thun hätte und gezwungen werde, seine Kräfte zu theilen. Weil der König sich gegen uns Deutsche in dieser Sache mit Hilfe und Beistand nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater verhält, werden wir ihm alle Zeit unseres Lebens solches gedenken, ihm mit all unserem Vermögen zur Wiedererlangung der Erbstücke verhelfen, welche ihm entzogen sind (Franche-Comté, Flandern

und Artois) und in Zukunft keinen Kaiser erwählen, der nicht Freund des Königs ist und sich demselben zu guter Nachbarschaft verpflichtet; und wenn es dem König selbst gelegen wäre, ein solches Amt anzunehmen, werden wir gegen ihn lieber als gegen einen Andern Gefallen tragen" (S. 641).

So gestaltete sich die revolutionäre Bewegung zum vollständigen Reichsverrath und zur Hinlieferung Deutschlands an jene Macht, welche dem deutschen Volk von jeher als dessen natürlicher Gegner gegolten hatte. Das ganze düstere Gewebe von politischen Ränken, welches die Häupter der neuen Lehre so weit führte, läßt sich in einer kurzen Skizze nicht wiedergeben. Man muß in dem Werke selbst ausführlich nachlesen, wie „national", „patriotisch" und „deutsch", bieder, ehrlich und treu die „evangelischen" Fürsten dem Kaiser nach und nach den Bestand ihrer separaten Landes- und Staatskirchen mit Daumschrauben abgezwungen haben, bis das Stigma des förmlichen Verraths endlich ihren äußern Triumph besiegelte.

3. Als Beweggrund ihres Widerstandes gegen Reich und Kaiser, ihrer Bündnisse, ihrer Gewaltthaten schützen die „evangelischen" Fürsten und Städte allerdings immer und immer wieder ihr Gewissen, ihre religiöse Pflicht, die Reinheit des Evangeliums, den Willen Gottes, die Forderung der erkannten Wahrheit vor. Auf allen Reichstagen kehrt die Versicherung wieder, daß sie um des Gewissens willen nicht von ihrer Lehre, noch von dem Schutze und der Verbreitung derselben abstehen könnten. Ihre officiellen Proteste sind voll von dieser officiellen Frömmigkeit. Aber wenn man ihre Handlungsweise dagegen hält, so wird es schlechterdings unmöglich, an dieselbe zu glauben. Als nächstes praktisches Ziel erscheint überall die Erhaltung der bereits gewonnenen Macht und dann weitere Annexion kirchlichen Eigenthums an Geld, Gut und Leuten. Schon während des Reichstages zu Augsburg 1525 verfaßten etliche „Liebhaber des geistlichen und zeitlichen gemeinen Nutzens" einen „Rathschlag", der die Aufhebung des geistlichen Reichsfürstenstandes und die Säcularisation aller geistlichen Güter anempfahl. Das war das Programm, nach dem gehandelt wurde. Nur ein geringer Theil des geraubten Gutes wurde dazu verwendet, die Prediger des neuen Evangeliums zu dotiren, und um ein neues Kirchen- und Schulsystem nothdürftig auszustatten. Der Löwenantheil an der Beute wurde den Fürsten, ihren Günstlingen und Helfershelfern zu Theil. Kaum ist die „Reformation" irgendwo eingeführt, so ertönen die Klagen der Prädicanten über unzureichende Besoldung, Verwilderung der Sitten, Abnahme oder gänzliches Aussterben der Barmherzigkeit, Verkommen des Schul- und Kirchenwesens aus Mangel an den nöthigsten Mitteln. In Kursachsen, dem eigentlichen Hauptherde des neuen Evangeliums, wo Luther selbst lebte und predigte, stellte sich schon 1527 und 1529 die vollständigste Zerrüttung alles kirchlichen Wesens heraus. Die Visitatoren, welche im Auftrage des Kurfürsten das Land bereist hatten, fanden den größten Theil der Seelsorger übel bestellt, zahlreiche Pfarreien ganz verwaist, unter den Geistlichen Armuth und Elend, baufällige Pfarrhäuser, offene Friedhöfe, die als Weide benützt worden, die Stiftungen eingegangen oder vom Adel eingezogen, Äcker nnd Wiesen der Pfarrstellen von den Gemeinden veräußert,

die Gelder für verkaufte Kelche und Monstranzen zu „Zechpfennigen" verwandt oder aus versilberten Monstranzen Wirthshäuser und Braupfannen gemacht. Der Kurkreis Wittenberg hatte auf 145 Pfarrorte und mehrere hundert Filialen nur noch 21 Schulen; Meißen und das Voigtland auf 238 Ortschaften noch **eine** einzige Schule; Thüringen auf 187 Pfarrstellen nur neun Schulen. Bloß in dem fränkischen Theil des Landes waren die Schulen aus der katholischen Zeit her noch in vollem Gang.

Zu Predigern wurden die unfähigsten Subjecte angestellt, zu Ahorn ein Leineweber für zwei Gulden jährlich, in Musel ein Bäckergehilfe, in Seitenrode ein Tischler, der nicht einmal die zehn Gebote kannte. Die Visitatoren fanden unter den Predigern des Evangeliums viele im Concubinat und wilder Ehe, einige sogar in Vielweiberei und „viele" mit Frauen, die sie ihren lebenden Ehemännern entführt hatten. Die Sittenverwilderung, welche in Folge solcher Beispiele im Volke überhand nahm, übersteigt alle Begriffe. Die Visitatoren kamen an manchen Orten zur Überzeugung, daß nur „Henker und Stockmeister helfen könnten", indem sie das Volk zum Land hinausjagen und fromme Leute dahin verpflanzen sollten.

Dieselbe Sittenverwilderung wucherte überall empor, wohin die neue Lehre vordrang, in Hessen, in Preußen, im Herzogthum Sachsen, im Kurfürstenthum Brandenburg. Nachdem das „Evangelium" im letztern Lande 18 Jahre gewirkt, fand der General-Superintendent Agricola die Geistlichkeit roh und unwissend: „Adel und Bürger suchen den Pfarrern das Einkommen zu schmälern; der mehrere Theil der Pfarrer predigt leider nur darum, daß sie ihren Zehnten und Decem verdienen, weiter studiren mögen sie nicht, es sei denn, daß sie das Evangelium im Kruge von den Bauern lernen. Die wenigen wohlgeschickten Pfarrherren werden der Verhältnisse überdrüssig, weil sie sehen, daß es nirgends hin wolle, und Fürsten und Adel nur immer darauf sinnen, Kirchen- und Klostergüter an sich zu reißen" (S. 398).

Ihre traurigste Signatur erhielt diese Reformation der Sitten in der Doppelheirath des Landgrafen Philipp von Hessen, der von 1526 an der rüstigste und thätigste Vorkämpfer, das eigentliche Haupt der „evangelischen" Bewegung war. Dieser Fürst, der nach seinem eigenen Bekenntniß seiner Gemahlin nicht drei Wochen lang die eheliche Treue hielt, fragte schon 1526 bei Luther an, ob ein Christ nicht mehr als ein Eheweib haben dürfe. Als dieser die Polygamie widerrieth, begnügte sich Philipp mit Ehebruch und Unzucht; als er sich aber in Folge seiner Ausschweifungen 1539 die Lustseuche zuzog, verlangte er von Neuem eine Doppelehe einzugehen, und wandte sich deßhalb an Luther und Melanchthon, da die Mutter der zweiten Braut, Margarethe von der Sale, ohne theologische Erlaubniß ihre Einwilligung nicht geben wollte. Die Theologen waren in großer Noth. Sie gaben Philipp das Ärgerniß zu bedenken, „nämlich daß die Feinde des Evangelii schreien würden, wir seien gleich den Wiedertäufern, die zugleich viel Weiber genommen; item die Evangelischen suchten solche Freiheit, Weiber, so viel sie wollten, ihres Gefallens zu nehmen, wie es in der Türkei gehalten wird". Bestehe aber Philipp darauf, noch ein Eheweib zu haben, „so bedenken wir, daß solches

geheim zu halten sei, nämlich daß Ew. Gnaden und dieselbige Person mit etlichen Personen wissen Ew. Gnaden Gemüth und Gewissen beichtsweise". Philipps Hofprediger, Dionysius Melander, der selbst drei lebende Weiber hatte, dachte über die „Schwachheit des Fleisches" noch milder. Er nahm am 4. März 1540 zu Rotenburg an der Fulda die feierliche Trauung vor. Butzer und Melanchthon waren als Zeugen anwesend, derselbe Melanchthon, der unaufhörlich über die Verwilderung der Sitten jammerte, und derselbe Butzer, der an Weihnachten 1539 noch von Marburg aus an Philipp geschrieben hatte:

„Ach Gott, es wird böse Ordnung hier gehalten, denn man weiß, daß Ew. Gnaden mit keinem Nachdruck zur Sache selbst thut. Das Volk verwildert, das so gar unzüchtig Leben nimmt überhand."

Weil nach ältern Reichsgesetzen und auch nach der in Hessen verkündeten Halsgerichtsordnung Karl's V. die Bigamie ein Criminalverbrechen war, das mit Ehrlosigkeit und Confiscation des halben Vermögens bestraft wurde, so war Luther über die Öffentlichkeit der Trauung sehr ungehalten. Er hätte verstanden und gehofft, so erklärte er dem Kurfürsten von Sachsen, der Landgraf würde sich „etwa ein ehrlich Meidlein heimlich auf einem Haus halten, in heimlicher Ehe, ob's gleich für der Welt ein unehelich Ansehen hätte"; aber dazu hätte er nie gerathen, „daß es sollte eine öffentliche Hochzeit werden, dazu, das auch ganz verschwiegen ward, eine Principissa und junge Landgräfin daher kommen sollte".

Obwohl es nicht dazu kam, daß das Reichscriminalgesetz an dem „heiligsten Fürsten" (so nannte ihn Zwingli) vollzogen wurde, das eventuell zu „mehrerer Furcht und Verhütung des Übels" auch Pranger, Halseisen, Ruthenstrafe und Landesausweisung im Fall der Bigamie dem Richter zur Verfügung stellte, so steht Philipp von Hessen und mit ihm seine Theologen und seine ganze Partei durch diesen unsaubern Handel an einem Pranger, von dem sie Niemand mehr befreien kann. Die offene Vielweiberei des Fürsten, die Unehrlichkeit und Immoralität seiner Theologen zeigt den furchtbaren Abgrund, zu welchem die Emancipation aller niedrigen Gelüste nothwendig hindrängte. Umsonst suchte Luther das gestürzte Sittengesetz durch fürstliche Sittenpolizei zu ersetzen; der mächtigste Förderer seiner Lehre durchbrach selbst seine willkürlichen „evangelischen Räthe", welche die heimliche Unzucht guthießen, die öffentliche nur um des Lärmes willen scheuten. Wie die meisten Prädicanten und das Volk das „evangelische" Sittengesetz verstanden, das ist aus den Visitationsberichten und andern authentischen Culturschilderungen zu ersehen, welche mit endlosen Bildern der Schmach und des Sittenverfalls die Schandsäule Philipps von Hessen umkränzen. Um nur ein Beispiel anzuführen, wurden in einer Visitationsordnung der Grafschaft Mansfeld vom Jahre 1554 folgende Laster als allgemeine Laster des Volkes aufgezählt: „Öffentliche Verachtung und Lästerung Gottes; die Sacramente nimmer oder gar selten gebrauchen; seine Kinder nicht taufen lassen; Vollsaufen und Zutrinken im Allgemeinen; Vollsaufen an dem Tag, an dem man das Sacrament empfangen; gebotene Feiertage, selbst den Charfreitag, Ostertag, Pfingsttag

freventlich übertreten mit großem und schrecklichem Ärgerniß; mehr denn ein Mann oder Weib zugleich zur Ehe haben; öffentliche Unzucht und Ehebrechen; Wucher, Meineid oder falscher Eid, und was der öffentlichen Laster mehr seien, damit man Hohn und Spott getrieben und solche Laster nicht für sträflich geschätzet." So lauten die Berichte von allenthalben. Die Klagen wohlmeinender Katholiken über den allgemeinen Sittenverfall bleiben weit hinter dem zurück, was protestantische Fürsten, Prädicanten, Visitatoren und Obrigkeiten über die sittlichen Wirkungen der neuen Lehre sich und ihrem Volke officiell eingestehen. Das Culturbild, das sich aus demselben zusammensetzt, sticht furchtbar ab von den Culturzuständen des deutschen Volkes am Ende des 15. Jahrhunderts. Unter den Protestanten selbst entstand Heimweh nach jener glücklichen Zeit.

4. Je unfähiger sich die absolutistische Fürstengewalt erwies, die civilisatorische Aufgabe der Kirche zu lösen, desto unduldsamer, zelotischer und grausamer hieb sie mit dem Schwerte drein und zerstampfte das Glück und die Wohlfahrt von Tausenden, um ihnen den verhängnißvollen Segen des „reinen Wortes" zu bringen. Es sind traurige Heldenthaten und Feldzüge, welche fast von Jahr zu Jahr das Ränkespiel der reichsfeindlichen Städte, Diplomaten und Fürsten unterbrechen. Wenn man nur die statistischen Daten der Bilderstürmerei zusammenstellte, die sich auf diese 30 Jahre vertheilen, so würde eine furchtbare Klageschrift der christlichen Kunst gegen den „evangelischen" Vandalismus daraus erwachsen. Eine viel ergreifendere Klageschrift ergäbe sich, wenn man die ganze Reihe der Frevel aufzählte, die an Mönchen und Nonnen, frommen Anstalten und Stiftungen, wohlthätigen Instituten und kirchlichen Schulen, an würdigen Priestern und glaubenstreuen Laien begangen wurden. Humanität ist ein schönes Wort. In tausend Schriften ist zu lesen, daß durch die Reformation ihr Bahn gebrochen worden sei. Daran wird aber wohl Niemand mehr glauben, der aufmerksam diesen Band und die Beweiskraft seiner Documente würdigt. Als die neue Lehre die Thore der Klöster sprengte, da sind wohl die Unwürdigen in nicht geringer Zahl ausgesprungen und machten sich die „evangelische" Freiheit zu Nutze. Aber die Würdigen blieben und zwar in nicht geringerer Zahl; man mußte sie mit Gewalt aus ihren Zellen schleppen, von den Altären reißen, aus ihren Klöstern verjagen. Und so war es mit den übrigen Anstalten, welche katholischer Glaube, christliche Entsagung und Nächstenliebe gegründet hatten. Das deutsche Volk in seiner weitaus größeren Mehrheit lief durchaus nicht freiwillig und begeistert der ihm verkündeten Reform entgegen, es wurde mit Gewalt von wüthenden Predigern zum Abfall gehetzt und mit Feuer und Schwert von den sengenden Rotten der Landsknechte unter das Joch der neuen Staatskirche gebeugt. Wie diese Landsknechte und ihre Herren, die protestantischen Fürsten und Städte, die „Humanität" verstanden, zeigt das Leben und Treiben eines Schärtlin von Burtenbach, vor Allem aber die Geschichte der Einführung der neuen Lehre in Preußen (S. 72, 73), in der Schweiz (S. 80 ff.), in Württemberg (S. 273 ff.), in Augsburg (S. 331 ff.), im Herzogthum Sachsen (S. 388 ff.), im Kurfürstenthum Brandenburg (S. 392 ff.), im Erzstift Mainz (S. 399),

in Meißen und Merseburg (S. 478 ff.), in Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 488 ff.), der „evangelische Krieg" Albrechts von Brandenburg (S. 650 ff.) und der „fürstliche Mordbrand" desselben Herrschers am Main (S. 671), in Worms, Speyer, Mainz, Trier, Luxemburg (S. 673 ff.). In der Darstellung dieser schaurigen Raub- und Plünderungszüge kann man sich vollständig überzeugen, daß die neue Lehre ihre Erfolge nicht ihrer inneren geistigen Macht, sondern der rücksichtslosen Gewalt, Habsucht und Grausamkeit ihrer fürstlichen Vorkämpfer verdankte.

Markgraf Albrecht von Brandenburg rühmte sich des greulichen tyrannischen Mordbrennens, er nannte es „seine beste Kurzweil". Moritz von Sachsen sah dasselbe für einen Gegenstand des Gelächters an. Für die grauenvollen Leiden des armen, ausgeraubten, gequälten und gemarterten Volkes besaßen diese Fürsten, die sich als Verfechter der deutschen Nation und des wahren Christenthums anpriesen, kein Gefühl. Von Zechgelagen, wo sie sich so betranken, daß sie nicht mehr stehen konnten, zogen sie aus, sengend, brennend und mordend, alle Städte, Dörfer und Höfe einäschernd, die nicht Alles hergaben, was man verlangte. „Am grausamlichsten gequält wurden die armen Bauern, die schandbarsten Thaten gegen Weiber und Mägdlein verübt." „Die Kriegsfürsten," schrieb Christoph von der Straßen am 1. August 1552, „halten also Haus, daß schier der beste Theil im heiligen Reich verderbet, denn der schwäbische, fränkische und rheinländische Kreis ist fast ganz verödet und verderbt. Es bleibet die Frucht auf dem Felde stehen und der Wein ungearbeitet; so sind die Leute fast aus allen Städten und Flecken gewichen." Bei diesem einen Raubzug wurden 27 Dörfer gänzlich vom Erdboden vertilgt, um für die „heilige Libertät" zu Gunsten des Königs von Frankreich Raum zu schaffen.

5. Die Ausflucht, daß solche Rohheit und Grausamkeit lediglich in der damaligen Zeit gelegen, ist eine leere Ausflucht. Melanchthon selbst schreibt sie der religiösen Anarchie zu und diese war von der Häresie hervorgerufen. Die neue Lehre hatte alle Leidenschaft entfesselt, alle Autorität wankend gemacht; als sie Religion und Kirche den Fürsten überantwortete, vermochte sie der fürstlichen Willkür keine Schranken zu setzen, bis die Erschöpfung der Länder selbst ihnen Halt gebot. Dazu kommt aber noch ein anderes Element. Wie die ersten Urheber der Revolution vordem den Adel und dann die Bauern zur fanatischen Unduldsamkeit gegen die alte Lehre verhetzt hatten, so reizten sie auch die Fürsten und Städte zu unnachsichtlicher Intoleranz gegen alle Andersgläubigen auf — zu aggressivem Vorgehen, zur Ausrottung, wenn möglich, der katholischen Religion. Die Habsucht und Ländergier der Fürsten machte eine solche Mahnung fast überflüssig. Anstatt sich auf den Reichstagen über die Vergewaltigung zu verantworten, die sie gegen die bestehenden Reichsgesetze, an der Kirche verübt, erklärten sie, daß sie den katholischen Götzendienst in ihren Ländern nicht länger dulden könnten. Während der charakterschwache Kaiser mit wahrer Lammsgeduld die herbsten Lästerungen über sich und seinen Glauben ergehen ließ, duldete, zusah, abwartete, alle erdenklichen Versöhnungs- und Unionsversuche anstellte, in vergeblichen Religions-

gesprächen den unverbesserlichen Rebellen stets von Neuem das Wort gab, endlich sogar auf dogmatischem Gebiet vermittelnde Concessionen anzubahnen versuchte, kurz alles für den Frieden that, was Liebe — ja mißverstandene Liebe und Schwäche thun konnte: beuteten die renitenten Fürsten jedes seiner Zugeständnisse unverfroren zu neuen Übergriffen und Gewaltthaten aus, gönnten den geistlichen Fürsten keine Ruhe und Rast, intriguirten, conspirirten, unternahmen bewaffnete Raubzüge, schafften unnachsichtlich den katholischen Cultus ab, vertrieben die katholischen Geistlichen, rissen alle geistlichen Güter an sich, appellirten an ein freies, allgemeines Concil, so lange ein solches noch nicht möglich war, entzogen sich demselben, als es zu Stande kam, trotzten dem Kaiser stets weitere Concessionen ab und erfüllten nie die Bedingungen, welche der Kaiser zur Ermöglichung des Friedens von ihnen gefordert. Diese starre Intoleranz trug über die Milde, Güte und Liebe des versöhnlichen Kaisers den Sieg davon; er raffte sich erst dann zur Abwehr der Gewalt auf, als es zu spät war, und selbst die bei Mühlberg errungenen Vortheile wußte er nicht zu benützen, weil er einerseits nicht die Energie eines wahrhaft großen Fürsten hatte, anderseits aber auch nicht jenen starren Haß, der das Walten der neuen Lehre allüberall charakterisirt. Während er 1547 zu Ulm einen der ärgsten Reichsverräther, Ulrich von Württemberg, wieder in Gnaden aufnahm, kündigten vier Prädicanten dem Rathe ihren Dienst auf, weil die Zumuthung des Raths, für den Kaiser öffentlich zu beten, „dem Gewissen und Gott zuwider" sei; der Kaiser sei „des wahren Antichristes Verfechter und Beschirmer", sie aber seien „Diener Christi" und könnten sich „das Zeichen des Antichristes nicht an die Stirne malen lassen". Aus übertriebener Friedensliebe und einseitiger Hauspolitik wagte er nicht, der Gerechtigkeit fest und consequent zu walten, und leistete dem Fortschritt der Neuerung dadurch den größten Vorschub. Doch lag seiner Handlungsweise auch zum Theil jenes edle Wohlwollen und jene Nachsicht gegen die Irrenden zu Grunde, welches echt christlicher Liebe entspringt und welches sich während dieser ganzen Periode fast ausschließlich auf Seite der Katholiken kundgibt. Für eine Geschichte der „Toleranz" liefert dieser Band ein überaus reiches Material. Er beweist schlagend, daß die religiöse Intoleranz ganz auf Seite der Neugläubigen stand, während die Katholiken die praktische Duldung bis zum Übermaß geübt haben, aber schlecht dafür belohnt worden sind.

6. Der doctrinären Entwickelung der neuen Lehren, Systeme und Religionsstreitigkeiten hat Herr Janssen keine gesonderte Darstellung gewidmet, sondern sie, ihrem objectiven Verlauf gemäß, mit der übrigen Zeitgeschichte verflochten. Es ist dieß, wie wir schon zum II. Band bemerkten, für die richtige Würdigung derselben vom höchsten Vortheil. Systematisch behandelt, wie in „Möhler's Symbolik", nehmen sich diese Lehrgebäude noch recht artig aus, wie kleine Gebetshäuser neben einem großen Dom, wie selbständig gewordene Colonien, die aus dem Mutterland manche gute Einrichtung mit sich gebracht und sie nun zu einem neuen Gemeinwesen gestaltet haben. Jedes hat noch seinen religiösen Gehalt, eine gewisse Einheit und Ordnung, einen officiellen Ernst und ein theologisches Gepräge. Doch das Alles verblaßt,

wenn man diese Lehrsysteme in ihrer thatsächlichen Genesis betrachtet. Da zeigt sich ihre revolutionäre Natur, ihr bloß mechanisches, nicht organisches Wesen. Sie treten nicht wie das mosaische Gesetz oder wie die christliche Offenbarung als ein geschlossenes harmonisches Ganze in die Welt, sondern wie die skeptischen Philosophien aller Zeiten als fragmentarische, zersetzende Gährungselemente. Sie zerstören, reißen ein, ohne daß die Führer bestimmt wissen, was und wie sie nachher wieder aufbauen wollen.

Nicht einmal in ihrem negativen Streben waren sie sich klar und eins unter einander. Als die Landsknechte Rom einäscherten, klagte Melanchthon über das Unglück der „gemeinsamen Mutterstadt aller Völker", Eoban Hessus jubelte über Babylons Fall. Melanchthon behielt zeitlebens diese versöhnlichere Gesinnung bei, er hätte sich wohl die katholische Kirche gefallen lassen, wenn sie nur ein wenig „liberaler" geworden wäre. Luther dagegen bewahrte seinen ganzen unversöhnlichen Haß gegen Rom. Mit unbegreiflicher Wuth fuhr er bis zum Tode fort, den Papst und die hierarchische Ordnung zu befehden. Seine eigenen geistigen Leistungen bieten von 1525—1546 nichts wesentlich Neues mehr: es ist ewig dasselbe Geifern, Schelten, Zürnen, Fluchen, Lästern, die Sprache eines Wüthenden, ja, wie sie dem edeln Willibald Pirkheimer vorkam, eines Besessenen, „genial" nur durch eine Grobheit und Pöbelhaftigkeit, wie sie einzig in der theologischen Literatur aller civilisirten Völker dasteht. Als der Papst das Concil ausschrieb, an das er und seine Anhänger zwei Jahrzehnte lang appellirt hatten, und das dem erschöpften Deutschland endlich den ersehnten Frieden bringen sollte, da ließ er es durch Lucas Cranach in der schmachvollsten Weise in den Koth ziehen. Eine dieser Schandcaricaturen zeigt den Papst in vollem Ornat auf einer Sau reitend und den Koth segnend, nach dem die Sau den Rüssel streckt. Luther selbst lieferte die Unterschrift:

„Saw, du mußt dich lassen reiten
Und wohl sporen zu beiden Seiten,
Du wilt han ein Concilium,
Ja dafür hab dir mein Merdrum."

„Durch die Gnade Gottes" mit einem „höheren Geiste" begabt, wie der Kurfürst von Sachsen meinte, entfesselte er 1545 noch einmal seinen tödtlichen Haß gegen „das ganze Geschwürm des römischen Sodoma" in der Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestift". „Die Päpste," so heißt es darin, „sind des Kaisers Phokas, ihres Stifters und Kaisermörders Nachkommen, verzweifelte, durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräther, Lügner und die rechte Grundsuppe aller bösesten Menschen auf Erden." Der Papst und seine Anhänger könnten durch ein Concil nicht gebessert werden, „denn weil sie des Glaubens sind, daß kein Gott, keine Hölle, kein Leben nach diesem Leben sei, sondern leben und sterben wie eine Kuh, Sau und ander Vieh, so ist's ihnen gar lächerlich, daß sie sollten Siegel und Briefe oder eine Reformation halten. Darum wäre das Beste, Kaiser und Stände des Reiches ließen die lästerlichen, schändlichen Spitzbuben und die verfluchte Grundsuppe des Teufels zu Rom immer fahren zum Teufel zu; da ist doch

keine Hoffnung, einiges Gute zu erlangen. Man muß anders hinzuthun; mit Concilien ist nichts ausgericht." Das Papstthum soll blutig ausgerottet werden: „O nun greife zu, Kaiser, König, Fürsten und Herrn, und wer zugreifen kann, Gott gebe hie faulen Händen kein Glück. Und erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und alles was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen, ach, was sage ich Lügen und Trügen, er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reiche schändlich gestohlen, geraubt und unterworfen und dafür zu Lohn in das ewige höllische Feuer unzählige Seelen durch seine Abgötterei verführt und Christi Reich verstöret, daher er heißt ein Greuel der Verstörung.

Darnach sollte man ihn selbst, den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen nageln an der Reihe her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in der Reihe herhangen. Wie wohl solchs alles geringe ist gegen ihre Gotteslästerung und Abgötterei. Darnach ließe man sie ein Concilium, oder wie viel sie wollten, halten am Galgen oder in der Hölle unter allen Teufeln."

So grüßte Luther das Concil von Trient, während er als Früchte seines eigenen Treibens nur Unheil und Verwirrung vor sich sah und von seinem eigenen Wittenberg an den Fürsten von Anhalt schrieb: „Wir leben in Sodoma und Babylon, Alles wird täglich schlimmer." Er wollte noch in seinem letzten Lebensjahre aus Wittenberg fortziehen; mit allen seinen Amtsgenossen und Waffenbrüdern war er zerfallen, ewige Teufeleien und Gewissensqualen folterten seinen Geist, am Vorabend seines Todes noch polterte er gegen den Papst. Käthe von Bora stand nach seinem Tode verlassen da, erhielt nur von dem König von Dänemark unzureichende Unterstützung und nahm ein klägliches Ende.

Während Luther im Dienste der Fürsten die „evangelische" Agitation besorgte, und deren Erfolg durch seine Unnachgiebigkeit gegen Zwingli zeitweilig sehr in Frage stellte, hielt Melanchthon mit ungeheurer Mühe, mit Ausgleichen und Mittelwegen, Versöhnungsformeln und Friedensunterhandlungen die auseinanderfahrenden Elemente nothdürftig zusammen und versuchte, auf dem lockern Boden ein theologisches Gebäude aufzurichten. Um Möhler richtig aufzufassen, muß man bei Janssen lesen, unter welchen Mühen, Nöthen, Qualen, Thränen die Augsburgische Confession entstanden ist (S. 266 ff.), wie erst „Niemand einen Buchstaben schreiben wollt", wie Melanchthon dann die Sache in die Hand nahm, wie Diplomaten und Theologen durcheinander schrieen, wie der „sächsische Rathschlag" Luthers vom Kanzler Brück umgeformt und umgemodelt wurde, ebenso Melanchthons Apologie tägliche Änderungen erhielt, wie er und Brentz unter Seufzern und Thränen daran besserten, flickten, anders redigirten, bis sie endlich so „glimpflich" war, daß man sie dem Kaiser einreichen zu dürfen glaubte, und so kräftig, daß Melanchthon an Luther schreiben konnte: „Satis est meo judicio vehemens.

Nam Monachos sic satis depexos videbis.“ Es war nicht das Bekenntniß eines von den Aposteln überkommenen unveränderlichen Glaubens, sondern eine diplomatisch berechnete Gelegenheitsschrift, die erst später zum symbolischen Buch erhoben ward. Wie hier, so richtete sich auch später die Theologie nicht nach unabänderlichen Normen, sondern nach dem Postulat der Gelegenheit. So erweiterte sich die Lehre vom Altarssacrament, als Zwingli sich mit Philipp von Hessen verbündete; so erweiterte sich die Lehre von der Ehe, als dieser Fürst eine zweite Gemahlin begehrte. Unverändert blieb nur der Protest gegen das unfehlbare Lehramt der Kirche und der unbedingte Gehorsam gegen die Staatsgewalt. Diese verhinderte eine Rückkehr der Getrennten in den Schooß der Kirche, als die unseligen Früchte der Revolution weit und breit Sehnsucht nach den früheren Zuständen erweckten.

Daß der Verfasser in der Darstellung des Protestantismus nicht von polemischen Absichten, sondern nur von der vorurtheilsfreiesten Wahrheitsliebe geleitet wurde, spricht sich auf jeder Seite aus, indem er völlig hinter den geschichtlichen Zeugnissen zurücktritt, selbst die herausforderndsten Thatsachen mit keiner abwehrenden oder feindseligen Bemerkung begleitet, und die Verschuldungen der Katholiken an dem allgemeinen Unglück des deutschen Volkes mit eben derselben Unparteilichkeit erzählt: die verhängnißvolle Politik Clemens' VII., die Verweltlichung der meisten deutschen Bischöfe und die vielen übeln Folgen, welche dieselbe nach sich zog, das perfide Treiben des „katholischen“ Kanzlers Eck von Bayern, den verderblichen Zwiespalt der bayerischen und österreichischen Fürsten, die Schwäche Karls V., die unehrlichen und unkirchlichen Transactionen seiner Diplomaten, besonders des älteren Granvella, den schändlichen Verrath, durch den mehrere Bischöfe, wie der von Samland u. a., ihre Diöcesen der kirchlichen Einheit entzogen. Was von der Kirche zu einer wahren Reform an Haupt und Gliedern in dieser Zeit geschah, das ist in dem vorliegenden Bande noch nicht ausgeführt, sondern nur angedeutet. Es reicht aber hin, um jedem vorurtheilsfreien Leser zu denken zu geben. In der langsamen Anbahnung des Concils zeigen sich weder verschmitzte Ränke, noch gewaltthätige Unduldsamkeit, sondern die höchste Schonung gegen die Getrennten, loyale Ehrlichkeit und unzerstörbare Langmuth. Die Kirche rechnete nicht auf irdische Gewalten, sondern auf ihren Erlöser und dessen Gnade. Sie ging mit der Reformation bei sich selbst voran, ehe sie die Andern zur Reformation aufforderte.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, zu dem düstern Gemälde dieses Bandes ein ähnliches Gegenbild zu zeichnen, wie es der erste Band theilweise schon enthält, und möge seine treue, unermüdliche Forschung bei unsern getrennten Brüdern nicht bloß wissenschaftliche Anerkennung, sondern auch jenen ernsten und fruchtbringenden Glauben finden, den sie verdient!

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Scriptores ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in imperio Austriaco-Hungarico. 4°. p. CXIX, 600. Vindobonae, sumptibus ordinis (in aedibus L. Woerl), 1881. Preis: *M.* 10.

Dieses Werk verdankt seinen Ursprung dem Wunsche, das vierzehnhundertjährige Geburtsfest des hl. Benedict (1880) durch die Fortsetzung der Literärgeschichte des Benedictinerordens von 1750 an bis auf die Gegenwart zu verherrlichen. Seitdem nämlich Dom Magnoald Ziegelbauer sein prachtvolles Werk: „Historia rei litterariae ordinis S. Benedicti", in vier Foliobänden 1754 in Wien herausgab, wurde dieser Zweig nicht weiter bearbeitet. Schon P. Gall Morel von Einsiedeln hatte an eine Fortsetzung gedacht und dafür gesammelt; die eigentliche und erfolgreiche Anregung dazu ging aber von dem Abt Bonifaz Wimmer, Vorsteher der amerikanischen Benedictiner-Congregation, aus. Einige österreichische Äbte, die sich 1876, bei der Weihe des Erzbischofs von Salzburg, gelegentlich zusammenfanden, gingen mit Wärme auf den Plan ein; auf einer anderen Versammlung zu Wien im December 1878 wurde derselbe näher besprochen und entworfen und von allen Ordensäbten der österreichischen Monarchie gutgeheißen. Warum man von dem ursprünglichen Plane abstand, eine Literärgeschichte des ganzen Ordens zu bearbeiten, erfahren wir nicht; wahrscheinlich liegt der Grund in der Schwierigkeit, das Material aus der ganzen Welt zu sammeln. Thatsächlich erhalten wir jetzt nur die schriftstellerischen (gedruckten oder bloß geschriebenen) Arbeiten der Ordensmitglieder in Österreich-Ungarn verzeichnet; doch haben auch die Schriftsteller von Muri in der Schweiz (Aargau), und zwar nicht erst seit der Ausplünderung des Klosters durch die aargauische Räuberregierung und dessen Übersiedelung nach Muri-Gries, sondern auch die früheren Aufnahme gefunden.

Dem Bande wird eine sehr schöne und werthvolle geschichtliche Einleitung vorausgeschickt. Dieselbe enthält den Ursprung, das Wachsthum und die Schicksale des Ordens in Österreich bis herab zur Gegenwart, ferner dessen Thätigkeit in den Schulen und in der Seelsorge, und endlich eine Literaturgeschichte der Benedictiner in Österreich. — Das eigentliche Werk behandelt in alphabetischer Reihenfolge die Schriftsteller, ihre gedruckten und ungedruckten Werke, ihre Lebensbeschreibung. Es würde zu weit führen, unter den fast 900 hier aufgeführten Schriftstellern die bedeutendsten hervorzuheben. Wir erwähnen jedoch folgende im Fache der Geschichte bedeutende Namen: Hieronymus Pez († 1762), Marquard Hergott († 1762), Martin Gerbert

(† 1793), Ämilian Ussermann († 1798), Ambros Eichhorn († 1820), Trudpert Neugart († 1825), und den noch lebenden, unermüdlichen, durch zahlreiche, besonders für die Geschichte Mährens wichtige Werke rühmlichst bekannten Beda Dudik. Für das Studium der orientalischen Sprachen nennen wir bloß Andreas Franz Oberleitner († 1832) und Pius Zingerle († 10. Januar 1881).

Da doch einmal eine Biographie der Schriftsteller gegeben wurde, so wäre es nicht nutzlos gewesen, in vielen Fällen ihre Geistesrichtung zu bezeichnen, wenn dieselbe auch, wie bei Rautenstrauch und Lichtensteiner, entschieden hätte getadelt werden müssen.

Dem Werke sind drei Inhaltsverzeichnisse beigegeben, die von einer kundigen und geübten Hand verfaßt zu sein scheinen. Zunächst ein alphabetisches der Auctoren mit Angabe des Klosters, dem sie angehörten. Vielleicht wäre es gut gewesen, zugleich das Todesjahr zu vermerken, damit man so einen Anhaltspunkt gewänne, um die nahezu gleichzeitigen Auctoren zusammenzufinden, und um sofort zu sehen, welcher Epoche jeder einzelne angehört. Das zweite ist ein geographisches und enthält alle Klöster und Ortschaften, deren im Verlauf des Werkes Meldung geschieht; es ist durch dasselbe leicht aufzufinden, wie viele und welche Schriftsteller aus jedem Kloster hervorgegangen sind. Das schwierigste war das Fachregister, in welchem die Auctoren nach den Wissenschaften und Fächern aufgeführt werden, in denen sie gearbeitet haben. In vielen Fällen wird zugleich der Titel des Werkes angedeutet, welches dem betreffenden Fache angehört, und wir glauben, das Buch hätte in praktischer Hinsicht viel gewonnen, wenn diese Weise überall befolgt worden wäre. Wenn man nämlich etwa die vita Caroli IV. imperatoris sucht, so weiß man wohl, daß der Name des Verfassers unter den Biographen steht; aber wer hat den Muth, die 90 dort genannten Auctoren zu durchstöbern, um endlich das gesuchte Werk unter Piter Bonaventura zu entdecken? — Dieses letzte Register enthält aber eine glänzende Apologie für die literarische Thätigkeit der österreichischen Benedictiner. In dem sehr gegliederten und detaillirten Fächerkatalog ist kaum das eine oder andere untergeordnete Fach, welches nicht zahlreiche Bearbeiter gefunden hat. Die Verfasser des Werkes haben darum volles Recht, ihre historische Einleitung mit den Worten zu schließen: Familia Benedictina „panem otiosa non comedit".

R. Bauer S. J.

Harmonische Beziehungen zwischen Scholastik und moderner Naturwissenschaft. Von Dr. **Franz Xaver Pfeifer,** königl. Lycealprofessor in Dillingen. IV u. 100 S. Augsburg, Kremer (A. Manz), 1881. Preis: *M.* 1.20.

Augenblicklich sieht sich die christliche Philosophie vor eine doppelte Aufgabe gestellt: Erstens soll sie den Realismus der gesunden Menschennatur, wie derselbe die Voraussetzung der christlichen Lebensanschauung bildet, vertheidigen gegen alle Angriffe des modernen Idealismus, welcher alles indi-

viduell Reale zu leerem Schein verflüchtigt, um für den Monismus Platz zu gewinnen. Und dann soll sie den ganzen gewaltigen Bau der christlichen Weltanschauung in jenem großartigen Reichthum von Naturkenntnissen erstrahlen lassen, wie ihn der Bienenfleiß der heutigen Naturforschung zusammengetragen hat. Nach beiden Seiten hin ist obige Schrift von Bedeutung, insofern sich der scharfsinnige Verfasser den Zweck gesetzt hat, zu zeigen, daß die heutige Naturwissenschaft zu der Erkenntnißlehre des hl. Thomas von Aquin in schönster Harmonie steht. Zur Charakteristik des Inhaltes der Broschüre wird es genügen, einige der acht Thesen, deren Darlegung den Inhalt bilden, hierherzusetzen:

„Die Scholastiker Albert d. Gr. und der hl. Thomas vertheidigen und begründen die Möglichkeit wissenschaftlicher Naturerkenntniß gegen Heraklit und Plato" (S. 3).

„Scholastik und moderne Naturwissenschaft sind darin einverstanden, daß sinnliche Anschauung und Vorstellung unentbehrliche Vorbedingungen und Hilfsmittel aller wissenschaftlichen Erkenntniß des Menschen im gegenwärtigen Leben sind; aber die Scholastik vermeidet bei dieser Geltendmachung des sinnlichen Fundamentes der Erkenntniß den Sensualismus und Materialismus" (S. 10).

„Die scholastische Erkenntnißlehre betont auf das Nachdrücklichste die natürliche Entwicklung der menschlichen Erkenntniß, und ist insofern eine Entwicklungstheorie der Erkenntniß; aber sie vermeidet die Irrthümer der materialistischen und sensualistischen Entwicklungstheorien" (S. 54).

„Der Formbegriff ist derjenige Punkt, in welchem die scholastische Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie und die moderne Naturwissenschaft convergirend zusammentreffen, aber auch andererseits divergirend auseinandergehen" (S. 74).

Es ist wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß wir da Fragen erörtert sehen, welche für christliche Denker in der Gegenwart das größte Interesse besitzen. Aber nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Art und Weise der Behandlung, deren sich der Verfasser bedient, ist beachtenswerth. Indem er sich nämlich darin gefällt, auf den verschiedensten Gebieten Analogien aufzusuchen, ist er in der Lage, die Auffassung der alten Schule durch neue Vergleiche und zutreffende Bilder den die neueren Naturwissenschaften beherrschenden Conceptionen, sowie überhaupt dem Verständniß näherzubringen. Wir wollen das an einem Beispiele zeigen, welches sich auf die Kernfrage der ganzen Schrift bezieht, auf den Ursprung der Verstandeserkenntniß.

Um die Abhängigkeit der menschlichen Verstandesthätigkeit von der Sinneswahrnehmung zu erläutern, vergleicht Dr. Pfeifer den Verstand mit einem Richter. Einem Richter muß allerdings durch Polizeiorgane irgend ein Fall, ein Object zur richterlichen Entscheidung vorgelegt werden. Trotz dieser Abhängigkeit bildet sich der Richter den Urtheilsspruch lediglich durch seine eigene Einsicht. So müssen auch der menschlichen Intelligenz Objecte durch Vermittlung der körperlichen Organe dargeboten werden; aber den Act der Urtheilsbildung über die dargebotenen Objecte vollzieht die Intelligenz

allein, ohne Beihilfe eines Organs (S. 31). Hieran knüpft der Verfasser einen Ausspruch Tyndalls. „Das wissenschaftliche Verständniß," sagt dieser englische Naturforscher, „gleicht einer Lampe, die nicht eher brennt und leuchtet, als bis sie mittelst des Dochtes der Beobachtung oder des Versuches angezündet worden ist. Das Licht aber, das in Folge des Anzündens ausstrahlt, kann infolge der dem Geiste eigenen Kraft um das Millionenfache das des Dochtes übertreffen, von dem es ausging. Man kann in der That sagen, daß sie in einem unmeßbaren Verhältniß zu einander stehen. Einige wenige unscheinbare und einzelstehende Thatsachen genügen, durch ihre Wirkung auf den Geist Principien von unberechenbarer Anwendung und Ausdehnung zu entwickeln." Mit Recht erinnert Dr. Pfeifer daran, daß Tyndall sogar in Bezug auf das Bild, dessen er sich bedient, mit der Scholastik zusammentrifft. Wie der hl. Thomas dem Bedenken, wie denn eine Wirkung weiter reichen könne, als die Kraft der Ursache, mit der Bemerkung entgegentritt, die sinnliche Erkenntniß sei eben nicht die vollständige Ursache der intellectuellen, und deßhalb sei es nicht zu verwundern, daß diese über jene hinausreiche: ebenso weist Tyndall darauf hin, daß es vermöge der dem Geiste eigenen Kraft geschehe, wenn das Licht, welches die Lampe des wissenschaftlichen Verständnisses ausstrahle, jenes, wodurch es angezündet worden, millionenfach übertreffe. Der Verfasser erwähnt die bekannte physikalische Thatsache, daß, wenn mit einem schon brennenden Lichte oder einer Flamme irgend eine brennbare Substanz (z. B. Magnesiumdraht, der bekanntlich ein sehr intensives Licht gibt) entzündet und dadurch zur Lichtquelle gemacht wird, die Intensität dieses zweiten Lichtes von der Intensität des ersten, wodurch die Entzündung geschah, ganz unabhängig ist. Der Grund liegt offenbar darin, daß die anzündende Flamme nicht die hauptsächliche und nächste, sondern nur die entferntere und beiläufige Ursache des angezündeten Lichtes ist. Letzteres leuchtet, wenn einmal entzündet, mit der ihm eigenen Kraft. Ähnlich verhält es sich nach Tyndall mit dem Lichte des Geistes und der Sinneswahrnehmung; jenes wird zwar durch diese entzündet, aber die Lampe des Geistes leuchtet mit der dem Geiste eigenthümlichen Kraft. Zur weiteren Illustration dieses Gedankens erinnert Dr. Pfeifer daran, daß in der Geschichte der Wissenschaften oft die weittragendsten Entdeckungen dadurch geschahen, daß vereinzelte und ganz gewöhnliche Erscheinungen von genialen Männern (Archimedes, Galilei, Newton, Huyghens u. s. w.) beachtet wurden. „Nicht bloß bei den genialen Koryphäen der Naturwissenschaft, sondern auch bei jenen der Philosophie finden wir dieß, daß bei der Auffindung der fundamentalsten Wahrheiten und Principien nicht die Menge und Qualität der beobachteten Thatsachen, sondern die Tiefe und Schärfe der intellectuellen Auffassung und Verwerthung das am meisten Entscheidende ist. Dieß gilt ganz besonders von dem Fürsten der Scholastik, dem hl. Thomas. Der unvollkommene Zustand des empirischen Wissens seiner Zeit hat ihn nicht daran gehindert, die fundamentalsten speculativen Principien zu erkennen und anzuwenden" (S. 35). Auch kommt der Verfasser auf Tyndalls bekannte Rede „über den wissenschaftlichen Nutzen der Einbildungskraft" zu sprechen,

indem er darauf aufmerksam macht, daß diese Rede im Wesentlichen nichts Anderes sei, als ein vom specifisch-naturwissenschaftlichen Standpunkte ausgehender Nachweis der Nothwendigkeit der Phantasievorstellungen für die Zwecke der Naturwissenschaft, daß sie also principiell mit der These des hl. Thomas zusammentreffe: „Intellectus coniunctus corpori passibili non potest intelligere nisi convertendo se ad phantasmata." Dabei unterläßt er nicht, darauf hinzudeuten, daß bei aller Übereinstimmung dennoch ein bedeutsamer Unterschied zwischen Tyndall's und der scholastischen Auffassung obwalte; während Tyndall sich begnüge, zu behaupten, daß die Intelligenz mehr erfasse, als der Sinn, drücke sich die Scholastik bestimmter dahin aus, daß die Intelligenz in den materiellen Dingen, welche der Sinn wahrnehme, etwas ganz Anderes erfasse, als die Sinne.

Während nun die alten Scholastiker ihre Erkenntnißlehre mit der Analogie des Lichtes beim gewöhnlichen Sehen zu erklären suchten, glaubt Dr. Pfeifer einen besseren Vergleich in der Photographie zu erblicken, also in einem Phänomen, welches den Alten unbekannt war. Wenn auch dem verehrten Verfasser nicht das Verdienst gebührt, sich als der Erste dieses Vergleiches bedient zu haben, so erinnern wir uns doch nicht, daß Jemand vor ihm den Vergleich in seinem zutreffenden Momente so klar und präcis ausgeführt hätte. Das Object, welches photographisch abgebildet wird, verhält sich nicht bloß passiv (als Object der Beleuchtung und als Object der Abbildung): es steht überdieß stets zum Bilde in einem physischen Causalverhältnisse, freilich nicht unmittelbar, aber doch durch Vermittlung des Lichtes. Indem der Gegenstand das Licht reflectirt, ist er die entferntere Wirkursache des entstandenen Bildes. Ähnliches geschieht nun bei der Ausprägung des Verstandesbildes. Das Sinnesbild verhält sich erstens passiv, insofern es Object der Beleuchtung wird, welche vom Lichte des Verstandes (dem intellectus agens) ausgeht. Zweitens kann das Object nur unter dem Einflusse dieses Lichtes (d. h. des intellectus agens) zur Erzeugung der intellectuellen Erkenntniß mitwirken. Drittens besitzt das Sinnesbild, wo es sich um die Erzeugung der intellectuellen Erkenntniß handelt, nicht nur die Function des Objectes, sondern auch die einer wirkenden Ursache. Der Verfasser führt noch weitere Analogien an. Wie beim Photographiren das Object nicht übergeht in das Bild, so bleibt auch im Erkenntnißproceß das Sinnesbild von dem intellectuellen getrennt. Die Photographie läßt die Farben, sowie die dritte Dimension liegen und nimmt das Object nur nach seinem farblosen Flächencharakter: sie abstrahirt; eine ähnliche Abstraction findet beim Erkennen statt, indem der Verstand die materiellen Einzelbestimmungen des Sinnesbildes liegen läßt und nur das allgemein Giltige ab- und ausprägt. Der receptive Intellect (intellectus possibilis) ist zur photographischen Platte in Vergleich zu bringen. Im photographischen Proceß ist die Beschaffenheit der Platte für die Beschaffenheit des entstehenden Bildes, wenn man von dem formellen Inhalt der Darstellung absieht, maßgebend. Omne receptum est in recipiente secundum modum recipientis. Gleicherweise ist das Erkenntnißvermögen (intellectus possibilis) für den Modus des Er-

kennens maßgebend. Das concret Allgemeine ist hier abstract-allgemein geworden.

Ohne Frage hat der geehrte Verfasser durch seine ebenso klaren wie gründlichen Darlegungen das Problem des Ursprungs der intellectuellen Erkenntniß in hellere Beleuchtung gerückt und dadurch die scholastische Erkenntnißlehre selbst von den ihr anhaftenden Dunkelheiten und scheinbaren Schwierigkeiten zum Theil befreit. Wir sagen, zum Theil.

Bezüglich der Mitwirkung des Sinnesbildes zur Erzeugung des im receptiven Intellect aufzunehmenden Verstandesbildes erheben sich nämlich zwei Bedenken: Erstens: Wie kann ein Bild eines individuellen Gegenstandes als Wirkursache thätig sein zur Hervorbringung eines mit Allgemeinheit behafteten Verstandesbildes? Zweitens: Wie kann ein im Organe befindliches, somit materielles Bild einen wirklichen Einfluß ausüben auf den geistigen Verstand?[1] Um diese Bedenken zu heben, genügt es nicht, an die geistige Natur des intellectus possibilis zu erinnern. Hierdurch würde nur das erste der beiden Bedenken tangirt, und auch dieses nur zum Theil gehoben[2]. Unbedingt muß man zum intellectus agens seine Zuflucht nehmen, welcher durch sein Licht die materiellen Sinnesbilder *beleuchte* und dadurch befähige, in dem geistigen intellectus possibilis ein Verstandesbild von allgemeinem Charakter hervorzubringen[3]. Bis dahin begleitet uns nun der Vergleich mit dem photographischen Processe. Wenn wir jetzt weiter fragen, *worin* diese Beleuchtung bestehen könne, so werden wir von dem Vergleiche im Stiche gelassen. Wie ein materieller Gegenstand von materiellem Lichte beleuchtet und so befähigt werden könne, auf einer materiellen Platte ein Abbild zu bewirken, das begreifen wir. Was könnte aber ein organisch-materielles Sinnesbild seitens einer rein geistigen Potenz (des intellectus agens) in sich aufnehmen, um dadurch eine Einwirkungsfähigkeit auf den ebenfalls rein geistigen intellectus possibilis zu gewinnen? Wie beim Photographiren das Licht zunächst auf das Object und vermittelst des Objectes auf die Platte einwirkt, so ist auch für den intellectus agens das nächste Object der Wirksamkeit das Sinnesbild, und erst vermittelst des Sinnesbildes wirkt er auf den intellectus possibilis ein[4]. Was bringt denn aber der intellectus agens

---

[1] „Phantasmata quum sint similitudines individuorum, et existant in organis corporeis, non habent eundem modum existendi, quem habet intellectus humanus . . . et ideo non possunt sua virtute imprimere in intellectum humanum“ (S. Thom., Summa theol., I. q. 85. a. 1. ad 3). Man vgl. Summa c. gent. l. 2. c. 77. Auf die erste Schwierigkeit scheint der hl. Thomas mehr Gewicht zu legen, als auf die zweite; wenigstens erwähnt er sie öfters. Man vgl. Comp. theol. (opusc. 2), c. 82 u. 83. Quaest. disput. de an., art. 4.

[2] „Conditio recipientis non potest transferre speciem receptam de uno genere in aliud“ (Quaest. disput. de anima, a. 4. ad 3).

[3] Man vgl. S. Thom. l. c. ad 5; ferner de spirit. creat., a. 10. ad 17; Summ. theol., I. q. 79. a. 3 ad 3.

[4] Man vgl. S. Thom., Quaest. disput. de anima, a. 18. ad 11; de malo, q. 18. a. 12. ad 3; de verit., q. 10. a. 6. ad 7; Quodlib. 8. a. 3.

in dem Sinnesbild hervor? Das Sinnesbild untersteht der „Beleuchtung" seitens des intellectus agens: was ist diese Beleuchtung?

Indem wir auf die Unzulänglichkeit des vom verehrten Verfasser herangezogenen Vergleiches hinweisen, haben wir nichts weniger im Sinn, als seine Vorliebe für Bilder und Gleichnisse zu verurtheilen. Freilich haben die Bilder, wie Rud. Eucken[1] bemerkt, viel Verwirrung in die Philosophie gebracht, viel Hemmung verursacht, so daß nicht nur Individuen, sondern ganze Zeiten sie mit wahrem Unwillen zurückgewiesen haben. Dieß kommt daher, daß Bilder leicht aus der ihnen zukommenden Rolle der Illustration heraustreten und als wirkliche Beweismomente angesehen werden wollen. Das Bild bringt wegen seiner Anschaulichkeit die Versuchung mit sich, das, was in Frage steht, als ausgemacht zu behandeln, seine Sinnfälligkeit scheint für die Wahrheit der Sache Bürgschaft zu leisten. Leicht kann es geschehen, daß man nicht nur den Vergleichungspunkt, sondern einfach jegliches, was im Bilde gesetzt ist, auf die Sache übertrage. Dazu erwecken gefällige oder ungefällige Gleichnisse der Sache selbst unberechtigte Sympathien oder Antipathien. Vor allen diesen Fehlern kann man sich aber leicht hüten. Non est tollendus usus propter abusum. Gerade die Art und Weise, wie unser Verfasser die Vergleiche handhabt, zeigt, was für eine große Bedeutung dieselben für die Wissenschaft besitzen. Sicherlich wird das menschliche Denken stets zu Bildern und Gleichnissen seine Zuflucht nehmen. Ist ja doch der Mensch von Natur aus zunächst auf das Sinnfällige hingewiesen. Er wird sich um so mehr hingetrieben fühlen, sich in klaren Anschauungen eine Fixirung und Stütze für seine Gedanken zu verschaffen, je schwieriger und tiefgehender diese Gedanken sind. Daher kommt es, wie Eucken (S. 28) bemerkt, daß es vornehmlich die leitenden Denker, die großen schöpferischen Geister waren, die sich der Bilder gern bedienten. Durch das Gleichniß wird offenbar eine gewisse Analogie hergestellt; dieselbe trägt dazu bei, das Unbekannte mit Bekanntem zu verknüpfen, das Problematische annehmbarer zu machen. Was auf dem einen Gebiet sich als Thatsächliches gibt, scheint auf dem anderen denn doch nicht schlechterdings unmöglich zu sein. Die zu illustrirende Wahrheit erscheint als Specialfall eines allgemeinen Vorganges, der uns in dem auf sinnlichem Gebiet liegenden Specialfalle klar vor die Augen tritt. „Auch Aristoteles," bemerkt der genannte Verfasser, „verwendet mehr Gleichnisse, als ihm diejenigen zutrauen dürften, welche in ihm vorwiegend einen nüchternen Verstandesmenschen erblicken; aber es sind diese Gleichnisse immer nur skizzirt und stets dem Gedanken streng untergeordnet. Zum Gesammtcharakter der Aristotelischen Philosophie tragen sie daher wenig bei, aber in den einzelnen Punkten erweisen sie sich bei schlichter Sachgemäßheit und genauestem Zutreffen als sehr wirksam; ein schiefes oder unklares Bild findet sich bei diesem Philosophen nicht" (S. 10). Ja sogar in ihrer Unzulänglichkeit wirken Bilder und Gleichnisse anregend und befruchtend, indem sie neue Fragen auf die Oberfläche bringen, weitere Aussichten eröffnen

[1] Über Bilder und Gleichnisse in der Philosophie. Leipzig 1880. S. 30.

und uns tiefer in die zu lösenden Probleme hineinführen. Nur darf der Denker alsdann am Vergleich nicht festkleben, er muß den Muth haben, den Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat, zu entlassen und ohne die Begleitung des Vergleiches weiterzugehen. So haben es die scholastischen Denker bezüglich des Problems der intellectuellen Erkenntniß gemacht. Der ihnen geläufige Vergleich des intellectus agens mit dem Lichte hat es ihnen ermöglicht, die letzte Frage, um die es sich handelt, in klare und bestimmte Fassung zu bringen. Unabhängig von dem erwähnten Vergleiche, haben sie die Frage nach der illuminatio phantasmatum aufgegriffen und weitergeführt. Hier treffen wir nun — wie das bei einer so schwierigen Frage kaum anders zu erwarten steht — bei den scholastischen Philosophen eine nicht unerhebliche Verschiedenheit der Auffassungsweisen. Nach verschiedenen Seiten hin machen sie verschiedene Momente geltend, welche man indessen nach Abstreifung etwaiger Einseitigkeiten nur nach ihrer wesentlichen Bedeutung zusammenzustellen braucht, um eine sich mit dem wirklichen Sachverhalt deckende Anschauung zu gewinnen. Insbesondere dürfte ein Zurückgreifen und Geltendmachen der teleologischen Weltanschauung, von welcher ja die ganze aristotelisch-scholastische Philosophie getragen ist, zur endgiltigen Lösung vorliegender Frage ein Erhebliches beitragen.

Außer den Vergleichen enthält die Schrift des Herrn Dr. Pfeifer noch manche schätzbaren Hinweise. So macht er z. B. S. 22 die dem modernen Materialismus gegenüber beachtenswerthe Bemerkung, daß das Wesen der Dinge mehr aus den dynamischen als aus den morphologischen Manifestationen zu erschließen sei. Er gibt dem Argumente, welches aus der Verschiedenartigkeit der starken Eindrücke auf die Sinnesfähigkeit und den Verstand hergenommen wird, um die Geistigkeit der menschlichen Seele zu beweisen, eine präcisere Fassung (S. 23 ff.). Er erinnert daran (S. 28), wie die moderne Naturwissenschaft durch ihr Verfahren factisch die Thatsache anerkenne, daß der erkennende Intellect die Objecte entmaterialisire, d. h. gleichsam ihrer rein materiellen Bestimmung entkleide, und daß er somit eine übermaterielle, d. h. geistige Fähigkeit sein müsse u. s. w.

Die Schrift ist in klarer, allgemeinverständlicher Sprache abgefaßt. Zu bedauern ist, daß der enge Rahmen es dem Verfasser unmöglich machte, sich auf die berührten Fragen tiefer und allseitiger einzulassen. Wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß Herr Dr. Pfeifer überall bis in's Kleinste hinein das Richtige getroffen hätte, so will es uns doch bedünken, daß die Arbeit des Dillinger Lycealprofessors genau in der Richtung steht, nach welcher in der Gegenwart alle Freunde der wahren Philosophie weiterarbeiten sollten. Nur dadurch, daß man in den neueren Wissenschaften das Werthvolle anerkennt, vermag man einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus man die Verirrungen derselben mit Erfolg bekämpfen kann.

T. Pesch S. J.

Für den systematischen Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien. Zur Abwehr gegen Professor Dr. A. Stöckl's: „Der moderne Re-

ligionsunterricht an den deutschen Gymnasien". Von Professor Dr. **M. Schubach**, Religionslehrer am königlichen Gymnasium in Koblenz. 8°. 20 S. Koblenz, Schuth, 1881. Preis: 50 *Pf.*

Der Titel vorstehender Broschüre sagt deutlich, gegen wen sie gerichtet ist, und die einleitenden Worte geben die Gründe der „Abwehr" an. Dr. Schubach sieht in der Schrift Dr. Stöckl's einen kühnen „Handstreich", einen Angriff „auf den Religionsunterricht an diesen [deutschen] Lehranstalten und mittelbar auf die an denselben wirkenden Religionslehrer", und noch mehr einen Angriff auf „die Verfasser der neuesten Lehrbücher" und „die bischöflichen Behörden", welche letztere approbirt haben. Dieser Auslassung gegenüber können wir nur wiederholen, was diese Zeitschrift (XXI, 309 ff.) gleich nach Erscheinen jener Schrift gesagt hat: „Wir hätten nur gewünscht, daß man bei der Beurtheilung sich an die Sache selbst gehalten hätte, statt einzelne Ausdrücke und Nebensachen zu tadeln. Amor modum saepe nescit, sed super omnem modum fervescit. Die Sache aber, um die es sich handelt, ist der Art, daß alle persönlichen Rücksichten zurücktreten müssen, und einzig die Erhaltung und Rettung der Seelen in Betracht kommt." Die Klagen über das „Zuviel" des heutigen Gymnasialunterrichtes mit seinen verderblichen Folgen für Seele und Körper sind allgemein; nicht nur die zunächst Betheiligten, Schüler und Eltern, sondern auch die Lehrer, Ärzte und Abgeordneten haben solche auf ihren Versammlungen offen ausgesprochen und Ähnliches vom Elementarunterrichte behauptet. P. Pachtler hat nun in dieser Zeitschrift über den heutigen Gymnasialunterricht eine ausführliche fachmännische Kritik geschrieben, welcher die Constanzer Generalversammlung der katholischen Vereine ihre Anerkennung aussprach. Mit den andern Fächern ward aber auch der Religionsunterricht auf den Gymnasien in Mitleidenschaft gezogen, und so konnten wir folgerichtig nicht umhin, der von Dr. Stöckl verfochtenen „Sache" unsere volle Zustimmung zu geben. Der Verfasser wollte keinen „Angriff auf den Religionsunterricht an den Gymnasien" machen, sondern im Interesse dieses Religionsunterrichtes eine bestimmte Art desselben kritisiren. Noch weniger wollte er die Religionslehrer oder Verfasser von Religionshandbüchern angreifen. Wenn eine Methode mit Billigung oder gar auf Befehl der zuständigen Behörde allgemein eingeführt ist, so ist es nicht Sache der einzelnen Lehrer, davon abzugehen, und diejenigen sind ebensowenig zu tadeln, welche, vielleicht gar auf höhere Weisung, dieser Methode ihre Lehrbücher anpassen. Ein Angriff auf die Methode ist darum noch nicht ein Angriff auf die Personen, die derselben sich anbequemen müssen. Im Gegentheil, dadurch, daß Herr Stöckl die Fehler der Methode an den beiden Religionshandbüchern von Dreher und König zeigen wollte, hat er diese Bücher als in ihrer Art gut und vortrefflich anerkannt. Wenn man z. B. die Unvollkommenheit der Federzeichnungen nachweisen will, so darf man das nicht an schlechten Mustern thun; man würde sonst die Antwort erhalten, solche Muster zeigen nur die Unfähigkeit ihres Malers, nach jener Manier zu zeichnen, nicht aber die Unvollkommenheit der letztern. Schon durch die Wahl der beiden Lehrbücher

hat also Herr Stöckl ihre relative Güte anerkannt. Zum Überfluß sagt er noch ausdrücklich, daß diese Bücher „ihrem Inhalte nach durchgehends recht gut", in Bezug auf Glaubens- und Sittenlehre „correct, allenthalben von echt kirchlicher Gesinnung zeugen" und auch „die systematische Anordnung des Stoffes zumeist wenig zu wünschen übrig lasse". Hierin stimmt er also vollkommen mit den oberhirtlichen Approbationen überein. Wir haben aus demselben Grunde wiederholt das Lehrbuch von Dreher belobt und stehen keinen Augenblick an, unsere deßfallsige Empfehlung auch auf Dr. Königs Handbuch für den katholischen Religionsunterricht und dessen Lehrbuch, von dem eine zweite verbesserte Auflage[1] jetzt eben erschienen ist, auszudehnen. Also gerade wegen der Güte dieser Werke konnte Dr. Stöckl an ihnen die Fehler des modernen Religionsunterrichtes auf den deutschen Gymnasien zeigen und hat hierdurch keineswegs, wie Herr Schubach ihn beschuldigt, die Verfasser, die Religionslehrer, die approbirenden Behörden angegriffen. Doch nun zu den sachlichen Gründen, welche in vorstehender Broschüre gegen Stöckl geltend gemacht werden. Schubach führt die gegnerischen Anklagen auf drei zurück: 1) Der Lehrstoff ist zu umfangreich; 2) die Lehrbücher sind zu sehr wissenschaftlich gehalten, sie geben philosophische Begriffe und Unterscheidungen, für welche der Schüler kein Verständniß hat; 3) statt der systematischen Darstellung sollte die katechetische Form beibehalten werden. In Bezug auf den ersten Punkt meint Schubach, man könne ja beim Lehren Manches überspringen, das trotzdem im Lehrbuch nicht überflüssig sei, weil es „den wißbegierigen und talentvollen Schüler tiefer und weiter" führt oder „er sich später daran bei gegebener Gelegenheit orientiren kann". Ganz recht; aber ein Lehrbuch soll nicht für einzelne Talentirte, sondern für die Masse der Schüler berechnet sein; überschreitet es erheblich das von diesen geforderte Maß, so verstößt es gegen die alte goldene Regel: Quidquid praecipies, brevis esto. Die Bemerkung, daß auch im Trierer Diöcesankatechismus Manches bei der Katechese übersprungen werden muß, ist richtig. Doch das ist ein Übelstand, der dem Verfasser P. Deharbe sehr zu Herzen ging, so daß er wiederholt beantragte, einen kürzern faßlicheren Katechismus, etwa den Freiburger, als Diöcesankatechismus einzuführen. Am Schlusse des ersten Punktes macht Schubach selbst das Geständniß: „Ich gestehe übrigens gern zu, daß insbesondere bei König Manches hätte wegbleiben, Einzelnes hätte kürzer gefaßt werden können. Auch hier ist Beschränkung Weisheit." Deßgleichen macht er für den zweiten Punkt das Geständniß: „Ich gebe auch hier zu, daß ein Maßhalten geboten und daß es ein Mißgriff ist, wenn z. B. bei Dreher die ‚Einzigkeit' der Seele bewiesen wird." Allerdings ist Maßhalten hier besonders geboten, damit man nicht über die Köpfe der Schüler hinwegschieße und so der aller-

[1] Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Zweite, verbesserte Auflage. Erster Kursus. Allgemeine Glaubenslehre. VIII u. 123 S. in 8°. Preis: *M.* 1.40. — Zweiter Kursus. Die Geschichte der christlichen Kirche. VIII u. 132 S. in 8°. Preis: *M.* 1.80. Freiburg, Herder.

wichtigste Unterricht vergeblich bleibe. Ob nun hierin in den genannten Lehrbüchern Maß gehalten werde, dafür können wir getrost auf die Recension dieser Zeitschrift (XXI, S. 309) verweisen. Doch sei dem noch eine praktische Erwägung beigefügt. In Drehers Lehrbuch ist nicht einmal der Decalog, ebensowenig eine Formel zur Erweckung der göttlichen Tugenden und der Reue angeführt; natürlich, so etwas gehört in den Katechismus, nicht in ein wissenschaftliches systematisches Religionshandbuch. Freilich, aber was ist die Folge davon? Häufig wissen die Abiturienten, weil sie vier oder sechs Jahre den Katechismus nicht mehr gesehen haben, nicht einmal die zehn Gebote Gottes und die Reueformel auswendig herzusagen. Das ist aber ein großer Übelstand. Von Kindheit an sind die Gläubigen daran gewöhnt, ihr Gewissen nach den zehn Geboten zu erforschen; danach sind die Beichtspiegel angelegt und fragen die Beichtväter aus. Wäre es da nicht angezeigt, selbst auf Kosten systematischer Wissenschaftlichkeit, die Pflichtenlehre an der Hand ihrer faßlichen, von Gott selbst entworfenen Formulirung im Religionsunterricht zu erklären und die Jugend so auf diesem leichten, von Kindheit an betretenen und auch später einzuhaltenden Wege in die Kenntniß der Sittenlehre immer weiter einzuführen? Der Reueact ist aber der allernothwendigste im menschlichen Leben, den man nicht nur vor der Beicht aus einem Gebetbuch, sondern auch sonst, wenn man kein Buch vor sich hat, erwecken muß. Wäre es da nicht nützlich, ja nothwendig, eine Formel, nach welcher man leicht Reue erwecken kann, gut auswendig zu wissen und so gewissermaßen immer bei der Hand zu haben? Man wird uns vielleicht einwenden, daß der Religionslehrer ja im Religionsunterrichte auf diese bekannten Formeln kommen könne, auch wenn sie nicht im Handbuch stehen. Allerdings; aber wenn diese Sachen in den Religionsunterricht gehören, warum nicht auch in dessen Lehrbuch? Mit Unrecht nimmt aber Schubach an, daß seine Gegner meinen, es könne der Unterricht in den oberen Klassen des apologetischen Momentes entbehren. Auch diese Zeitschrift wies in ihrer Recension darauf hin, wie nothwendig es sei, im Religionsunterrichte die Einwürfe zu widerlegen, welche heutzutage von allen Seiten gegen Kirche und Religion erhoben werden. Das kann aber in einem größeren Katechismus geschehen, und das Concil von Spoleto vom Jahre 1849, dessen Seele der jetzige Papst war, gebot, einen solchen Katechismus anzufertigen (Coll. Lac. VI. 744).

Wir kommen nun zum dritten Punkt, wofür Herr Professor Stöckl folgende Gründe anführt: daß die positiven Dogmen als solche in ganz bestimmten, genau formulirten Sätzen dem Schüler entgegentreten müssen, und daß der Religionslehrer katechisiren müsse, um das Verständniß des Vorgetragenen zu erleichtern und zu befördern, was Beides nur mit Hilfe des Katechismus geschehen könne. Hierüber sagt Schubach: „Der Bemerkung Dr. Stöckls über den positiven und auctoritativen Charakter des Religionsunterrichtes auch in den höhern Klassen wird jeder Katholik zustimmen und auch darin übereinstimmen, daß die Aneignung des dogmatischen und moralischen Inhaltes durch die katechetische Form sehr erleichtert werde." Desgleichen scheint er zuzugestehen, daß auch noch in den höheren Klassen katechisirt werden

müsse; doch meint er, das könne „ebenso leicht an der Hand eines systematischen Lehrbuches als eines Katechismus" geschehen. Letzteres ist aber offenbar unrichtig, weil der Lehrer leichter eine bestimmte Methode im Unterrichte einhalten kann, wenn dieselbe auch im Lehrbuch herrscht. Aus den Zugeständnissen des Herrn Schubach folgt also offenbar für den Gymnasialunterricht der Vorzug der katechetischen Form des Lehrbuches über die systematisch-wissenschaftliche. Die Gründe, welche Herr Schubach für letztere anführt, können dieses Resultat nicht aufheben.

1. Der Primaner, sagt Schubach, würde, wenn er neben den Lehrbüchern des Lateinischen, Griechischen, der Mathematik, Geschichte ꝛc. den Katechismus zur Schule tragen müßte, auf diesen mit Geringschätzung herabsehen und somit das Interesse am Religionsunterricht verlieren. Der Einwand wäre begründet, wenn es sich um den Katechismus handelte, welchen der Primaner als Kind gebraucht hat, nicht aber, wenn ein höherer Katechismus eigens für die obern Klassen des Gymnasiums gemacht worden. Man könnte leicht den Schülern erklären, daß wichtige Gründe besonders für den Religionsunterricht die katechetische Methode empfehlen, daß die Abfassung einer Schrift in Fragen und Antworten keineswegs unwissenschaftlich, sondern das wissenschaftlich am höchsten stehende theologische Werk, die Summa des Doctor Angelicus, in Fragen und Antworten geschrieben sei. Mit Unrecht nimmt Schubach an, daß diese Form Gebildeten als verächtlich vorkomme. Wir können dagegen auf die vielen Bücher hinweisen, die gerade heutzutage für Erwachsene in dieser Form geschrieben sind, wie z. B. der Laienkatechismus von Dieringer, ferner Katechismen über kanonisches Recht, Eherecht, sociale Fragen u. s. w. So viel verschwommenes Zeug überschwemmt uns in der Gegenwart, daß die kurze markige Sprache eines Katechismus, welche immer den Nagel auf den Kopf trifft, uns wohlthut.

2. Die für ein Lehrbuch nothwendige Kürze, meint Schubach, wird bei einem Katechismus durch „die ganze Summe der Fragen" beeinträchtigt. Wir antworten: diese Summe ist nicht so erheblich und wird überreichlich durch die Knappheit des übrigen Inhaltes wieder eingebracht.

3. „Es kommt wesentlich in Betracht die Schwierigkeit, einen allgemein befriedigenden Katechismus für höhere Klassen zu schreiben." Schwierig ist derselbe, aber nicht unmöglich. Schwieriger ist sicher ein Katechismus für die Schuljugend, weil in demselben so manche Geheimnisse und übersinnliche Dinge für den noch ungebildeten Verstand der Kinder in der kürzesten, knappsten Form dargestellt werden müssen. Wenn sich also diese Schwierigkeit überwinden ließ, warum nicht viel leichter diejenige, einen Katechismus für die reifere Jugend zu verfassen?

Endlich appellirt Herr Schubach an die Erfahrung. Erfahrungen im großen Stile sprächen nicht für den Vorschlag des Herrn Stöckl. Derselbe berufe sich freilich auf frühere Zeiten, aber wenn er darunter die dreißiger Jahre verstehe, so hätte es damals mit dem Religionsunterricht schlimm ausgesehen (S. 7). Hier irrt Herr Schubach; denn offenbar hat sein Gegner das „früher" nicht auf die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, die sich-

teste Zeit für Schule und Wissenschaft, bezogen, sondern auf jene glänzende Periode der katholischen Schulen ausgedehnt, welche der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorausging. Ebenso unglücklich ist Herr Schubach, wenn er sich auf andere Länder außer Deutschland und Österreich beruft. Er weiß nur Italien anzuführen, in Wahrheit aber nur das moderne Italien, das in Nachäffung der Deutschen das Menschenmögliche geleistet hat. Wie das kirchliche Italien gesinnt ist, ergibt sich aus den neuen Provinzialconcilien, die in ihren Studienordnungen für die Gymnasialklassen nirgends ein Religionshandbuch erwähnen [1].

Nach Allem glauben wir an den früheren Aufstellungen dieser Zeitschrift durchaus festhalten zu müssen. Damit wollen wir nicht sagen, daß keine Gründe für die entgegengesetzte Ansicht sprechen. Wenn es sich um praktische Dinge im menschlichen Leben handelt, so wird man immer Gründe für und wider finden; nicht das ist zu erwählen, wogegen gar kein Grund spricht, sondern jenes, wofür nach ruhiger Erwägung aller Gründe und Gegengründe, aller Vortheile und Nachtheile, das Urtheil der Vernunft sich entscheidet. In strittigen Fragen aber wird dieses Urtheil auch unter Wohlgesinnten leicht differiren. So verargen wir es Niemanden, wenn er betreffs des Religionsunterrichtes auf Gymnasien einer andern Ansicht huldigt. Die moderne Zeit hat den Gymnasialunterricht durch ein verhängnißvolles „Zuviel" corrumpirt, zugleich aber auch die philosophischen Studien ruinirt. Den alten natürlichen Studienplan, wonach zuerst die literarischen Studien auf dem sechsjährigen Gymnasium, dann die philosophischen mit Einschluß der Naturwissenschaften (zwei- oder dreijähriges Lyceum), endlich die Universitäts-Fachstudien kamen, hat man verlassen, das Gymnasium auf neun Jahre ausgedehnt, Lycealfächer in dessen höhere und mittlere Klassen herabgezogen, die theoretische Philosophie discreditirt und die Zeit zu ihrem Studium vorher weggenommen, so daß nach Absolvirung des Gymnasiums nur Wenige mehr durch ernstliches Studium derselben sich auf die Fachstudien vorbereiten. Da schien es natürlich, da die Ober- und Unter-Prima des Gymnasiums der Studienzeit und der wissenschaftlich-systematischen Methode nach an die Stelle des Lyceums getreten waren, nun auch den Religionsunterricht nach derselben Methode, wie andere Fächer, zu geben, um so in etwa die christliche Philosophie, wenigstens inwiefern sie tiefer in die Religionswahrheiten einführt und gegen Einwürfe schützt, zu ersetzen. Ich läugne die Wichtigkeit dieses Grundes nicht, dem auch mehrere meiner Mitbrüder beipflichten, aber er wiegt die Gegengründe nicht auf, die Stöckl in seiner beredten Schrift und auszüglich auch diese Zeitschrift vorgebracht hat. Uns scheint, daß eine solide Kenntniß der Dogmen, wie sie der katechetische Unterricht vermittelt, in Verbindung mit der Lösung

[1] Coll. Lac. VI. 364 u. 794. An ersterer Stelle, wo von dem damals noch Österreich einverleibten Venetien die Rede ist, wird freilich für die siebente und achte Klasse des kleinen Seminars eines vom Bischof zu bestimmenden „Autors" erwähnt, aber diese beiden Klassen sind in Wahrheit ein philosophisches Lyceum, worin Logik, Psychologie, Metaphysik und Ethik nebst den Naturwissenschaften docirt wird.

der gewöhnlich gegen die Religion gemachten Einwürfe, besser den Jüngling schützt und vorbereitet, als jener wissenschaftlich-systematische Religionsunterricht, der eben ein Zwitterding ist und bleibt und darum nichts Solides hervorbringen kann.

G. Schneemann S. J.

Tu es Petrus, seu praecipui ex apostolicis recentiorum summorum pontificum litteris atque orationibus loci, quibus ostenditur romanus pontifex juris defensor, veritatis doctor, morum servator. In usum cleri atque juventutis litterarum studiosae triplici ordine, historico, dogmatico, morali digessit atque edidit *R. Corten*, Rodae, in Seminario minori dioecesis Ruraemundensis professor. Gr. 8°. p. XIX, 326. Venlonae, H. Bontamps, 1881. Aachen, R. Barth. Preis: *M.* 3.60.

Wir haben mit Absicht den ganzen etwas langathmigen Titel des vorliegenden Buches vor die Augen des Lesers gebracht, weil eben dieser Titel den Inhalt und Zweck des Werkes nicht minder als die innere Einrichtung desselben und das bei der Abfassung in's Auge gefaßte Publikum mit aller wünschenswerthen Ausführlichkeit darlegt.

Wir haben es hier also mit einer ebenso neuartigen als wirklich zweckmäßigen Anthologie zu thun, welche alle Freunde kirchlicher Literatur mit Freuden begrüßen und mit vielem Genuß durchblättern werden. Gerade unsere Zeit legt für die Briefe und Reden der Päpste ein rührendes und wohlbegründetes Interesse an den Tag. Immer mehr drängt sich auch dem blödesten Auge das Licht und die Erkenntniß auf, daß alle weltbewegenden Fragen der Wissenschaft, Moral und Politik sich schließlich in dem einen Brennpunkte sammeln und condensiren, den Christus der Herr als den Mittelpunkt der Geschichtsentwicklung im römischen Papstthum hingestellt und für ewige Zeiten gefestigt hat. Daher auch das löbliche Unternehmen der verschiedenen Sammlungen, welche die zerstreuten apostolischen Actenstücke, Encykliken, Allocutionen u. s. w. sowohl des jetzt glorreich regierenden Papstes, als auch früher schon seines hochseligen unvergeßlichen Vorgängers in chronologischer Reihenfolge und in ihrer Gesammtheit dem Leser darbieten. Selbst den Feinden der Kirche entgeht keineswegs diese Wichtigkeit der päpstlichen Sendschreiben und Reden, und die Beachtung, welche bis in die neueste Zeit diese Rundschreiben und Allocutionen zu finden pflegen, beweisen zur Genüge, daß sie etwas mehr sind, als die politischen Thronreden irgend eines weltlichen Monarchen.

Was für Pius IX. und Leo XIII. geschehen ist, geschah leider nicht in derselben Weise für die übrigen Päpste, und konnte auch nicht geschehen, weil eben die so entstehende Masse des Gebotenen seiner weiten Verbreitung im Wege gestanden haben würde. Und doch liegt in den Schachten und Stollen des riesigen Bullarium ein solcher Schatz der Weisheit, Frömmigkeit und Wissenschaft vergraben, daß es nicht genug bedauert werden kann, wenn der-

selbe für die Mehrzahl selbst der Priester und „Lehrer in Israel" unbekannt und ungehoben bleibt. Freilich, selbst ein Auszug aus dem ganzen Reichthum dieser einzig dastehenden literarischen Sammlung ist nicht möglich, da er entweder auch wieder eine halbe Bibliothek füllen oder durch die Kürze den Zweck verfehlen würde. Wir können daher Herrn Corten nur Recht geben, wenn er seinem Unternehmen gewisse und wie uns dünkt sehr glückliche Grenzen gesteckt hat. Es muß in der That jeden denkenden Menschen der Gegenwart auf das Höchste interessiren, in kurzen Zügen zu sehen und zu hören, wie sich der „Wächter auf Sion", das römische Papstthum, zu großen Entwicklungsphasen, den modernen Gesellschaftsfragen und Errungenschaften der Cultur seit der französischen Revolution gestellt hat. Ein Studium der neuesten Geschichte vom Standpunkt des „Felsens" aus kann nur lehrreich, wahr und heilsam sein. Wir beginnen mit Pius VI. und seiner Verurtheilung der „Constitutio Civilis", 1791, und verfolgen in Auszügen aus mehr denn hundert der bedeutendsten apostolischen Actenstücke die politische, geistige und religiöse Entwicklung des neuen Geschlechtes bis zur letzten Encyklika Leo' XIII. Welche Zeiten und welche rasche Entwicklung, großer Gott! zwischen diesen Päpsten in nicht ganz einem Jahrhundert! Welche Männer in diesen Tagen und welche Umwälzungen der Völker und des Angesichtes der Erde! Und jede neue Gefahr wird vom gottgestellten Wächter angekündigt, vor jedem Irrweg gewarnt, jedes Weh der Heerde vom Hirten beklagt. O ja, diese Auszüge lassen auch den Unempfindlichsten fühlen, wie Christus im Papst einen „Vertheidiger des Rechtes, einen Lehrer der Wahrheit und einen Hort der Sitten" aufgestellt hat.

Der größeren Klarheit wegen hat der Herausgeber seine Sammlung so geordnet, daß er die Documente je nach ihrem vorwiegend historisch darstellenden, dogmatisch entscheidenden oder moralisch lehrenden und ermahnenden Inhalt zusammenstellte. In den dogmatischen und moralischen Theilen gruppirt Corten seine Auszüge um einzelne Hauptfragen, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes nicht wenig gefördert wird. Wir können aus den verschiedensten Gründen diese Anordnung nur billigen, sollte dieselbe auch bisweilen Schuld sein, daß die eine oder die andere Encyklika in ihren einzelnen Theilen in verschiedenen Abschnitten untergebracht wird. Man kann ja über Einzelheiten dieser Art sehr gut anderer Meinung sein, ebenso auch über Zweckmäßigkeit dieses oder jenes Excerptes — im Ganzen aber glauben wir, daß dem verdienstvollen Sammler das Lob einer sinnreichen und praktisch nützlichen Auswahl nicht vorenthalten wird.

Die wenn auch noch so kurzen Praenotanda zum historischen Theile werden sowohl dem Leser als auch in Cortens Voraussetzung dem Lehrer sehr willkommen sein, indem sie alles Nöthige zum Verständniß der päpstlichen Documente summarisch darlegen.

Und nun noch ein Wort über das Publikum, an dessen Adresse das Werk gerichtet ist. Daß der Klerus dasselbe mit Freuden aufnehme und mit Nutzen studire, ist unser Wunsch und unsere feste Hoffnung. Aber auch ein anderes, vom Verfasser speciell in's Auge gefaßtes Publikum, nämlich die

studiosa juventus, dürfte aus der Lectüre dieser Anthologie nicht bloß gesunde und begeisternde Ideen schöpfen, sondern auch für manche moderne Fragen den richtigen lateinischen Ausdruck lernen, während das elegante Latein mancher päpstlichen Manifeste das Seinige zur ästhetisch-oratorischen Bildung durch Privatstudium beitragen wird. Wir wollen hier nicht wieder einen kaum eingeschlummerten Streit erwecken und überlassen es daher einem jeden Leser, nach seiner Meinung zu der vom Herausgeber mit sehr vieler Ruhe und Mäßigung vorgetragenen Ansicht Stellung zu nehmen, wonach sogar eine Einführung des Werkes als Schulbuch sich empfehlen dürfte. Wir können dieß um so leichter, als ja für Deutschland vorerst diese Frage keineswegs eine brennende ist und die altbewährte Methode der ratio studiorum unseres Ordens gegen eine solche Einführung spricht.

Das gut ausgestattete, leider von manchen, sogar sinnstörenden Druckfehlern nicht freie, im Preis äußerst mäßig gesetzte Werk ist dem jetzigen Heiligen Vater gewidmet, mit dessen Segen wir ihm eine weite und gnadenreiche Verbreitung wünschen.

W. Kreiten S. J.

Heimathweisen aus der Fremde, von P. W. Kreiten. Vom Verfasser autorisirter Abdruck aus „Aachens Dichter und Prosaisten", herausgegeben von Heinrich Freimuth. Kl. 8°. 131 S. Aachen, J. Stercken, 1882. Preis: *M.* 1.50.

Unsere Leser werden hier manche alte, liebe Bekannte wiederfinden, vor Allem die herrlichen Übersetzungen aus dem Provençalischen und aus Sarbiewski, die vor etlichen Jahren zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind. Sie haben sich aber aus ihrem literaturgeschichtlichen Rahmen entrafft und stehen nun selbständig da in einem Kranze von vielen andern Liedern und Romanzen, Sprüchen und Gelegenheitsgedichten, welche genugsam ausweisen, daß der Übersetzer ein Dichter ist, der den südfranzösischen Provençalen mit trauten deutschen Heimathweisen melodisch zu respondiren versteht und mit L. S. Lambert sagen kann:

„Ich bin ein Priester und bin Troubadour!
Du bangest, Freund? Warum denn sollt's nicht sein?
Sind Priester etwa nur zum Pred'gen gut,
Ein Amt zu singen, Sünden anzuhören? —
Mich drängt's zum Liede halt, was will ich machen?
Die Nachtigall wird zum Gesang geboren
Und schmettert ihre Lieder frei in's Land —
Und mir allein wär' dieser Trost versagt?"

Die schönsten, neuen Motive, ebenso innige als originelle Auffassungen bekannter Stoffe, die anmuthigsten, zartesten Stimmungsbilder, die mannigfaltige Natursymbolik und die reiche Fülle tiefreligiöser Gedanken und Empfindungen zeigen, daß das Reichsgebiet des religiösen Troubadours nicht so eng ist, wie verliebte Weltpoeten sich einbilden, daß er gerade so gut alles

Schöne und Herrliche im Himmel und auf Erden empfinden und besingen kann, nur daß sein Lied einen reineren Klang hat und, statt den Geist in die Niederungen der Materie herabzuziehen, die sichtbare Schöpfung im Strahlenglanz der ewigen Liebe schaut und bald jubelnd, bald sehnend, durch alle Strömungen der Seele hindurch, zu ihrem Urquell emporhebt:

„In's Weite hinein! Wohin, wohin
Stehst du, mein fröhlicher Wandersinn?
Die Welt ist so weit, die Welt ist so schön,
So woll'n wir zum Ende der Welt hingeh'n.

„Und als ich kam in den grünen Wald,
Der wieder von tausend Liedern schallt' —
Da blühten die Blumen so duftig bunt,
Da gingen die Bächlein am kühlen Grund.

„Und als ich kam in das Feld hinein,
Da lag auf dem Lande der Sonnenschein,
Da wogten und rauschten die Ähren so schwer,
Da jubelten Lerchen im Äthermeer.

„Und als ich stand auf der Bergeshöh',
Da stieg die Sonne zur rosigen See,
Und küßte die Berge und Blumen sacht
Mit gold'nen Strahlen zur guten Nacht.

„Und als das Glöcklein im Thale klang,
Da kniete ich nieder und betete lang,
Da ward es so still und so feierlich,
In's Herz mir ein süßes Heimweh schlich.

„In's Weite hinein! Wohin, wohin?
Wo alle die Sonnen wie Blumen verblüh'n,
Wohin die betenden Klänge verweh'n
Und Sternenengel am Throne steh'n."

Von so einem Heimweh wird die Seele nicht krank, sondern gesund. Wenn P. Kreiten vielleicht mitunter als ein etwas strenger Censor erschienen sein mag, so tröstet er seine Clienten dafür auch mit seinem guten Beispiel. Die Formvollendung, welche sich bis in's Kleinste zeigt, ist nicht das Werk eines plötzlichen Raptus, sondern jener Herrschaft über Gedanke, Sprache und Reim, die auch der poetische Genius nicht ohne Arbeit und Selbstbeherrschung erlangt. Es ist anzunehmen, daß P. Kreiten statt dieses kleinen, anspruchslosen Heftchens leicht einen dicken Band Poëmata hätte veröffentlichen können. Dafür ist sein Liederkranz auch ein wirklicher Kranz und braucht nicht erst mit Gartenscheere und Heckenmesser ausgeputzt und frisirt zu werden.

A. B.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Apologie des Christenthums. Den gebildeten Ständen gewidmet von H. J. Reitmayer, Pfarrer zu Finthen bei Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 12°. 88 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: 90 *Pf.*

Das Büchlein trägt in seiner ganzen Anlage und Durchführung dem Umstande Rechnung, daß nun einmal ein größeres Lesepublikum es für gewöhnlich nicht liebt, ernsten Materien bei gar zu ausführlicher und streng systematischer Darstellung seine Zeit zu widmen. Unter 54 Überschriften, welche insgesammt Kernpunkte der christlichen Apologetik und Polemik bezeichnen, werden in mehr aphoristischer Form sehr beherzigenswerthe Gedanken vorgetragen. Bei der äußerst kurzen Fassung können natürlich die einzelnen Gedanken nicht alle vollkommen überzeugend wirken. Wahren Lichtgedanken begegnet man häufig, mißverständlichen Sätzen sehr selten.

Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal v. Geissel und seine Zeit. Von Dr. Baudri, Weihbischof. Zweite und dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1881. 8°. 328 S. Preis: *M.* 5.

Cardinal v. Geissel war ein Mann von Gott gesandt, ausgerüstet mit hohen Geistesgaben und der ganzen Kraft, die nöthig waren, um die Kirche Deutschlands in den schwierigen Verhältnissen nach den Kölner Wirren zu leiten und sie aus den Stürmen des Jahres 1848 nicht nur unversehrt, sondern auch gekräftigt herauszuführen. Sichert darum schon der Gegenstand dem angeführten Buche eine günstige Aufnahme, so gewinnt dasselbe heute ein doppeltes Interesse, weil es überaus zeitgemäß ist. Es zeigt im unwidersprechlichen Lichte historischer Wahrheit, wie schön der Friede ist zwischen Staat und Kirche, wie dieser Friede dem Staat noch mehr Nutzen bringt, als der Kirche, und wie leicht er zu erreichen ist, wenn nur guter Wille nicht fehlt und echt staatsmännischer Blick die Vorurtheile eines engherzigen Bureaukratismus zu überwinden weiß. Es zeigt aber auch an mehr als einer Stelle, wie schwer es dem staatlichen Bureaukratismus wird, sich jener Vorurtheile zu entledigen und der Kirche jenes volle Vertrauen entgegenzubringen, das allein einen dauerhaften Friedensstand begründen kann. Ist neben dem Gegenstande und der Zeitgemäßheit die Person des Verfassers für jedes Buch bedeutungsvoll, so hat unser Buch den besonderen Vortheil, daß es von einer Hand kommt, die dem Cardinal mehr als zwei Jahrzehnte hindurch in seinen Amtsgeschäften gleichsam als Rechte diente und in alle seine geschäftlichen Beziehungen eingeweiht war. Die ebenso liebenswürdige als charakterfeste Person des hochwürdigsten Herrn Verfassers leuchtet überall hervor. Sie wird zweifelsohne durch das vortreffliche Buch, welches nicht nur an Umfang, sondern auch an innerem Werthe unter den Vereinsschriften des Görresvereins einen hervorragenden Platz einnimmt, vielen Katholiken in diesen schweren Zeiten zur Ermuthigung dienen und ihnen den Weg immer klarer zeigen, auf dem sie, wie der hochselige Cardinal, die Rechte ihrer Kirche zu vertheidigen haben, ohne die des Staates zu schädigen.

Zur Geschichte des Franziskanerklosters, der Kirche und Pfarre zum heiligen Nikolaus in Aachen. Von F. Neu. Mit vier photolithogra-

phischen Abbildungen. Ertrag zum Besten der Kirche. Kl. 8°. 124 S. Aachen, Jacobi, 1881. Preis: *M.* 1.50.

Mehrmals hatte der hochwürdigste Herr Erzbischof Paulus von Köln den Wunsch ausgesprochen, man möchte die Geschichte der einzelnen Kirchen erforschen und feststellen, damit diese Einzelarbeiten außer ihren besonderen Zwecken zugleich auch zu Beiträgen für die beabsichtigte Darstellung einer Geschichte der ganzen Erzdiöcese dienten. Diesem Wunsche hat Herr Kaplan Neu mit obiger Monographie vollkommen entsprochen. Als ein großer Brand 1234 das Kapitelshaus vom hl. Nikolaus zerstört und hierdurch diesem Chorherrenstift ein Ende gemacht hatte, siedelten sich Franziskaner bei der vom Brande verschonten Kapelle an. Sie bauten eine gothische Hallenkirche, welche 1327 consecrirt ward. Im Jahre 1506 nahmen sie die Reform der hl. Koleta, 1636 die noch strengere Observanz der Recollecten an. In ihrem Convent ward Anfangs von zwei, 1760 von drei Lectoren Theologie docirt. Nach der Säcularisation im Jahre 1802 ward die Kirche eine Pfarrei. Ausführlich wird nun die Geschichte des Klosters, der Pfarrei, der Kirche, ihres Schmuckes und ihrer Bruderschaften berichtet. Wir empfehlen das Büchlein, und empfehlen es um so lieber, da wir darin auch das Lob eines unserer größten Wohlthäter in Deutschland, des Herrn Al. Jos. Nellessen, Pfarrers von St. Nikolaus, finden.

Kinderschutz. Von Franz Hattler, Priester der Gesellschaft Jesu. Sechs Schriften über Erziehung, vom Verfasser neu bearbeitet. 12°. VIII u. 424 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Der als echter Volksschriftsteller weithin bekannte Verfasser widmet dieses Buch den Gründern, Förderern und Mitgliedern des Canisius-Vereins zum Schutze der religiösen Erziehung der Jugend. Es umfaßt verschiedene schon früher veröffentlichte Schriften, welche so geordnet sind, daß der erste Theil sich direct an die Eltern und Erzieher wendet, während die zwei anderen alle Kinderfreunde überhaupt in's Auge fassen. Alle Abhandlungen aber zielen dahin, „den Erwachsenen ein wenig das Herz warm zu machen, daß sie thatkräftig zum Schutze der Unschuld, des Glaubens und auch des zeitlichen Wohles der Kinder mithelfen". Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß der hochw. Verfasser bei der Wärme der Überzeugung, wie der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der Sprache, womit er redet, diesen Zweck vollauf bei seinen Lesern erreichen wird. Darum sollte der „Kinderschutz" aber auch von keiner katholischen Familie übersehen werden.

Gaben des katholischen Preßvereins in der Diöcese Seckau für das Jahr 1881. 8°. 460 S. Graz, Selbstverlag des katholischen Preßvereins, 1881. Preis für Vereinsmitglieder: *M.* 1.04.

In der Diöcese Seckau (Graz) besteht ein katholischer Preßverein, der seit Jahren eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet. Er zählt 4943 Mitglieder, 1317 Pränumeranten und setzt 6681 Exemplare seiner Vereinsgaben ab. Dieselben werden für den beispiellos niedrigen Preis von 52 Kreuzer ö. W. an Vereinsmitglieder abgegeben und umfassen außer den statistischen Nachrichten über den Verein drei Schriften: 1) „Die Geschichte der Offenbarung des Neuen Bundes" (II. Theil), von W. Ambrosi: Das Leben unseres Heilandes in Betrachtungen; 2) „Kurzgefaßte Geschichte Österreichs für das Volk", von Dr. P. Macherl (IV. und V. Bändchen, von 1618 bis 1740); 3) „Du sollst den Feiertag heiligen", eine Erzählung von St. Moser.

Aus diesen Vereinsgaben ersieht man, daß der Preßverein redlich bemüht ist, dem Volke auf die billigste Weise eine erbauliche und unterhaltende Lectüre zu gewähren, und sich so wiederum der hohen Protection und Empfehlung, deren er sich erfreut, würdig macht.

Wellen vom Bodensee. Von Thekla Schneider. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Chr. Schlüter. Sigmaringen, Tappen, 1882.

Das sind keine von den hohen Wogen, welche der Föhn in dem weiten „deutschen Meere" aufwühlt, sondern nur von artigen kleinen Wellen, deren Silberschaum an schönem Sommerabend träumerisch tändelnd am Gestade spielt, oder, um die Metapher zu verlassen, eine Sammlung Gedichte, die zum Theil am gemüthlichen, träumerischen Gestade des Bodensees entstanden sind und mit solchen spielenden Silberwellen verglichen werden mögen. Manche haben das mit den Wellen gemein, daß sie allzu reflexiv in sich selber zurückkehren und über das eigene „Dichten" Betrachtungen anstellen:

„Am Bache spielt die Welle
Mir um den Fuß so lang,
Bis ich ein Liedlein werfe
In ihren Silbertang.
Es hat all ihre Strahlen
Die Sonne abgespult,
Mit denen sie so zärtlich
Um ein paar Verse buhlt.
Und, ach, die Sterne schmeicheln
Mit ihrem gold'nen Licht
In diesen Frühlingsnächten
Mir ab manch' lieb' Gedicht."

Die einfache Naturfreude leidet unter diesen Bemühungen der Natur um Verslein, Liedlein und „liebe" Gedichte. Doch hat auch diese lyrische Reflexion durchweg eine artige, echt poetische Gestalt gewonnen, z. B. in dem „Ertrunkenen Gedicht" S. 78. Weitaus die meisten der Gedichte sind davon frei und bestätigen das einleitende Vorwort Professor Schlüters, der nicht ansteht, der jungen Dichterin eine geistige Verwandtschaft mit Annette von Droste-Hülshoff zuzusprechen, und zwar eine selbständige und originelle. Als eine Probe sei das „Frohnleichnamsfest" mitgetheilt:

„Heut' ist der Herr durch's Feld gegangen,
Es hat sich festlich angethan;
Die Bäume neigten ihre Kronen,
Die Halme beteten ihn an.

„Und im Gebete ganz versunken
Stand Gras und Dolde, Strauch und Hag,
Ein kleines Blümlein auf der Wiese
Allein noch tief im Schlafe lag.

„Doch wie der Herr vorüberschreitet
Mit seines Segens mildem Thau,
Da schlägt die Blume, die verschlafen,
Die Augen auf so himmelblau.

„Die Thräne trat ihr aus der Wimper,
Da sie den Heiland wandeln sah,
Sie betete, sich tief verneigend:
‚Vergiß nicht mein und Gloria!'

„O Herr, ich habe auch geschlafen,
Ich habe Deiner nicht gedacht,
Ich habe nicht zu Dir gebetet,
O, eine lange, lange Nacht.

„Und während And're fromm gewesen,
Hab' ich von Dir noch nichts gewußt,
Du hast die Augen mir geöffnet,
Ich bin der Sünde mir bewußt.

„Und möchte weinen, weinen, weinen,
Daß ich Dich lange nicht geliebt,
Und möchte beten, beten, beten:
‚Vergib mir, daß ich Dich betrübt!'

„Und flehen möcht' ich, immer flehen:
O lieber Gott, vergiß nicht mein,
Und meine Zunge mög' Dich preisen;
O mach' mich fromm, o mach' mich rein!"

Ähnliche tiefreligiöse Klänge, in welchen die warme Empfindung sinnige und anschauliche Gestalt gewinnt, enthält der letzte Theil der Sammlung: „Geistliches", viele. Auch die erste Abtheilung: „Lyrisches", ist mit ernsten religiösen Liedern untermischt, so daß das Weltliche das Religiöse fast etwas stört, und umgekehrt; eine Trennung hätte wohl nicht geschadet, sondern den geistlichen Blumenstrauß Manchen noch lieber gemacht.

Traité de la Comédie et des Spectacles, selon la tradition de l'Église. (Par Armand de Bourbon, Prince de Conti.) Neue Ausgabe von Karl Vollmöller. Kl. 8°. 103 S. Heilbronn, Henninger, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Der sorgfältig ausgeführte Neudruck dieser schon 1667 zu Paris erschienenen Schrift gegen das Theater hat vorwiegend literaturgeschichtliches Interesse. Ihr Verfasser, Prinz Conti, ein Bruder des berühmten Condé, war anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt und studirte Theologie, ging aber, durch den Waffenruhm seines Bruders geblendet, in die militärisch-politische Laufbahn über und kämpfte während der Frondekriege gegen seinen eigenen Bruder. Nach einem weiteren sehr bewegten politischen Leben (seine Frau war eine Nichte des Cardinals Mazarin) zog er sich in seinen letzten Jahren vom Schauplatz der Welt zurück und ergab sich einer sehr ernsten Ascese. In diesen letzten Jahren schrieb er diese kleine Abhandlung gegen das Theater, wie sich ihm dasselbe an dem zwar glänzenden, aber sittenlosen Hofe Ludwigs XIV. darstellte. Da die heutige Bühne, sogar nach der Ansicht Gottschalls, sich sehr den Liebhabereien des altheidnischen Bühnenpublikums genähert hat und vielfach auf die frivolste Unsittlichkeit speculirt, so trifft die Argumentation Conti's in manchen Punkten diese heutigen Mißbräuche der Bühnenkunst. Auch die vielen Aussprüche der heiligen Väter gegen das Theater, welche er im Appendix gesammelt, mögen unter solchen

Umständen praktische Erwägung finden. Auf die dramatische Kunst überhaupt aber darf man seine Mahnungen nur cum grano salis beziehen. Eine „Schmähschrift", wie der Herausgeber sie nennt, möchten wir sie nicht nennen. Sie ist nur eine etwas zu stark aufgetragene Abwehr, wie sie der Mißbrauch des Theaters zeitweilig auch in Italien, Spanien, Deutschland hervorrief, schroff, streng, aber gut und ehrlich gemeint.

Miscellen.

Realien in der Elementarschule. Die königl. preußische Düsseldorfer Regierung hat vor Kurzem (am 26. November 1881) eine Verfügung erlassen, in welcher eine Beschränkung des realistischen Lehrstoffes für die Volksschulen angeordnet wird. Bemerkenswerth ist die Erklärung der Regierung, daß ihre Räthe in den Schulen „Ausschreitungen" gefunden, „welche den neuerdings der Volksschule gemachten Vorwurf einer Überschüttung der Schüler mit realistischem Stoff als nicht ganz unbegründet erscheinen lassen". Daher veranlaßt sie die Schulinspectoren, „gegenüber der hin und wieder zu Tage tretenden einseitigen Bevorzugung des realistischen Unterrichtes mit besonderer Sorgfalt darauf zu halten, daß die Hauptlehrgegenstände Religion, Muttersprache und Rechnen die hervorragende Stellung im Volksschul-Lehrplan überall behaupten und dabei der Gesang, und zwar auch der volksthümliche, die erforderliche Berücksichtigung finde. Insbesondere werden die Herren Kreisschulinspectoren in dieser Hinsicht ihr Augenmerk auf die jüngeren Lehrer zu richten haben, da erfahrungsgemäß dieselben nur zu leicht versucht sind, gerade auf dem Gebiete des Realunterrichtes die Kenntnisse, welche sie zu ihrer eigenen Ausbildung im Seminar sich angeeignet haben, in derselben Ausdehnung auch in die Volksschule zu übertragen". Diese Verfügung ward beifällig aufgenommen; denn der Übelstand, daß die Kinder ob „der Überschüttung mit realistischem Stoffe" Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, also den eigentlichen Lehrstoff für die Elementarschulen, nicht mehr ordentlich erlernten, wurde allgemein empfunden (siehe diese Zeitschrift, XIX. 516). Doch ward von der „Rheinisch-westphälischen Schulzeitung" (1. Jan. 1882) als Ursache jenes Übelstandes „der officielle Lehrplan und insbesondere auch der officielle Stundenplan" angegeben. Auch in der „Kölner Volkszeitung" (6. Januar 1882) wurde, offenbar von fachmännischer Seite, darauf hingewiesen, wie unrecht die Düsseldorfer Regierung daran thue, die Schuld auf die Lehrer zu schieben. Dieselben mußten ja für jedes Semester eine „Pensenvertheilung" anfertigen und solche dem Hauptlehrer, sowie den Schulinspectoren zur Prüfung einreichen. Wenn sie also das Maß bei der Wahl des Lehrstoffes überschritten, so mußten sie getadelt werden. Das geschah aber so wenig, daß sie vielmehr von den Schulinspectoren zu jener Bevorzugung des realistischen Stoffes ermuntert wurden. Es werden verschiedene

Beispiele angeführt, wo das Maßhalten in den Pensen eine Rüge bewirkte, während Pensen über Raumlehre und Physik, deren sich Untersecundaner eines Gymnasiums nicht zu schämen brauchten, mit beifälligen Randglossen begleitet wurden. Die königliche Regierung selbst empfahl in der vorletzten Verfügung die Duisburger Pensenvertheilung für den Zeichenunterricht, indem sie verlangte, daß Volksschüler ein Reißbrett nebst Zubehör, sowie Aquarellfarben mit zur Schule bringen sollten. Da hält es freilich schwer, eine Satire nicht zu schreiben. Die Kinder werden Mathematiker, ohne ordentlich rechnen, Physiker, ohne ordentlich lesen, Maler, ohne ordentlich schreiben zu können; sie wissen von Allem, nur nicht das Allernothwendigste: die Religion; sind altklug, ohne je kindlich gewesen zu sein; und was das Schlimmste und leider nicht selten eintrifft, sittlich verdorben, ohne sich je der Unschuld erfreut zu haben. Würde man sich in der Elementarschule auf das beschränken, was deren Zweck ist: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, so wäre ein achtjähriger Schulzwang unnöthig, weil man zur Erlernung dieser Gegenstände nicht im Allgemeinen acht Jahre braucht. Nun aber, wo diese lange Zeit allgemein vorgeschrieben, sucht man dieselbe mit anderen höheren Lehrgegenständen auszufüllen, und unsere ganze Zeitrichtung treibt zu den realistischen Fächern, und der Liberalismus fördert solches aus allen Kräften, da er die Religion durch die „exacten Wissenschaften" zu ersetzen sucht. So werden mit „realistischem Stoffe" die Kinder „überschüttet" und lernen nicht jene nothwendigen Dinge, die der eigentliche Lehrstoff der Elementarschule sind. Das Volk aber weiß kaum mehr die Communallasten für Schulzwecke aufzubringen. Wäre es da nicht besser, mit dem achtjährigen Schulzwang und dem so kostspieligen Humbug, der sich daranheftet, aufzuräumen? Sollte man da nicht daran denken, das noch gegenwärtig für Rheinpreußen giltige Gesetz, die königliche Cabinetsordre vom 14. Mai 1825 (siehe diese Zeitschrift, XX. 100), welche weder Minister, noch Regierung, noch Schulinspectoren aufheben können, endlich einmal auszuführen? Nach diesem Gesetz ist nicht eine bestimmte Schulzeit vorgeschrieben, sondern der Seelsorger hat darüber zu befinden, ob ein Kind die zu seinem Stand nothwendigen Kenntnisse besitze und deßhalb aus der Schule zu entlassen sei. Wir freuen uns, constatiren zu können, daß eine große Autorität im Schulfach, der ehemalige württembergische Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens und jetzige Kanzler der Universität Tübingen, Dr. v. Rümelin[1], dem jener Cabinetsordre zu Grunde liegenden Principe vollständig beistimmt. Nach ihm liegt es unzweifelhaft in der Consequenz einer richtigen Begründung des Schulzwanges, daß, wer wirklich den Nachweis liefern könnte, er habe dasjenige gelernt, was in den Volksschulen gelernt wird — das obligatorische Minimum für Alle —, dem Gesetze genüge gethan hätte und weitere Anforde-

[1] In einem Artikel: „Das Object des Schulzwanges", den er 1868 zuerst in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft und kürzlich in seinem Werke: Reden und Aufsätze von G. Rümelin (Freiburg und Tübingen, 1881) veröffentlichte.

rungen an Kind oder Eltern unter diesem Titel nicht erhoben werden dürften. Statt dessen hat man allgemein an die Stelle eines solchen Schulzwanges das schulpflichtige Lebensalter vom 6. (7.) bis zum 13. oder 14. Lebensjahre gesetzt. Letzteres System scheint Rümelin sowohl das Gesetz der bürgerlichen Gleichheit zu verletzen, als auch die berechtigte Ungleichheit nicht zu beachten. Wichtiger aber als diese beiden oben beregten Mängel und gegen das ganze System entscheidend ist für Rümelin das Moment, „daß die rücksichtslose, innerhalb derselben Gemeinde gleichmäßige Forderung eines bestimmten Quantums von Schulzeit die Volksschule innerlich lähmt und zu einem schwerfälligen, stagnirenden Institut herabdrückt. Alles erfolgreiche menschliche Thun bedarf eines fest vor die Augen gestellten Zieles, eines naheliegenden treibenden Motivs. Der Volksschule fehlt ein solcher wirksamer psychologischer Impuls, und zwar für Eltern, Lehrer und Schüler. Kein Eifer vermag den Bann des Gesetzes abzukürzen, kein Stumpfsinn und keine Indolenz ihn zu verlängern. Der Begabte bleibt mit dem Unbegabten an dieselbe Bank gefesselt, jener wird nicht weitergeführt, dieser nothdürftig nachgeschleppt, bis endlich beiden die Stunde der Befreiung schlägt". „Es gibt notorische Dinge, die Niemand sich getraut auszusprechen; eine besonders gewagte, mit der Gefahr der Mißdeutung und der heftigsten Reclamationen verbundene Sache ist es, über die Leistungen eines Instituts oder Standes ein anderes als ein günstiges Gesammturtheil zu fällen. Die Fachmänner wollen nicht, daß ganz dasselbe, was sie unter sich gestehen und gelten lassen, von einem Dritten öffentlich gesagt werde. Es ist auch unbedingt einzuräumen, daß jedes generelle Urtheil dieser Art vielfältiger Restrictionen bedarf; aber dennoch möchte ich auf Grund zahlreicher directer und indirecter Zeugnisse von urtheilsfähigen Männern, sowie nach eigenen, wenn auch schon älteren Wahrnehmungen die Überzeugung aussprechen, daß das deutsche Volksschulwesen im Großen und Ganzen ein unverhältnißmäßig kleines Resultat an wirklicher Volksbildung liefert." Übereinstimmend mit diesem Cultusminister urtheilen andere Männer, sogar Parteigänger des reinsten Liberalismus (siehe diese Zeitschrift, XIX. 515 bis 517). Den bereits mitgetheilten Kritiken wollen wir noch ein Urtheil neuesten Datums aus der hochliberalen allgemeinen „Deutschen Lehrerzeitung" (Nr. 36) hinzufügen: „Der Schule an sich hat die liberale Schulgesetzgebung dadurch geschadet, daß sie dieselbe mit Lehrstoff überbürdet und damit eine von nachhaltigem Erfolge begleitete Volksbildung unmöglich gemacht hat. Die gewöhnliche Dorfschule kann den seitens der neueren liberalen Schulgesetzgebung gestellten Anforderungen nur auf Kosten der Gründlichkeit genügen. Unsere Jugend wird dadurch blasirt, nicht gebildet."

Eine alte Rechnung. Die Vikare des Stiftes der Victorskirche zu Xanten bildeten seit Alters eine Bruderschaft. Die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben „dieser Bruderschaft des hl. Johannes des Evangelisten der Vikare der Kirche von Xanten" haben sich zum größten Theile erhalten. Sie stehen im Xantener Archiv in langer Reihe, die mit dem Anfange des fünf-

zehnten Jahrhunderts beginnt und mit dem Ende des achtzehnten schließt. In den älteren Rechnungen kehrt von Jahr zu Jahr ein Posten wieder, der die Aufschrift trägt: „Ausgaben beim Festmahle am Tage des hl. Johannes des Evangelisten". Alle Canonici waren dazu geladen, und die Zahl der Theilnehmer wird um 40 betragen haben. Die Mittheilung dieses Postens aus einer der ältesten Rechnungen, der von 1426, dürfte nicht ohne Interesse sein. Wir lassen sie in wortgetreuer Übersetzung folgen, bemerken aber vorher, daß in jener Zeit eine Mark 12 Solidi hatte, ein Solidus aber 12 Denare. Ein tüchtiger Handwerker verdiente damals zu Xanten im Winter ungefähr $2^1/_2$, im Sommer $3^1/_2$ Sol. Tagelohn, ein Tagelöhner im Winter $1^3/_4$, im Sommer $2^3/_4$ Sol. Rechnen wir den Tagelohn in unserer Zeit zu durchschnittlich 2 Mark, was gewiß eher zu viel als zu wenig ist, dagegen den zu Xanten 1426 durchschnittlich zu $(2^1/_2 + 3^1/_2 + 1^3/_4 + 2^3/_4)\ ^1/_4 = 2^1/_2$ Sol., so wären im Jahr 1426, der Taglohn als Maß zur Vergleichung der früheren und der jetzigen Preise gerechnet, $2^1/_2$ Sol. oder 30 Denare = 2 Mark heutigen Geldes, also 1 Denar = $6^2/_3$ Pfennige, 1 Sol. = 80 Pfennige, 1 Xantener Mark = 9,60 heutige Mark.

Die Rechnung lautet nun also:

„Erstens für 14 Kapaune 2 Mark 6 Den.
Item für 2 Schinken von 10 Pfund 5 Sol.
Item für 19 Pfund Schweinefleisch 9 Sol. 6 Den.
Item für Spezereien 6 Sol.
Item für 15 Quart Wein 2 Mark 22 Den.
Item für Weiß- und Schwarzbrod 7 Sol.
Item für Bier 2 Sol.
Item für Holz und Kohlen im Ofen 6 Sol.
Item für den Koch (Lohn) 2 Sol. 6 Den.
Item für Erbsen, Äpfel, Eier, Käse, Butter, Senf, Salz, Milch und anderes 8 Sol."

Das Festmahl bestand, wie die andern Rechnungen noch klarer zeigen, aus drei Gängen; beim ersten reichte man die Kapaune, beim zweiten die Schinken, beim dritten das Schweinefleisch, das mit den „Spezereien" zu einem „piperatum, d. h. gepfefferten Braten", bereitet war. Mehr als 100 Jahre blieb dieser Küchenzettel derselbe, ein Zeichen der conservativen Sitten jener Zeiten. Als Zukost kamen die Erbsen, welche die Stelle unserer Kartoffel vertraten, und die Äpfel.

Vergleichen wir die Preise der Lebensmittel mit den Tagelöhnen, so kostete 1426 den Handwerksmann, der $2^1/_2$ Sol. verdiente, ein Pfund Schweinefleisch (Schinken) 6 Denare, d. h. $^1/_5$ seines Lohnes, während heute dem Manne, der 2 Mark verdient, ein solches Pfund 0,75 Mark, d. h. $^3/_8$ seines Lohnes zu stehen kommt. Damals kostete ein Kapaun 21 Denare, d. h. $^2/_3$ des Tagelohnes, heute 2 Mark, d. h. den vollen Tagelohn.

Populäre Assyriologie. Kaum dreißig Jahre zählt die Assyriologie, und doch hat sie der Entdeckungen und der Räthsel sehr viele zu Tage ge-

fördert, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen. Eine neue Civilisation, eine ganze Geschichte von Assyrien und Babylonien, ein chronologisches System für mehr als dreihundert Jahre, eine neue Sprache in Babylonien, deren Name früher nicht einmal bekannt war, astronomische Beobachtungen der Chaldäer u. s. w., dieses Alles läßt von der Assyriologie noch großartige Resultate für die Geschichte des Alterthums und namentlich der Heiligen Schrift erwarten. Um dieser Erwartung zu entsprechen, haben leider viele Assyriologen die nothwendige Kritik und Genauigkeit öfters bei Seite gelassen. Sie waren nur darauf bedacht, recht viel Neues und Interessantes dem Publikum zu bieten, das ja doch nicht im Stande war, alle die Gründe zu würdigen und abzuschätzen. Ja manche haben es selbst gewagt, über jene Entdeckungen so zu schreiben und die Resultate der Forschungen zu verwerthen, als ob die Erklärung sämmtlicher Inschriften bereits gesichert wäre. Bei dem gegenwärtigen Stande der assyriologischen Literatur ist es aber solchen, welche nicht mit den Originalinschriften sich beschäftigen, fast unmöglich, das Richtige in einem einzelnen Falle zu finden; denn die Assyriologie hat noch nicht jene Vollendung erhalten, die ihr z. B. Ménant in seinem Manuel de la langue assyrienne zuerkennt. Dieser Gelehrte hält es bereits für überflüssig, für die Behauptungen noch Belege aus den Inschriften beizubringen, so daß jenes „wissenschaftliche" Handbuch einfach blinden Glauben erheischt. Kein Wunder daher, daß gründliche Kenner der semitischen Sprachen ganz bedenklich den Kopf schütteln über manche großartigen Entdeckungen. Daß es aber in dieser neuen Wissenschaft der Beweise noch vielfach bedarf, zeigt die Vergleichung der bereits bestehenden Übersetzungen, insoweit sie nicht alle von einem ersten Versuche abgeschrieben sind. Wer könnte z. B. die Übersetzung des Wortes us-bar auf guten Glauben hinnehmen, wenn er sieht, daß es der Eine mit „Schwiegervater", der Andere mit „foulon" (Walker), ein Anderer mit „fertility" (Fruchtbarkeit), ein Anderer endlich mit „Webestuhl" übersetzt? Man findet in assyriologischen Werken den Stern kak-s'i-di mit Polarstern aus folgendem Grunde übersetzt: kak-s i-di ist in einer Inschrift mit sukunu erklärt, arabisch sukûn die Ruhe, also der ruhende, unbewegliche Stern, der Polarstern. Es ist aber an betreffender Stelle der publicirte Text unrichtig, es heißt dort im Original des Britischen Museums sukudu. Wie nun? Gab man die auf der offenbar falschen Lesart fußende Deutung auf? Weit gefehlt! Man hielt an der alten Errungenschaft fest, legt diese alte Deutung dem richtig gelesenen neuen Worte bei und folgert daraus: der Polarstern heißt im Assyrischen sukudu. Auf eine ähnliche Weise sieht es mit sehr vielen Wörtern aus. Eine der neuesten assyrischen Übersetzungen läßt sogar die Götter „auf Eiszapfen" sitzen. Wie wäre es da möglich, richtige Schlußfolgerungen aus den assyriologischen Resultaten zu ziehen, um sie für andere Wissenschaften zu verwerthen? Freilich, wer einmal geprahlt hat, daß er assyrische Inschriften so leicht wie einen Zeitungsartikel lese, der will später nicht eingestehen, daß er geirrt, und eine solche Handlungsweise macht es allen, die nicht specielle Forscher sind, fast unmöglich, die Errungenschaften der Assyriologie zu verwerthen. In dieser Hinsicht hat Professor v. Gutschmid

in seinem Werke: „Die Assyriologie in Deutschland", manche gute Rathschläge gegeben, wenn sie auch in etwas derber Weise vorgebracht sind und Verschiedenes übertrieben ist.

Es liegt uns ein Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" vor: „Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament, von Dr. Rudolph Buddensieg. Dresden." Diese Broschüre zeigt, wie schwer es ist, assyriologische Resultate zu verwerthen. Der Verfasser selbst wirft freilich dem gerade durch wissenschaftliche Akribie ausgezeichneten Professor Engelbert Lor. Fischer vor, daß er in der übereilten Benützung der „neuesten wissenschaftlichen Forschungen" kritiklos aufnehme, was seinen Zwecken diene, und eine große Anzahl katholischer Hauptdogmen auf den Monumenten dargestellt finde. Bei diesem Vorwurf nimmt es sich aber sonderbar aus, wie Buddensieg gleich Fischer S. 34 die biblische Schlange auf den altbabylonischen Darstellungen findet. „Auch bildliche Darstellungen bezeugen diesen Kampf Bels mit einem Drachen, und sprachliche Gründe gestatten allerdings die Annahme, daß die Vorkämpferin im Götterkampfe eine Schlange, ein Drache sei. Dann wird man Smith auch weiter folgen und behaupten dürfen, daß die Tiamat, der ‚schuppichte Drachen' (Schlange oder Fisch), das Äquivalent für die biblische Schlange sei. Diese Annahme erscheint um so berechtigter, als sich im Britischen Museum wirklich eine altbabylonische Gemme befindet, auf welcher zwei menschliche Figuren dargestellt sind, die zur Seite eines Baumes sitzen und die Hände nach seinen Früchten ausstrecken; hinter der einen Figur — der Frau — befindet sich eine Schlange. — Diese bildliche Darstellung ist allerdings ein überraschendes Seitenstück zu Gen. 3 und legt die Vermuthung nahe, daß bereits in der babylonischen Tradition und nicht erst auf jüdischem Boden die verführende Schlange in Verbindung mit der Sünde des Menschen gesetzt ist." Selbst das Alter jenes altbabylonischen Siegels zugegeben — was archäologisch sehr schwer zu bestimmen ist, da solche Siegel meistens aus der Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft oder gar nach Christi Geburt, nämlich aus der Achämeniden- oder Sassanidenzeit, wenn nicht noch später, sind —, gehört doch eine glückliche Phantasie dazu, aus der etwas gebrochenen Begrenzungslinie des gedachten Siegels eine Schlange zu construiren und dann darin „ein überraschendes Seitenstück zu Gen. 3" zu entdecken. Freilich bei einer starken Vergrößerung, wie im Werke von Vigouroux, ist es ein Leichtes, der Bruchlinie einen Schlangenkopf aufzusetzen. Solch' voreilige Schlüsse zu Gunsten der Bibel nützen nichts, müssen vielmehr den Zweck der Archäologie wesentlich beeinträchtigen. — Daß Herr Dr. Rud. Buddensieg, trotz des „wissenschaftlichen Apparates" im Anhange, keinen klaren Begriff der assyrischen Denkmäler hat, zeigen manche Beschreibungen, z. B. des Britischen Museums (S. 11), des Cylinderbildes von Khorsabad (S. 73), worunter der Verfasser wohl das kolossale Hautrelief im Louvre (gegen 15 Fuß hoch) verstehen will, oder den winzigen Thonabdruck im Britischen Museum u. s. w. Wie der Verfasser (S. 21) die Lehre vom Scheol und „sehr viele jehovistische Cultusformen" in den assyrischen Denkmälern oder Inschriften finden will, ist für Einen, der die Inschriften kennt,

unbegreiflich; er kann darum Andern nicht vorrücken, nach Gefallen „das Purgatorium" aus den assyrischen Thonfragmenten herauszulesen. — Endlich lesen wir S. 63, daß die Angabe der Heiligen Schrift, Sennacherib sei von seinen Söhnen Adramelech und Sarezer im Tempel Nisrochs erschlagen worden, mit den Inschriften harmonire, sowohl was die erwähnte assyrische Gottheit als auch die Nachfolge Esarhaddons betreffe. Leider aber haben die Assyriologen bis jetzt diesen Gott Nisroch noch nicht gefunden, es sei denn, man wolle den Gott, welchen die Assyriologen Ea (Professor Oppert Kin) nennen, und welcher fast nur in Babylonien bekannt ist, damit identificiren. Daß aber die betreffende Inschrift auch jene Namen der Söhne Sennacheribs enthalten habe, scheint auf der Conjectur von Fox Talbot zu beruhen, welcher in Records of the Past, vol. III. p. 103 sagt: „Wäre [die ganze Inschrift] noch erhalten, so würden wir möglicherweise darin die Namen von Adramelech und Sarezer und manche Einzelheiten des tragischen Ereignisses gefunden haben." Das bezeugt aber doch nicht eine wirkliche Übereinstimmung der Heiligen Schrift mit den vorhandenen Inschriften.

Es ist immer lobenswerth, die alten Denkmäler zu erforschen und die Resultate mit der Heiligen Schrift zu vergleichen; aber Theologen können hierbei nicht vorsichtig genug sein, wie das Beispiel verdienstvoller und nichts weniger als kritikloser Gelehrten zeigt. Gesicherte Resultate sind in der Assyriologie leider meist nur Fachgelehrten zugänglich, so lange die vielen und schwierigen Vorfragen der Philologie und Archäologie noch nicht gründlich gelöst worden. Für jetzt ist die Hauptaufgabe der Assyriologie, kritische Textausgaben zu besorgen und das Material für künftige Studien zu sichten und andern Gelehrten zugänglich zu machen. Ohne diesen festen Boden bleiben die interessanten Entdeckungen für weitere Studien wohl unbrauchbar und können nur zu leicht zu Irrthümern führen.

Die römische „Frage".

I. Geschichtlicher Überblick.

Der Weheruf der deutschen Katholiken über die piemontesische That vom 20. September 1870 erstickte unter dem Viktoriaschießen über die Niederlagen der Prätorianer Bonaparte's III. Zwar hoffte man — und man berief sich auf hohe Versprechungen —, daß, nach Vollendung des Krieges mit Frankreich, auch das räuberische Piemont ein Wort zu hören bekommen werde, aber vox faucibus haesit[1]. Kaum waren die Kanonen kalt geworden, da zeigte sich in der ersten Sitzung des deutschen Reichstages (21. März bis 15. Juni 1871) schon bei der Adreßdebatte der Abscheu vor jeder „Einmischung in das innere Leben fremder Staaten", d. h. kalte Gleichgiltigkeit gegen Rom, und in der zweiten Sitzung (16. October bis 1. December) im Lutz'schen Kanzelgesetze der offene Krieg gegen Rom. Der Kanzelparagraph war „nur ein Bollwerk, welchem bei Revision des Kirchen-Staatsrechtes andere folgen mußten".

Preußen regte sich nicht gegen die sacrilegische That Piemonts am Kirchenstaate. Ja im Jahre 1872, als der Krieg gegen das Papstthum zu heller Lohe angefacht war, u. d. 14. Mai, erließ Bismarck seine vertrauliche Note an die Vertreter des deutschen Reiches bei den fremden Regierungen in Betreff der zukünftigen Papstwahl, in welcher er, noch bei Lebzeiten unseres unvergeßlichen Papstes Pius IX., erklärte, daß „ein Papst, welchem die Gesammtheit oder die Mehrzahl der europäischen Souveräne glaubte die Anerkennung versagen zu müssen, so wenig denkbar wäre, wie es denkbar ist, daß ein Landesbischof (!) Recht ausübe, ohne von der Staatsregierung anerkannt zu sein." Denn die bischöf-

[1] Denkschrift über die an dem Papst und der katholischen Kirche durch die Occupation Roms vollbrachte Gewaltthat, verfaßt im Auftrage der Katholiken-Versammlung in Fulda vom 12. October 1870. Mainz, Dr. v. Sausen.

liche Jurisdiction sei in der päpstlichen aufgegangen (!), die Bischöfe seien nur noch des Papstes Werkzeuge, seine unverantwortlichen Beamten; deßhalb müßten sich die Regierungen fragen, ob die Wahl und die Person des neuen Papstes die nöthigen Garantien gegen den Mißbrauch solcher Gewalt biete [1].

Wahrscheinlich waren neben dieser Note noch vertraulichere und noch speciellere Weisungen an die preußisch-deutschen Vertreter, wenigstens bei den Großmächten, ergangen. Die „Gazzetta d'Italia", das Organ der italienischen Gemäßigten, erhielt nämlich unter dem 16. März 1878 einen römischen Bericht, der in wunderlicher Weise das Verhältniß Bismarck's zur eventuellen Papstwahl um 1872 behandelte. Er habe sehnlichst die Verlegung des Conclave nach Nizza, Malta oder Miramare gewünscht, in der Erwartung, daß dann sofort eine römische Volksversammlung mit etlichen Geistlichen sich einen eigenen „Papst" machen, und Crispi denselben schleunigst im Vatican installiren werde. Schon Pius IX. habe den Candidaten gekannt und ihm den Namen „Packträgerpapst" gegeben. Daß nun alles so ganz anders gekommen sei, habe den Reichskanzler über die Maßen geärgert. Sei doch das Papstthum damals der „unerträglichste Alp seiner Nächte" gewesen, und nun (1878) habe er gar einen Papst, „welcher Krieg gegen Preußen führen könne, ohne ihn gegen Italien zu führen", was sehr mißlich sei für die (damalige) deutsch-italienische Allianz („Köln. Volksztg.", 26. März 1878). Wie viel von der Mittheilung der „Gazzetta" Thatsache, wie viel auf Rechnung der südländischen Phantasie zu setzen sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber immerhin war bei der damaligen Katholikenhetze und dem glühenden Hasse gegen die Person des nun in Gott ruhenden Papstes vieles, ja alles möglich [2].

Gesteht doch die heimgegangene Culturkämpferzeitschrift „Im neuen Reich" in ihrer letzten Nummer (52; Jahrg. 1881) offen als Plan jener unglückseligen Zeit ein: „Man wollte, daß die evangelische Krone

---

[1] N. Siegfried, Actenstücke, betreffend den preußischen Culturkampf. Freiburg, Herder, 1882. S. 99 f.

[2] Damals (1872) erschien im Verlage van Muydens eine (officiöse?) Broschüre: „Ein Wort über die Papstwahl", voll Schmähungen gegen den „von den Jesuiten mißleiteten Pius IX.", wo man S. 6 liest: „Die Vernichtung der alten Selbständigkeit der Bischöfe, die absolute Herrschaft des Papstes über die Kirche und der damit ganz von selbst gegebene eminente politische Einfluß sollten den Ersatz für die Herrschaft über die geringe Zahl von Quadratmeilen bieten, welche dem päpstlichen Scepter bisher unterworfen gewesen waren."

Preußen in Deutschland ein Ende mache mit der Souveränetät des Papstthums, und man stellte denen, die darüber klagten, daß die stricte Befolgung der Maigesetze gegen ihre katholische Glaubensüberzeugung verstoße, kategorisch den Satz entgegen, daß das weltliche Gesetz des Staates vor Gott und den Menschen schlechterdings niemals bekämpft werden dürfe."

Es handelte sich also — und man darf wohl die genannte Zeitschrift „für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst" in dieser Frage wohlunterrichtet nennen — für die preußische Regierung nach Absicht der Culturkämpfer nicht nur nicht um Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, sondern sogar um Vernichtung jener nebelhaften und heuchlerischen „Souveränetät", die noch im piemontesischen Garantiegesetze zur Täuschung Europa's paradirte.

Dahin zielte der § 1 des Gesetzes vom 11. Mai 1873, demzufolge „ein geistliches Amt nur einem Deutschen übertragen werden darf", und § 1 des Gesetzes vom 12. Mai 1873: „Die kirchliche Disciplinargewalt über Kirchendiener darf nur von deutschen kirchlichen Behörden ausgeübt werden." Wenigstens innerhalb des deutschen Reiches sollte die „Souveränetät" des Papstes, auch in geistlichen Dingen, aufhören.

Aber auch das Ausland sollte gegen alle und jede päpstliche Souveränetät gewonnen werden. Wir verdanken die Enthüllungen dem ministeriellen „Diritto", der sie erst 7 Jahre später, um Neujahr 1882, ausplauderte in dem berühmten Artikel „Deutschland, Italien und der Papst". Nachdem das halbamtliche Organ des piemontesischen Ministeriums des Auswärtigen (Mancini) auf die im Arnimprozesse bekannt gewordene Papstwahldepesche Bismarcks von 1872 und auf deren Fiasco hingewiesen, fährt es wörtlich fort:

„Da der Weg (im Auslande) sich aussichtslos erwies, begann Fürst Bismarck, im Stich gelassen, den Kampf Mann gegen Mann im Inlande. Der Papst reizte zum Aufruhr auf. Da wandte sich der Kanzler zwischen 1874 und 1875 noch einmal an's Ausland. Man kann eine Macht nicht zulassen, sagte er, welche souveräne Rechte im Hause Aller ausübt, welche ihre vermeintlichen Rechte in eine wirkliche Beleidigung der Souveränetät Anderer umgestaltet, ohne daß letztere Souveränetät in der Lage ist, gegen die Angriffe sich zu vertheidigen und den Angreifer zur Vernunft zu bringen oder, wo es nothwendig ist, ohnmächtig zu machen. Der Papst ist heute unverantwortlich und unangreifbar. Dieß ist eine Anomalie und ein Absurdum. Will Italien und wollen die übrigen katholischen Mächte die Freiheit und

Unabhängigkeit des Papstes vertheidigen, — nun wohl, so sind sie verantwortlich für den illegitimen und subversiven Gebrauch dieser Freiheit und dieser Unabhängigkeit. Ich muß mich an Jemand halten können, wenn der Papst auf die Bürger meines Staates eine Action ausübt, welche dem Staat selbst zum Schaden gereicht. Jetzt kann ich mich an den Papst nicht halten, weil er, obwohl moralisch mächtig, materiell unangreifbar ist. Ich kann mich nicht an die Mächte wenden und noch weniger an Italien, weil diese und dieses, wenn sie auch die Freiheit des Papstes garantirt sehen wollen, doch nicht daran denken, für den Gebrauch, der von dieser Freiheit gemacht wird, die Verantwortung zu übernehmen. Unter diesem Gesichtspunkt war der Papst mit einer weltlichen Herrschaft vorzuziehen. Damals konnte man ihm den Krieg erklären. Ein Kriegsschiff in den Gewässern von Civita-Vecchia konnte dafür genügen. Heute ist die Sachlage in jeder Hinsicht unzulässig. Sie muß geregelt werden!"

Der officiöse „Telegraph", welcher einen Auszug aus dem sensationellen „Diritto"-Artikel gebracht, hatte den vorstehenden Passus wohlweislich unterdrückt, denn derselbe hätte profanen Augen einen allzu deutlichen Einblick in die Karten des deutschen Reichskanzleramtes gestattet[1]. Wie die Note über die Papstwahl bei den Mächten ohne Wiederhall geblieben war, so richtete auch die deutsche Klage über die zu große Freiheit, welche dem Papste vom Garantiegesetze gelassen sei, im römischen Quirinal nichts aus. Denn weder Italien, noch Frankreich, Oesterreich oder Spanien sahen sich veranlaßt, den Völkern durch neue Unthaten gegen den Heiligen Stuhl Grund zu gerechten Klagen zu geben, und die letzten Reste von Freiheit des Stellvertreters Christi zu confisciren.

Daher ergoß sich Bismarck im Reichstage zu Berlin, 16. April 1875, in den folgenden Klagen ohne diplomatisches Geheimniß:

„Unter diesem Regime (der alten Kirchenpolitik) hat sich ein Staat im Staat gebildet. An der Spitze dieses Staates im Staat steht der Papst mit autokratischen Rechten, welcher durch das Vaticanum die bischöfliche Gewalt in sich aufgenommen und sich selbstherrlich an deren Spitze gestellt hat. Dieser Monarch befindet sich außerdem bei uns an der Spitze einer geschlossenen Partei, die wählt und abstimmt nach seinem Willen, der durch die von ihm abhängigen, nie anders wie der Papst zu denken berechtigten Priester kundgegeben wird. Der Papst hat in Preußen seine officiöse Presse besser bedient wie die des Staates, wohlfeiler, ausgedehnter, zugänglicher; er hat in dieser officiösen Presse die Möglichkeit, seine Decrete amtlich, wenigstens mit amtlicher Glaubwürdigkeit zu verkünden und die Gesetze unseres

[1] „Germania", 31. December 1881.

Staates für null und nichtig zu erklären; er hat außerdem auf unserm Boden ein Heer von Geistlichen, er zieht Steuern ein, er hat uns mit einem Netz von Vereinen und Congregationen übersponnen, deren Einfluß sehr wirksam ist; kurz, es gibt kaum, seitdem wir verfassungsmäßig sind, Jemanden, der in Preußen persönlich und autokratisch so mächtig wäre, wie dieser hohe italienische Prälat, mit seinem Rath des italienischen Clerus umgeben — so mächtig, wie er mit jenem Apparat, kann kaum eine andere Persönlichkeit auf unsere preußischen Verhältnisse einwirken. Eine solche Stellung, mit so viel Machtmitteln umgeben, wäre an sich eine sehr gefährliche und für den Staat kaum erträgliche, wenn sie einem Inländer verliehen und garantirt wäre, und zwar einem solchen, der dieselben Ziele erstrebt wie der Staat, aber vielleicht mit andern Mitteln. Wir wissen ja, wir Alle erstreben dieselben Ziele, aber nicht immer mit denselben Mitteln, und unsere Kämpfe um die Mittel sind ja oft recht heftige; also selbst dann wäre eine so mächtige Stellung gefährlich. Hier aber steht die Macht einem Ausländer zu, gewählt von italienischen oder mehr als zur Hälfte italienisirten Prälaten, die mit dem Deutschen Reiche und mit dem Königreich Preußen sehr wenig zu thun haben.“

Wir bitten unsere Leser, den „unverantwortlichen und unangreifbaren“ Papst und das „Kriegsschiff“ vor Civita-Vecchia wohl im Gedächtnisse zu behalten. „Der Papst mit einer weltlichen Herrschaft ist dem depossedirten und auf den Vatican beschränkten vorzuziehen, weil man ihn mit physischen Mitteln fassen und mürbe machen (?) kann.“ Dieser Gedanke erklärt uns alle folgenden Schachzüge der Berliner Diplomatie.

Am 7. Februar 1878 entschlief Papst Pius IX. zum ewigen Lohne; am 20. Februar darauf wurde Leo XIII. erwählt und am 3. März gekrönt. Wie einst Pius IX. von den Mazzinisten umjubelt wurde, so feierte seinen Nachfolger die europäische Diplomatie als einen Mann des Friedens und der Versöhnung. Die Beweggründe waren beide Male dieselben, der Erfolg deßgleichen. Rom mit seiner nach Jahrhunderten rechnenden Erbweisheit läßt sich nicht durch Eintagsfliegen hinter das Licht führen.

Das Leben des neuen Papstes im Vatican und den angrenzenden Gärten wurde mit jedem Jahre, schließlich mit jeder Woche unerträglicher. Verschiedene Momente trugen hiezu bei. Hatte man im neunten Pius noch den früheren thatsächlichen Monarchen ehren *müssen*, so fiel diese Rücksicht beim neuen Papste weg, der im eroberten Rom, nach vollbrachter Thatsache, erwählt und gekrönt worden war. Sodann hatte der neue König Umberto, schon zu Lebzeiten seines Vaters *sehr* un-

populär, den Halt im italienischen Volke noch nicht gewinnen können; er fristet heute noch seine prekäre königliche Existenz nur als Spielball der Parteien und durch Zugeständnisse an die Linke; seine Minister sind im Herzen republikanisch gesinnt, können und wollen die Dynastie nicht ehrlich schützen, vollends am wenigsten den Hort der gesetzmäßigen Gesellschaftsordnung, den Papst. Im Grunde ist im schönen ausonischen Lande der von den Geheimbünden gegängelte Pöbel Herr und Meister.

Und wessen dieser süße Pöbel fähig ist, bewies er in der Nacht vom 13./14. Juli 1881 beim Leichenbegängnisse zu Ehren Pius' IX. Diese allen menschlichen Gefühlen hohnsprechende Orgie war das Werk der Umsturzvereine und zielte nicht bloß gegen den Altar, sondern vielleicht noch mehr gegen die Monarchie und jedes geschichtliche Recht. Sie war seit Jahren die schreiendste Demonstration jenes Umsturzgeistes, der unseren Erdtheil untergraben hat, und der sich am bubenhaftesten in Italien hervordrängt. Der ganze Hochsommer des vergangenen Jahres verlief unter unausgesetzten Versammlungen (bald „Meetings", bald „Privat-Conferenzen" je nach der Willigkeit der Polizei) der Lega della democrazia Italiana, z. B. zu Forli, zu Massa und Orbitello (beide am 18. Sept.), zu Imola. An letzterem Orte zählte man 800 Zuhörer der „Privat-Conferenz"; am meisten ward in der Rede des Redacteurs Fratti vom „Dovere" der Passus bejubelt, in welchem die Zukunft begrüßt wurde als jene glückliche Zeit, „in der die Menschheit sich selbst regieren wird, ohne einem bürgerlichen oder sittlichen Zwange zu unterliegen". Das war nichts Anderes als die Verkündigung der allseitigen Zügellosigkeit, also der Commune, des bürgerlichen und religiösen Nihilismus. Auf dem Lehrercongresse zu Mailand sprach eine einzige Lehrerin für Beibehaltung des Religionsunterrichtes. Sofort erhob sich der Unterrichtsminister Baccelli und verlangte den Ausschluß jeglichen Religionsunterrichtes aus der Elementarschule; die Pflege zarter Gefühle gereiche zwar dem weiblichen Geschlechte zur Ehre, aber Hauptsache sei es, daß die Jugend an der Hand der Erfahrungswissenschaften erzogen werde. „Die Religion," sagte Baccelli wörtlich, „hebt uns über die Wolken, sie fordert von dem menschlichen Geiste Glauben und blinde Unterwerfung, während die empirische Wissenschaft den Gebrauch der Vernunft verlangt. Wenn der römische Papst, durch unser Garantiegesetz geschützt (?), vom Balkon des St. Peter (!) der Welt und der Jugend die Nothwendigkeit des Glaubens predigen kann, so müssen wir von unseren Lehrstühlen die Ideen des Fortschritts und der Freiheit

verkünden, und wir werden dereinst sehen, welcher von den beiden Wegen den besten Erfolg aufweist."

War der Papst trotz seiner „Souveränetät" den schnödesten Unbilden der Gasse in seinem eigenen Palaste ausgesetzt, so ging es den Pilgern aus Spanien, Italien (16. October) und Frankreich nicht besser, wenn sie entweder durch Roms Straßen hinaus in's Leoninische Viertel zogen oder heimkehrten. Schreiend war besonders der Überfall der heimreisenden Rompilger aus Frankreich zu Pisa am Weihnachtsfeste. Sie wurden von den Pisaner Studenten und vom Pöbel thätlich insultirt. Um nämlich dem Gottesdienste beizuwohnen, hatten sie sich in die Kathedrale begeben, wo ein Prälat eine französische Predigt hielt. Inzwischen versammelten sich Universitätsstudenten in der Kirche, eilten, sobald sie französisch predigen hörten, auf die Straße und machten dem „Volke" vor, der Prediger spreche von der Zerschlagung der italienischen Einheit und von der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Sofort versammelten sich die Pöbelmassen, die nebst den Studenten unter heillosem Tumulte den französischen Pilgern auf ihrem Wege nach dem Bahnhofe folgten. Die Franzosen waren gezwungen, sich eiligst in die Waggons einzuschließen; denn der nachdrängende Haufen trotzte der Polizeiwache, drang bis an das Bahngeleise vor und bewarf mit Steinen und Knütteln die Waggons unter den Rufen: „Nieder mit den Klerikalen! Nieder mit Pecci!" Die Polizei mußte eingreifen, es entstand eine Schlägerei, die erst nach einer halben Stunde von der mit blanker Waffe vorgehenden Gensdarmerie beigelegt wurde. Andernfalls wäre ein förmlicher Angriff auf die französischen Pilger in den Coupé's gemacht worden.

Darum erhob Papst Leo XIII. bei der Weihnachts-Gratulation des Heiligen Collegiums 1881 die begründete Klage: „Wenn fromme Pilger, getrieben von kindlicher Liebe, nach Rom kommen, um Unserem Vaterherzen Stärkung zu bringen und Uns ihre unveränderliche Hingebung zu bezeugen, dann werden sie oft die Zielscheibe für die Beschimpfungen der Presse und die Gewaltthätigkeit des Pöbels."

Wir müßten eine Liste ähnlich dem Schiffskataloge Homers in der Ilias aufführen, wollten wir auch nur entfernt alle Verunehrungen klassificiren, welche mittelbar oder unmittelbar Revolutions-Italien dem Heiligen Stuhle in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 entgegenschleuderte. Nicht ohne Ursache erhob sich daher auf's neue das Gerücht von einer baldigen Abreise des Papstes aus Rom (December), und nordische Beschränktheit sprach bereits von Fulda als dem neuen Avignon, obgleich

für diesen Fall bereits am Ende September 1870 ein ganz anderer Ort in Aussicht genommen ist, und die römische Prälatur den Heiligen Vater ganz gewiß nicht vom Regen in die Traufe bringen will. Ja als am 21. December die zwei päpstlichen Staatswaggons, ein Geschenk des dritten Bonaparte an Pius IX., im Bahnhofe von Rom standen, um geputzt zu werden, gerieth die Bevölkerung der ewigen Stadt über die „Abreise des Heiligen Vaters" in namenlose Aufregung; die Polizei- und Militärwachen wurden verstärkt, alle Vorbereitungen gegen einen Volksauflauf getroffen; und wer hiebei am meisten zitterte, war Umberto mit seinem Kabinet.

Jedoch hatten die Injurien der Secte gegen die höchste Würde auf Erden noch eine andere ungleich wichtigere Folge: die römische „Frage" kam wieder in Fluß, nachdem sie elf Jahre lang diplomatisch geschlafen hatte.

Wir sagen „diplomatisch", denn im Herzen aller Katholiken war sie stets wach geblieben, ja war sie niemals eine „Frage", sondern ein durch die einfachsten Sittlichkeitsnormen selbstverständliches Axiom. Solange die Sache nach ihrem Eigenthümer schreit (res clamat domino), solange schreit das ewige Rom nach seinem einzig legitimen und einzig möglichen Beherrscher, nach seinem Papst-König.

Die Auferstehung der römischen „Frage" begann mit zwei sensationellen Broschüren, ganz in der Weise Bonaparte's III. und seines Laguerronnière.

Die erste, die im November 1881 zu Paris in französischer Sprache erschien und den Titel führte: „La situation du Pape et le dernier mot sur la question Romaine", war scheinbar in katholisch-transigentem Sinne geschrieben und machte großes Aufsehen[1]. Sie behandelte die römische Frage in dem Sinne, wie etwa ein bis zu den äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit gehender Katholik sie auffassen könnte, stellt das italienische Garantiegesetz als ungenügend hin, plädirt auch für die territoriale Unabhängigkeit des Heiligen Vaters, verläßt aber kaum das rein-theoretische Gebiet. Eine bald darauf dementirte Sage wollte die Autorschaft der Broschüre dem Fürsten Karl von Isenburg-Birstein zuschreiben; wer jedoch den edlen Kavalier kannte, bedurfte keiner Berichtigung.

---

[1] In deutscher Übersetzung erschien sie im December im Verlage der „Germania" zu Berlin.

Noch wichtiger war die zweite Broschüre, die in italienischer Sprache unter dem Titel „Il Papa e l'Italia" bald nachher erschien und zum Beweise, daß System in solcher Literatur lag, das Gebiet der Theorie verließ, um greifbare praktische Vorschläge zu machen. Um das Publikum recht aufmerksam zu machen, ließ sich das „Berliner Tageblatt" „aus Rom" telegraphiren, daß die Verfasser der Schrift „zwei päpstliche Geheimsecretäre" seien, und daß der Heilige Vater eigenhändig die Correctur des Druckes besorgt habe; Beweis genug, daß man in erster Linie die deutschen Katholiken belehren und bekehren wollte. Damit dieß ja recht gelinge, wurde einer Berliner Agentie „aus Rom von unterrichteter Seite" mitgetheilt, daß die betreffende Schrift eine über das Maß des Alltäglichen hinausgehende Bedeutung habe, was wir gewiß nicht läugnen wollen. Sie schlug eine zu empfindsame Saite der katholischen Welt an, als daß sie nicht südlich und nördlich von den Alpen einen lebhaften Anklang gefunden hätte, obgleich die Ultramontanen sofort begriffen, daß solche Zugeständnisse, welche dem päpstlichen Eide in Betreff des Patrimonium Petri widersprechen, nimmermehr aus dem Vaticane kommen konnten.

Wir müssen näher auf den Inhalt der Schrift eingehen. Statt der Conciliation des Papstes mit Revolutions-Italien, wie sie von Curci und den Gemäßigtliberalen vorgeschlagen wird, räth die Schrift zu einer Reconciliation, d. h. zur Wiederherstellung einer landesherrlichen Souveränetät des Papstes über Rom und nächste Umgebung und zur Verlegung der italienischen Hauptstadt außerhalb des päpstlichen Gebietes, so daß „ein souveräner Papst im souveränen Italien" wohne. Für volle Wiederherstellung des früheren Kirchenstaates tritt sie nicht ein. Auf jeder Seite spricht sie den Wunsch aus, daß Italien sich diese denkbar gnädigsten Forderungen des Papstes nicht durch auswärtige Mächte aufzwingen lassen möchte; denn weder ein deßhalb angefachter Krieg, noch selbst eine zum Schutze der päpstlichen Rechte veranstaltete Besetzung Roms durch auswärtige Truppen liege im Interesse des Heiligen Stuhls und der italienischen Dynastie. Die Broschüre will also Jedermann genügen: sie wünscht den Papst unabhängig von Italien und umgekehrt; sie ist der italienischen Einheit freundlich gesinnt und befürwortet keine Wiederherstellung der Throne von Neapel, Toskana, Modena oder Parma, geht folgerichtig noch über den Züricher Frieden von 1859 hinaus, welcher einen Bund der selbständigen italienischen Staaten unter Vorsitz des Papstes anstrebte. Der Verfasser entschul-

digt den Zwiespalt zwischen Papstthum und Königthum mit dem Streite zwischen Religion und Civilgewalt, Staat und Kirche, der bis zu den Uranfängen der Kirche hinaufreiche; aus demselben suche in Italien der politische Radicalismus Nutzen für seine Zerstörungspläne zu ziehen. Aber ebendaselbst drehe sich der Kampf noch um Höheres: der Papst war Souverän gerade in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der Weltkirche, und diese Stellung ist ihm heute noch zur vollen geistlichen Regierung nothwendig; deßhalb schließt die Herabwürdigung des Papstes zum Unterthan des Königs eine Vergewaltigung der ganzen katholischen Kirche des Erdballs ein. Vor diesem allgemeinen Rechte müsse sich selbst ein italienisches Specialrecht, wenn ein solches je existirte, beugen, umsomehr, da die Päpste in allen Jahrhunderten die wärmsten Patrioten für Italien gewesen. Hierauf kritisirt der Verfasser die verschiedenen Vorschläge für die römische „Frage", indem er die Italianissimi in drei Kategorien theilt. 1. Die Gemäßigten (Curci und parlamentarische Rechte) fordern vom Papste die Anerkennung des jetzigen Zustandes als einer vollbrachten Thatsache, ein Grundsatz, der vom Heiligen Stuhle nie könne anerkannt werden, und der jeden Gerichtshof überflüssig mache. 2. Die Radicalen wollen nicht allein die weltliche, sondern auch die geistliche Macht des Papstes vernichten; mit ihnen ist eine Discussion unmöglich. 3. Die liberalen Royalisten glauben die Lösung des Streites im Garantiegesetze gefunden zu haben; dieses aber sei ungenügend, wie die Erfahrung zeige. — Ebenso werden hierauf die Katholiken in drei Klassen getheilt. 1. Die Ungeduldigen wünschen eine bewaffnete Intervention; jedoch könne ein wahrer Katholik einen Krieg nicht fordern, um der Kirche den Frieden zu geben; ohnehin würden sofort nach dem Abzuge der fremden Truppen die Verschwörungen von vorne beginnen. 2. Die Versöhnlichen behaupten, die Vorsehung habe Rom zur Hauptstadt Italiens vorherbestimmt und in ihrem unergründlichen Rathschlusse die Wegnahme der ewigen Stadt durch die Piemontesen zugelassen, also müsse der Papst sich diesem Weltplane beugen. Da aber eine Versöhnung (conciliazione) dieser Art nicht möglich sei, so bleibe 3. nur die Wiederaussöhnung (riconciliazione) übrig, d. h. man müsse sich an den Papst mit der Erklärung wenden, er solle frei im freien Italien sein, ihm und dem Königreiche solle die Souveränetät gesichert werden. Andernfalls müßte der Papst der Gefangene Italiens und Italien die Gefangene des Papstes bleiben. „Denn keine Macht, heißt es, wird mit Italien eine Allianz abschließen

können, ohne die begründete Furcht, sich dadurch diejenigen ihrer eigenen Unterthanen zu entfremden, welche die katholische Mehr- oder Minderheit in ihrem Lande bilden.“ Sonach lautet der Wahlspruch des Verfassers „Il Papa Sovrano nell' Italia indipendente“. Leo XIII. sei ganz der Mann zur Herbeiführung solcher Wiederversöhnung. Italien möge sich eine andere Hauptstadt suchen und frühzeitig in Unterhandlung mit dem Heiligen Stuhle treten, dann werde sich eine Lösung für dieses schwierige Problem finden lassen, von welcher Italiens Zukunft weit mehr abhänge als jene des Papstthums.

Die Broschüre machte allenthalben ungeheures Aufsehen. Der „Osservatore Romano“ schloß eine Ankündigung derselben mit den Worten: „Leichtsinnige Gemüther werden darüber lachen und, weil sie die Beweise des Verfassers nicht zu entkräften vermögen, vielfache Vermuthungen über den Autor aufstellen. Aber der Spott wird schwinden, und das Problem bleiben. Dieses Problem jedoch beschäftigt die Gewissen aller Katholiken der ganzen Welt. Wir schließen: Sobald das christliche Gewissen befriedigt ist, wird auch die Welt Ruhe finden.“

Sollen *wir* eine Vermuthung über den Verfasser aufstellen, so möchten wir lieber gleich zwei, einen Theologen und einen Diplomaten, voraussetzen; der Theologe bearbeitete den Passus über die relative und moralische Nothwendigkeit eines Territorial-Besitzes für die kirchliche Oberregierung; der Diplomate den politischen Theil und den Ausgleichs-Vorschlag. Soviel aber glauben wir dreist behaupten zu dürfen, daß weder ein römisch-gebildeter Theologe, noch die „zwei Geheimsecretäre“ des „Berl. Tagebl.“ an der Schrift thätig gewesen sind, daß sie überhaupt in *keinem*, *gar keinem* Zusammenhange mit dem päpstlichen Hofe steht. Sie ist nicht vom spirito Romano, um mit Arnim zu sprechen, eingegeben, da sie der Revolution zu viele Zugeständnisse macht, da sie nicht auf Principien, sondern auf dem politischen Utilitarismus aufgebaut ist, da sie die eben verurtheilten modernen Grundsätze, wie z. B. das fait accompli, doch inkonsequenter Weise wieder zur Grundlage weitgehender Folgerungen macht, und da kein römischer Katholik „sich mit einer Erklärung an den Papst wenden“ würde, daß der Heilige Stuhl dieß oder jenes thun solle. Vom Vatican ist die Schrift nicht ausgegangen, weil *kein* Stellvertreter Christi das Erbtheil Petri um ein Linsenmus an Piemont verschachert; der päpstliche Eid lautet ganz anders. Endlich wäre es wirklich etwas Neues unter dem Monde, wenn die

Berliner Officiösen wohlwollend auf eine ultramontane Schrift aufmerksam machen würden.

Wohl aber rührt die Broschüre von einer weltlichen Macht her, die ein Bedürfniß hat, „mit Italien eine Allianz abzuschließen", die jedoch „die katholische Mehr- oder Minderheit im eigenen Lande" hiedurch nicht vor den Kopf stoßen möchte, welcher der Heilige Vater in seiner piemontesischen Hülse zu unnahbar, zu unverantwortlich, zu unangreifbar ist, welche einen physischen Punkt zum Stehen wünscht, um so den katholischen Erdkreis in Bewegung zu setzen. Und diese Macht ist höchst wahrscheinlich Preußen, das ein literarisches Bureau auch am Tiberflusse hat.

Die römische „Frage" war einmal im Gange, und so konnten auch die Anhänger des Heiligen Stuhles nicht stumm bleiben. Es erschien die dritte, dießmal die katholische Broschüre, richtiger: die berühmte Reihe von zwölf Artikeln des „Osservatore Romano", die als Broschüre „Rom als Hauptstadt von Italien" in deutscher Übersetzung (Freiburg i. B., bei Herder) erschienen. Dieselbe beweist die Unvereinbarkeit des Doppelcharakters Roms als kirchlicher und italienischer Hauptstadt, was noch mehr dem Interesse Italiens als jenem der Kirche widerspreche, also auf die Dauer unhaltbar sei. Aber sie hütet sich, territoriale Vorschläge zu machen, offenbar, um der piemontesischen Ländergier keine Handhabe und dem päpstlichen Stuhle kein Präjudiz zu schaffen. Wer dieselbe für päpstlich-officiös halten will, mag es thun; wenigstens dürfte der Heilige Vater nicht gegen den Inhalt sein, und jeder Katholik kann die Sätze der Broschüre unterschreiben. Sie ist durchaus im „römischen", die vorhergegangene im „deutschen" Geiste verfaßt.

Jetzt war der Boden vorbereitet, man konnte die römische „Frage" auch an der Spree in die Öffentlichkeit bringen. Sie wurde, wie alle Versuchsballons, (December 1881) im Botschafterblatte „Post" untergebracht; dießmal war kein „Krieg in Sicht", sondern Friede mit dem Papst; denn, hieß es, dem leitenden deutschen Staatsmanne scheine jetzt (nach elf drangvollen Jahren) die Freiheit des Papstes zu wenig gesichert; er betrachte es als einen ernsthaften Gegenstand der politischen Erwägung, „ob es der europäischen Gesammtordnung förderlich sei, das Papstthum und damit das Schicksal der römischen Kirche von einer Anzahl Lokal-Entscheidungen, d. h. von den Gesetzgebungen der Einzelstaaten abhängig zu machen und selbst die Frage nach der persönlichen Unabhängigkeit des Papstthums als Lokalfrage zu behandeln." Also Er

wirft dem Königreiche der südlichen Revolution den Vorwurf an den Kopf: Ihr Minister Welschlands meint, ihr allein dürfet über Freiheit oder Unfreiheit des Oberpriesters im Vatican entscheiden! Nein! Das Papstthum ist eine Welteinrichtung, viel weiter als eure italienische Landzunge, also muß ganz Europa darüber gehört werden und entscheiden. Und vollends ist mir euer Garantiegesetz ganz gleichgiltig. — Die „Post" gelangte schließlich zu dem Zugeständnisse, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Lage des Papstes in Rom sich bis zur Unerträglichkeit gestaltet habe, und zog daraus die Folgerung, daß der Papst Italien vor das Dilemma stellen könne: „ob es ihm eine anders geartete Existenz, als die jetzige, auf italienischem Boden sichern oder ihn nöthigen wolle, Italien zu verlassen"; daß aber dann „Italien dazu kommen würde, einen Theil der päpstlichen Forderungen anzunehmen".

Da Bismarck unlängst zuvor die Revolutionszustände in Italien vor den deutschen Reichsboten hart angegriffen hatte, so mußten die Erörterungen des Botschafter-Organs um so durchschlagender wirken: die gesammte deutsche Presse behandelte mit einem Male die römische „Frage". Zwar nannte die „Kreuzzeitung" die „Post"-Artikel über Wiederherstellung einer weltlichen Macht des Papstes nichts Anderes als Versuchsbälle und Signalschüsse, politische Schach- und Winkelzüge gegen Italien [1]; aber trotzdem glaubten Viele, daß dießmal etwas an der Sache sei. War auch die deutsche katholische Presse längst gewitzigt und daher wenig vertrauensvoll, so rumorte es desto mehr in Frankreich und Italien. Die französische Correspondenz „Tablettes d'un Spectateur" wollte bereits von einer Anweisung Bismarcks an die deutschen Botschafter zur Sondirung der Mächte wissen, ob sie einen europäischen Congreß beschicken wollen zur Regelung der Papstfrage, etwa mit den Grundzügen: 1) Rom als freie Stadt mit dem Papst unter der Garantie der Mächte; 2) Bezeichnung der Macht, welche mit der Ausführung der Congreßbestimmungen beauftragt werden soll [2]. Daß an der Sache nichts war, müssen wir nicht erst bemerken. Italien aber gerieth in Feuer und Flammen, je nach der Parteistellung. Die Katholiken der Halbinsel hofften eine unerwartete Freude, und der verdiente Margotti von der „Unità cattolica" befürwortete eine Massenübersendung von Visitenkarten der dortigen Katholiken an den König zu Weihnachten und Neujahr, mit der Aufschrift: „Majestät, fröhliche Feiertage und baldige Aussöhnung mit

[1] „Deutsche Reichszeitung" vom 31. December 1881.

[2] „Germania" vom 31. December 1881.

dem Papst!" Manche katholische Blätter Roms aber nahmen in Betreff Preußens eine Haltung ein, welche uns deutsche Katholiken fast an ihnen irre machte; sie waren weniger gewitzigt gewesen, als wir. — Dagegen war die Lega della democrazia Italiana nebst den verschiedenen „antiklerikalen Vereinen" vor Wuth über das scheinbar bekehrte Preußen völlig aus Rand und Band. Z. B. wurde in einer solchen antiklerikalen Versammlung des römischen Viertels des Marsfeldes folgende Resolution (14. December) gefaßt: „Das Papstthum ist eine beständige Beleidigung für die Civilisation, es ist ein Hinderniß für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und eine unaufhörliche Gefahr für die Integrität des Vaterlandes; folglich ist ein Vergehen der Beleidigung des Papstes unmöglich und unhaltbar." Dieser Ausbruch von Raserei war zugleich dadurch veranlaßt, daß kurz vorher die demokratische Lega wegen Papstbeleidigung verurtheilt worden war. Nun aber am 14. December fand sich keine Behörde, die es gewagt hätte, gegen obige Resolution das Garantiegesetz anzuwenden; man ließ vielmehr ruhig gewähren, daß der Pöbel den Heiligen Vater als vogelfrei erklärte. — Kein Wunder; denn in der größten Aufregung war im Grunde das Ministerium Umberto's selbst, vorzüglich sein Auswärtiger, Mancini, der gegen den Vatican und gegen Berlin seine Preßhusaren aufbot. In seinem „Diritto" (1. Januar 1882) sandte er dem Papste folgenden Neujahrsgruß: „Wir müssen das Ultimatum stellen, daß dieser Zustand aufhöre, müssen es mit dürren Worten sagen, daß unser Garantiegesetz den Stellvertreter Christi schützt, aber nicht das Oberhaupt der kosmopolitischen Verschwörung; wir müssen der Welt darlegen, daß wir (?) dreißig Millionen Italiener im schlimmsten Fall unser Hausrecht zu wahren entschlossen sind. Und damit sind wir der einzig möglichen Lösung der römischen Frage nahe gekommen: daß der Vatican aufhöre, der Mittelpunkt politischer Wühlereien zu sein, und daß der Papst sein Augenmerk ausschließlich auf das richte, was seines Amtes ist." Dieß also soll die „Freiheit" des gefangenen Papstes sein, daß ihm ein unwürdiger Minister Piemonts vorschreiben darf, was er thun und lassen müsse! Dem Auswärtigen Amte zu Berlin widmete sodann Mancini eine officielle und viele officiöse Auseinandersetzungen. Eine amtliche Note vom 10. December, die wenige Tage darauf zum unsterblichen Ärger Italia's im Mailänder „Secolo" wortgetreu abgedruckt wurde, ging an den piemontesischen Botschafter Grafen de Launay nach Berlin und wiederholte die alte Behauptung, die römische „Frage" sei

eine innere italienische Angelegenheit; ließe Italien hierin auch nur einmal die geringste ausländische Einmischung zu, so läge ein Präcedens vor, zu welchem Italien nie die Hand bieten könne; als Staat von dreißig Millionen müßte es jede Intervention mit den Waffen abwehren, eine solche würde auch dem Papste schaden und das Nationalgefühl schrecklich gegen ihn aufregen. Dann heißt es wörtlich: „Der Minister (Mancini) constatirt freudig, daß sich aus den herzlichen Beziehungen und aus der Sprache des Reichskanzlers nicht der geringste Anlaß zu der Meinung ergebe, als ob ein solcher Gedanke in den Intentionen der deutschen Regierung liege; aus gewissen Mittheilungen des Gesandten ergebe sich nur der einfache Eindruck, daß der Reichskanzler aus Rücksichten auf die eigenen inneren Schwierigkeiten seiner Regierung, sowie des deutschen Reichstages die Lage des Papstthums in Erwägung ziehe." — Dießmal hatte der Italiener den Nagel auf den Kopf getroffen. War er in seiner Note noch diplomatisch artig, so war er desto gröber hinter der spanischen Wand seines „Diritto", in welchem er Bismarcks „Kriegsschiff", „verantwortlichen und greifbaren Papst" den staunenden Zeitgenossen vorführte und diplomatische Geheimnisse verrieth, die er hätte verschweigen müssen. Noch stärker trieben es andere dienstbare Blätter der Halbinsel, welche in tönenden Alarmartikeln die Papst-„Frage" behandelten zum deutlichen Beweise, daß über den „Post"-Auslassungen den Italianissimi die Angst in die Glieder gefahren war, so daß die „République française" Gambetta's über sie spottete und die angeblichen Pläne Bismarcks kaltblütig Chimären nannte [1]. Und auch sie hatte Recht.

Nun entsteht die große Frage, ob der deutsche Reichskanzler wirklich und im Ernste die römische „Frage" studirt habe, als er sie 1881 auf's Tapet bringen ließ? Wir glauben mit Ja darauf antworten zu müssen. Aber Bismarck studirte sie in seiner Weise, gerade so, wie er die Schutzzölle für die heimische Industrie, die Unfallversicherung für die Arbeiter und früher die „Gesetze" des Culturkampfes studirt hatte, d. h. so, daß der Löwenantheil einer etwaigen Lösung der bureaukratischen Staatsallmacht zufallen sollte. Zu diesem Zwecke war ihm früher der Liberalismus und ist ihm jetzt in seiner „conservativen" Periode der Staats-Socialismus, schließlich auch der Ultramontanismus gut genug: er nimmt die Hilfe, wo er sie findet.

[1] „Germania" vom 31. December 1881.

Wohl mag ihm Angesichts des heranstürmenden europäischen Radicalismus auch der Gedanke gekommen sein, daß der Erdtheil in den Banden des Weltumsturzes gefangen liegen werde, so lange das heillooseste Denkmal der Revolution, die Wegnahme Roms, als Triumph der Rechtlosigkeit vor den Augen der Zeitgenossen dastehen werde. Aber wer wollte in Berlin katholischen Conservatismus suchen? Was sich dort als Partei der Erhaltung aufthut, erblickt das Heil der Welt im starken „evangelischen Staat", in der Enthaltung von jeder Opposition gegen das Ministerium und in der schlagfertigen Armee oder im Militarismus; wenn je „christliche Principien" und „christlicher Staat" genannt werden, so denkt man einzig an die „evangelische Landeskirche", an das bischöfliche Königthum, an das orthodoxe Muckerthum. Wiegen wir uns in keine Selbsttäuschung ein! Der unabhängige Papst steht nicht im Berliner Wörterbuch, und der Protestantismus hat keine Ahnung von der Freiheit, welche der wahren Kirche Christi zukommt.

Vielmehr glauben wir, daß man von Berlin aus den Papst territorial souverän machen wollte, einzig in der Absicht, um ihn unter europäische Vormundschaft zu stellen und sein Non possumus durch physische Mittel zu brechen. Der „Diritto" hatte in der angeführten Nummer das Richtige getroffen in den Worten: „Der Fürst Bismarck begann den inneren Kampf (gegen das Papstthum); da dieser aber heute mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist und die Kräfte des Reiches sich dafür unzulänglich erwiesen, weil die Thatkraft des Papstthums zu wirksam war, so nimmt Bismarck seine ursprünglichen Pläne (von 1872 und 1874) wieder auf in neuer Form, in einer Form, von der er sich heute einen besseren Erfolg verspricht. Will er also einen freien und unabhängigen Papst? Einen Papst, der noch stärker ist, als der heute existirende? Das mag der Papst glauben, wenn's ihm beliebt, und die Klerikalen mögen es glauben. Fürst Bismarck will vor allen Dingen, und zwar einzig und allein, einen verantwortlichen Papst. Er will einen Papst, gegen den er sich vertheidigen kann und den er angreifen kann, wenn es nothwendig ist." — Wie Bismarck die preußischen Bischöfe unter die discretionäre Gewalt des Ministeriums, so will er den römischen Papst unter die discretionäre Gewalt Europa's, d. h. der sechs Großmächte stellen. Aber der „Diritto" hat nur einen Theil, nicht das Ganze der römischen „Frage", wie sie zu Berlin in Fluß gebracht wurde, ausgesprochen.

Eine diplomatische Action wird desto werthvoller, je mehr Zwecke sie mit Einem Zuge erreicht, oder, wie das Sprüchwort sagt, je mehr Fliegen sie mit Einem Schlage trifft. So hatte auch Bismarck im Herbst 1881 bei Aufwerfung der römischen „Frage" mehrere Zwecke zu gleicher Zeit; wir wollen sie in reinpolitische und kirchenpolitische eintheilen.

Unter den reinpolitischen stand obenan die zweifelhafte Haltung Italiens im europäischen Concert. Das treulose beato regno hatte nämlich trotz Tunis, Bokhos und Pestalozza, trotz Durchprügelung seiner Unterthanen in Marseille und an anderen französischen Orten gerade wieder im December 1881 eine starke Zuneigung zu Frankreich gefaßt, so daß die Wiener „Politische Correspondenz" sich augenscheinlich halbamtlich unter dem 23. December aus Paris schreiben ließ, daß „sich zwischen Frankreich und Italien neuerdings wieder eine entschiedene Annäherung manifestire". Den Kennern der Halbinsel und der jetzt am Ruder befindlichen Parteien war dieß bereits seit Monaten kein Geheimniß gewesen; denn Deutschland genießt bei den Italianissimi durchaus keine Sympathie mehr, wohl aber das republikanische Frankreich. Was lag nun dem deutschen Reichskanzler näher, als Mancini an der wundesten Stelle zu fassen, das heißt die Romfrage zu stellen? Diese aber bedeutet: Ihr Kinder Europa's da unten müßt fein artig sein und dürft mit dem revanchesüchtigen Frankreich nimmermehr liebäugeln; denn nach der neuesten Volkszählung hat Preußen neun, ganz Deutschland über 15 Millionen Katholiken, in deren Namen ich euer Gewissen in Betreff der ewigen Stadt erforschen kann. Das Auswärtige Amt in Berlin wäre also um einen Vorwand zum Kriege gar nicht verlegen, wenn es je zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit euch aus irgend einem anderen Grunde veranlaßt würde. Genau in diesem Sinne verstand das Cabinet Depretis-Mancini die literarischen Leistungen Berlins, steifte sich daher auf die 30 Millionen Italiener und deren festen Entschluß, eine auswärtige (preußische) Intervention mit den Waffen abzuwehren.

Sodann schwankte Italien in der Orient-Frage bis heute unentschieden zwischen den zwei mitteleuropäischen Kaiserreichen und den drei anderen Großmächten hin und her. Allianz-Anträge müssen, sei es von Berlin, sei es vom Quirinal aus, gemacht worden und von deutscher Seite insbesondere der Bruch mit dem südländischen Liberalismus verlangt worden sein. Denn Mancini führt in seiner obengenannten Note

vom 10. December aus: „Gerade in den liberalen Institutionen erblicke er die beste Stütze der Monarchie; die Minister würden daher durch ein Vorgehen gegen den Liberalismus einen Verrath an der Monarchie begehen." Dann schreibt Mancini dem deutschen Reiche die Bedingungen vor, unter welchen Italien gnädigst Deutschland näher treten werde: „Wenn man uns eine Allianz auf Kosten unserer liberalen Institutionen anböte, so könnte und würde keine Regierung darauf eingehen." Er führt endlich aus, daß die Allianz durch die gemeinsamen Interessen wünschenswerth erscheine, daß aber eine Übereinstimmung der *inneren* Politik für den Abschluß derselben durchaus nicht nothwendig sei. In diesem Sinne möge der Botschafter Launay seine Unterredungen mit Bismarck einrichten. Der deutsche Kanzler weiß nun viel besser als wir, wo diese italienische Sprödigkeit ihren Haken habe, daß nämlich der von Cavour herangebildete und in den Orient-Fragen wohlbewanderte Ritter Nigra, seit 1876 italienischer Botschafter in Petersburg, mit dem Cabinet an der Newa sehr intim steht, und daß, so lange es eine europäische Türkei gibt, Piemont lieber mit Rußland als mit Deutschland geht. So erklärt sich die Papst-„Frage", die an Italien gerichtet wurde, von selbst.

Endlich hat aus bekannten Gründen Berlin den Liberalismus an die Wand gedrückt, den Fortschritt aber in Acht und Aberacht erklärt, und es führt diesen Kampf, wie ehedem den Culturkampf, auch jenseits der Reichspfähle, allerdings nicht in Frankreich, wo der Fortschritt gegen Bourbonenthum und Ultramontanismus treffliche Dienste leistet, aber desto lieber in Italien, wo er durch innere Nothwendigkeit der Bundesgenosse des europäischen Republikanerthums ist und über kurz oder lang bei der „Romanischen Gesammt-Republik" ankommen wird. Bismarck aber ist Royalist und Feind jeglicher Demokratie, was man ihm neuestens als „Conservatismus" auslegt; er wollte daher den italienischen Radicalismus an seiner Achillesferse, der römischen „Frage", fassen, und das Wehegeschrei der demokratischen „Lega" bewies, daß er richtig gegriffen hatte. Oder phantasiren wir? Nun, die „Post" (30. December 1881) legte dar, daß infolge des definitiven Sieges der Republik in Frankreich und des Anschlusses dieses republikanischen Landes an die gesinnungsverwandten Elemente in Italien das Königthum Carignan in die Klemme zwischen Papstthum und Republikanismus gerathen sei, und daß in dieser Situation die Erhaltung des italienischen Königthums und der italienischen Unabhängigkeit die „Regulirung der Papstfrage" fordere.

Mehr bedürfen wir nicht zum Beweise unserer Sätze. Daß Italien an diese deutschen Sympathien nicht glaubte, war zu erwarten.

Wohl noch mehr als die reinpolitischen Beweggründe bestimmten die kirchenpolitischen den deutschen Kanzler zur Stellung der römischen „Frage".

Die Artikel der „Post" waren in einem den Katholiken so wohlwollenden Tone geschrieben, und die europäische Kuratel, unter welche das Oberhaupt der Kirche gestellt werden sollte, war so leise berührt, daß Manche nahe daran waren, mit vollen Freuden den dargereichten Blumenstrauß anzunehmen, ohne Ahnung davon, daß in demselben eine giftige Natter sich ringle. In dieser Beziehung sind wir dem „Secolo" und „Diritto" für ihre Enthüllungen zu Dank verpflichtet. Salus ex inimicis nostris. — Wir wollen jedoch diese diplomatischen Hintergedanken möglichst bei Seite lassen, vorherrschend das Gute an jenen halbamtlichen Arbeiten in's Auge fassen und sehen, aus welchen kirchenpolitischen Gründen sie entsprungen sind.

Unläugbar lag dem deutschen Kanzler viel daran, die deutschen Katholiken für seine discretionären Vollmachten zu gewinnen, also drei Factoren, den Papst, den deutschen Klerus und das Centrum, hinter welchem die Katholiken Deutschlands stehen, mürbe zu machen. Hierzu aber war nichts dienlicher, als die Aufwerfung der römischen „Frage".

Beim Papste sprach im December 1881 der preußische Ministerialbeamte Busch vor, der eben „zufällig" auf einer Erholungsreise im Süden war, und Schlözer hatte damals schon den Befehl erhalten, seinen Posten bei den Freistaaten Nordamerika's mit dem beim Vatican zu vertauschen; zwei Bischöfe in vinculis waren bereits installirt, bezw. in feste Aussicht genommen, weitere standen zu erwarten und der Gesetzesvorschlag für die discretionären Gewalten war ohne Zweifel festgestellt: der Culturkampf sollte versumpfen. Alles gelang, wenn der Heilige Vater gewonnen werden konnte. Nun aber haften protestantische Kreise zähe an dem Wahne, der Heilige Stuhl könne und dürfe bei einigem guten Willen nachgeben, weil ja der Papst seit dem 18. Juli 1870 „absolut" sei; sie ahnen gar nicht, daß der Nachfolger Petri durch Dogma, Moral und die Rücksicht auf die unverletzlichen geistlichen Interessen der Kirche und der Gläubigen unsäglich mehr gebunden ist, als je ein weltlicher Herrscher durch das Staatsgrundgesetz, und daß das Non possumus Sache des Gewissens, nicht der Halsstarrigkeit ist. Daher hoffte man, durch Aufwerfung der römischen „Frage" eine solche Stim-

mung im Vatican hervorbringen zu können, daß endlich der Papst, wenn auch ungern, doch sein Jawort gebe. Er sollte ja keine principiellen Zugeständnisse machen, sondern nur die Opposition gegen die thatsächlichen Zustände aufgeben und das preußische Ministerium gewähren lassen. In diesem Falle hätte der deutsche Klerus aus Ehrerbietung vor Rom gleichfalls nachgeben, mindestens schweigen müssen; das katholische Volk hätte sich mit der Wiederherstellung der geordneten Seelsorge zufrieden gegeben und allmählich mit dem neuen Kirchenrechte versöhnt; und auf diese Weise wäre das Centrum binnen weniger Jahre von selbst verschwunden. Preußen aber hätte über Roms Erbweisheit triumphirt.

Daß dieß der Beweggrund zu der allerdings nur akademischen Behandlung der Rom-„Frage" war, ist in den „Grenzboten" jetzt eingestanden[1]. In denselben vertheidigt der Officiöse den deutschen Kanzler, welchem die Liberalen Wandlungen im Culturkampf vorwarfen. Keineswegs sei Bismarck inconsequent, sondern er steure noch nach demselben Ziele. Falk wollte sein Ziel durch „nationale Erziehung" erreichen, hätte aber hierzu eine einmüthigere Unterstützung von den Liberalen und mehr Kraft der „evangelischen" Kirche zur Seite haben müssen. Daher sei für Bismarck die Frage entstanden, ob es nicht richtig sei, denselben Faden, aber in einer feineren Nummer, weiterzuspinnen; ob man den weitaussehenden Gedanken, die Feindschaft des Klerus durch Veränderung der Erziehung abzustellen, nicht vertauschen solle mit dem Gedanken, die politische Neutralität des Klerus, bei staatlicher Nachgiebigkeit in Wiederherstellung der Seelsorge, durch den Papst herbeizuführen, ohne sich der Mittel zu berauben, den alten Weg zu betreten, wenn der neue sich als Irrweg erweisen sollte. Inconsequenz sei nicht zu finden, wenn die Wege vervielfältigt würden, wo das Ziel die Hauptsache sei. — Also „politische Neutralität des Klerus", wie die „Grenzboten" sagen; „passive Haltung des Klerus bei den politischen Wahlen" nach den Worten der „Politischen Correspondenz"! Dieß war und ist der preußische Plan. Zu diesem Zwecke wurde die römische „Frage" gestellt. Hätte das Ausland darauf eingebissen, und wäre Rom je wieder päpstlich geworden, so drohte dem Heiligen Vater die Gefahr, nicht bloß die piemontesische, sondern auch die europäische Oberaufsicht leiden zu müssen. Blieb aber Europa gegen den Vorschlag kalt, so

[1] „Deutsche Reichszeitung" vom 12. Februar 1882.

waren doch die Katholiken und der Papst für die preußische Güte gewonnen und zu Unterhandlungen geneigter.

An ein Nachgeben hat Preußen nicht gedacht. Windthorst hat es im Berliner Landtage (Sitzung vom 7. Februar 1882) schlagend in den Worten nachgewiesen:

„Ich constatire, daß überall im Hause, wenigstens bei so vielen Fractionen, als nöthig gewesen wäre, eine stattliche Majorität herbeizuführen, eine Revision der Maigesetze verlangt wird, und daß deßhalb nur auf Grund einer Revision der Friede herzustellen ist. Wenn die Regierung trotzdem, trotz dieser Geneigtheit, die sich hier manifestirt und noch deutlicher im deutschen Reichstage sich manifestirt hat, mit verschränkten Armen stehen bleibt, so constatire ich hiermit vor Europa, daß die preußische Regierung keinen Frieden machen will."

Ganz das Nämliche gilt von der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Heiligen Vaters. Preußen spricht kein Wort mehr davon; aber die bloße Nennung des Wortes hat eine ungeheure Aufregung im Erdtheile hervorgerufen — Beweis genug, daß über der Rom-„Frage" noch kein Gras gewachsen ist. Jetzt schweigt allerdings die Diplomatie davon, aber die katholische Presse darf nicht schweigen.

Wir werden daher in einer Reihe von Aufsätzen darthun, daß der Kirchenstaat in piemontesischen Händen eine Gefahr für Italien, für Europa, für die menschliche Gesellschaft ist.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Ein Vorläufer des Thomas von Kempen.

(Zur Entscheidung der Imitatio-Frage.)

Spitzen hatte in seinem vortrefflichen Werke: Thomas a Kempis, Schrijver der Navolging van Christus, wozu jetzt eine bemerkenswerthe Nachlese (Nalezing op mijn Thomas a Kempis, Utrecht 1881) erschien, zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser der Imitatio den Brief des Johannes von Schoonhoven an seinen Neffen in Eymsteyn benutzt habe. Aber da er nicht den, wie es scheint, gänzlich unbekannten lateinischen Urtext, sondern nur eine holländische Übersetzung

dieſes Briefes einſehen konnte, vermochte er auch den Beweis nicht ſtringent zu führen, ja das kräftigſte Argument ſtützt ſich mehr auf eine Quelle des Briefes Schoonhovens, die Schrift des Johannes de Tambaco, als auf den Brief ſelbſt (ſiehe dieſe Zeitſchrift, XX, 441. 442). Wir haben nach dem Vorgang Spitzens in der angezogenen Recenſion dieſer Zeitſchrift gleichfalls auf den Brief aufmerkſam gemacht; weil uns aber gegenwärtig der lateiniſche Text desſelben zu Gebote ſteht, ſo glauben wir noch einmal darauf zurückkommen, das merkwürdige Document charakteriſiren und die aus ihm begonnene Beweisführung für die Autorſchaft des Kempenſis vollenden zu ſollen, damit die leidige Frage, ſo Gott will, der Entſcheidung nähergebracht werde.

Der Brief mit der Unterſchrift: Incipit Epistola Fratris Johannis de Schonovia Canonici Viridis Vallis ad Fratrem Simonem Canonicum in Eymsteyn cognatum suum, befindet ſich in einem Codex der Imitatio, welcher, antiquariſch erworben und ungewiſſer Herkunft, gegenwärtig zur Bibliothek der „Stimmen aus Maria-Laach“ gehört und darum einfachhin als Codex Lacensis bezeichnet werden kann[1]. Von

[1] P. Gietmann S. J., welcher, um eine kritiſche Ausgabe der Imitatio zu machen, die Codices verſchiedener Länder verglichen hat, theilt uns Einiges über dieſe und einige andere Handſchriften mit, das auch die vielen gelehrten Freunde der Imitatio intereſſiren dürfte. Der Codex Lacensis iſt nicht datirt, gehört aber, ſeiner Schrift nach, der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts an. Seine Recenſion iſt nicht dieſelbe, wie Cod. Antverp., ſondern ſteht zwiſchen dieſem und der Musica ecclesiastica in der Mitte, ohne aber zur letzteren zu gehören. Die von P. Gietmann verglichenen Handſchriften der Musica (einer Recenſion der Imitatio) ſind:

1. British Museum, Royal Collection, vol. VII (Titelbild: mit dem Papſt vor einem orgelähnlichen Inſtrument; ein Cardinal handhabt den Blaſebalg; zwei Biſchöfe hinter dem Papſt ſingen aus einem Buche);

2. Bruxelles, Bibl. Royale, 1538;

3. u. 4. in der Bodleyan Library zu Oxford;

5. im Magdalen College ebendaſelbſt. Dieſe Handſchrift iſt von 1537.

Alle Abſchriften ſind nur eine Recenſion: das ergibt ſich aus der Übereinſtimmung in vielen eigenthümlichen Varianten.

Zahlreiche Anhaltspunkte weiſen auf den Karthäuſer Walther Hylton in dem reclusorium regium zu Schene bei Bethlehem, beſonders Bale's Zeugniß in Scriptorum illustrium Britanniae Catalogus, ed. 1559, p. 569, wo unter anderen Werken Hyltonii auch Musica ecclesiastica, l. 1: „Qui sequitur me non ambulat“, mit dem Beiſatz: „Claruisse fertur sub Henrico sexto Anglorum rege“ [1422—1461].

Wenn Johann van Schoonhoven in ſeinem Briefe die geiſtliche Leſung die cithara David nennt, ſo liegt in dieſer Anſchauung wohl der Grund, welcher die Bezeichnung „Musica“ zunächſt veranlaßt hat. Der den Pſalmen nachgebildete Parallelismus der Satzglieder in Gedanke und Klang (das „metrice“ des

der Imitatio sind nur die drei ersten Bücher darin enthalten, denen der Brief Schoonhovens angehängt ist. Doch scheint der Schluß etwas abrupt, so daß, vielleicht beim Einbinden, ein Blatt ausgefallen ist. Der Codex ist von Papier, incorrect, aber leserlich geschrieben und enthält außer den bezeichneten drei Büchern noch einen Tractat über die Liebe Gottes.

Johannes Dirks van Schoonhoven, Verfasser jenes Briefes, war ein Augustiner des Klosters Groenendael in der Nähe Brüssels, welches der berühmte Mystiker Ruysbroek gegründet und als erster Prior geleitet hatte. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, es scheint zwischen 1340 und 1350 zu liegen. Er ward mit der Zeit Subprior und Prior in Groenendael. An der Vereinigung der Brabanter Klöster mit der rasch aufblühenden Windesheimer Congregation scheint er großen Antheil genommen zu haben, und so ward ihm, als die vielen, von einigen seiner Mitbrüder gemachten Schwierigkeiten 1412 endlich überwunden waren, in dem ersten darauf gehaltenen Generalkapitel von Windesheim (1413) die große Ehre zu Theil, die Ansprache an die versammelten Vorsteher zu halten. Noch öfters trat er später als Redner der Generalkapitel auf. So berichtet der bekannte Augustiner Johann Busch (siehe diese Zeitschrift, XX, 439), welcher 1417 sein Ordensleben in Windesheim begann, daß er ihn mehrmals im Generalkapitel von Windesheim habe sprechen hören. Die letzte Rede ist vom Jahr 1426, worin er schon von den Wirren des über die Diöcese Utrecht hereingebrochenen Schisma spricht. Bald darauf (1431) starb er in hohem Alter.

Außer seinen Reden und geistlichen Schreiben hat er noch andere kleine Schriften über das Ordensleben[1] verfaßt[2]. Von seinen geistlichen

---

de But) ist eine Folge davon. Die ursprünglich halbmusikalische Interpunction (den sogen. Hakenpunkt) hat P. Gietmann in den fünf collationirten Musicae ecclesiasticae nicht wiedergefunden, wohl aber in anderen Handschriften: in einem alten Psalterium und (was besonders bezeichnend ist) in Orationen und Postcommunionen, nicht aber in den nie gesungenen Secreten des Missale.

[1] Über seine literarische Thätigkeit siehe besonders Dr. Acquoy, Het Klooster te Windesheim en zijn invloed (Utrecht 1875—1880), II, 89. 318, und Spitzen, Thomas a Kempis, 59 u. a. a. O.

[2] In einem von mir eingesehenen Manuscript: Beckers, Beschreyving der Kloosters en Canonike Regulier bysonder van de Vergaderingh van Wendeszen, werden folgende aufgezählt: Geestelijke opweckinge, van den loop der Religieuse, van deszelfs voortganck, bescherming van Ruysbroek, van de Passie des Heere, van de veraghting des werelds, Verhandelingh van de geestelijke wandelingh, een Praedicatie, gehouden in het jaar 1413 etc.

Schreiben sind noch drei vorhanden: eines an seinen Neffen Wilhelm, Karthäuser bei Utrecht, zwei an seinen Neffen Simon, Augustiner in Eymsteyn bei Dortrecht. Das erste dieser beiden ist nun der Brief, welchen der Verfasser der Imitatio, wie wir beweisen werden, offenbar benutzt hat. Über die Zeit der Abfassung läßt sich nichts Genaues festsetzen. Offenbar ist der Adressat eben erst in den Ordensstand getreten. Da er nun 1387 bereits Prior in Eymsteyn wurde, so hat Spitzen Recht, wenn er den Brief spätestens um 1383 geschrieben glaubt. Auch Simon ward in der Folge ein großer Redner.

P. Schoonhoven war nun von diesem Neffen um eine Belehrung über das Ordensleben gebeten worden. Seine Demuth schreckt ihn davon zurück, weil er in seiner Armseligkeit doch nur eine tönende Schelle sei und über das nicht belehren könne, was er selbst nicht gelernt. Nur Liebe bewege ihn, auf den Wunsch des geliebtesten Neffen einzugehen, weil Gottes Güte ihm zu dem, was er aus Liebe unternehme, Kraft geben werde. Da er dasselbe aber nicht aus sich vermöge, so wolle er seine Augen zu den Bergen erheben, d. h. zu den heiligen Vätern und zu den Lehrern, aus deren Sprüchen er mit Hilfe Gottes etwas Weniges für die Andacht des Neffen gesammelt habe. Wir haben diese Einleitung auszüglich wiederholt, weil sie den ganzen Charakter des Briefes und Briefstellers sehr gut kennzeichnet. Der Brief ist eine Blumenlese aus der heiligen Schrift, die er mystisch zu erklären liebt, und aus anderen Schriftstellern, mit kurzen Erwägungen untermischt, während der Verfasser der Imitatio mehr den Erguß des eigenen Herzens und die Aussprache des eigenen Seelenlebens bringt. Auch aus heidnischen Schriftstellern, besonders aus Dichtern, werden Stellen angeführt. Doch wird nur Seneca und der Philosophus (Aristoteles) namentlich citirt, nicht aber die Dichter, deren Verse er vielmehr als Worte des Alanus hinstellt: Item Alanus: Quaeritis, Aegisthus quare sit factus adulter. — In promptu causa est: desidiosus erat. Item idem: Neglectis urenda filix innascitur arvis. Die erste Stelle ist aus Ovid (Remedia amoris, 161), die zweite aus Horaz (Sat., 1. 3. 37). Es ist also offenbar, daß er die Verse heidnischer Classiker, welche er auch nie namentlich aufführt, dem Alanus entlehnt hat, dessen Werke ein Repertorium für das Mittelalter bildeten, da Alanus die schönen Stellen, welche ihm beim Lesen der verschiedensten Schriftsteller aufgestoßen waren, gesammelt und geordnet hat.

In Worten und Gedanken findet sich nun die auffallendste Har-

monie zwischen dem ersten Buche der Imitatio und dem Briefe Schoonhovens. Beide handeln auch über denselben Stoff, ja haben fast dieselbe Aufschrift. In dem ältesten der sicher datirten Codices der Imitatio, der Gaesdoncker Handschrift, heißt der Titel des ersten Buches: Liber exhortatorius ad vitam spiritualem[1]. Ebenso antwortet Schoonhoven auf die Bitte seines Neffen, ihm doch einige Ermahnungen über das Ordensleben zu schreiben: Aliqua exhortatoria ... tibi scribere attentabo. Zuerst fordert er zum Eifer in der Erfüllung der religiösen Pflichten auf und warnt eindringlich gegen Lauheit; dann gibt er eine ziemlich ausführliche Belehrung über die Versuchungen und die Mittel gegen dieselben, sowohl im Allgemeinen als im Besondern; ferner eine Ermunterung zur Ausübung einzelner Tugenden, nämlich der Demuth, der Geduld, des Gehorsams und der Discretion. Endlich kommen acht Punkte zur Erlangung der Vollkommenheit im Ordensleben.

Zur weiteren Charakterisirung Schoonhovens wollen wir einige Proben aus seinem Briefe geben.

Er mahnt, in Versuchungen seine Zuflucht zu Christus zu nehmen, indem er also schreibt: „Wenn das Schiff deiner Seele von den Fluthen der Versuchungen und Trübsale hin- und hergeworfen wird, so wecke Jesus, der in dir schläft, wenn du träge und nachlässig handelst; und da deine Seele schlummert, d. i. vor Überdruß erschlafft ist, so rufe: ‚Herr, hilf mir, daß ich nicht zu Grunde gehe, denn der Sturm der Versuchung begräbt mich in den Wogen!‘ Und wenn du das gethan, wird er sofort beistehen und dem Meere und den Winden gebieten, auch alle Fluthen der Versuchungen, die wider dich anprallen, stillen. Denn mögen auch die Fluthen des Meeres wunderbar und die Strafen der Trübsale und Widerwärtigkeiten groß und erstaunlich sein: wunderbar ist auch Gott in der Höhe, dem es leicht ist, sobald es ihm gefällt, alle Beschwerden der Versuchungen zu lindern und erträglich zu machen. Am meisten aber befreit das Andenken an das Leiden Christi von der Heftigkeit der Versuchung. Deßhalb steht zum Beweise dieses geschrieben, daß die Söhne Israels durch den Anblick der ehernen Schlange, welche Moses aufgerichtet, von den Bissen der feurigen Schlangen geheilt wurden. So wird, wer auch immer mit den Augen der Liebe und des Mitleidens Christus am Kreuze angeblickt hat, von allen Geschossen des Teufels befreit und gerettet. Ihm sagt der hl. Bernhard in der Erklärung des Hohenliedes, nichts sei so wirksam zur Heilung der Seelenwunden und zur Reinigung der geistigen Sehkraft, als die emsige Betrachtung der Wundmale Christi. Ebenso der hl. Augustin: ‚In allen meinen Widerwärtigkeiten finde ich kein heilsameres Mittel, als die Wunden Jesu Christi; dort schlafe ich sicher und ruhe furchtlos.‘

[1] Siehe diese Zeitschrift, XX, 447.

Ebenso Gregorius: ‚Wenn das Leiden Christi in's Gedächtniß gerufen wird, so gibt es nichts so Hartes, das nicht mit Gleichmuth ertragen wird.' Um diese Wunden aber zu betrachten, ladet der Bräutigam die Braut im Hohenlied mit den Worten ein: ‚Steh' auf, eile, meine Freundin! meine Schöne, in den Ritzen des Felsen, in der Höhlung des Gesteins.' Der Fels ist Christus, die Ritzen des Felsen die Male der Nägel in Händen und Füßen. Die Höhlung aber des Gesteins ist jene Wunde, die der liebreichen Brust die Lanze des Soldaten schlug, woraus der Preis unserer Erlösung floß. Zu diesen Wunden also, wie zur festesten Schutzstätte, fliehe vor dem Feinde und dort verberge dich in der Heimlichkeit des Antlitzes deines Bräutigams Christus, bis die Gottlosigkeit vorübergegangen."

Die Wahrheit, daß Beleidigungen den Menschen zur Einkehr in's Innere und zu Gott führen, erläutert Schoonhoven also:

„In Tobias heißt es, daß Sara, Raguels Tochter, der Magd nicht antwortete, welche ihr vorrückte: ‚Mörderin deiner Männer, wir werden fürder nicht Sohn oder Tochter von dir sehen!' Aber auf dieses Wort stieg sie in das Obergemach ihres Hauses und bat weinend den Herrn, sie doch von jener Schmach zu befreien. Hiermit werden wir belehrt, daß wir nach erlittener Beleidigung nicht sofort vor Zorn aufwallen und durch Rückgabe der Schmähung außer uns gerathen dürfen, sondern in das Obergemach unseres Hauses aufsteigen, d. h. in unseres Herzens Innerstes gehen, unser Elend und unsere Armseligkeit anerkennen und Gott um Geduld zur Ertragung jeglicher Widerwärtigkeit bitten müssen. Denn es ist geschrieben: In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen besitzen. . . . Du darfst also nicht allzu große Beschwerde darüber haben, wenn du einige der Mitbrüder weniger eifrig wandeln siehst, weil nach dem Zeugniß des hl. Augustinus in jeder Congregation Gute und Böse gefunden werden. Ebenso Hieronymus." (Hier werden die Worte dieses heiligen Vaters angeführt und dann mehrere Stellen des hl. Gregor, der überhaupt am meisten citirt wird.)

Schoonhoven hört auch nicht auf, seinen Neffen zu mahnen, daß er seine Freude einzig in Gott suche:

„Halte dich fern von der Vertraulichkeit mit jeglicher Person und lebe allein für dich, ohne Beimischung einer äußeren Liebe, nämlich deinem Bräutigam, der unter Lilien weilt, d. i. zwischen keuschen Neigungen, an denen allein er Freude hat. Dionysius: ‚Die Einigung mit Gott geschieht durch Verläugnung jeglicher Creatur.' Gregorius: ‚So viel entfernt sich Jeder von der höheren Liebe, als er sich hienieden in den Geschöpfen ergötzt.' Augustinus im Buche der Bekenntnisse: ‚Zu wenig, Herr, liebt der dich, welcher etwas mit dir liebt, das er nicht deinetwegen liebt. Denn die Liebe Gottes ist so lauter, daß sie keiner anderen Liebe beigemischt sein will.' Ein Heiliger sagt (quidam sanctus dicit): ‚Drei Dinge gibt es, welche sich für einen Mönch ziemen, nämlich wenig sprechen, viel beten und wenig Vertraute haben.'"

Wir haben mit Absicht aus Schoonhoven solche Wahrheiten ausgehoben, über welche auch die Imitatio fortwährend handelt. Aber während Jener dabei immerfort auf Andere recurrirt, spricht in dieser bei denselben Wahrheiten das eigene Herz seine Erfahrungen, Leiden, Erleuchtungen aus. Dieser Unterschied hindert aber nicht die ganze Harmonie der Gedanken, die bisweilen auch durch eine solche Übereinstimmung der Worte sich zeigt, daß nothwendig der Eine den Andern benutzt hat. Wir wollen also hier aus dem Briefe Schoonhovens und dem ersten Buche der Imitatio die betreffenden Stellen einander gegenüberstellen, indem wir in der Aufeinanderfolge nach dem Briefe Schoonhovens vorgehen.

Epistola Joannis de Schonhovia.	*De Imitatione Christi l. I.*
1. Dilectissimo in Christo Simoni ... salutem et de bono semper in melius proficere (Überschrift).	Et hoc deberet esse negotium nostrum ... quotidie ... in melius aliquid proficere (cap. 3).
2. Carissime (Einleitung und sonst sehr häufig).	Carissime (wiederholt in cap. 23).
3. Aliqua exhortatoria ... tibi scribere attentabo (Einleitung).	Liber exhortatorius ad vitam spiritualem (Überschrift des ersten Buches in der ältesten Recension).
4. Fuge ergo longius vitia, si vis pervenire ad gaudia, et laborem, qui est pro virtute, libenter amplectere. Modicum enim laborabis et multam requiem invenies[1].	Igitur ad profectum ferveas, quia mercedem laborum tuorum in brevi recipies ... Modicum nunc laborabis et magnam requiem, immo perpetuam laetitiam invenies (I, 25).
5. De pugna adversus diabolicas suggestiones.	Cap. 13. De tentationibus resistendis.
In primis ergo scire debes, quod vita nostra in peregrinatione hac non potest esse sine periculo et tentatione, quia, ut dicit B. Job, militia est vita hominis super terram.	Quamdiu in mundo vivimus, sine tribulatione et tentatione esse non possumus. Unde in Job scriptum est: Tentatio est vita humana super terram.
Nullus etiam sibi innotescit, nisi tentatur. Unde dicit Gregorius: Nemo quantum profecit nisi inter ardua cognoscit.	Nescimus saepe quid possumus, sed tentatio aperit, quid sumus. ... In tentationibus et tribulationibus probatur homo quantum profecit.
Statim principiis tentationum toto nisu resistas nec aliquem hostem contra te per morosam delec-	Vigilandum est tamen, praecipue circa initium tentationis, quia tunc facilius hostis vincitur, si ostium men-

[1] Diese Worte sind aus Eccli. 51, 35 hergenommen, wo es heißt: Modicum laboravi et inveni mihi multam requiem.

tationem invalescere permittas juxta dictum poetae dicentis:

Principiis obsta, sero medicina paratur, Quum mala per longas invaluere moras. . . . De hoc dicit B. Hieronymus: Lubricus est antiquus serpens, et nisi teneatur, totus statim illabitur.

Verum si manus tuae fuerint graves, pone eas [ut Moses, quum contra Amalec pugnaretur] in lapide adjutorii, i. e. in firmitate Christianae fidei, et sustentent eas Aaron, qui interpretatur mons fortitudinis, et Hur, qui interpretatur ignis. Viriliter autem cum fervore insistendum est bonis operibus, qui fervor intelligitur per ignem. Si enim actio tua sublevata fuerit his duobus, scilicet constantia sive fortitudine et fervore sive devotione, absque dubio de hostibus tuis triumphabis.

6. De humilitate.

Humilitas, ut dicit S. Bernardus, virtus, in qua quis in sui verissima cognitione sibi vilescit. Item alius dicit: ... facile se ipsum despicit, qui se ipsum cognoscit.

7. Juxta verbum S. Augustini ama nesciri. O verbum breve, sed dulce et gloriosum et in corde semper, nonnumquam vero in ore cujuslibet religiosi merito revolvendum.

8. Tutius est latere quam apparere.

Unde poeta: Crede mihi, bene qui latuit bene vixit. [Ovid. Trist. 3. 4. 25.]

Item quidam sanctus: Nemo secure apparet, nisi qui libenter latet. Nemo secure praeest, tis nullatenus intrare sinitur, sed extra limen statim, ut pulsaverit, illi obviatur. Unde quidam dixit:

Principiis obsta, sero medicina paratur, Quum mala per longas invaluere moras.[1] . . . Paulatim ingreditur hostis malignus ex toto, dum illi non resistitur in principio. Et quanto diutius ad resistendum torpuerit, tanto . . . fit ... hostis contra eum potentior.

Illi maxime . . . proficiunt, qui ea, quae sibi magis gravia et contraria sunt, virilius vincere nituntur. . . . Duo specialiter ad magnam emendationem juvant: videlicet, subtrahere se violenter ad quod natura vitiose inclinatur, et ferventer instare pro bono, quo amplius quis indiget (cap. 25).

Cap. 2. De humili sentire sui ipsius.

Qui bene se ipsum cognoscit, sibi ipsi vilescit.

Si vis utiliter aliquid scire et diligere, ama nesciri et pro nihilo reputari.

Facilius est domi latere quam foris se posse sufficienter custodire.

Qui igitur intendit ad interiora et spiritualia pervenire, oportet eum cum Jesu a turba declinare.

Nemo secure apparet nisi qui libenter latet. Nemo secure loquitur, nisi qui libenter ta-

[1] Der zweite Vers: quum mala etc., wird in verschiedenen Handschriften (auch in der de Advocatis) weggelassen.

nisi qui libenter subest. Nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet[1].

9. Sed juxta doctrinam Senecae cunctis esto benignus, nemini blandus, paucis familiaris, omnibus aequus.

10. Stude ... supportare ... infirmitates fratrum tuorum, tam morum quam corporum. ... Nihil melius quam quae corrigi nequeunt aequanimiter tolerare. Gregorius: Patienter illatam injuriam tolerat, qui pie meminit, quod fortasse ex se adhuc habeat, quo debeat ipse tolerari. ... Dominus permittit, ut boni exerceantur per malos. Pensa, quaeso, ubi erit patientia, si deest quod toleretur.

11. Hieronymus: Tantum virtutes tibi adjicies, quantum voluntati propriae detraxeris.

12. Tertium est, ut non te misceas hominibus ... in quantum potes bono modo, sed tene te solitarium sponso tuo Christo. ... Seneca: Quoties inter homines fui, minor homo redii. Ideo dictum fuit [Sancto] Arsenio ...: Arseni, si cupis salvari, fuge homines. ...

Versus: Pax est in cella, foris autem non nisi bella.

cet. Nemo secure praeest, nisi qui libenter subest (cap. 20).

Cum divitibus noli blandiri. ... Caritas habenda est ad omnes, sed familiaritas non expedit (cap. 8).

Quae homo in se vel in aliis emendare non valet, debet patienter sustinere, donec Deus aliter ordinet. .. Stude patiens esse in tolerando aliorum defectus et qualescumque infirmitates, quia et tu multa habes, quae ab aliis oportet tolerari. ... Si essent omnes perfecti, quid tunc haberemus pro Deo pati? (cap. 16.)

Tantum proficies, quantum tibi ipsi vim intuleris (cap. 25).

Maximi Sanctorum humana consortia, ubi poterant, vitabant et Deo in secreto vivere eligebant. Dixit quidam: Quoties inter homines fui, minor homo redii. ...

In cella invenies, quod deforis saepius amittes. ... Mane [cum Jesu] in cella, quia non invenies alibi tantam pacem (cap. 20).

---

[1] Diese Sätze bei Joannes de Tambaco, Consolatorium theol., heißen: Inde (aus den citirten Worten verschiedener Schriftsteller) sunt tres regulae: Prima est, quod nemo secure loquitur, nisi qui libenter tacet. Nemo secure aliis praeest, nisi qui libenter subest. Et nemo secure apparet, nisi qui libenter latet. Ich entnehme dieses Citat aus Spitzen, Thomas a Kempis. Johannes de Tambaco war ein frommer Dominicaner aus dem 14. Jahrhundert. Karl IV. ernannte ihn zum Kanzler der Prager Universität, 1366 erhob ihn Urban V. zur Würde eines Magister s. palatii. Elssius nennt in seinem Encomiasticon Augustinianum (Bruxellis 1654) p. 368 einen Augustiner Joannes de Tumbaco, welcher gleichfalls ein Werk: De consolatione, geschrieben. Was nun die drei aus der Imitatio citirten Stellen betrifft, so lassen die Codices de Advocatis und Bobiensis die beiden Sätze: Nemo secure loquitur etc. und Nemo secure praeest etc., weg, der Codex Cavensis aber nur den ersten Satz. In den meisten anderen Handschriften finden sich beide Sätze.

Wir könnten noch andere Stellen bringen, worin sich Anklänge zwischen dem Briefe Schoonhovens und der Imitatio finden; aber wir glauben, die gebrachten genügen vollständig, um zu zeigen: 1) daß Einer von Beiden dem Andern Ausdrücke entlehnt hat, und daß 2) dieß der Verfasser der Imitatio ist.

Das Erste würden wohl auch die Gersenisten zugeben. In der That, eine solche Übereinstimmung kann nicht zufällig sein. Aber auch eine gemeinschaftliche Quelle liegt nicht für Beide vor; denn die Sätze, in denen wörtliche Übereinstimmung herrscht, ziehen sich durch den ganzen Brief Schoonhovens, von der Überschrift bis zum Schlußkapitel, durch diesen Brief, welcher von Anfang bis zu Ende sehr eigenartig ist; und man darf doch nicht annehmen, daß der angesehene, beredte Ordensmann seinen ganzen Brief, einschließlich der Überschrift, aus einem Autor hergenommen. Da er ferner seine Quellen nennt, so hätte er auch sicher diesen Schriftsteller genannt. Allerdings gibt es für einige Stellen einen dritten Schriftsteller, der Einiges hat, was in beiden steht, nämlich Johannes de Tambaco und Alanus. Und schon früher (siehe diese Zeitschrift, XX, 442) zeigten wir, wie der Erstere die fraglichen Worte nicht aus anderen Autoren abgeschrieben, sondern als seine eigenen Schlüsse aufstellt. Aber Schoonhoven und die Imitatio stimmen selbst in dem Citate aus Tambaco so in Kleinigkeiten unter sich überein, daß sicher der Eine diese Worte vom Anderen, nicht aber Beide sie unmittelbar aus Tambaco geschöpft haben; denn Beide unterdrücken dieselben Worte Tambaco's: 1) Prima est, 2) aliis und 3) Et, endlich setzen sie 4) die Worte „Nemo secure apparet" zum Unterschiede von Tambaco an erster Stelle. Aus Alanus hat Schoonhoven allerdings einige Citate genommen, aber dieser kann nicht die gemeinschaftliche Quelle für Alles sein, worin die Übereinstimmung herrscht, weil die augenfällige Übereinstimmung sich auch auf das bezieht, was nicht bei Alanus ist, nämlich auf eigene Reflexionen Schoonhovens.

Wir gehen nun zu dem zweiten Satze über, nämlich daß, wenn Einer aus dem Andern, der Verfasser der Imitatio aus Schoonhoven geschöpft hat. Dieß ist nun evident. Denn die wörtliche Übereinstimmung herrscht in mehreren Stellen, die Schoonhoven aus andern Schriftstellern citirt. Schoonhoven hat sie also nicht aus der Imitatio genommen, denn er nennt ja nicht die Imitatio, sondern andere Schriftsteller als seine Quelle. Also, wenn Einer aus dem Andern, muß der Verfasser der Imitatio aus Schoonhoven geschöpft haben.

Verweilen wir etwas bei dieser Beweisführung.

Schoonhoven nennt den Verfasser, dem er jene drei Regeln (siehe n. 8) entnommen, einen Heiligen. Wäre nun das der Verfasser der Imitatio gewesen, so könnte man nicht erklären, warum Schoonhoven sich nicht öfter ausdrücklich auf diesen „Heiligen" oder auf die „Imitatio" beruft, besonders da er in der Einleitung sagt, er wolle die Sprüche Anderer anführen, und da er auch in mehreren Sätzen fast wörtlich mit der Imitatio übereinstimmt. Freilich citirt er auch anderswo noch (siehe oben S. 258) einen sanctus quidam, aber dieß Citat ist nicht aus der Imitatio genommen.

Aber Schoonhoven nennt nicht nur nicht die Imitatio, sondern geradezu Andere als seine Quellen, aus denen er die Sätze, worin er mit der Imitatio übereinstimmt, genommen hat. So hat er die Stelle „ama nesciri" (siehe n. 7) aus Augustin. Der Satz, daß die Versuchung den Menschen sich selbst kennen lehrt (n. 5), hat er aus Gregorius, aus welchem Citate die auch in der Imitatio stehenden Worte „quantum profecit" stammen. Die Worte der Imitatio: Qui se ipsum cognoscit, sibi ipsi vilescit (n. 6), sind gar aus zwei Citaten Schoonhovens zusammengesetzt, nämlich aus den Worten des hl. Bernhard und eines andern Schriftstellers. Ebenso finden sich wörtliche Anklänge in der Imitatio aus den Citaten, welche Schoonhoven aus dem hl. Gregor (n. 10), aus dem hl. Hieronymus (n. 5 u. 11), aus Seneca (n. 9) bringt.

Nun ein zweites Argument! Führen zwei Schriftsteller, von denen einer aus dem andern geschöpft hat, die Worte eines dritten an, so hat derjenige offenbar unmittelbar aus diesem dritten geschöpft, der die Worte genauer oder bestimmter anführt. Das thut nun Schoonhoven sowohl bei Eccli. 51, 35, als bei der Benedictiner-Regel c. 72 (siehe n. 4 u. 10). Sehen wir uns die erstere Stelle an. Schoonhoven und die Imitatio verändern zwar in gleicher Weise dieselbe, indem sie 1) statt des Perfectum das Futurum und 2) statt der ersten Person die zweite setzen, 3) die Wortstellung der Schrift umkehren (requiem invenies für inveni requiem), endlich 4) den Dativ (mihi) auslassen. Aber Schoonhoven gibt die Worte genauer, da die Imitatio „multam" in „magnam" verändert und mehrere Worte (nunc und immo perpetuam laetitiam) einschiebt. Die unter n. 10 gebrachten Stellen enthalten Worte aus dem 72. Kapitel der Benedictiner-Regel (s. Vita et regula SS. P. Benedicti, Ratisbonae 1880, p. 73): „Honore se invicem praeveniant, infirmitates suas sive corporum sive morum patientissime tolerent."

Beide, Schoonhoven und die Imitatio, stimmen nun darin überein, daß sie die betreffenden Worte mit Stude einleiten. Aber der Erstere referirt bestimmter die Worte der Regel, indem er schreibt: „Stude te omnibus affabilem et mitem exhibere, supportare non solum patienter, sed etiam libenter infirmitates fratrum tuorum tam morum quam corporum", wogegen die Imitatio, mit gänzlicher Übergehung des Honore se praeveniant, statt des sive corporum sive morum das unbestimmte qualescumque setzt. Der Superlativ der Regel patientissime ist wenigstens dem Sinne nach in den Worten Schoonhovens: non solum patienter, sed etiam libenter, ausgedrückt, wie das Honore se praeveniant in den Worten: Stude te omnibus affabilem et mitem exhibere. Man wende gegen das Gesagte nicht ein, daß die Imitatio das tolerare der Benedictiner-Regel habe, anstatt dessen Schoonhoven supportare setze. Denn die Imitatio konnte dieses Wort sehr gut auch aus der betreffenden Stelle Schoonhovens entnehmen, die viermal tolerare oder patienter tolerare hat (s. oben n. 10). Ferner verändert die Imitatio ein namentliches Citat Schoonhovens in ein unbestimmtes; denn die Stelle, welche Schoonhoven sehr frei, aber namentlich aus Seneca citirt, findet sich wörtlich in der Imitatio, doch ohne die namentliche Angabe. Es ist nun auch erklärlich, wie sich die beiden Citate aus heidnischen Classikern in die Imitatio verirrt haben, wo sie sich ausnehmen, wie Pilatus im Credo. Thomas fand sie bei dem von ihm so hochverehrten Schoonhoven und nahm sie deßhalb herüber.

Wir wollen gern zugeben, daß eine oder die andere Stelle, wenn sie ganz für sich allein stünden, anders erklärt werden können. Aber einen Zufall bei einer so großen Anzahl von Sätzen, und selbst von langen Sätzen, anzunehmen, ist absurd. Resümiren wir also noch einmal unsern Beweis. Zweifellos hat entweder Schoonhoven aus der Imitatio oder diese aus Schoonhoven geschöpft. Schoonhoven hat aber nicht aus der Imitatio, sondern aus andern Schriftstellern die Sätze, worin Übereinstimmung herrscht, geschöpft. Also hat der Verfasser der Imitatio aus dem um 1383 geschriebenen Briefe Schoonhovens geschöpft. Damit ist die Annahme, daß Abt Gersen um das Jahr 1230 die Imitatio verfaßt, über den Haufen geworfen. Der Verfasser gehörte offenbar der mystischen Schule der Niederlande, dem Kreis der Windesheimer Congregation, worin Schoonhoven so großes Ansehen besaß, an. Dann ist er aber kein Anderer, als der jüngere Ordensgenosse Schoonhovens, Thomas von Kempen, der allein von diesem Kreis als Verfasser in der

conſtanteſten Weiſe genannt worden iſt[1]. Thomas hat ſicher Schoonhoven perſönlich gekannt und hoch verehrt und als Novizenmeiſter den Brief benutzt, in welchem Schoonhoven in ausgezeichneter Weiſe einen Novizen über den Ordensſtand belehrt. Ohne Zweifel wird er dieſes Schreiben ſeines gefeierten Ordensgenoſſen geleſen, betrachtet, ſeinen Novizen erklärt haben, ſo daß er ganz vertraut mit demſelben wurde und deſſen Worte ihm wiederum bei ſeinen Betrachtungen und geiſtlichen Ermahnungen in den Sinn kamen. Bei dieſer Annahme erklärt ſich Alles ganz natürlich, während die entgegengeſetzte Annahme, die den Geſeniſten einzig übrig bleibt, daß Schoonhoven aus der Imitatio geſchöpft, rein unmöglich erſcheint.

G. Schneemann S. J.

Das Privatgrundeigenthum bei den älteſten orientaliſchen Völkern.

Wollen wir die urſprünglichen Eigenthumsformen in Bezug auf das geſammte Menſchengeſchlecht kennen lernen, ſo dürfen wir offenbar nicht, wie Herr de Laveleye und Andere, uns damit begnügen, Unterſuchungen über die ruſſiſchen Dorfgemeinden, über die Markgenoſſenſchaften der alten Germanen oder die Gebräuche der Javaneſen anzuſtellen. Solche Forſchungen mögen intereſſant und belehrend ſein, aber ſie führen nicht zum Zwecke. Von allen dieſen Völkern wiſſen wir ja aus der Zeit vor Chriſtus faſt oder gar nichts. Erſt lange nach der Fülle der Zeiten treten ſie aus dem Dunkel der Fabeln und Mythen in den Bereich der Geſchichte. Wir müſſen uns vielmehr an jene Völker wenden, bei denen die Geſchichte der Menſchheit beginnt und von denen uns die älteſten geſchichtlichen Denkmäler erzählen. So verlangt es die hiſtoriſche Methode. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß unter dieſen geſchichtlichen Denkmälern die heiligen Bücher die erſte Stelle einnehmen. Auch vom Standpunkte des ungläubigen Hiſtorikers verlangen ſie wenigſtens jene Achtung, welche wir den Werken eines Herodot, Thucydides, Livius und Tacitus zollen.

[1] Siehe hierüber dieſe Zeitſchrift, XX, 432 ff., wo die hauptſächlichſten Gründe für die Autorſchaft des Kempenſis zuſammengeſtellt ſind.

Bevor wir jedoch uns in diese geschichtlichen Studien einlassen und den Beweis antreten, daß das Privateigenthum, nicht nur an beweglichen Gütern, wie Waffen und Arbeitsgeräthen, was Niemand läugnet, sondern auch an Häusern und Grundstücken bei allen alten orientalischen Völkern bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht, müssen wir einer Begriffsverwechslung vorbeugen, der wir im gegnerischen Lager gar oft begegnet sind.

Bekanntlich sprechen auch die Kirchenväter nicht selten von Gemeineigenthum, und selbst der Ausdruck, anfänglich sei alles Irdische gemeinsam gewesen, ist ihnen ganz geläufig. Ja mehrere von ihnen sprechen sich in einer Weise gegen das Privateigenthum aus, wie man es heute nicht mehr thun dürfte, ohne stark in den Verdacht geheimer Bundesgenossenschaft mit der rothen Internationale zu gerathen. So sagt z. B. der hl. Ambrosius, von Natur aus sei Allen Alles gemeinsam, erst durch Aneignung sei das Privatrecht (Privateigenthum) entstanden[1]. Der hl. Hieronymus steht sogar nicht an, zu erklären: „Mir scheint die Behauptung ganz richtig zu sein, daß der Reiche entweder selbst ungerecht oder der Erbe eines Ungerechten ist.“[2] Was könnte heute ein socialistischer Volkstribun à la Lassalle Schlimmeres behaupten, um gegen die „kapitalistischen Ausbeuter“ loszuziehen? Man hat deßhalb schon allen Ernstes die Kirchenväter und mit ihnen selbst den Apostel Jakobus[3] communistischer Tendenzen bezichtigt. Kein Geringerer als ein Mitglied des französischen Institutes, der Nationalökonom Heinrich Baudrillart, hat die ausführliche Begründung dieser Anschuldigung unternommen[4].

Aber wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: si duo dicunt idem, non est idem. Der Tadel, den der hl. Hieronymus an die Reichen richtet, gilt nicht dem Reichthum als solchem, sondern der höchst ungerechten Art und Weise, wie er namentlich damals, zur Zeit des unter-

---

[1] De Offic. Ministr. l. 1. c. 28. n. 132. Migne tom. 16. col. 62: „Natura enim omnia omnibus in commune profudit. Sic enim Deus generari jussit omnia, ut pastus omnibus communis esset et terra foret omnium quaedam communis possessio. Natura igitur jus commune generavit, usurpatio jus fecit privatum.“

[2] Epist. 120. Migne tom. 22. col. 984: „Unde illa vulgata sententia mihi videtur esse verissima: dives aut iniquus aut haeres iniqui.“

[3] Jak. 5, 1 ff.

[4] Im „Journal officiel“ vom 30. März 1878, p. 3686: „Etudes morales: La satire chrétienne aux premiers siècles.“

gehenden römischen Reiches, von den habsüchtigen und in Sinnlichkeit versunkenen Römern meistens erworben wurde. Wenn ferner die Kirchenväter von der ursprünglichen Gütergemeinschaft reden, so verstehen sie darunter meist das, was die Scholastiker seit dem hl. Thomas die negative Gütergemeinschaft (communio bonorum negativa) genannt haben, d. h. jenen ursprünglichen Zustand, in welchem die Erde noch Niemandem zu eigen angehörte, also noch herrenloses Gut war. Wirft Jemand von der Höhe eines Balkones Nüsse oder Geldstücke unter Knaben, so kann man diese Gegenstände, während sie noch in der Luft sind, allen Knaben gemeinsam nennen, d. h. sie gehören noch keinem im Besonderen und können deßhalb von jedem angeeignet werden, dem es glückt, zuerst in ihren Besitz zu gelangen. Sobald sich aber Einer derselben bemächtigt hat, sind sie sein Eigenthum geworden und die Übrigen dürfen ihm dieselben ohne Rechtsverletzung nicht mehr entreißen. Ähnlich verhielt es sich nun mit der Erde am Anfang der Geschichte. Gott hatte sie gewissermaßen als herrenloses Gut für alle Menschen hingelegt, sie gehörte noch Niemandem zu eigen, war also in gewissem Sinne allen Menschen gemeinschaftlich, insofern Jeder nach Willkür ein Grundstück für sich in Besitz nehmen konnte, bis endlich auch das letzte Stück Boden seinen Eigenthümer gefunden.

In einem ganz anderen Sinne reden die Socialisten und ihre Rechtsanwälte auf den Kathedern von der ursprünglichen Gütergemeinschaft. Sie verstehen darunter die positive Gütergemeinschaft, welche darin besteht, daß Mehrere gemeinsam und mit Ausschluß aller Anderen ein Gut besitzen. Bei dieser Gütergemeinschaft kann nicht von herrenlosem Gute die Rede sein, nur ist der Herr des Gutes nicht mehr eine einzelne Person, sondern eine Vielheit von Personen oder eine moralische Persönlichkeit. So gehört z. B. in der Schweiz die Allmende der Gemeinde, in den meisten Ländern gehören viele Waldungen dem Staat, d. h. der Gesammtheit der Staatsangehörigen. Bei der positiven Gütergemeinschaft kann der Einzelne nicht mehr frei über das gemeinsame Eigenthum verfügen, das Verfügungs- wie das Eigenthumsrecht gehört der Gesammtheit als solcher zu. In diesem Sinne also soll die Erde nach socialistischer Ansicht anfänglich Gemeineigenthum der Menschheit oder vielmehr der verschiedenen Gemeinwesen, in welche sie zerfiel, gewesen sein.

„Die Geschichte beweist," sagt de Laveleye, „daß die Erde nie von den Menschen als res nullius angesehen wurde. Das Jagdrevier der

Jägerhorden oder die Triften der Hirtenvölker sind stets als Gemeineigenthum betrachtet worden, und dieser Collectivbesitz dauert auch fort, nachdem der Ackerbau angefangen hat, die Erde zu befruchten. *In keinem Augenblicke ist das nicht occupirte Land herrenloses Gut gewesen.* Überall, ehedem wie heute, wurde es als Gemeinde- oder Staatseigenthum angesehen, es konnte also ehedem ebenso wenig als heute eine Besitzergreifung herrenlosen Landes stattfinden." [1]

Wie es mit dem hier gerühmten geschichtlichen Beweise bestellt ist, haben wir zum Theil schon gesehen [2] und unsere weiteren Ausführungen werden hoffentlich noch mehr Licht darüber verbreiten. Einen Punkt möchten wir aber aus der obigen Stelle hier besonders hervorheben. De Laveleye behauptet, *nirgends sei Grund und Boden je herrenloses Gut gewesen*, weil überall und jeder Zeit der gesammte Boden als Gemeineigenthum der Stämme oder Völkerschaften betrachtet worden sei. Aus der Zuversicht, mit welcher der gelehrte und scharfsinnige Professor diese Behauptung ausspricht, müssen wir schließen, daß er keine Ahnung hatte von dem großartigen Nonsens, den sie enthält.

Auch Herr de Laveleye wird gewiß nicht behaupten, daß die Menschen von Ewigkeit her die ganze Erde bevölkert und als Gemeineigenthum besessen haben. Wenn es aber eine Zeit gab, wo die Menschen noch nicht existirten, also noch viel weniger über die ganze Erde verbreitet waren, wie kommen wir nun dazu, auf *einmal* und zur *selben Zeit* die *ganze* Erde mit Jägerstämmen zu bevölkern? Denn nur unter dieser Voraussetzung wäre die Annahme gerechtfertigt, *nie und nirgends* habe es herrenloses Gut gegeben, die Erde sei immer und überall als Gemeineigenthum der Stämme und Völkerschaften angesehen worden. Die Behauptung de Laveleye's schließt die Möglichkeit aus, daß an einer oder mehreren Stellen Völkerstämme entstanden seien und von dort aus sich über die Erde verbreitet haben. Dann hätten wir gleich sehr viel herrenloses Gut. Oder wie könnte es Stämmen in Kleinasien oder Italien einfallen, England, Skandinavien, China und Japan als ihr Eigenthum zu betrachten? Ja noch mehr, selbst Hunderte von Stämmen würden nicht genügen, die ganze Erde derart in Beschlag zu nehmen, daß es keine unbevölkerte Gegend und kein herrenloses Gut mehr gäbe. Ein Volksstamm wird immer nur ein

[1] De la propriété etc., p. 381.

[2] Vgl. oben S. 24 ff.

solches Gebiet als sein Eigenthum in Anspruch nehmen, das er überschauen, benützen und gegen andere Stämme behaupten kann. Das ist aber ein verhältnißmäßig kleines Gebiet. Für einen Flächenraum von der Größe Deutschlands bedürfte es mithin schon einer großen Anzahl von Stämmen, um ihn so zu bevölkern, daß kein herrenloses Gebiet mehr vorhanden wäre. Wie viele Stämme hätten wir erst nöthig, um die ganze Erde unter sie zu vertheilen! Wir müssen also, um die Behauptung de Laveleye's gegen den Vorwurf der unbegreiflichsten Gedankenlosigkeit zu schützen, annehmen, nach seiner Ansicht seien in allen fünf Welttheilen gleichzeitig unzählige Völkerstämme entstanden und hätten zur selben Zeit angefangen, das von ihnen bewohnte Gebiet als ihr ausschließliches Eigenthum anzusehen und zu behandeln. Wem aber eine solche Annahme nicht zu stark ist, der sollte sich etwas weniger unbescheiden über katholischen Aberglauben auslassen, als de Laveleye zu thun pflegt.

Doch wenden wir uns jetzt an die Geschichte und befragen wir vor Allem den ältesten und ehrwürdigsten Geschichtschreiber der Welt über die ursprünglichen Grundeigenthumsverhältnisse. Schon von dem Sohne des ersten Menschen, von Kain, berichtet Moses, daß er Ackerbau getrieben [1] und eine Stadt erbaut habe, die er nach seinem Sohne Henoch benannte [2]. Tubalkain, der Sohn Lamechs, wird als „Hämmerer und Schmied in allem Erz- und Eisenwerk" geschildert [3]. Von Noe heißt es, daß er Ackerbauer gewesen und Weinberge gepflanzt [4]. Diese Thatsachen widerlegen nicht nur die Fabeln von dem ursprünglichen, unstäten Jägerleben aller Menschen, sondern sie lassen uns auch das Privatgrundeigenthum als die ursprüngliche Eigenthumsform erkennen, da sich dasselbe aus ihnen naturgemäß ergibt. Aus dem Berichte der Genesis erhellt, daß Kain und Abel getrennte Wirthschaft besaßen. Während Abel die Viehzucht betrieb, lag Kain dem Ackerbau ob, und zweifelsohne betrachtete Kain den von ihm bebauten Boden als sein ausschließliches Eigenthum, auf dem Abel seine Herden nicht durfte weiden lassen. Gerade das streng geschiedene „Mein" und „Dein" hatte die Eifersucht und schließlich den Brudermord zur Folge.

Von den Söhnen Noe's lesen wir, daß sie zahlreiche Städte bauten und daß bei der raschen Zunahme der Familien einzelne Glieder derselben sich abzweigten, neue Wohnsitze aufsuchten und die Gründer

[1] Genes. 4, 2. [2] Genes. 4, 17.
[3] Genes. 4, 22. [4] Genes. 9, 20.

neuer Völkerſchaften wurden. In allen dieſen Fällen haben wir urſprünglich Privateigenthum des Stammvaters der Familie, das bei ſeinem Tode gewöhnlich an den Erſtgeborenen gelangt. Wir ſehen ſomit ſchon das Erbrecht in vollem Beſtande. Als Abraham in vorgerückten Jahren kinderlos war, bat er den Herrn um einen Leibeserben, damit nicht der Sohn ſeines Sklaven Eliezer ihn einſt beerbe[1]. Auch ſein Sohn Ismael, den ihm die Agar geboren, wird von der Erbſchaft ausgeſchloſſen, ſo daß das geſammte Vermögen Abrahams, alſo gewiß auch deſſen Ackerfelder und Wohnungen, an Iſaak übergeht.

Daß auch die Brunnen und Ciſternen als Privateigenthum deſſen angeſehen wurden, welcher ſie gegraben, geht aus mehreren Stellen der Heiligen Schrift hervor. So macht Abraham dem König Abimelech in Gerara den Vorwurf, ſeine Knechte hätten ihm einen Brunnen mit Gewalt widerrechtlich entriſſen[2]. Er ſah alſo dieſen Brunnen als ſein Eigenthum an, das man ihm nicht ohne Rechtsverletzung nehmen konnte. Das moſaiſche Geſetz verhängt eine ſchwere Strafe über jeden Eigenthümer einer Ciſterne, der dieſelbe unbedeckt läßt und dadurch Schuld iſt, daß fremdes Vieh hineinfällt[3]. Hier iſt wohl zu bemerken, daß das Geſetz das Eigenthum an der Ciſterne nicht erſt einführt, ſondern als beſtehend vorausſetzt und auf Grund desſelben eine Strafbeſtimmung trifft.

Ganz entſcheidend aber für den Beſtand des Privateigenthums an Grund und Boden ſind das 23. und 33. Kapitel der Geneſis. Nach dem Tode Sarahs wollte Abraham ihre Leiche im Lande Kanaan beiſetzen und bat deßhalb die Söhne Heth um ein erbeigenes Begräbniß, ſeine Todten zu beſtatten. Sie antworteten ihm: „Keiner von uns mag es dir weigern, daß in ſein Grabmal deinen Todten du beſtatteſt.“ Abraham aber entgegnete: „Höret mich und legt Fürſprache für mich ein bei Ephron, Seors Sohne, daß er mir die doppelte Höhle gebe, welche er beſitzt am Ende ſeiner Ackerflur (agri sui). Um den ganzen Silberwerth möge er ſie mir überlaſſen . . . unter euch zu erbeigenem Begräbniß.“ Ephron wird hier offenbar als Privateigenthümer eines beſtimmten Ackers angeſehen und ihm das Recht zuerkannt, denſelben frei zu veräußern. Was antwortet nun Ephron dem Abra-

[1] Geneſ. 15, 2. 3.

[2] Geneſ. 21, 25. Hierzu Bibliſcher Commentar über das Alte Teſtament von Keil und Delitzſch. Zweite Ausgabe. Bd. I. S. 182.

[3] Exod. 21, 34.

ham? Wie es noch heute im Oriente vielfach Sitte iſt, macht er das freilich nicht ernſt gemeinte Anerbieten[1], ihm den Acker ſammt der Höhle unentgeltlich zu überlaſſen. „Ich übergebe dir den Acker und die Höhle, welche darin iſt.“ Abraham aber will den Preis dafür bezahlen. Da erwiedert ihm Ephron: „‚Höre mich, das Land, welches du forderſt, iſt 400 Sekel Silbers werth; das iſt der Kaufpreis zwiſchen mir und dir, aber was iſt das? Begrabe deinen Todten!‘ Da Abraham dieß gehört hatte, wog er das Silber dar in geprobter, gangbarer Münze. Und es ward zuerkannt der einſtige Acker Ephrons, in welchem die Höhle, Mambre gegenüber, lag, ſowohl dieſer, als auch die Höhle und alle Bäume auf ſelbem, die ringsum an deſſen Saum ſtanden, dem Abraham als Eigenthum. . . . Und der Acker ward erſtanden, und die Höhle in demſelben für Abraham zum erbeigenen Begräbniß von den Söhnen Heth.“[2]

Ein ausdrücklicheres und formelleres Zeugniß für den Beſtand des erblichen, frei veräußerlichen Privatgrundeigenthums ſchon zu Zeiten Abrahams, alſo 20 Jahrhunderte vor Chriſtus, iſt kaum denkbar. Mit Recht bemerkt C. Fr. Keil[3] zu dieſer Stelle, daß der Handelsvertrag, durch den ſich Abraham den Acker zum Erbbegräbniſſe „in aller Form Rechtens“ erwarb, „umſtändlich ſozuſagen mit juridiſcher Genauigkeit“ erzählt wird. Wie gewiſſenhaft der Vertrag gehalten wurde, beweist die Thatſache, daß nicht nur Sarah und Abraham, Iſaak und Rebekka dort beſtattet wurden und Jakob die Lia dort beiſetzte, ſondern daß Jakob ſelbſt faſt zwei Jahrhunderte nach dem Tode Sarahs in der Familiengruft bei Mambre ſeine letzte Ruheſtätte fand[4]. Beſondere Beachtung verdient noch der Umſtand, daß der ganze Hergang des Vertrags zwiſchen Abraham und Ephron nicht als etwas Neues und Ungebräuchliches geſchildert wird, ſondern als etwas Selbſtverſtändliches, was ſich in die Anſchauungen und Gewohnheiten der Betheiligten längſt eingebürgert hatte. Wir ſchließen daraus mit Recht, daß ſowohl in Kanaan, als in Chaldäa, der Heimath Abrahams, der Kauf und Verkauf von Grundſtücken, welcher das Privateigenthum an Grund und Boden zur nothwendigen Vorausſetzung hat, etwas längſt Bekanntes

[1] S. Dieterici, Reiſebilder aus dem Morgenlande, Bd. II. S. 168 ff.

[2] Geneſ. 23, 15—18 u. 20.

[3] S. Bibliſcher Commentar über das Alte Teſtament von Keil und Delitzſch a. a. O. Bd. I. S. 190.

[4] Geneſ. 49, 29 u. 50, 13.

gewesen sein muß. Wenn trotzdem de Laveleye das volle Privatgrundeigenthum une institution très-récente[1] nennt, so ist diese Äußerung des gelehrten Professors jedenfalls cum grano salis zu verstehen.

Vom Patriarchen Jakob, welcher gewiß ebenso wenig als Abraham zu den „neuern Zeiten" gerechnet werden darf, berichtet die Genesis, er habe in der Nähe der Stadt Salem einen Theil des Feldes, auf welchem er seine Zelte aufgeschlagen, um hundert Lämmer gekauft[2]. Ungefähr ein halbes Jahrtausend später wird dieses Feld der ererbte Besitz der Nachkommen Jakobs genannt und zur Grabstätte des Patriarchen Joseph ausersehen[3].

Daß das Privateigenthum an liegenden Gütern seit der Verkündigung des mosaischen Gesetzes beim israelitischen Volke allgemein bestand, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen. Es genüge hier, an das 9. Gebot des Dekalogs zu erinnern: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten . . . Haus oder Acker"[4], sowie an das strenge Verbot, die Markſteine auf den Feldern zu entfernen oder zu verrücken[5]. Ja da weder aus der Zeit der Patriarchen noch aus den spätern Perioden irgend eine Andeutung auf Collectiveigenthum an Grund und Boden schließen läßt, so ist man wohl zur Annahme berechtigt, öffentlicher gemeinschaftlicher Grundbesitz sei überhaupt beim Volk der Hebräer ganz unbekannt gewesen. Denn der Umstand, daß die Vererbung der Güter an bestimmte Bedingungen geknüpft war und im großen Jubeljahre die Felder und Häuser mit wenigen Ausnahmen wieder an die Familie des ursprünglichen Besitzers zurückkehrten, hebt das Privateigenthum nicht auf, gerade so wie die gesetzlichen Beschränkungen des Verfügungsrechtes über die Fideicommißgüter diesen den Charakter des Privateigenthums nicht nehmen. Ebenso wenig hinderte der Umstand das Eigenthumsrecht, daß Jehova sich eine Art Obereigenthumsrecht an dem Lande Israel vorbehielt[6]. Denn auch nach christlichen Begriffen soll der Mensch das Obereigenthumsrecht Gottes anerkennen und seinen Besitz als eine Art göttliches Lehen betrachten. — Nur brachte Gott, entsprechend dem theokratischen Charakter des alten Bundes, dem israelitischen Volke gegenüber dadurch sein Obereigenthumsrecht mehr zur Geltung, daß er ihm einen

[1] A. a. O. S. 380. [2] Genes. 33, 19.
[3] Jos. 24, 32. [4] Deuter. 5, 21.
[5] Deuter. 19, 14 u. 27, 17.
[6] S. Handbuch der biblischen Archäologie von C. Fr. Keil, Bd. II. S. 208.

Theil des freien Verfügungsrechtes entzog und ihm so sein Lehensverhältniß zu Gott lebendiger im Bewußtsein erhielt.

Aus den obigen Ausführungen wird der Leser jetzt vielleicht begreifen, warum de Laveleye in seinen geschichtlichen Studien mit keiner Sylbe des israelitischen Volkes gedenkt und die Heilige Schrift als ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch behandelt.

Über die Grundeigenthumsverhältnisse bei den alten Ägyptern findet sich bei de Laveleye nur ein einziger Satz, und wir bedauern, hinzufügen zu müssen, daß derselbe unrichtig oder wenigstens sehr ungenau ist. Zur Zeit der Pharaone, meint der gelehrte Professor, gehörte der Boden, wie es scheint, dem Souverän; der Koran habe dann diese Anschauung geheiligt[1]. Als Beweis für seine Behauptung dient ihm eine Stelle aus Herodot[2], derzufolge Sesostris den Boden von Ägypten gleichmäßig unter seine Unterthanen vertheilte und dafür von ihnen eine jährliche Grundrente erhielt. Aber zuverlässigere und ältere Nachrichten, als der griechische Geschichtschreiber, hat uns Moses über die ägyptischen Grundbesitzverhältnisse aufbewahrt.

Wohl waren die Pharaone absolute Selbstherrscher über Ägypten, ohne deren Willen Niemand im ganzen Lande Hand oder Fuß regen durfte[3]. Trotzdem war nicht das ganze Land ihr Eigenthum. Den ägyptischen Joseph setzte Putiphar als unumschränkten Verwalter über sein Vermögen, und Gott segnete, sagt die Heilige Schrift, um Josephs willen das Haus des Ägypters und mehrte sowohl im Hause als auf dem Felde dessen gesammtes Eigenthum[4]. Putiphar war somit ein Grundeigenthümer nach modernem Schnitt. Daß er nicht der einzige Grundbesitzer war, ist schon an und für sich überaus wahrscheinlich, erhellt aber mit voller Gewißheit aus den weiteren Schicksalen Josephs in Ägypten. Zur Zeit der sieben Nothjahre kamen die Ägypter zu Joseph, um Getreide zu kaufen. Zuerst gaben sie als Preis Geld, dann ihre Herden. Im zweiten Jahre kamen sie wieder und sprachen: „Unser Geld ist hin und dahin ist auch unser Vieh; auch dir ist's nicht unbekannt, daß wir außer unseren Leibern und dem Erdboden nichts haben. Warum sollen wir sterben vor deinen Augen? Wir sowohl als unser Erdboden mögen dein werden. Kaufe uns als Leibeigene des Königs; aber gib uns Getreide, damit nicht, weil die Ackersleute aus-

[1] De la propriété, p. 367.
[2] Hist. l. II. c. 109.
[3] Genes. 41, 44. [4] Genes. 39, 5.

gestorben sind, das Land zur Einöde werde.' Da kaufte Joseph den ganzen Boden Ägyptens, indem Jeder seine Liegenschaften verkaufte (vendentibus singulis suas possessiones) wegen der Noth. Und er machte ihn zu eigen dem Pharao und die ganze Bevölkerung auf demselben . . . ausgenommen den Boden der Priester, welcher diesen vom König überlassen worden war. Da ihnen nämlich als Besoldung auch Getreide aus den öffentlichen Kornhäusern verabreicht wurde, so waren sie nicht gezwungen, ihre Liegenschaften zu verkaufen. Da sprach Joseph zum Volke: ‚Wohlan, wie ihr sehet, besitzt Pharao euch sowohl als euren Boden zu eigen; nehmt Getreide in Empfang und bestellt die Äcker, daß ihr ernten könnt. Den fünften Theil gebt ab an den König; die vier übrigen gestehe ich euch zu für die Aussaat und den Unterhalt eurer Familien und Kinder.' . . . Von jener Zeit an bis auf diesen Tag wird im ganzen Lande Ägypten den Königen das Fünftel gereicht und besteht dieß als Gesetz, nur nicht für den Boden der Priester, welcher frei von dieser Verbindlichkeit blieb." [1]

Also durch freien Vertrag begaben sich die Ägypter in der Hungersnoth ihres Grundeigenthums und erhielten dasselbe als erbliches Lehen vom König zurück gegen die jährliche Entrichtung des Fünftels des Gesammtertrages, so daß von da an eine Art Feudalsystem durch ganz Ägypten bestand. Bis zur Zeit Josephs war somit das Privatgrundeigenthum ganz allgemein, und zwar auch bei der Landbevölkerung. Denn Ackerbauer sind es, welche ihren freien Besitz an Joseph verkaufen; sonst wäre ja die Befürchtung der Ägypter unbegründet, die Ackersleute möchten aussterben, wenn man ihnen nicht Getreide gebe und sie als Leibeigene des Königs kaufe (V. 19). Vielleicht lassen sich die aus mündlichen Berichten ägyptischer Priester geschöpften Angaben Herodots über die Vertheilung des Landes unter König Sesostris auf die eben aus der Bibel geschilderte Thatsache zurückführen. Soviel geht ferner aus den Berichten des Geschichtschreibers von Halikarnassus [2], ebenso wie aus den späteren Nachrichten Diodors von Sicilien [3] hervor, daß wenigstens zur Zeit der römischen Republik sowohl die Priester als die Soldaten in Ägypten reichen und steuerfreien Grundbesitz hatten. Zwei Drittel des Bodens gehörten ihnen als Eigenthum

[1] Genes. 47, 18 ff.

[2] Hist. lib. II. c. 168 u. 177.

[3] Biblioth. lib. I. c. 73. Edit. Didot, 1842, col. 59.

an, während das übrige Drittel die königlichen Domänen bildete, aus welchen das Staatsärar seine Einkünfte bezog. Wie sehr speciell noch zu den Zeiten Diodors von Sicilien das Sondergrundeigenthum in der Kornkammer des römischen Reiches scharf ausgebildet war, leuchtet aus dem Umstande hervor, daß nach ihm die Geometrie besonders deßhalb in Ägypten zu so hoher Blüthe gelangte, weil die jährlichen Nilüberschwemmungen die Grenzen der Felder verrückten oder unkenntlich machten und in Folge der darob entstehenden Zwistigkeiten häufige und genaue Feldmessungen nothwendig wurden.

Vielleicht wird Herr de Laveleye über unsere bisherigen Ausführungen vornehm die Achsel zucken. Wir entnahmen ja unsere Beweise fast nur der Heiligen Schrift, und über solche Beweise sind unsere starken Geister himmelhoch erhaben. Doch wir können dem gelehrten Nationalökonomen auch mit Beweisen aus der Profangeschichte dienen. Die ägyptische Archäologie liefert auf Grund der zuverlässigsten Denkmäler den Beweis, daß schon in den allerältesten Zeiten der Boden, wenigstens zum Theil, Privateigenthum war. Schon aus der Zeit der vierten memphitischen Dynastie liegt nach dem Zeugnisse Mr. Birch', des Conservators der ägyptischen Alterthümer im Britischen Museum und eines der gründlichsten Kenner derselben, ein Beweis dafür vor. Auf einer Tafel aus der Regierungszeit des Königs Senefru (Soris), des Gründers der genannten Dynastie, berichtet ein Beamter mit Namen Amten, er habe seine Ländereien theils von seinen Vorfahren ererbt, theils vom König geschenkt erhalten[1]. Also erbliches Privatgrundeigenthum schon beim Beginn der vierten ägyptischen Dynastie, welche nach allgemeiner Annahme der Archäologen und Historiker sehr lange vor Abraham regierte. Da gehört in der That der ganze Mannesmuth eines selbstvertrauenden Professors dazu, Angesichts solcher monumentaler Zeugnisse das private Grundeigenthum eine moderne Institution und eine Erfindung des römischen Rechts zu nennen.

Nach Maspero[2] richteten sich schon in den allerältesten Zeiten die meist in Naturalien bestehenden Abgaben in den einzelnen Provinzen

---

[1] Cf. Ancient History from the Monuments. Egypt from the earliest times to B. C. 300. By S. Birch, L. L. D. etc. London, Society for promoting christian knowledge. p. 31.

[2] Histoire ancienne des peuples de l'Orient par G. Maspero, professeur de langue et d'archéologie égyptiennes au Collége de France. 2me édition. Paris 1876. p. 19.

(Nomen) nach dem Verhältnisse des Grundbesitzes, was häufige Volkszählungen und Anfertigungen von Catastern zur Folge hatte. Die Abbildungen auf den Grabdenkmälern der reichen Ägypter aus der Zeit der vierten und fünften memphitischen Dynastie zeigen uns Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Zahlreich sind besonders die bildlichen Darstellungen von Scenen aus dem Ackerbau, wie Pflügen, Säen, Zusammenbinden der Garben u. s. w.[1] Auf einer Abbildung aus der genannten Periode wird ein Verstorbener dargestellt, wie er sitzend die Gaben in Empfang nimmt, welche ihm mehrere Reihen von Personen darbringen. Es sind dieß seine Landgüter, welche ihm ihre Producte darbieten und ihn durch Todtengaben ehren. „Mit Hilfe dieser Abbildungen," sagt Lenormant[2], „können wir in alle Geheimnisse des patriarchalisch-feudalen Lebens der ägyptischen Großen vor 60 (?) Jahrhunderten eindringen. Wir besuchen ihre ausgedehnten und blühenden, auf ihren Domänen zerstreuten Farmen; wir kennen ihre Schäfereien und erfahren die Zahl ihrer Rinderherden, welche nach Tausenden von Köpfen zählten. Wir schauen ihre Parkanlagen, wo Antilopen, Schwäne und Gänse jeder Art gepflegt werden. Wir erblicken die Herren selbst in ihren eleganten Wohnungen, umgeben von der Achtung und dem Gehorsam ihrer Vasallen."

Daß neben diesem Reichthum und Luxus der Großen das Loos des „kleinen Mannes" nicht eben ein rosiges war, versteht sich wohl von selbst. Das Elend folgt überall dem großartigen Reichthum, wie der Schatten dem Menschen, als wollte es ihn an seine Pflichten und seine Vergänglichkeit mahnen. In der That lassen auch die Angaben der Denkmäler die Lage nicht nur der Sklaven, sondern auch der freien Handwerker und Geschäftsleute als eine sehr gedrückte erkennen. Besonders interessant für die Beurtheilung der socialen Lage Ägyptens vor etwa 4000 Jahren ist eine Ermahnung, welche zur Zeit der zwölften ägyptischen Dynastie ein Schreiber an seinen Sohn richtet. Es handelt sich um eine Standeswahl. Der Vater will den Sohn bestimmen, sich dem Gelehrtenstande zuzuwenden, weil dieser der Weg zu großen Ehren und zu den wichtigsten Ämtern sei. Zu diesem Zwecke schildert er ihm in den grellsten Farben das Elend und die Noth der Handwerker. „Der Steinmetz," sagt er ihm unter Anderem, „sucht Arbeit — in

[1] Maspero l. c. p. 63.

[2] Manuel d'Histoire ancienne de l'Orient jusqu'aux guerres Médiques. Paris 1869. tom. I. p. 339.

jeder Art von hartem Stein. Wenn er die Arbeiten seines Handwerks fertiggestellt — und seine Arme abgenutzt hat, dann (erst) ruht er aus; da er von Sonnenaufgang an niedergekauert sitzt, so sind seine Kniee und sein Rückgrat gebrochen. — Der Barbier rasirt bis in die Nacht hinein: wenn er zum Essen geht, (dann erst) legt er sich auf seinen Elbogen (um auszuruhen); er geht von Haus zu Haus, um seine Kunden zu suchen; er bricht sich die Arme, um den Magen zu füllen, wie die Bienen, welche das Product ihrer Arbeit verzehren. — Der Schiffer fährt hinab bis nach Natho, um seinen Lohn zu verdienen; wenn er Arbeit auf Arbeit gehäuft, wenn er Gänse und Flamingos getödtet und mühsam geschanzt hat: — kaum langt er in seinem Obstgarten an, langt er in seinem Hause an: so muß er (wieder) fort." [1] So werden der Reihe nach die verschiedenen Handwerke und Gewerbe durchgegangen und in wenig schmeichelhafter Weise geschildert. Von dem Schuster heißt es beispielsweise noch: er „ist recht armselig; er bleibt ewig ein Bettler, seine Gesundheit ist die eines todten Fisches; er nagt am Leder" [2].

Wohl nicht mit Unrecht bemerkt Maspero zu diesen Schilderungen des ägyptischen Handwerkerstandes, wir dürften nicht außer Acht lassen, daß dieselben von einem alten, pedantischen, auf seinen Stand eingebildeten Schreiber herrühren, der seinem Sohn das Handwerk verleiden und ihn zur Ergreifung des Gelehrtenstandes bewegen will. Immerhin können wir aus ihnen entnehmen, daß die Handwerker, trotz der persönlichen Freiheit, deren sie sich erfreuten, sich nur mühsam durch's Leben schlugen. Zugleich sehen wir aber auch, daß sie, mit Ausnahme eines Hauses und vielleicht eines kleinen Gemüse- oder Obstgartens, kein Grundeigenthum besaßen. Wir schließen daraus mit Recht, daß das Gemeineigenthum an Grund und Boden in Ägypten nicht bestanden haben kann. In der That geschieht auch, so viel wir erfahren konnten, nirgends in den veröffentlichten Denkmälern Erwähnung irgend einer Art eigentlichen Collectiveigenthums, so daß wir annehmen dürfen, diese Institution sei den Ägyptern ebenso unbekannt gewesen, als den Hebräern und als den Assyriern und Babyloniern, wie wir gleich sehen werden.

Die älteste Geschichte Babyloniens ist zwar in politischer und chronologischer Beziehung, trotz aller Ausgrabungen und Forschungen, bis heute noch ein in tiefes Dunkel gehülltes Gebiet. In Bezug auf die damaligen Culturzustände und socialen Verhältnisse geben uns aber

[1] Cf. Maspero l. c. p. 123.

[2] Maspero l. c. p. 124.

die erhaltenen altbabylonischen Denkmäler viele interessante Aufschlüsse. So illustriren sie beispielsweise in bitter ironischer Weise die Behauptung des Lütticher Nationalökonomen, das Privateigenthum an liegenden Gütern sei eine Institution aus neuerer Zeit und Erfindung der habsüchtigen Römer. Im Britischen Museum werden über 100 altbabylonische, auf Thontäfelchen geschriebene Privatverträge, zum größeren Theil aus der Zeit der Könige Rim-Sin, Hammurabi und Samsi-iluna, aufbewahrt[1]. Nach allgemeiner Annahme stammen diese Verträge sämmtlich spätestens aus dem 13. Jahrhundert; von manchen Archäologen werden sie bis in das 16. oder gar in das 18. Jahrhundert vor Christus verlegt. Von den ca. 100 Verträgen haben 70 den Verkauf von Häusern und Gärten, sieben den Verkauf von Gärten und Begräbnißstätten zum Gegenstande. Als Beispiel lassen wir hier die Übersetzung eines solchen Vertrages aus der Regierungszeit des Königs Rim-Sin folgen:

„Ein Garten und Haus, Grundbesitz und Eigenthum des Sini-Nanâ, Eigenthum und Erbe (?) der Söhne des Ubar-Sin, ist durch Vertrag zugesichert; ebenso durch Vertrag das Haus des Sin-azu, mit Minani, dem Sohne des Mikrat-Sin, und Nini-ituram (oder Ilani-ituram), seinem Sohne. Sini-Nana, der Sohn des Nini-sun, und Apil-nini, sein Bruder, schätzen es ab; $3^1/_2$ mana Silber als vollständigen Preis bezahlen sie. Über den bestimmten Tag soll der Zahlungstermin nicht hinausgeschoben werden und sie sollen den Termin nicht überschreiten. Den Namen seines Königs soll er anrufen (schwören)."

Dann folgen noch, wie es bei allen übrigen Verträgen der Fall ist, die Unterschriften des Gerichtsvorstandes, der Schreiber, der Contrahenten und mehrerer Zeugen. Die Contracte sind mit Siegeln versehen, auf denen wir die Namen der Eigenthümer und verschiedener babylonischer Gottheiten lesen. Man sieht, mit welcher Ängstlichkeit und gewissenhaften Sorgfalt man schon damals, also lange bevor die römischen Juristen die Begriffe verwirren konnten, das „Mein" und „Dein", auch in Bezug auf den Grundbesitz, zu schützen suchte.

Aus dem 14. Jahrhundert v. Chr. liegt eine Inschrift von Merodach Baladan III. vor, welche erwähnt, der König habe einem Beamten

---

[1] Die folgenden Mittheilungen über Babylon verdanken wir der Güte des hochw. P. Straßmaier S. J., welcher sich mehrere Jahre mit dem Studium und der Übersetzung der altbabylonischen Inschriften in London und Paris befaßte. Der Text des Vertrages, den wir weiter unten mittheilen, ist zuerst von P. Straßmaier übersetzt und dem letztjährigen Orientalisten-Congreß in Berlin vorgelegt worden.

Namens Maraduk-zakir-iskur zur Belohnung für geleiſtete Dienſte 90 Morgen Landes für ewige Zeiten geſchenkt. Die Rückſeite des Steines enthält das Bild einer Gottheit, mit der Anrufung, das Eigenthum zu beſchützen und diejenigen zu beſtrafen, welche die Markſteine entfernen ſollten [1].

Noch intereſſanter iſt eine im „Cabinet des Médailles“ zu Paris (n. 702) aufbewahrte Schenkungsurkunde. Dieſelbe iſt ein großer eiförmiger Baſaltſtein, welcher am Tigris in der Nähe der alten Stadt Kteſiphon aufgefunden wurde und nach ihrem Finder der Stein Michaux heißt. Außer zahlreichen ſymboliſchen Darſtellungen enthält der Stein (wahrſcheinlich ein Grenzſtein) zwei lange Columnen in Keilſchrift. Die erſte beſchreibt genau die Lage und Größe des Feldes [2]. „Das Feld,“ heißt es wörtlich, „liegt in der Nähe der Stadt Kar-Nabu am Ufer des Fluſſes Mekaldan und gehört zum Eigenthum Kilnamandu's. Das Feld wird gemeſſen wie folgt: drei Stadien lang nach Oſten in der Richtung der Stadt Bagdad; drei Stadien lang nach Weſten, neben dem Hauſe Tunamiſſah's; ein Stadium und 50 Klafter breit nach Norden, angrenzend an das Eigenthum Kilnamandu's; ein Stadium 50 Klafter nach dem Süden, neben dem Eigenthum Kilnamandu's.

„Siruſur, Kilnamandu's Sohn, ſchenkte es für alle zukünftigen Tage der Dur-Sarginaiti, ſeiner Tochter, der Braut Tab-aſap-Marduk's, des Sohnes Jna-e-ſaggil-irbu's, der dieſes ſchrieb; und dem Tab-aſap-Marduk, dem Sohne des Jna-e-ſaggil-irbu, welcher dieſes ſchrieb, um ununterbrochen die Erinnerung an dieſe Schenkung zu verewigen, und auf dieſem Stein den Willen der großen Götter und des Gottes Serah erwähnte.“ [3]

In der zweiten Columne folgen dann die Verwünſchungen gegen alle diejenigen, welche die Markſteine des Feldes verrücken, dasſelbe für ſich oder ihre Vorgeſetzten beanſpruchen oder irgendwie ſeine Grenzen und ſeine Oberfläche verändern ſollten, mögen es nun Verwandte oder Fremde, Männer oder Frauen ſein. „Möge Ninip,“ ſo lautet eine Verwünſchung, „der Sohn des Zenith, des Sohnes El's des Erhabenen, ſeine Länder, Grundſtücke und Grenzen hinwegnehmen; möge Bin, der große Wächter Himmels und der Erde, der Sohn des Kriegers Anu, ſein Feld überſchwemmen!“

---

[1] Cf. Records of the past. Being english translations of the Assyrian and Egyptian Monuments. London, Sam. Bagster and son. Vol. IX. p. 29 sqq.

[2] Cf. Records of the past. l. c. p. 92.

[3] Records l. c. p. 94.

Die ebengenannte Steinurkunde wird von den bedeutendsten Archäologen übereinstimmend in die Zeit vor das Jahr 1000 v. Chr. versetzt. Aus der späteren babylonischen Zeit seit dem achten Jahrhundert liegen Tausende von Kaufverträgen und Schenkungsurkunden vor. Viele derselben hat der Orientalist Julius Oppert in Paris übersetzt und herausgegeben, so z. B. einen aus dem Jahre 559 v. Chr., dem Regierungsantrittsjahre des Königs Nirgal-šar-uṣur, betreffend den Verkauf eines Feldes bei der Stadt Babylon, dessen Lage, Grenzen, Ertrag an Korn, Datteln u. s. w. genau angegeben werden [1].

Ähnlich wie für Babylon bekunden auch für Assyrien die ältesten geschichtlichen Nachrichten und Denkmäler den Bestand des Privatgrundeigenthums. Schon die vielfachen Berührungen der Geschichte der zwei mächtigen Völker, welche so lange Zeit hindurch abwechselnd das Scepter über Asien führten, gestatten uns, mit großer Wahrscheinlichkeit aus den Eigenthumsverhältnissen Babylons auf diejenigen Assyriens zu schließen, um so mehr, da die gesammte assyrische Civilisation überhaupt sich auf die babylonische stützt und ihr ihre Muster entlehnt. Speciell von Assyrien schreibt George Smith, dessen grundlegende Arbeiten auf dem Gebiete der Assyriologie noch heute das höchste Ansehen genießen: „Es bestand Grundeigenthum, welches in vielen Fällen bei derselben Familie verblieb. Die Assyrier besaßen eine Art Pachtsystem, demzufolge das verkaufte Land zu seinem ursprünglichen Besitzer zurückkehrte. Die Pachtverträge enthalten Clauseln für den Wechsel der Bepflanzung, um die Erschöpfung des Bodens zu verhüten.“ [2]

Auch für Assyrien haben uns die aufgefundenen Denkmäler Kaufverträge über Häuser und Grundstücke in großer Anzahl aufbewahrt. Viele dieser Verträge haben Sayce, Oppert u. A. veröffentlicht [3]. Andere sind noch nicht publicirt. Mit Rücksicht auf diese zahlreichen Steinurkunden schreibt Lenormant: „Die ältesten dieser (Kauf- und Mieth-) Verträge stammen aus den allerfrühesten Zeiten des ursprünglichen Chaldäerreiches, aus der Regierung Sin-Said's; die jüngsten, auf denen man die Namen der drei Seleuciden: Seleucus Philopator, Antiochus

[1] Les tablettes juridiques de Babylone, par M. J. Oppert. Extrait du Journal asiatique (n. 5, 1880), p. 6.

[2] George Smith, Ancient History from the Monuments. Assyria from the earliest times to the fall of Nineveh. London, Society for promoting christian knowledge. p. 14.

[3] Vgl. mehrere derartige Verträge in Records of the past. vol. I. p. 139; vol. VII. p. 111 sqq.

Epiphanes und Demetrius Nicator liest, aus der griechischen. Es existiren daher solche Verträge aus allen Perioden der ungeheuren Dauer der chaldäischen Civilisation. Wir ersehen aus ihnen, mit wie vielen religiösen und bürgerlichen Garantien das Grundeigenthum in Assyrien umgeben war. Die Übertragung desselben durfte nur unter bestimmten, mit einer religiösen Weihe umgebenen Formen und auf Grund einer von einem öffentlichen Beamten in Gegenwart mehrerer Zeugen angefertigten Urkunde stattfinden. Wurde eine Summe Geldes als Bürgschaft für die Ausführung des Vertrages hinterlegt, so bewahrte man sie im Schatze des Tempels auf, dessen Priester bei der Abschließung des Vertrages zugegen waren. Ein sorgfältig angefertigter Cataster, in den die fortlaufenden Änderungen eingetragen wurden, diente zur Controle für den Zustand des Grundbesitzes und zur Grundlage für die Steuererhebung. Die zahlreichen über das Land vertheilten Kanäle, denen dasselbe seinen blühenden Ackerbau verdankte, waren die Quelle vielfacher Servituten und gegenseitiger Verpflichtungen unter den Eigenthümern, deren Regelung den Ausgangspunkt der meisten vor den assyrischen Gerichtshöfen verhandelten Processe bildeten.“ [1] Seitdem Lenormant dieß geschrieben, sind viele neue Verträge aufgefunden worden, welche weiter hinauf und tiefer hinab (bis in das erste Jahrhundert vor Christus) reichen.

Doch wozu so lange gelehrtes Material herbeischleppen? Die beigebrachten Zeugnisse sind in der That mehr als genügend, um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, daß das volle Privateigenthum an Grund und Boden seit den frühesten Zeiten der Geschichte ganz allgemein bestanden. Ja überblicken wir die angeführten Beweise, die wir leicht um viele hätten vermehren können, und bedenken wir zugleich, daß uns neben den zahlreichen Zeugnissen für den Bestand des privaten Grundeigenthums auch nicht eine Spur von öffentlichem Gemeineigenthum begegnet: so nimmt sich die Behauptung de Laveleye's, die Römer hätten das Privateigenthum an Grund und Boden erfunden und erst spät habe das Sondereigenthum das Collectiveigenthum verdrängt, gar sonderbar aus. Ebenso gut hätte der gelehrte Professor die Engländer beschuldigen können, daß sie den Handel, und uns Preußen, daß wir die Kriegskunst und das Pulver erfunden hätten.

Victor Cathrein S. J.

[1] Manuel d'Histoire Ancienne. Paris 1869. tom. II. p. 141 sqq.

Die „Urlinge“ des organischen Lebens.

Leben die Repräsentanten der Urahnen unseres Pflanzen- und Thierreiches heute noch? Das ist die große Frage, welche jene Kreise vor Allen bewegt, denen die Darwin'sche Descendenztheorie als ausgemachte Thatsache, als bewiesene Wahrheit gilt.

Und doch gibt es kaum eine andere Frage, in der die Entwicklungslehre bisher entschiedener Fiasko gemacht hat, als gerade in der Aufstellung dieses Urahnen. In Anbetracht der thatsächlich existirenden niedrigsten Formen organischen Lebens können unsere Theoretiker hier kaum tief genug greifen, und wir können noch von Glück reden, wenn der Übergang vom Organischen zum Unorganischen nicht ohne Weiteres als ein gewöhnliches Glied in der großen Reihe verschwindet. Für diesen im Darwinismus so hochwichtigen Posten des Urahnen aller Lebewesen gab es bis jetzt drei Prätendenten, von denen der erste nur als Fossil, der zweite nur als Leiche, der dritte endlich im lebenden Zustand sich repräsentirte. Indessen hatte der erste das vor den beiden anderen voraus, daß wir hier wenigstens den Prätendenten selbst, wenn auch nur in seinen altehrwürdigen Überresten, vor uns gehabt hätten, während im zweiten und dritten Falle höchstens ähnliche Formen, wohl kaum Nachkommen vorlägen.

Bekanntlich waren die Resultate der Geologie in ihren Einzelzügen den Darwinisten nie hold, und so ging es auch mit dem ersten „Urling“ des organischen Lebens, als er aus den Schichten der Ur-Formation hervorgeholt wurde. 1863 entdeckte Logan in krystallinischen Kalken des laurentischen[1] Gneises in Canada Nester, welche aus parallel-welligen, unregelmäßig concentrischen Bändern und Streifen von Serpentinkörnchen bestehen, die mit Lagen von körnigem Kalk abwechseln. Dawson und Carpenter, welche diese Gebilde genauer untersuchten, deuteten sie als Überreste einer großen Foraminifere, nicht unähnlich denen, deren Schalen unsere Kreide lieferten. Die Serpentinsubstanz sei im Verstei-

[1] Mit dem Namen „laurentische Formation“ bezeichnen die Geologen den ältesten, bisher fossilleeren Schichtencomplex, der als erstes Glied der sogen. azoischen Periode mit deren zweitem Glied der „huronischen Formation“ alle anderen fossilienführenden Schichten unterlagert.

nerungsproceß an Stelle des ursprünglichen Protoplasma's oder der Sarkode getreten, die allein diesen Thierleib aufbaute, während die Kalklamellen die Scheidewände der einzelnen Kammern ersetzt hätten. Somit glaubte man mit Recht in diesen, aus den ältesten Erdschichten gezogenen Resten diejenigen des ersten Lebensbürgers vor sich zu haben, der dann auch mit dem Prunknamen „Eozoon“ begrüßt und an die Spitze der ganzen Entwicklungsreihe, wenigstens des Thierreiches, gestellt wurde. Aber wie bald sollte die Stellung dieses Urahnen erschüttert werden! Nicht genug, daß King und Rowney schon gleich zu Anfang gegen die organische Natur des Eozoon sich erklärten, griffen sie in die inzwischen in Amerika, England und Deutschland heftig entbrannte Fehde 1867 zum zweiten Male ein. Jetzt brachten dieselben Forscher eine solche Fülle von Gründen aus der Chemie, Mineralogie, Paläontologie und Morphologie gegen das Eozoon vor, daß heute kaum noch von einem ernsten Forscher dessen organische Natur anerkannt wird[1]. Nachträglich stellte sich obendrein noch heraus, daß die echten Eozoon-führenden Schichten Canada's nicht dem laurentischen Gneis angehören, sondern spätere Ablagerungen von gangartiger Bildung seien[2]. Somit war auch das hohe Alter eingebüßt, und das Eozoon canadense hatte selbst für den begeistertsten Darwinisten seinen Reiz verloren.

Jäher noch war der Sturz des zweiten Prätendenten. Im Jahre 1868 wurde von den englischen Naturforschern Thomson und Carpenter auf dem Kriegsschiffe „Porcupine“, welches zu Tiefsee-Lothungen beordert war, ein Schlamm untersucht, der aus 14 600 Fuß Tiefe im Meerbusen von Biscaya heraufgebracht war. In diesem Schlamm fielen kleine Flocken wie von geronnenem Schleime nieder, wenn derselbe mit schwachem Weingeist geschüttelt wurde. Sofort wurden mehrere Fläschchen mit diesem Schlamme unter Zusatz von starkem Alkohol gefüllt und versandt. Der englische Zoologe Huxley glaubte in diesem geronnenen Niederschlage freies, formloses Protoplasma vor sich zu haben und gab dem vermutheten, sehr einfachen Lebewesen den verhängnißvollen Namen Bathybius Haeckelii. Der Jenaer Professor war nämlich um die richtige Deutung und Würdigung dieses in Weingeist conservirten Materials äußerst interessirt und bemüht gewesen. Schien ihm doch mit der Existenz des formlosen Bathybius jener Urschleim gefunden, aus dem alles Organische hervorgegangen und der nach Oken im Verfolge der Planeten-

[1] Quart. Journal of the Geolog. Soc., 1866, p. 185, und 1867, p. 257.

[2] Proceedings of the Boston Society, 1871, p. 190.

Entwickelung aus organischer Materie im Meeresgrund entstanden sei[1]. Da kam die großartige englische Challenger-Expedition zur Tiefsee-Lothung aller Meere in den Jahren 1873—1876. Die sehr genaue und umfassende Untersuchung dieser Expedition — deren Director der oben erwähnte Thomson selbst war —, welche in den Tiefen der verschiedenen Oceane sorgfältig nach dem Bathybius suchte, hat ihn nirgends wiedergefunden. Hören wir den Absagebrief, womit Huxley seine frühere Ansicht vom Bathybius widerrief. In der englischen Zeitschrift „Nature" (19. August 1875) erklärt derselbe: „Professor Wywille Thomson theilt mir mit, daß die besten Bemühungen der Challenger-Forscher, lebenden Bathybius zu entdecken, fehlschlugen, und daß ernstlich vermuthet wird, das Ding, dem ich diesen Namen gab, sei wenig mehr als schwefelsaurer Kalk, in flockigem Zustande aus dem Seewasser durch den starken Alkohol niedergeschlagen, in welchem der Tiefseeschlamm aufbewahrt wurde.... Professor Thomson spricht sehr vorsichtig und sieht das Schicksal des Bathybius noch nicht als ganz entschieden an. Aber da ich hauptsächlich für den eventuellen Irrthum verantwortlich bin, diese merkwürdige Substanz in die Reihe der lebenden Wesen eingeführt zu haben, so glaube ich richtiger zu verfahren, wenn ich seiner oben mitgetheilten Ansicht größeres Gewicht beilege, als er selbst." Und hiermit ist der berüchtigte Ur-Organismus zu Grabe getragen, der nach Haeckel „in Form einer zusammenhängenden dicken Schleimdecke die größten Tiefen des Oceans zwischen 3000—30 000 Fuß bedeckte"[2].

Doch Haeckel gesteht ja selbst: „Der Fehler, den wir begingen, bestand darin, daß wir ... allzu rasch generalisirten und überall den Boden des tiefen Oceans mit ähnlichen Moneren bedeckt zu sein erwarteten."[3] Noch etwas Anderes aber hatte Haeckel gelernt, und das war die Einsicht, einen Posten von so „außerordentlich principieller Bedeutung", wie der eines Urahnen alles organischen Lebens, nie mehr bloß auf zwei Augen

---

[1] Haeckel, Das Protistenreich, S. 73.

[2] Haeckel, Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte. Erstes Heft, S. 35. Man traut seinen Augen kaum, wenn man mit jener „Schleimdecke" auf dem Boden des Oceans die exacte Angabe vergleicht, unter der auch Haeckel ein Fläschchen jenes Schlammes zugesandt erhalten hatte: „Dredged of Professor Thomson and Dr. Carpenter with the steamer Porcupine on 2435 fathoms. 22. July 1869. Lat. 47° 38″, Long. 12° 4″." Wehe den Naturwissenschaften, wenn ihre Vertreter den Fortbau so betreiben! Bathybius Haeckelii wird nicht die letzte Niederlage bleiben.

[3] Haeckel, Das Protistenreich, S. 77.

zu stellen. „Mit oder ohne Bathybius! Die echten Moneren bleiben ein fester Grundstein der Entwicklungslehre." [1] Obwohl er selbst schon 1864 im Mittelmeere bei Nizza einen „denkbar einfachsten Organismus" beobachtet hatte, den er auch „in Anerkennung seiner fundamentalen Bedeutung Protogenes primordialis — den Erstgeborenen der Urzeit —" nannte [2] — obwohl ihn sein Freund Dr. Emil Bessels nach dem traurigen Fall von Bathybius mit einem neuen Fund von der Küste Grönlandes bediente, den derselbe „seiner spartanischen Einfachheit" wegen sogar Protobathybius nennen zu müssen glaubte [3], so mußte es nach dem Erlebten ungleich sicherer sein, „die wichtigen Thatsachen und die daraus sich ergebenden weitreichenden Folgerungen für alle Moneren ohne Ausnahme gelten" zu lassen [4].

Was haben wir uns nun unter den Moneren, den jetzt geltenden Prätendenten, vorzustellen? Haeckel selbst hat eine weitläufige „Monographie der Moneren" geschrieben, zu der später von ihm und Cienkowski Beiträge geliefert wurden. In dem „System der Protisten" stellt Haeckel die Moneren oder Urlinge als erste Klasse hin und gibt uns kurz folgende Beschreibung: „Organismen ohne Organe. Der ganze Körper dieser einfachsten und niedrigsten Organismen besteht in vollkommen entwickeltem Zustande aus weiter nichts, als aus einem Stückchen Plasson oder „Urschleim", einer eiweißartigen Verbindung, die noch nicht in Protoplasma und Nucleus (Zellkern) differenzirt ist [5]. Diese absolute morphologische Einfachheit, der Mangel jeder Zusammensetzung aus verschiedenen Organen, das ist es gerade, was den Moneren nach Haeckel die fundamentale Bedeutung gibt. Für die „hochwichtige Frage von der Urzeugung" wurde es klar, „die ältesten Organismen, welche durch Urzeugung aus anorganischer Materie entstanden, konnten nur Moneren sein" [6], und von hier aus „bleiben die echten Moneren ein fester Grund-

---

[1] Ebendas. S. 85. [2] Ebendas. S. 70.

[3] Ebendas. S. 87. [4] Ebendas. S. 83.

[5] Wissenschaftlicher Anhang zum Protistenreich. Leipzig 1878.

[6] Ebendas. S. 84. In einem Vortrag von 1870: „Das Leben in den größten Meerestiefen", glaubte sich Haeckel rücksichtlich der Ernährung „jener ansehnlichen Protoplasma-Massen" des Bathybius auf dem Meeresgrund auf den einzigen Ausweg der Urzeugung, „der spontanen, mechanischen Entstehung des Lebens", hingedrängt. „Theoretisch," meinte er damals, „hat diese tiefgreifende biologische Grundfrage keine Schwierigkeiten mehr", und „überhaupt liege der Schwerpunkt dieser Frage nicht auf dem Gebiete der experimentellen Empirie, sondern auf dem der consequenten Philosophie" (vgl. Virchow-Holtzendorff'sche Sammlung, 1870, S. 550. 555). Es ist

stein der Entwickelungslehre" [1]. Aber gerade diese echten Moneren, welche sind es? Haeckel ist bis jetzt der einzige Classificator derselben, und so hat er denn drei Ordnungen bei ihnen untergebracht: die der Lappen-Urlinge, der Wurzel-Urlinge und der Geißel-Urlinge. Von diesen werden die letzten als Schizomyceten, Spaltpilze oder als die bekannten Bacterien von den Botanikern allen Ernstes zurückverlangt; die beiden ersten jedoch von den Zoologen noch mißtrauisch als selbständige Formen betrachtet. Von hier an gewinnt denn auch die Entwickelungsgeschichte erst ihre vermeintliche Grundlage. „Wenn wir nun zunächst unter unseren Protisten diejenige Gattung aufsuchen," meint Haeckel [2], „welche uns auf der Höhe ihrer Entwickelung die einfachste Form eines solchen einzelligen Organismus, gewissermaßen das Ideal der Zelle, darstellt, so treten uns vor allem Anderen die berühmten Amoeben entgegen." Wir fragen uns, wie sich dieser neue „einzellige Organismus als einfachste Form" mit den soeben als „festen Grundstein der Entwickelungslehre" ausgegebenen Moneren vertrage? Nur Geduld. Thatsächlich die schönste Harmonie, wie wir noch sehen werden. Aber Haeckel mußte es darauf ankommen, nach zwei Seiten hin entsprechende Verbindungsglieder aufzuweisen. Zur Überbrückung der nach ihm „übertriebenen Kluft zwischen Organischem und Anorganischem" konnten die Uranfänge des Lebenden nicht tief genug angesetzt werden, und so müssen sich denn die Moneren gefallen lassen, als „vollkommen einfache mikroskopische Schleimklümpchen ohne alle Structur und Organisation" ausge-

---

übrigens charakteristisch, zu sehen, wie sich Haeckel zur Urzeugung je nach Bedürfniß zu stellen weiß. In einem Vortrag über die Entstehung des Menschengeschlechtes sagt er: „Die Frage von der ersten Entstehung lebendiger Wesen kann empirisch nur entschieden werden durch den Nachweis der sogen. Urzeugung oder generatio aequivoca, d. h. der freiwilligen (!) oder spontanen Entstehung von Organismen der denkbar einfachsten Art. Solche sind die Moneren ..." (vgl. Gesammelte Vorträge, I. S. 35). In seiner Anthropogenie dagegen heißt es: „Bewiesen kann aber die Theorie von der Urzeugung durch das Experiment auch nur sehr schwierig werden: und wenn noch heute tagtäglich Moneren durch Urzeugung entstünden (was sehr möglich ist!), so würde der sichere empirische Nachweis dieses Vorganges äußerst schwierig, meistens wohl unmöglich sein" (S. 401).

[1] Haeckel, Das Protistenreich, S. 85.

[2] Haeckel, Das Protistenreich, S. 19. — Ein Reich der Protisten zwischen Pflanzenreich und Thierreich einzuschalten, war von jeher ein Lieblingsplan Haeckels. Es ist weniger das Bedürfniß, für lebende Wesen, die etwa zwischen beiden Reichen schwankten, ein Unterkommen zu finden, als vielmehr die Descendenz-Theorie, welche eine gemeinsame Wurzel für den Stammbaum beider Reiche fordert und darum zu diesem Plan, der bisher noch wenig Beifall fand, antreibt.

geben zu werden[1]. Als plausibele Grundlage für eine fortschreitende Entwickelung aber empfahl es sich, wenigstens eine in Kern und Protoplasma differenzirte Zelle aufzustellen. Dieses aber um so mehr, als ja das Haeckel'sche Grundgesetz der organischen Entwickelung lautet: „Die Ontogenie ist die kurze und schnelle Recapitulation der Phylogenie, bedingt durch die physiologischen Functionen der Vererbung und Anpassung, d. h. das organische Individuum wiederholt während des raschen und kurzen Laufes seiner individuellen Entwickelung (Ontogenie) die wichtigsten von den Formveränderungen, welche seine Voreltern während des langsamen und langen Laufes ihrer paläontologischen Entwickelung (Phylogenie) nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung durchlaufen haben."[2] Dieses angenommene Entwickelungsgesetz stellt Haeckel als „biogenetischen Grundsatz" auf und folgert daraus, „daß alle Thiere mit Inbegriff des Menschen ursprünglich von einem einzelligen Organismus abstammen .... — ist ja der Organismus des Menschen und der höheren Thiere in der frühesten Jugend einzellig — dieser Organismus ist die Amoebe"[3]. Wohl zum Überfluß werden wir da noch belehrt, daß wir hier „keine gewagte Hypothese, sondern eine ganz nüchterne Schlußfolgerung machen, wenn wir gerade die Amoebe als denjenigen einzelligen Organismus betrachten, welcher uns eine ungefähre Vorstellung von der alten gemeinsamen einzelligen Stammform aller vielzelligen Organismen gibt"[4]. Somit muß es für uns von besonderem Interesse sein, diesen alten Urahnen des Näheren kennen zu lernen. Wir werden dann im Stande sein, selbständig über ihn zu urtheilen und vielleicht auch etwas Licht in das genannnte „biogenetische Gesetz" hineinzutragen.

---

[1] Haeckel, Sammlung populär-wissenschaftlicher Vorträge, S. 35.

[2] Haeckel, Anthropogenie. Erste Vorlesung, Vorwort.

[3] Ebendas. S. 115.

[4] Ebendas. S. 118. — Soeben erfahren wir (Kosmos, 1881, neuntes Heft, S. 217) zur Abwehr gegen amerikanische und deutsche Naturforscher, die sich über Haeckels Stammbäume lustig machen, „daß dieselben ja nie etwas Anderes haben vorstellen wollen, als hypothetische Ausdrücke unseres augenblicklichen, wenn auch noch so lückenhaften Wissens über die Herkunft einer Formengruppe, als Forschungsprogramme, deren man nicht entbehren kann und die gleich nützlich sind, ob sie bestätigt oder widerlegt werden". Doch wehe dem, der sich unterfangen wollte, auch hier ein ignorabimus auszusprechen. Sein Urtheil ist bereits von Haeckel gesprochen, denn „ganze Reihen seiner dualistischen Trugschlüsse stürzen unter den Kettenschüssen der monistischen Artillerie haltlos zusammen" (vgl. Vorwort zur ersten Auflage der Anthropogenie).

Es gibt verschiedene Arten von Amoeben, welche auch in unseren Süßwasser-Tümpeln leben. Zur näheren Betrachtung derselben bedürfen wir jedoch des Mikroskopes. Denn wenn auch einige Individuen vorkommen, die dem aufmerksamen Auge gerade noch als weiße Pünktchen sich verrathen, so kann man selbst solche Riesenformen, die selten 1 mm überragen, nur dann mit freiem Auge wieder erkennen, wenn man sie vorher schon vergrößert gefunden hatte. Einen solchen Fund wollen wir also jetzt mit Hilfe des Mikroskopes näher beobachten; es ist die von Ehrenberg benannte Amoeba princeps. Ein Tropfen Wasser aus einem holländischen Sumpfmoore zwischen zwei Glasplättchen, das ist das Heim unserer Amoebe, allerdings in ungewohnten Umständen. Hier tritt uns nun die Amoebe so entgegen, daß wir in der That für den ersten Anblick keinen entsprechenderen Ausdruck finden können, als den eines Schleimklümpchens. Wenn wir indessen genau zusehen, so wird der Eindruck alsbald ein anderer werden.

Der winzige Organismus, den wir in der Bildfläche des Mikroskopes sich bewegen sehen, wird, so klein er auch ist, dennoch in seiner Art den Anforderungen gerecht, welche die elementärsten Lebenserscheinungen stellen; und hiermit ist er von vornherein der ganzen Stellung entrückt, welche ihm als „gemeinsamem einzelligen Stammorganismus" für das ganze Thierreich, den Menschen mit inbegriffen, zugedacht war. Zur Klarlegung dieses Satzes müssen wir uns den Bau und sodann die Functionen dieses Organismus näher ansehen.

Die Amoebe, von der wir zunächst hier reden (Amoeba princeps), besteht aus Protoplasma- oder Sarkode-Masse[1], welche von keinerlei Zellwand oder Haut umschlossen ist. Diese Sarkode ist chemisch allerdings eine eiweißhaltige Substanz. Nach den neuesten Untersuchungen von Reinke[2] darf man dieses jedoch keineswegs so verstehen, als wäre mit der Bezeichnung stickstoffhaltiger organischer Körper die thatsächliche Zusammensetzung dieses Eiweißkörpers chemisch erschöpft. Der Farbe nach ist das Protoplasma oder diese Sarkode eigentlich wasserhell, ja an sich noch durchsichtiger wie Wasser, und es ist nur die Einlagerung

[1] Mit dem Worte Sarkode bezeichnet man die gallertartige, contractile Substanz, die sich gerade an unseren Amoeben als das einfachste Substrat thierischen Lebens ausweist. Ob sie völlig identisch sei mit dem einfachsten Substrat pflanzlichen Lebens, dem Protoplasma, muß als sehr fraglich, jedenfalls noch als unentschieden angesehen werden. Im Sprachgebrauch bedient man sich annoch beider unterschiedslos.

[2] Studien über das Protoplasma von Reinke und Rodewald. Berlin 1881.

zahlreicher Körnchen in diese helle Masse, welche derselben eine weißgraue Farbe gibt. Man kann nämlich an diesem Protoplasma zunächst zwei Elemente unterscheiden: einmal den äußerst wasserhellen Stoff und sodann scharf umrandete, elliptische oder runde Körperchen. Der erste Bestandtheil ist trotz seiner Zähflüssigkeit dennoch staunenswerth beweglich. Allerdings kann man nur das Resultat, nicht aber den Vorgang der Bewegung an diesem mehr denn wasserhellen Stoff beobachten; indessen gestatten uns die runden Körperchen, wie wir noch sehen werden, den erwünschten Einblick in den Mechanismus dieser Bewegung. Es sind nämlich diese kleinen Körnchen in jene Grundmasse so eingebettet, daß sie alle, auch die schwächsten Bewegungen derselben mitmachen. Jedoch kann man von ihnen nicht sagen, daß sie etwa wie die Blutkörperchen im Blut von der Bewegung mitgerissen würden, vielmehr bilden sie in unserem Fall mit der Grundsubstanz das einheitlich bewegte Protoplasma. Es gibt aber in jeder Amoebe noch andere deutlich erkennbare Körper, von denen man thatsächlich behaupten kann, daß ihre Bewegung eine passive ist. In erster Linie ist hier der Zellkern zu nennen. In Pflanzenzellen glaubte man an demselben Eigenbewegungen beobachten zu können. Der Zellkern im Amoebenkörper verräth nichts dergleichen. Buchstäblich wird er von der Strömung des Protoplasma mit fortgerissen, fortgeschoben, fortgewälzt. Die verschiedene Gestalt, welche man demselben gegeben, hat ihren Grund in der Lage, die er gerade im Momente der Skizzirung einnahm. Er hat nämlich die Gestalt eines etwas massiven Knöpfchens; auf der breiten Fläche aufliegend, erscheint er kreisrund, auf der Kante stehend oval mit schwach convexen Flächen. Neben diesem Zellkern, welcher wegen seiner hellweißen Farbe jedem Beobachter bald auffällt, enthalten die größeren Formen unserer Amoebenart meistens auch noch hellbraune, stark glänzende Kügelchen; wir werden dieselben später als Sporen kennen lernen. Diese, sowie auch etwaige Nahrungsreste, wie z. B. kieselschalige Algen, sind alle von einer hellglänzenden Protoplasmaschicht umrandet, die beim Zellkern fehlt. So kommt es, daß derselbe in unmittelbare Berührung mit der ganzen Körpermasse tritt, jene anderen Körper aber nicht. Dem bis jetzt beschriebenen Material können wir nun, was die äußere Gestalt betrifft, in unserer Vorstellung eine Form geben, wie wir wollen, in seiner stets wechselnden Gestalt hatte er jede derselben gewiß schon oft angenommen. Bald ist die Amoebe kugelig, bald eiförmig, bald lang walzenförmig; jetzt bildet sie eine compacte Masse, jetzt gabelt sie sich in zwei oder

mehrere Äste aus; hier liegt sie ausgebreitet mit vielen Lappen in einer Horizontal-Ebene, dort steht ein Arm vertical von den anderen ab; ja in die verschiedensten Richtungen droht sie oft auseinander zu gehen.

Da haben wir nun das, was Haeckel „die einfachste Form eines einzelligen Organismus auf der Höhe seiner Entwickelung“, „das Ideal einer Zelle“, aber vor Allem „den festen Grundstein der Entwickelungslehre“ nennt, vor uns. Wie so denn letzteres? Gibt denn etwa eine solche Amoebe durch Metamorphose oder Generationswechsel noch besonderen Anlaß zu sanguinischen Hoffnungen? Keineswegs. Im Gegentheil, trotz aller Theorie über ihre bis in's Unendliche mögliche Lebensdauer scheinen ihrem individuellen Leben nur wenige Tage gegönnt zu sein. Nein, auch jener „feste Grundstein“ basirt in der Theorie. „Omne vivum ex ovo“, sagt ein altes Sprüchwort, und die Neuzeit ist beflissen, dasselbe noch genauer zu fassen in dem Satz: „Omne vivum a cellula“, d. h. jeder lebende Organismus hat als Ausgangspunkt seiner Entwickelung eine Zelle. Im gewöhnlichen Sinne verstanden, so nämlich, daß jeder auch noch so vielzellige und complicirt gebaute Organismus in seiner ersten Anlage, aus welcher er individuell sich heraus entwickelte, nur einzellig war, ist dieser Satz ein sicheres Ergebniß der Wissenschaft. Indessen die Descendenztheoretiker machen mehr daraus. Nach ihnen gilt das omne vivum a cellula nicht bloß vom Individuum, sondern von der ganzen Reihe der organischen Wesen zusammengenommen. Dem oben genannten Haeckel'schen Grundgesetz zufolge ist ihnen die Individual-Entwickelung aus einem einzelligen Gebilde, eben weil sie für alle Organismen gilt, das sicherste Zeichen der stattgehabten Arten-Entwickelung aus einer ebenso einzelligen Form. Eine solche Form muß aber ein amoebenartiger Organismus gewesen sein, weil gerade dieser mit dem frühesten ontogenetischen Entwickelungsstadium aller Organismen, dem noch einzelligen Ei, die größte Ähnlichkeit habe.

So großartig und, wir dürfen es wohl sagen, bestechend für unsere heutigen Naturforscher, welche besonders für Inductionen aus analogen Bildungen eine eigene Vorliebe haben, dieses Gesetz der Stammesentwickelung nun auch ist, so wird doch zum Beweis desselben absolut kein anderes Moment beigebracht, als gerade die Ähnlichkeit, welche zwischen der Amoebe und dem noch einzelligen Ei herrschen soll. Ein anderer Beweis kann aber auch nicht angeführt werden. Ein directer Beweis, der in einem experimentellen Vergleich der Stammes- und Individual-Entwickelung bestände, ist von vornherein ausgeschlossen; denn

von ersterer wissen wir absolut nichts, haben für ihre Existenz nicht einmal eine Bürgschaft. Es bliebe also noch ein indirecter, hypothetischer Weg übrig. Gesetzt, könnte man sagen, es habe eine Stammesentwickelung stattgefunden, dann muß dieselbe den Verlauf genommen haben, welchen die heutige Individualentwickelung anweist. Weßhalb? Nun, wenn sich eben die organischen Wesen aus einander entwickelten, die höheren aus den niederen, so kommen wir offenbar in der phylogenetischen Entwickelung schlußweise oder indirect ebenso auf den einzelligen Anfang, wie bei der ontogenetischen direct. Zeigt uns dann die unmittelbare Beobachtung volle Gleichwerthigkeit beider Formen, so schiene der Beweis gelungen. Aber vergessen wir doch ja nicht, daß die Bedeutung des einen Vergleichsobjectes eine vollständig bedingte ist: Wenn die Stammesentwickelung — das ist die streng logische Form des Beweises — Thatsache wäre, so müßte die Amoebe der älteste Urahne sein, weil eine ähnliche organische Form, die Eizelle, Ausgangspunkt der Individuumsentwickelung ist, die ihrerseits ja nur eine kurze Recapitulation der Stammesentwickelung sein kann. Es fehlt hier allerdings nicht an Voraussetzungen und Bedingungsfällen, aber noch so viele Bedingungen gehäuft bringen nichts Absolutes zu Stande; und das auch nicht in dem Falle, wenn der für das Bedingte angezogene Grund sich bewahrheitete. So wäre auch in unserem Falle mit dem Nachweis der schlagendsten Ähnlichkeit zwischen Ei und Amoebe durchaus nichts gewonnen. Das ganze Schlußgebäude hinge nach wie vor an den zwei „Wenn", deren innerste Natur in keiner Weise von dieser Ähnlichkeit auch nur im geringsten berührt wird. Indessen, wie auf vielen anderen Punkten der Parallele, hofft man auch vielleicht zu Gunsten dieses Ausgangspunktes, daß im Glanze der strahlenden Ähnlichkeit das Bedingte zum Thatsächlichen werde.

Sehen wir uns demnach, wenn auch zum Überfluß, die Amoebe im Vergleich mit dem noch einzelligen Anfang irgend eines hochentwickelten Organismus näher an. Welches ist die Ähnlichkeit? Antwort: Absolut gar keine. Zum besseren Verständniß der Rechtfertigung dieser apodictischen Form müssen wir beachten, daß wir auf einer so niedrigen Organisationsstufe, wie hier die Amoebe, dort das noch einzellige Ei einnehmen, wo überhaupt noch wenig Stoff, geschweige denn differenzirter vorliegt, jede, auch die kleinste, aber constante Verschiedenheit beachten müssen. Andererseits kann es ebenso wenig zweifelhaft sein, daß gerade die beiderseitige Stoffarmuth und Einfachheit an sich schon eine gewisse Ähnlich-

keit ist. Die wesentlichsten Bestandtheile und somit auch Erkennungszeichen des einzelligen Eies sind ja, wie bekannt, der Dotter, das Keimbläschen und an diesem der Keimfleck. Mag die Zelle nun kugelrund sein oder nicht, das ist thatsächlich von keiner Bedeutung. Die wesentlichen Bestandtheile einer einzelligen Amoebe aber sind die oben erwähnte Sarkode-Masse und der Zellkern, dem jedoch alle Kernkörperchen, die Haeckel'schen Analoga des Keimfleckes, fehlen [1]. Nur in dem ersten Jugendstadium bildet die spätere Concavität des Zellkerns ein kleines, scharf umgrenztes, rundes Grübchen, das jedoch mit einem Kernkörperchen nichts zu thun hat. Wir können eher und mit viel mehr Grund den gewöhnlichen Vergleich des einfachen Eies mit jeder beliebigen typischen Zelle, sei es Pflanzen- oder Thierzelle, festhalten. Denn hier tritt in der That das Protoplasma zum Dotter, der Zellkern mit seinen Kernkörperchen zum Keimbläschen und Keimfleck in unmittelbaren Vergleich. Indessen mit Bildungen, aus denen keine Descendenz, sondern vielmehr ein einheitlicher Bauplan spricht, ist den Darwinisten nicht gedient.

Bedeutend ungünstiger stellt sich aber noch der Vergleich zwischen dem einzelligen Ei und der Amoebe heraus, wenn wir nicht bloß bei den morphologischen Verhältnissen stehen bleiben, sondern auch noch die biologischen in Betracht ziehen. Allerdings wird man uns die Berechtigung dazu vollständig abstreiten und Eizelle und Amoebe von diesem Standpunkte aus als incommensurable Größen darstellen wollen. Jedoch ganz vergebens. Denn nach descendenz-theoretischer Auffassung hat die Eizelle ihre von der Amoebe völlig verschiedene biologische Bedeutung nichts Anderem als den mechanisch in ihr wirksam gewesenen Stoffkräften zu verdanken. Daß sie nicht mehr wie ehedem, oder jetzt noch die Amoebe, in dem einzelligen Zustand verbleibt, sondern von Stufe zu Stufe in steigender Differenzirung zum vollkommenen Säugethier-Organismus auswächst, dazu war außer der stetigen Vererbung ihrer mechanischen Stoffkräfte nach Darwin und Haeckel nichts nothwendig. Auch für den ersten Anfang, als eine von den vielen Amoeben anfing, sich

[1] Merkwürdiger Weise stellt Haeckel in allen seinen Publicationen nichtsdestoweniger die Amoebe mit Zellkern und Kernkörperchen dar, offenbar, um durch diese schematische Aufbesserung und Ergänzung seine Idee besser zum Ausdruck zu bringen (vgl. z. B. S. 178 des ersten Heftes der Gesammelten Vorträge, S. 19 des Protistenreiches, S. 380 der Natürlichen Schöpfungsgeschichte). Neben dieser objectiven Unrichtigkeit wird auch in der Wiedergabe des Amoebenbildes dem Leser die Differenzirung der Sarkode in die helle Masse und jene Körnchen vorenthalten, offenbar zu Gunsten derselben Idee.

über ihre Genossen hinaus, eine Stufe höher zu erschwingen, kann und darf es nach Haeckel nicht eine Veranlagung zu Höherem, sondern einzig und allein nur Zufall gewesen sein, welcher gerade dieses Exemplar in dieser Richtung vorandrängte. Vom Glück minder begünstigte Individuen sind eben damals geblieben, was ihre Nachkommen auch heute noch sind, einzellige Amoeben; während ihre besser begünstigten Rivalen heute in schnellem Lauf, gleichsam im Triumph noch einmal die ganze Bahn durcheilen, in welcher sie im langsamen und unsichern Tempo des Zufalls Generationen hindurch vorangeschoben wurden. Was sie jetzt, so lange sie einzellig sind, von ihren früheren Kameraden, unseren heutigen Amoeben unterscheidet, darf demnach, wie morphologisch, so auch physiologisch nicht von Belang sein. Ja selbst die ganze Entwickelungsreihe, die einer solchen Eizelle thatsächlich bevorsteht, können unsere Gegner höchstens als latente Summe angeerbter, mechanisch wirksamer Stoffkräfte in Anschlag bringen. Jedenfalls sind wir aber befugt, nicht nur eine anatomisch-morphologische Parallele zwischen Amoebe und Eizelle zu ziehen, sondern auch einem physiologischen Vergleich beider unser Facit zu entnehmen. Mit dem einzelligen Ei, dem aber eine reiche Entwickelung bevorsteht, sind wir bald fertig. So lange hier Einzelligkeit herrscht, ist von charakteristischen Fähigkeiten oder Leistungen nichts vorhanden. Von einem Organismus aber kann noch gar keine Rede sein; es ist nur die Anlage eines solchen vorhanden, dem noch jegliche Selbständigkeit der Ernährung und des Wachsthums fehlt.

Ganz anders verhält es sich dagegen mit unseren wahren Amoeben. Hier haben wir einen wirklichen einzelligen Organismus, ausgerüstet mit allerdings kargen, aber für seine Bedürfnisse völlig ausreichenden Mitteln, um einen genau abgegrenzten Lebenslauf zurückzulegen. Für die allen lebenden Organismen gemeinsame Elementarfähigkeit der Ernährung und Fortpflanzung steht unseren Amoeben — und dadurch sind sie scharf genug als Thiere gekennzeichnet — das Doppelvermögen der Ortsbewegung und Empfindung zu Gebote, und das in einer bei allem Mangel an stofflicher Gliederung staunenswerthen Weise.

Beginnen wir zunächst mit der Ortsbewegung. Unsere Süßwasser-Amoebe (Amoeba princeps) ist uns mittlerweile aus dem Gesichtsfelde des Mikroskopes herausgekrochen. Indessen ist die Bewegungsart kein Kriechen im eigentlichen Sinn; richtiger bezeichnen wir dieselbe mit dem Worte Fließen. Denn Kriechen heißt ja in allen Fällen ein Sichfortbewegen mittelst abwechselnder Stemmung gegen eine feste Unterlage.

Anders ist aber der Mechanismus bei den Amoeben. Hier fließen in stetigem Wechsel die End- und Massentheilchen zwischen durch und vor die vorderen, welche zusammen gleichsam einen Kanal für jene bilden. Es ist zwar nicht so ohne Schwierigkeit, aus dem stetigen Fluß der Leibesmasse, welche sich ganz in Bewegung aufzulösen scheint, oder gar aus dem Gesammteindruck und Verlauf der Bewegung diesen Vorgang herauszuerkennen. Allein von wesentlichem Dienst sind hier die oben erwähnten rundlichen, scharf umrandeten Körnchen, welche in der flüssigen Sarkode-Masse so eingebettet sind, daß sie Richtung, Dauer und Stärke auch der geringsten Bewegung unmittelbar zur Anschauung bringen. Verfolgt man aufmerksam den Lauf eines solchen, dann stellt sich heraus, daß es, bis zur äußersten Spitze vorgeschoben, sofort von seinem Nachfolger zur Seite geschoben wird, der sich dann gleich wieder vor ihn hinlagert. Hier bleibt es, soll dieselbe Richtung beibehalten werden, liegen, bis ungefähr alle Körnchen unterhalb vorbeigezogen, dann kommt das unsrige wieder an die Reihe u. s. f.; soll dagegen die Bewegung in einer anderen Richtung erfolgen, so läßt sich ganz genau beobachten, wie dieselbe durch einen solchen Körnchenstrom eingeleitet wird. Dank der vollsten morphologischen und anatomischen Gleichwerthigkeit des Sarkodeleibes in allen seinen Theilen ist mit diesem Mechanismus eine nach Richtung so allseitige, an Schnelligkeit so mannigfache und Präcision so staunenswerthe Bewegung möglich, wie wir dieselbe an einem so niedrig organisirten, einzelligen Lebewesen nicht vermuthen sollten. Geradezu entgegengesetzte Bewegungsrichtungen, die man oft genug beobachtet, können sich nun freilich auf die Dauer (außer im Theilungsfalle) nicht halten, doch kommen häufig mehr oder minder starke Richtungsdivergenzen vor, wenn dasselbe einzellige Individuum in zwei oder mehreren Strömen sich fortbewegt; auch in solchem Falle müssen natürlich die anderen Richtungen zu Gunsten einer, oder alle Ströme zu Gunsten eines neuen einlenken. In derselben Richtung bewegen sich ohne jegliche Schwierigkeit mehrere Ströme eines Individuums, die wie die Zinken einer Gabel ein Ganzes ausmachen, zugleich voran, sowohl ohne als mit Contact, und selbst noch im letzten Fall ohne und mit Anastomose. Ja ein und dasselbe Strombett, sozusagen, hat Platz für verschiedene Abstufungen, die hier in Schnelligkeit, dort im Ausweichen vor dem Zellkern u. s. w. bestehen. Vorzügliche Bewunderung müssen die Schnelligkeit und Präcision der Bewegung erregen. Allerdings kommt unseren nach weiten Dimensionen messenden Augen das Stückchen Weg, welches eine Amoebe etwa in

einer Viertelstunde zurücklegt, winzig vor und dem entsprechend halten wir die Bewegung für ein träges Kriechen. Doch nichts von alledem. Da ist ein Leben, eine Eile, eine Überstürzung an den Körnchen wahrzunehmen, die es allein erklärlich machen, wie eine am Millimeter zu messende Masse mit dem ihr eigenen Bewegungsmechanismus noch so schnell aus dem Gesichtsfeld des Mikroskopes entschwinden kann. Und dabei genügt das leiseste Zucken an einer Stelle, sei es im ruhenden oder fließenden Organismus, eine augenblickliche Bewegung oder Ruhe der nächsten Theile, oft sogleich des ganzen Thieres herzustellen. — Nehmen wir zu dieser Flußbewegung noch einen Taucher- oder Steiger-Apparat einfachster Art hinzu, und unsere Amoebe ist im Stande, in jeder beliebigen Höhe und Richtung sich fortzubewegen. Man beobachtet nämlich inmitten des Protoplasma-Leibes zuweilen einen oder mehrere kugelrunde Hohlräume, offenbar mit irgend einer Luftart gefüllt. Dieselben werden contractile Blasen genannt, und es hängt von der Amoebe ab, dieselben zu bilden oder aber verschwinden zu lassen, wie dieselbe auch, wenn vorhanden, mit den sie bildenden Protoplasma-Theilen voranbewegt wird. Das Resultat ihrer Entstehung resp. Neubildung kann nicht zweifelhaft sein, die Amoebe wird nach oben gerissen, wie sie beim Eingehen dieser Vacuole sinken muß.

Den Gebrauch dieses Bewegungsmechanismus, der dadurch besonders merkwürdig ist, daß sein Betrieb mit so wenig Stoffaufwand hergestellt und unterhalten wird, leitet, soviel sich beobachten läßt, der eine Tastsinn allein. Von irgendwie eigenthümlich ausgestalteten Organen ist ja überhaupt keine Rede, und von den niedrigsten Formen anderer Sinnesorgane, Pigmentfleckchen oder Gehörbläschen, kann nichts beobachtet werden. Aber auch beim Tastsinn, dessen Sitz, da die Außentheile des Thieres ja stets wechseln, die ganze Sarkode-Masse sein muß, ist keine Überleitung des Reizes durch Nerven auf Muskeln nöthig. Die anatomische Gleichwerthigkeit zieht auch die functionelle nach sich und so ist hier von einer Theilung der Arbeit noch keine Spur zu finden. Und dennoch kann man nicht behaupten, daß die Amoebe für ihre Verhältnisse mit nur dem einen Tastsinn stiefmütterlicher bedacht sei, als die höchst entwickelten Wirbelthiere mit ihren fünf Sinnen. Sehen wir uns nur einige Augenblicke den Kampf an, welchen eine solche Amoebe stundenlang mit einer Schiffchenalge (Navicula) führen kann. Letztere hat auch Eigenbewegung, die meistens in der Richtung der Längsachse ausgeführt wird. Da diese einzelligen Algen auch zu den Nahrungs-

mitteln der Amoeben gehören, so kann man oft beobachten, wie sie, sobald ihnen eine Navicula begegnet, dieselbe sogleich umfließen, um den eingeschlossenen Gast sofort allen Angriffen der Verdauung auszusetzen. Vor der unmittelbaren Wirkung schützt indeß der unverdauliche Kieselpanzer und so mag es der Alge gelingen, sich der schleimigen Umarmung des Amoebenleibes zu entziehen. Ihre Bewegungsfähigkeit ermöglicht Fluchtversuche mittelst Durchbruch, und zu solchen kommt es ohne Unterlaß. Da hat die Amoebe harten Stand, ihre Beute zu behaupten. Oft ist sie so klein, daß die gesammte Leibesmasse kaum genügt, die ganze Schiffchenalge mit einer dünnen Schicht zu umspannen, und doch ist es nöthig, der fliehenden Navicula in der Richtung des Durchbruches schnell einen Theil derselben als Riegel vorzuschieben. Dadurch wird aber die Flucht auf der entgegengesetzten Seite möglich und sofort muß ein Vorstoß dahin ab, um die auch schon veranlaßte zu vereiteln. In anderen Fällen ist zwar die Amoebe bedeutend größer, sie verwendet jedoch nur einen kleinen Theil ihrer Leibessubstanz, um ihre Beute gleichsam wie in Fesseln hinter sich herzuziehen. Da kreuzen sich dann nicht selten die zwei Interessen, einmal durch möglichst allgemeine Betheiligung aller Theilchen am Bewegungsmechanismus schnell vorankommen und zugleich den widerspänstigen Gefangenen genügend einzuschließen. Die Folge ist, daß die Amoebe oft aufgehalten wird; denn die schnelle Verstärkung der Eskorte ist bei der Einzelligkeit des Thieres gleich einem Sich-Rückwärts-Concentriren des ganzen Organismus. Auch hier ist es die große Schnelligkeit und Präcision, womit jedem Entkommen vorgebeugt wird, welche eine nicht minder große Ausbildung eines Tastsinnes voraussetzen, wie sie unmittelbar ein erstaunliches Bewegungsvermögen beobachten lassen. — Doch auch zur allgemeinen Sicherstellung ihres Amoebenlebens dient der Tastsinn. Ein leiser Druck auf das obere Deckgläschen des Präparates genügt, um wahrzunehmen, wie die Amoebe ihre Marschbewegung sofort einstellt und ihre Leibesmasse durch Zusammenziehen in Kugelform möglichst zu schützen sucht. Ist der Druck nur vorübergehend, so bleibt es auch bloß bei diesem Sicherheitsversuch; dauert derselbe dagegen an, so ballt sich die gesammte Sarkode-Substanz, den Kern in der Mitte, in eine Kugel zusammen und setzt rund herum pustelähnliche Knötchen gleichsam zur Vertheidigung an. Ganz ähnlich verhält sich die Amoebe, wenn man dem Wasser ein wenig Alkohol zusetzt. — Auch das Licht scheinen die Amoeben besonders zu lieben, doch auch hierfür bleibt uns nur der ganze durchsichtige Leib als Empfindungs-

organ und eine sehr allgemeine Veranlagung des Tastsinnes als Empfindungsart. Es ist nämlich leicht zu beobachten, daß die Amoeben mit eintretender Dunkelheit, schon ziemlich früh, sich in der oben beschriebenen Art zusammenziehen, jedenfalls aber sehr träge sind, ja an trüben Tagen kommen sie fast gar nicht aus diesem Zustand heraus. Ist es dagegen hell oder scheint die Sonne, wenn auch nur mit auffallendem Licht auf das Object unter dem Mikroskop, dann sind sie lang und weit ausgebreitet und äußerst geschäftig im Kriechen. An dunkeln Tagen oder des Abends genügt selbst das Petroleumlicht, um abermals neues Leben anzuregen.

Doch genug hiervon. Es mußte uns vor Allem darauf ankommen, zwei Thatsachen festzustellen: Erstens, daß die Amoebe außer einer bestimmten organischen Entwicklung, die sie als Individuum durchmacht (von der wir gleich noch sprechen werden), sich durch bestimmte Lebensthätigkeiten, Bewegung und Empfindung, auszeichnet; Thätigkeiten, welche das Vergleichsobject Haeckels, das einzellige Ei, nicht hat. Zweitens, in welchem Grade der Vollkommenheit diese Functionen auf so geringer Stufe der Differenzirung oder stofflichen Gliederung noch möglich seien. Vorzüglich in letzterer Beziehung sind die beobachteten Thatsachen von Wichtigkeit, indem sie uns klar zeigen, daß der Schwerpunkt des erfaßbaren Unterschiedes zwischen der organischen und anorganischen Natur keineswegs in das Gebiet der Morphologie oder Anatomie, sondern geradezu in das der Physiologie fällt. Nicht als sollte bei Bewegung oder Empfindung etwas ohne stoffliche Kräfte vor sich gehen, keineswegs — wohl aber, daß deutlich zu Tage tritt, die ausreichende Ursache, die Grundlage der Functionen ist in vielen Fällen eine solche, die mit unseren nur Mechanik und Stoff anzeigenden Beobachtungsmitteln weder aufgehellt wird noch aufgehellt werden kann. Nirgendwo, möchte ich sagen, ist das Object günstiger als in unserem Falle, wo weder Undurchsichtigkeit des Stoffes noch Complication von Organen den Einblick trüben. Und gerade hier ist es, wo wir die Verwendung eines Bewegungsmechanismus so elementärer Natur, wie das geringe Material ihn nur gestattet, in der Spontaneität und zweckdienlichen Bestimmtheit sehen, welche einzig und allein lebenden Wesen eigen ist.

Auch die Amoebe hat endlich, wie jeder selbständige Organismus, ihre eigene und eigenthümliche Entwicklung, als deren Höhepunkt eben unsere beschriebene einzellige Form dasteht und als deren Bedingung eine im äußeren Verlauf mehr als einfache Ernährung vorliegt. Wir brauchen es wohl

kaum hervorzuheben, daß, wenn irgendwo, gerade hier die Haeckel'sche Parallele zu Schanden werden muß, wenn man überhaupt da noch im Ernst eine solche anstellen will. Schon allein die Thatsache: die Amoebe hat eine selbständige Ernährung, macht jeden Vergleich mit dem einzelligen Ei, der über die Einzelligkeit beider hinausgeht, unmöglich. Nur so lange, als ich von Ernährung, Wachsthum, specifischer Entwicklung völlig absehe, bleibt in dem abstracten Begriff der Einzelligkeit etwas Gemeinsames. Allerdings hat auch die Eizelle Ernährung, aber nur in und durch einen anderen Organismus; sie hat Wachsthum, aber nur mit unmittelbarem Verlust ihrer Einzelligkeit; sie hat eine specifische Entwicklung, die sie aber je höher desto weiter von dem Amoebentypus entfernt. Kurz, die Verschiedenheit ist hier in allen Punkten so groß, daß, schwört man nicht vorher schon auf die Entwicklungslehre, jeder ernste Vergleich geradezu lächerlich, weil unverständlich wäre; auf dem Standpunkt derselben aber kann man hier keinen besseren Beweis oder Beleg finden, als das allbekannte darwinistische Axiom: Nach einander im System = Von einander in der Entstehung, dessen Richtigkeit nie erwiesen, sondern schlechthin vorausgesetzt wird — und doch ist das nichts Anderes, als den Satz in anderen Worten zum Beweis machen.

Die Ernährung der Amoeben geht nun, in vollem Gegensatz zur Ernährung des einzelligen Eies, nicht exclusiv durch Diffusion wässeriger Lösungen, sondern vorzugsweise durch Aufnahme und Einschluß fester Körper, fremder Organismen vor sich. Das größte Nahrungs-Contingent stellen die Vibrionen oder Zitterthierchen und die kleinen Diatomeen oder Schiffchenalgen. Wie die letzteren von den Amoeben gefangen werden, haben wir schon kennen gelernt. Den Vibrionen bilden sie einfachhin Gruben, indem unter denselben die Sarkode-Masse schlundförmig zurückweicht und dann über denselben allmählich zusammenschlägt. Auch das geht nicht ohne lebhafte Gegenwehr, besonders in den letzten Momenten, vor sich, jedoch meistens ohne Erfolg. Der kleine Leib einer solchen Vibrione ist dann in Zeit von fünf Minuten zersetzt und in kleine Theilchen aufgelöst, ähnlich so vielen anderen, die dann nach weiteren Umwandlungen, welche sich aber der Beobachtung entziehen, im Organismus ihre Verwerthung finden. Bei weitem länger widersteht die Schiffchenalge dem Zersetzungsproceß der Verdauung. Doch auch hier erliegt das in Kieselschalen eingeschlossene Protoplasma nach mehreren Stunden des schleimigen Verschlusses wenigstens der Erstickung; dabei kann es fraglich bleiben, ob die Amoebe je wirkliche Nahrung von

der Schiffchenalge gewinnt. Den regungslosen Kieselpanzer schleppt sie oft noch zwei Tage mit herum.

Blicken wir endlich noch kurz auf den Lebenslauf einer Amoebe, so schwindet, wie gesagt, jeglicher Anhaltspunkt für Vergleiche mit dem einzelligen Ei. Diesem steht zwar auch ein Lebenslauf bevor, doch damit stellt es sich uns als Anfangsstadium einer größeren Entwicklungsreihe dar, während die kurz entworfene Gestalt der Amoebe der Höhepunkt, das letzte Glied ihrer eigenthümlichen Entwicklung ist. Auch hier wiederum kann nur unter Voraussetzung des Haeckel'schen Satzes, daß die Ontogenie eine kurze Recapitulation der Phylogenie sei, die Höhe des Amoebentypus zur Grundlage einer ganzen Stammesentwicklung gemacht werden. Von einem Beweis der Descendenz kann also gar keine Rede sein. Einer kühnen, geradezu verwegenen Genialität gegenüber ist aber Vorsicht doppelt nöthig, denn ein Kriterium der Wahrheit liegt darin gerade nicht. Auf jeden Fall bleibt das, worauf auch von competenter Seite aufmerksam gemacht wurde, zu erwägen, weßhalb die Recapitulation gar so wählerisch ausfalle, einige supponirte Entwicklungsstadien nur so eben streife, die meisten unrecapitulirt liegen lasse, und schließlich „ein von der Wissenschaft noch gar nicht gewürdigter Umstand, daß nämlich in der Ontogenie Bildungen auftreten, von denen die Stammesentwicklung gar nichts weiß"[1]. Von diesen Vorwürfen kann natürlich nur der erste in das Stadium des Vergleiches fallen, welches wir vor Augen haben, wo es sich auf der ersten Stufe der Ontogenie um ein einzelliges Ei, auf jener der Phylogenie um die stellvertretende Amoebe handelt. Hier streift in der That das Anfangsglied der Ontogenie das erste Stadium der supponirten Phylogenie so schwach, daß die Ähnlichkeit rein statisch und, wir möchten sagen, momentan ist. Der geringste Schritt in der ontogenetischen Entwicklung, und es ist aus mit allen Anhaltspunkten, denn dieser erste Schritt macht aus einer Zelle zwei. Die Amoebe aber ist und bleibt ihr ganzes Leben einzellig.

Man findet nicht selten stark entwickelte Amoeben, welche in ihrer Leibessubstanz bis gegen 10 braune, stark glänzende Kügelchen hin und her wälzen. Jedes derselben ist von einer hellen Sarkode-Schicht umgeben; es sind Sporen, oder Knospen könnten wir besser sagen, welche später isolirt sich allmählich zu Amoeben entwickeln. Meistens scheint sich die alte Amoebe einfachhin aufzulösen, zu zerfließen und dadurch diesen

[1] Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. Zweite Auflage. S. 6.

Sporen oder Knospen Selbständigkeit zu geben. Die frühere helle Protoplasma-Schale entsendet nun feine Protoplasma-Strahlen radienartig von der Kugel aus, Tentakeln, die sich deutlich bewegen und Nahrungsmittel fassen können; eine schwache Rollbewegung der ganzen Spore kommt hier zu Hilfe. In diesem Stadium bleibt die Amoebe ungefähr einen Tag; während dessen geht eine Auflösung der einzelnen größern Körner in viele kleine Körnchen vor sich, so daß gegen Ende eine kleine Kugel vorliegt, die deutlich aus hellem Protoplasma und feinen Körnchen besteht. Diese kleine Kugel vermag sich auch zu bewegen; doch ist es noch nicht das ruhige Fließen der vollkommen entwickelten Amoebe, sondern ein hastiges Ausstülpen von Kugelkappen, welches sie voranbringt. Auch fehlen in diesem Stadium noch der Zellkern und die contractile Vacuole. Nach ebenfalls einem Tag derartiger Überstürzungen tritt abermals die ganze Masse in Kugelform zusammen. Ortsbewegung fehlt total, aber im Inneren gährt es, wie die tanzende Bewegung der feinen Körnchen verräth. Offenbar geht hier eine Organisation des Materials vor sich, denn die körnige Masse zieht sich in der Mitte zusammen; gelegentlich kann man jetzt den jungen Zellkern wahrnehmen und ebenso die Vacuole, welche hier zum ersten Mal gebildet werden kann. Von Zeit zu Zeit werden Ausstülpungen der hellen Sarkode-Massen versucht, bis es allmählich ernst wird und eine von diesen den Anfang der oben beschriebenen Fließbewegung bildet. Nun ist der Typus erreicht, Ernährung und Wachsthum können jetzt das Weitere besorgen. Vorzüglich in den ersten Tagen kommen, und auch wohl wiederholt, die Theilungen in zwei Organismen vor. Keineswegs indeß trifft es zu, wenn man wollte glauben, die dürftige Organisation ermögliche es, daß jedes beliebig abgetrennte Protoplasma-Stückchen ungestört weiter lebe. Die Beobachtung lehrt, daß nicht nur diese kleinen Theilchen sofort absterben, sondern daß selbst der größere Organismus der Verwundung erliegt.

Somit hätten wir denn die Amoeben betreffs ihrer Anwartschaft auf den Titel Urahnen des organischen Lebens untersucht. Wäre dieselbe irgendwie in der Wirklichkeit begründet, so hätte das Resultat ein total verschiedenes sein müssen. So aber mußte es sich herausstellen, daß dieser Titel, denselben nur im Lichte und auf Grund eines vorher angenommenen Standpunktes zuerkannt, in der Beobachtung nicht nur keine Stütze, vielmehr directe Angriffe findet. Allerdings hat die antidarwin'sche Beobachtung kein anderes Material, als die Anhänger Darwins be-

sitzen, und sowohl pro als contra kann aus demselben unmittelbar nur auf Übereinstimmung oder Nicht-Übereinstimmung mit den Forderungen, welche die Annahme stellt, erkannt werden. Das Endergebniß aber ist seiner Natur nach ein total verschiedenes. So schwach auch die Übereinstimmung zwischen Amoebe und einzelligem Ei für die Wirklichkeit einer phylogenetischen Entwicklung eingetreten wäre, hätte sich wirklich eine solche ergeben — vom „kann" zum „ist" läßt sich mit analogen Bildungen keine Brücke schlagen —, so stark spricht die gefundene Differenz dagegen. Denn der ganz im Sinne unserer Gegner geführte Nachweis der Unmöglichkeit jener Entwicklung schließt um so mehr jede Wirklichkeit derselben aus. Doch wollten wir selbst im Interesse der gesunden Logik nicht so weit gehen, das Eine bleibt bestehen: der versuchte Beweis Haeckels ist total mißlungen. Als Urahnen des organischen Lebens gehören die Amoeben in dieselbe Klasse mit Eozoon und Bathybius — als niedrigste Formen unseres Thierreiches haben sie ein hohes Interesse für Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Hermann Jürgens S. J.

Dichterklänge aus Westphalen. III.[1]

Wer kein ganz sauberes Gewissen oder nicht ganz Vorzügliches zu melden hat, soll die Leute nicht allzu lange auf sein Kommen oder auf seine Gabe warten lassen, denn nichts gibt dem Menschen eine solche Neigung zum Kritisiren und Räsonniren, als die Ungeduld des Wartens. Daß der Dichter von „Dreizehnlinden" uns Jahr um Jahr auf seine kleineren Dichtungen hat warten lassen, war seinen Freunden gegenüber nicht schön, aber von seinem Standpunkte aus mag es wohl klug gewesen sein. Er wollte der größeren Arbeit erst Zeit lassen, sich in Deutschland einzubürgern. Daß dazu volle drei bis vier Jahre nöthig waren, dürfte einem Ausländer wohl etwas merkwürdig erscheinen, wenn er die Hunderte von stoffbedürftigen kritischen Organen bei unserer kritischen Nation betrachtet und die anerkannt geringe Anzahl wirklich tüchtiger Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur in Erwägung zieht. Aber es scheint, daß die Telegraphen gewisser Redactions-Bureaux für gewisse Depeschen versagen und daß es bedeutender Umwege und langer Verzögerungen bedarf, um beispielsweise eine katholische Dichtung wie „Dreizehnlinden" in Leipzig oder Berlin anzumelden. Glück-

[1] Gedichte von F. W. Weber. 8°. 333 S. Paderborn, F. Schöningh, 1882. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXI. S. 74 ff. u. 173 ff.

licherweise ist jedoch bis heute wenigstens kein Vorschlag zur Monopolisirung der Kritik und Recension gemacht worden, und so haben wir Katholiken noch das Vergnügen, uns des Schönen wenigstens ein paar Jahre früher freuen zu dürfen, ehe es den Großpächtern der nationalen Ästhetik gefällt, uns die eigene Waare anzubieten.

Aber endlich sind sie nun doch gekommen, die liberalen Empfehlungen „Dreizehnlindens" und — F. W. Webers Gedichte. Mit welcher Erwartung wir das Büchlein aufgeschlagen und durchflogen haben, läßt sich nicht so leicht sagen. Viel Neugierde war dabei im Spiele, aber auch eine gewisse Besorgniß, es könne ja absolut möglich sein, daß an dem Bilde des Dichters, wie es die Phantasie und Liebe sich ausgemalt, doch mancher Zug zu geschmeichelt sei und die neue bunte Sammlung Dinge enthalte, welche diese ideellen Züge unbarmherzig verwischen müßten. Gott sei Dank! die „Gedichte" haben uns über den Sänger von „Dreizehnlinden" keineswegs enttäuscht. Was in dem Epos in bunter Verschmelzung des epischen, lyrischen und didaktischen Elementes nur dem secirenden Verstande zum Bewußtsein kam, das liegt in der Gedichtsammlung auch dem Alltagsleser klar und abgeschlossen in sich vor Augen; die drei Gruppen: Lieder, Sprüche und Balladen, weisen Weber in jeder der drei Dichtungsarten einen hohen, unbestreitbaren Platz an.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche bei aller Hochachtung vor „Dreizehnlinden" im Ganzen doch Einzelnes tadeln zu sollen glauben. Wir selbst haben zur Zeit freimüthig ausgesprochen, daß neben anderen Mängeln ein zu starkes Hervortreten des didaktischen Momentes mit den störenden Anspielungen auf moderne Übelstände nicht gerechtfertigt sei. Andere meinen — und wir möchten nicht sagen, mit Unrecht —, daß trotz des ausgesprochen epischen Charakters der Erzählung die eigentlichste Schönheit derselben doch mehr in dem malerischen und lyrischen Element liege, welches mit einer seltenen Meisterschaft und Feinheit behandelt ist. Wie dem auch sein mag, „Dreizehnlinden" hat einen unbestrittenen Vorzug vor hundert und aberhundert „epischen" Dichtungen der Neuzeit: es hat, wie man zu sagen pflegt, „durchgeschlagen". Die „alten Herren" mögen mit ihren Praeceptis und Regulis kommen und dieß zu kurz und das zu lang finden, diesen Passus in das genus lyricum, jenen in das didacticum weisen und mit vieler Gelahrtheit und Belegschaft aus Aristoteles, Horatius, Vida ꝛc. darthun, daß „Dreizehnlinden" keinen Anspruch auf ein classisches Epos machen könne. Pacem habeatis amici, wenigstens müßt ihr gelten lassen, daß die Dichtung wie das Genie den Erfolg für sich hat, während das Talent mit all seinen Regeln es nie zu so etwas bringen wird. Aber die Mode!? Hat nicht einst die „Amaranth" einen noch merkwürdigeren Erfolg gehabt und die gesunde Kritik doch später eingesehen, daß wir mit dieser Theeblüthe auf dem falschen Wege waren? Es wäre wirklich eine lohnende Aufgabe, eine Studie darüber zu schreiben, in welchen Elementen die Dichtungen Redwitz' und Webers sich berühren, in welchen sie auseinandergehen und welchen von beiden sie ihren großen Erfolg zu verdanken haben. Der religiöse Grundton und die Liebe

sind beiden gemeinsam — und doch wie verschieden treten sie bei beiden in die Erscheinung! Um den außerordentlichen Erfolg der „Amaranth" richtig zu erklären und dem eigentlichen Verdienst der Dichtung selbst näher zu kommen, müssen wir uns die Zeit vergegenwärtigen, in welcher sie erschien. Die geistige Abspannung nach der fieberhaften Erhebung des Jahres 1848 war wie eine Brutatmosphäre für die ungesunde Sentimentalität, gleichwie zur Zeit der Blutrevolution die tändelndsten Schäfereien an der Mode waren. Dann aber — und das ist die Hauptsache —, sowohl Katholiken als gläubige Protestanten fühlten sich gehoben und begeistert, als sie so unerwartet einen Dichter erstehen sahen, der, wie kaum ein zweiter bis dahin seit einem Jahrhundert, die christliche Lebensanschauung zum Grundton seines Liedes gemacht, ja das Kreuz mit männlichem Muthe als Kampfeszeichen gegen die ungläubige Kunstrichtung erhoben hatte. Daß man neben einem so unbestrittenen Vorzug die zahlreichen und radicalen Mängel übersah, läßt sich nur zu leicht begreifen; leicht begreifen aber auch, daß nach der ersten Begeisterung ein sehr gefährlicher Rückschlag erfolgen mußte, wie er denn auch keineswegs ausgeblieben ist. Daß später wieder Einige in der Verurtheilung ebenso das richtige Maß überschritten, liegt in der Natur der Sache. Nehmen wir dagegen „Dreizehnlinden". Zu läugnen ist nicht, daß bei einem guten Bruchtheil der Leser der Hauptvorzug des Gedichtes in der polemischen Stellung desselben zu dem „Culturkampf" liegt. Wie ein befreiender Blitz und Donnerschlag erscheint dieses Trutzlied an dem religiös-politischen Himmel Deutschlands, an dem freilich die elektrische Spannung in jenen Tagen auf's Höchste gestiegen war. Daß die polemische Tendenz bei der Dichtung und dem Dichter Absicht sind, liest sich nicht nur aus ersterer unzweifelhaft heraus, sondern ist auch von letzterem bei einer feierlichen Gelegenheit ausdrücklich betont worden. Diese selbe Tendenz, die ja an und für sich erlaubt, künstlerisch berechtigt und dichterisch fruchtbar ist, hat trotzdem den Dichter verleitet, wirkliche Auswüchse an seiner herrlichen Schöpfung zu dulden — weil eben diese Auswüchse seiner Tendenz in den Augen Vieler weit trefflicher dienten, als die in der Dichtung selbst hervortretende, freilich nur dem aufmerksameren Leser verständliche, weil echt künstlerisch aufgelöste Energie der Thatsachen. Diese Auswüchse nun werden mit der Zeit, die ihr Entstehen bedingte und ihre Fehlerhaftigkeit gewissermaßen in einen Vorzug verkehrte, auch ihr Prestige verlieren, wie sie schon keineswegs auf das Urtheil der liberalen Kritiker haben angenehm einwirken können. Es muß also etwas Anderes gewesen sein, was *trotz* dieser Tendenz der Dichtung auch drüben Eingang und Anerkennung verschafft hat. Und gerade in diesem „Anderen", wir meinen in der tiefen, männlich gesunden Lyrik, der poetischen und ganz christlich-religiösen Lebensauffassung und der originalen, seltenen Gestaltungskraft nebst der homogenen Sprachbeherrschung, ist nicht bloß der jetzige *allgemeine* Erfolg „Dreizehnlindens" zu suchen, sondern wird auch der *dauernde* Erfolg desselben begründet sein. Da „Dreizehnlinden" nichts Übertriebenes, Überspanntes hat wie „Amaranth", wird auch kein Rückschlag zu fürchten sein. Die *Mode* hat „Dreizehnlinden" nicht groß gemacht, aber

die Mode wird es auch nicht veralten lassen. In „Dreizehnlinden" pulsirt vom ersten Vers bis zum letzten gesundes dichterisches Leben; dieses Leben aber wird frisch und lebendig bleiben, so lange noch Herzen schlagen und noch mit dem letzten Menschen ein letzter Kunstfreund auf Erden weilt. Ob nun „Dreizehnlinden" ein strenges Epos im Sinne der Alten, eine romantische Erzählung im Sinne des Mittelalters oder ein modernes Mischgenus ist, lassen wir unerörtert — es ist ein interessantes Gedicht und trägt die Berechtigung seiner Art in seinem, keinerlei Nebenumständen zuzuschreibenden Erfolg.

Für den Dichter der „Amaranth" wurde das Erscheinen seiner anderen Schöpfungen fatal. Selbst den besten Freunden machte „das Märchen" schon große Ungelegenheiten, und die Feinde triumphirten, daß in diesem Werke das Ungesunde seiner älteren Schwester so unverhohlen zu Tage trat und das Tändeln mit Sonnenschein und Waldesduft, mit Vogelgesang und Wellengerieſel als das erschien, was es schon in der „Amaranth" gewesen war — ein Abirren der Kunst, eine geistige Kraftlosigkeit des Dichters. Die „Gedichte" vermochten das wankende Gebäude des Redwitz'schen Ruhmes ebenfalls nicht zu stützen; schon durch die unkritische Auswahl des Gebotenen und die allzugroße Menge des Unbedeutenden konnten sie die innere Schwäche nicht verbergen.

Anders bei F. W. Weber. Die „Gedichte" beleuchten auch hier, wie dem nicht anders sein kann, in ihrer Weise die früher erschienene Erzählung, aber mit ganz anderem Erfolge, als bei Redwitz. Was in der Erzählung wegen seiner in etwa unkritischen Mischung Bedenken erregt hatte, das tritt uns in den Gedichten, jedes für sich, als Ausfluß einer seltenen Kunstfülle, einer ungewöhnlichen Kraft dichterischer Begabung entgegen.

Lyrik, Didaktik, Epik, die drei Grundelemente von „Dreizehnlinden", bilden auch die drei Hauptgruppen der „Gedichte". Und, seltsam! die Didaktik, sonst die große Schwäche selbst hervorragender Poeten, bildet unläugbar ebensowohl den Glanzpunkt der „Gedichte", wie sie die Hauptanziehungskraft der Erzählung ausmachte. In der Lyrik darf Weber kühn mit jedem Modernen um die Palme ringen: an Tiefe des Gefühls, Klarheit des Gedankens, Bilderreichthum und Ideenschwung weicht er ebenso wenig Jemanden, als er in der Melodie der Sprache und Weichheit des Verses keinem unserer besten Meister nachsteht. In der Epik bietet er uns Beispiele der Ballade jeglicher Art: orientalisch, altclassisch, mittelalterlich, modern; Erzählungen jeglichen Inhalts: phantastisch, realistisch, lyrisch, dramatisch, komisch und tragisch — und in Ballade wie Erzählung dürfen sich seine Leistungen kühn in jeder Anthologie zeigen, auch in unmittelbarster Nähe Göthe's, Schillers und Uhlands. Eine Fülle des Gefühls, eine diamantreine Klarheit der Entwicklung und des Gedankens vereinen sich hier wie nur selten mit jener classischen Nüchternheit — d. h. meisterhaften Mäßigung in der Ausführung. Dieses Lob mag als übertrieben erscheinen; wir glauben aber nicht, daß die Zeit ihm widersprechen wird. Ebenso wenig fürchten wir eine Einwendung, wenn wir ferner behaupten, daß die originalste Seite der Weber-

schen Kunst die Didaktik, d. h. die poetische Betrachtung, die Spruchpoesie in weiterem und höherem Sinne ist. In unserer Literatur seit Opitz spielt die Didaktik eine bedeutende Rolle, da nach des Meisters Grundsatz ja die Kunst vor Allem nützen, d. h. belehren sollte. Leider flossen aber im Allgemeinen die Kunstwässerlein zu jenen Zeiten durch sandige Bette, und vor lauter Lehrbegierde ward das Gedicht philisterhaft und knöchern. Die französischen Muster thaten das Ihrige, und so erhebt sich denn meistens das Lehrgedicht nur selten zur Poesie. Die Meister unserer neuclassischen Periode: Herder, Göthe, Schiller ꝛc., vernachlässigten das Genus nicht ganz und erhoben es, wie die übrigen Gattungen, in idealere Regionen. Im Allgemeinen jedoch fand mit Ausnahme des Epigramms und der Satire die Gedankenpoesie wenig Freunde in unserem Jahrhundert der Lyrik, und da kommt Weber wie gerufen, uns durch sein Beispiel wieder auf die schönen Spruchdichtungen des Mittelalters hinzuweisen. Viele seiner Sprüche reihen sich würdig in Ton und Gehalt den Übersetzungen an, welche er uns als Proben der Vorzeit gegeben hat. Melodisch wie ein Lied, nachdrucksvoll wie die Mahnung eines Vaters, tief aus dem Herzen quellend und ganz getaucht in christkatholische Lebensanschauung, voll gesunden Humors und glücklicher Bilder, bald elegisch angehaucht, bald keck mit dem Ellenbogen sich Platz machend, werden die meisten dieser Sprüche eine Lieblingslectüre besonders des gereiften Mannes werden, der aus eigener Lebenserfahrung gelernt hat, welch eine Fülle der Wahrheit und des Lebens in diesen Zeilen verborgen liegt.

Der Gesammteindruck der Weber'schen „Gedichte" bei aller Verschiedenheit der Gattungen ist und bleibt ein durchaus einheitlicher, sie verrathen alle im Dichter den charakterfesten, mit Gott und allen guten Menschen in Frieden lebenden, geprüften und gereiften Mann, der mit sich und der Welt im Klaren ist. Dieser Eindruck ist nicht hoch genug anzuschlagen, weil er sich wie der Duft ungesehener Blumen unwillkürlich des Gemüthes bemächtigt und die Seele vom Dunst des Alltagslebens erfrischt und zum eigenen Kampfe stärkt. Wenn im Allgemeinen gegen Dichter und Dichtungen beim gesunden Volke das Vorurtheil herrscht, als ob beides „leichte Waare" sei, so sind die Dichter im Durchschnitt an dieser Ansicht nicht ganz unschuldig. Um so wohlthuender muß es daher sein, wenn der Träger der schönen Himmelsgabe, seines hohen Berufes eingedenk, vor Allem Sorge trägt, ein Charakter und ein Mann zu sein, der die nach außen in Kunstschöpfungen wiederzugebende Harmonie zuerst in seiner eigenen Seele durch ernsten Kampf und einheitliches Streben nach oben hergestellt hat.

Fragen wir nun nach dem vorhin angedeuteten Grundton der Dichtungen, so müssen wir als solchen, dem eben Gesagten zufolge, einen seltenen Lebensernst bezeichnen, der lieber zu einer milden Schwermuth als zu unbefangener Lebensfreude neigt. Selbst in den zwei oder drei Liebesliedern verläugnet sich dieser Grundaccord keineswegs. „Den Leichtlebigen" (122) ruft Weber zu:

„Ihr lacht, derweil die Zeit verstreicht,
Leer bleibt der Kopf, das Herz noch leerer:

Gewiß, das Leben ist euch leicht,
Das Sterben wird euch um so schwerer."

Und über das „Todtlachen" (127) hat er noch ein bittereres Wort:

„Todtlachen scheint ein Widersinn,
Und doch ist mehr Verstand darin,
Als Manche meinen.
Oft bringt das Lachen Leid und Noth;
Es lachen sich mehr Menschen todt,
Als sich todtweinen."

Aber nicht in dumpfem Hinbrüten und faselnder Melancholie soll das Leben verstreichen, auch nicht in leerem Wortgefecht und redseliger Faulheit. Den Schwätzern widmet er ein gutes Sprüchlein in's Stammbuch:

„Was Einer spricht,
Sei kurz und schlicht,
Nicht phrasenhaft,
Fraubasenhaft.
Nun merke das:
Ein leeres Faß
Gibt lauten Schall,
Und Redeschwall
Zeigt Jedermann
Den Lügner oder Thoren an." (136)

Immer und immer wieder kommt der Dichter auf ein Thema zurück, das er mit einer seltenen Energie bei dem prosaischsten aller Namen nennt. „Arbeit!" ja wer das unserer Jugend genugsam zurufen und auch dem erwachsenen Geschlecht eindringlich genug an's Herz legen könnte! Doch soll es eine geheiligte, christliche Arbeit sein (112):

„Das Leben ist eine große Noth,
Noch eine größ're ist der Tod.
Für das Leben und für das Sterben
Vier Dinge muß man erwerben:
Für das Leben ein Haus, ein Kleid und Brod,
Und Gottes Huld für den bitt'ren Tod. —
Doch irdisch Streben und himmlisch Ringen,
Wie sollen die zusammenklingen?
Ein frommer Sinn durch die Wolken strebt,
Und weltlich Trachten am Staube klebt. —
Nun schaffe nur leise, leise
Ein Jeder in reiner Weise
In seinem Kreise früh und spät:
Die Arbeit ist das beste Gebet."

Die Arbeit ist Gebet, wenn und weil sie aus Gehorsam gegen Gott geübt wird, und da sie zugleich eine von Gott bestimmte Strafe der Sünde ist, so trägt sie nothwendig den Charakter der Sühne — die Bitterkeit. Sich der sauren Arbeit entziehen wollen, hieße sich selbst täuschen (131):

„Beschäftigung ist Manchem lieb und werth,
Gemächlich mag er dieß und das verrichten:
Das Tasten und das Tappen frommt mit nichten,
Nur saure Arbeit ist's, die ehrt und nährt."

Wie hoch und edel denkt der Dichter besonders von der Handarbeit (133):

„Gar manches Knopfloch ist verziert,
Weil Mancher dieß und das vollführt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leistung Ehr' und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen."

Und will Jemand erfahren, was er thun soll (134):

„Wenn du am Scheidewege stehst
Und Pflicht und Wunsch den Kopf verwirren,
Du wirst im Pfad nur selten irren,
Wenn du den unbequemsten gehst."

Aber bei allem Schweiß und aller Bitterkeit „nur Muth" (133):

„Und soll es sein und muß es sein,
Da hilft kein Zieren und Flennen;
Greif' in die Nesseln frisch hinein,
So werden sie dich nicht brennen."

Einen stichhaltigeren Trostgrund gibt uns freilich der Dichter an einer anderen Stelle in dem schönen Spruch: „Eine That" (100):

„Auf Adlerschwingen stürmt die Zeit: es naht
Ihr Schnitter dir, der Tod, mit leisem Schweben.
Dein Staub gehört dem Staub; dein bess'res Leben
Gott und der Welt, und Beiden deine That.
Ihr Schuldner bist du längst, schon längst gewesen:
Was säumst du noch, dein altes Pfand zu lösen?
O Jüngling, eine That, so lang noch heiß
Und ehrbegierig deine Pulse schlagen!
Mann! eine That, ein frommes, frisches Wagen,
O, eine That noch vor dem Sterben, Greis!
Und kannst du nicht durch Denken oder Dichten
Auf deiner Bahn ein stolzes Mal errichten;
Und kannst du nicht mit Meißel oder Schwert
Für späte Enkel in die gold'nen Scheiben
Der Weltgeschichte deinen Namen schreiben:
Bescheide dich! des Werks Verdienst und Werth
Wird nach des Mannes Sinn und Kraft gemessen:
Wer seinen Brüdern nützt, bleibt unvergessen.
Grab' einen Quell aus dürrem Wüstensand,
Pflanz' einen Baum in ödes Haideland,
Auf daß ein Wand'rer, der nach vielen Jahren
An deinem Born sich labt und Früchte bricht
Von deinem Baume, froh dich segnend spricht:
Ein guter Mensch ist dieses Wegs gefahren."

Mit einer solchen Ansicht vom Werth, von der Nothwendigkeit und Bitterkeit der Arbeit, d. h. der Pflichterfüllung in jedem Stande, kann sich nur ein hoher Lebensernst vereinen. Daß derselbe beim Dichter bisweilen zur Schwermuth neigt, mag neben der persönlichen Anlage wohl hauptsächlich in dem Beruf des Dr. Weber seinen Grund haben. Ein Arzt lebt in so vertrautem Verkehr mit der traurigen Kehrseite des Lebens, ist so unaufhörlich Zeuge menschlichen Elends an Leib und — Seele, daß er entweder bald gegen jedes Leid Anderer abgestumpft werden muß, oder aber einer gewissen, gewohnheitsmäßigen Schwermuth und Trauer anheimfällt. Wie weiß uns Weber aber oft in kurzen Zügen eine Sterbebetts-Scene voll ergreifender Trauer (124: „Bitterer Tod") oder zarter Rührung (123: „Das sterbende Kind") zu entwerfen! Man fühlt, er hat an diesen Todeslagern selbst gestanden. Auch will uns bedünken, als könne nur ein Arzt auf seinem täglichen Rundgang zu den Kranken seines Landbezirkes auf eine so drastische, lebensvolle „Frühlingstrauer" verfallen. Ihn muß vor Allem der Widerstreit in Natur und Menschenleben ergreifen, wenn er so von Schmerzenslager zu Schmerzenslager wandert — draußen das warme, frohe, weiche Locken der tausend Lebensstimmen, und drinnen das kalte, bange Stocken der Lebensgeister, das Abschiednehmen und das Sterben . . .:

„Mein Herz ist unmuthsvoll und schwer,
Und trauern muß ich immer mehr,
Daß bei des Lenzes Auferstehn
So Mancher soll zu Grabe gehn."

Eine fernere Ursache zu der traurigen Grundstimmung der Gedichte mag dann auch wohl manches persönliche Leid gewesen sein. Nicht als ob in den lyrischen Gedichten irgend ein Kokettiren mit selbsterlebtem Schmerz sich breit machte, oder als ob der Dichter den Leser viel mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigte; aber so gänzlich läßt sich doch nicht alles Persönliche zurückdrängen, daß es nicht bisweilen auch unwillkürlich sich in Worten Luft machte. So sagt der Dichter in dem schönen Gedicht: „Wallfahrer":

„Die Stirne glüht! der Weg war schattenlos,
Wie alle Wege, die ich wandern muß;
Steil war der Berg und hoch, wie alle Berge,
Die ich ersteigen muß." (51)

Und wie unsäglich rührend, tieftraurig und heimwehvoll ist das Lied: „Beim Tode meines Bruders" (48):

„. . . Dir that so unsanft diese Welt,
Vergiß sie unter'm Palmenzelt,
Vergiß sie in der andern; —
Ich muß noch wandern.

„Und bring' der Mutter Gruß auf Gruß
Von Ihrem, der noch wandern muß,
Und sag', er sei im Lieben
Ihr treu geblieben.

„Und sag', sein Kopf sei greis und alt,
Wohl käm' er gern, wohl käm' er bald:
Zwei Blumen hab' er im Garten,
Der müss' er warten."

Mit dem „Kreuzfahrer" singt auch der Dichter das herrliche „Abendlied" mit dem einfachen und doch so rührenden Refrain:

„O Gottesstadt, du hehre,
Die mir mein Traum versprach,
Durch Wüsten und durch Meere
Zog ich dir sehnend nach.
Wo ragen deine Zinnen
Golden in's Morgenroth?
Wann werd' ich dich gewinnen,
Wann endet meine Noth?
Ich will zur Herberg' fahren." (39)

Dem in der Jugend geträumten, aber nicht eingetroffenen Glück widmet Weber eines seiner schönsten Lieder („Das Glücksschiff", 22). Aber statt des „Glückes" hat der Mann etwas Besseres gefunden, und das eben ist es auch, was diese Lieder, so traurig sie oft auch klingen mögen, wie ein gesundes Salz vor der Fadheit des Weltschmerzes und thränenseliger Melancholie, d. h. vor weibischer Schwäche bewahrt. Hören wir es den Dichter selbst in seiner körnigen Sprache uns verrathen (109):

„Was gift'ge Zungen dir auch zischelnd künden,
Was eitle Blätter dir auch rauschen mögen:
Eins mußt du tief und treu im Herzen hegen,
Daß nirgend Heil, als nur im Kreuz zu finden.

„Trau' du den Weisen nicht, die Thorheit lehren,
Nicht falschen Worten, die das Wort verkehren.
Und schlaf' ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst du stets bewahren im Gedächtniß
Als meiner Liebe theuerstes Vermächtniß:
Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden."

Und wie weiß der Dichter die Klage zurückzuweisen, als ob das Kreuz eine unverdiente Last, eine zu schwere Sühne sei:

„Du senkst den Blick mit unmuthschwerem Grollen,
Du weinst und klagst dein unglückselig'es Loos:
O Erdenkind, ist denn dein Leid so groß?
Was menschlich ist, das mußt du dulden wollen.
Der bleiche Engel, der die Schmerzen trägt
In jedes Haus, in Königsburg und Hütte,
Auf seid'ne Pfühle und des Bettlers Schütte
Stillweinend seine Dornenkränze legt;
Der, von des Mondes Dämmerlicht umflossen,
An jeder Wiege seufzend niederkniet
Und singt das alte, lange Trauerlied

Dem Köhlerkinde wie dem Fürstensprossen:
Soll er vorübergeh'n an deiner Thür'?
Ward dir beim Eintritt in dieß arme Leben
Ein Freibrief, ward ein Glücksbrief dir gegeben,
Vor allen Staubgebornen einzig dir,
Du ungestümer Forderer? Sprich, wofür?..." (97)

Und wo und wie sucht der Dichter wieder Trost in all dem Leiden? Immer und immer wieder klingt der Grundton seiner männlichen, tiefreligiösen Seele durch: Gebet und Arbeit, Ora et labora!

„... Dieß Eine aber lernt' ich klar erfassen,
Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre.
Nun will ich, bis erlahmen meine Nerven,
In hartem Dienste fort und fort mich mühen,
Und, da so hoffnungsreich die Sterne glühen,
Im Sternenmeer vertrauend Anker werfen." (103)

Das ist, meinen wir, echter Lebenswein in goldener Schale. Und jene kernige, gesunde Demuth des Herzens, wie sie dem Manne der Selbsterkenntniß und Lebenserfahrung geziemt, wie redet sie so ungeschminkt aus dem herrlichen „Bettlerlied"! Wie spreizt sich da zuerst der Stolz mit seinen Forderungen:

„Was Gott uns gibt aus reiner Huld,
Das däucht uns auf verjährte Schuld
Abschläglich nur entrichtet;
Denn wir, Halbgötter von Beruf,
Wir sind doch Wir, und der uns schuf,
Der ist uns auch verpflichtet!"

Trefflich wird nun in einer späteren Strophe jenes arrogante „Wir sind doch Wir!" in den Mund der Demuth gelegt, und da klingt es freilich etwas anders:

„Du lieber Gott! wir sind nur Wir!
Verzeih' uns Trotz und Ungebühr,
Wie frech wir uns erkühnen!
Betracht' uns mit Barmherzigkeit
Und gib: Du gibst uns jederzeit
Viel mehr, als wir verdienen." (115)

Ähnliche Gesinnung spricht das Gedicht „Seefahrt" aus; allein wir können unmöglich alles Schöne hier weiter berühren und machen zum Schluß unseres Rundganges noch kurz auf die Mahnung zur Nächstenliebe aufmerksam, die zwar wohl zunächst sich an Eheleute, dann aber auch an uns Alle richtet:

„Zwei Schiffer im kleinen und morschen Schiff,
Die sollen einander nicht knuffen und schlagen.
Das ist der Weisheit Inbegriff,
Daß wir der Eine den Andern tragen

Mit vieler Huld und großer Geduld,
Und dann: ‚Vergib uns unſ're Schuld!'
Zum lieben Gott zu ſagen."

Unter dieſer „Liebe" iſt keine falſche Toleranz zu verſtehen. Das weiß auch der Dichter und mahnt uns:

„Du reichſt nicht aus mit: ‚Bitte ſchön!'
Die Welt iſt grob und ungezogen
Und liebt es, dir im Weg' zu ſteh'n.
‚Hübſch Raum, ihr Herrn!' — Man will nicht geh'n?
Schaff' Raum: du haſt zwei Ellenbogen." (138)

Allein dieſe unliebſame Art ſoll nicht angewendet werden, wo Nachſicht und Duldung am Platze wäre:

„Greift Jemand deinen Glauben an,
Du ſchweigſt als duldſam milder Mann;
Doch rührt er an deine Meinung,
Gleich fährſt du auf zur Verneinung."

Unter den Gründen, welche wohl des Dichters Trauer und Ernſt erklären können, haben wir einen zu erwähnen vergeſſen. Weber hat einen Blick in das große Lebensgetriebe gethan, und dieſer Blick hat ihn mit Bitterkeit gegen die ganze große Lüge der Welt erfüllt. Wie ein Stück aus den beſten Scenen des „Fauſt" lieſt ſich jene Standrede auf die „Weltgeſchichte":

„Lies die Geſchichte im Ganzen und Großen,
Du wirſt dich nicht zu ſehr erboſen,
Dich unterweilen ſogar erbau'n
An braven Männern und guten Frau'n.
Doch wenn du in's Beſond're gehſt,
Der Dinge Zuſammenhang verſtehſt,
Und ſpürſt die Liſt der Inſceneſetzer,
Gedungene Hetzer, beſtellte Schwätzer,
Couliſſenſchieber und Maſchiniſten,
Souffleure, Lampenputzer, Statiſten,
Und all den Plunder der Gaukelei,
Bezahltes Ziſchen und Lobgeſchrei;
Der Großen Heucheln und Gleißen und Lügen,
Der Kleinen Schmeicheln und Bücken und Biegen:
Dann ekelt es dir vor der ganzen Bande! —
Der Menſchen Geſchichte iſt ihre Schande."

Das iſt offenbar in ſeiner Allgemeinheit zu bitter. Weber beeilt ſich, in einem folgenden Spruch ein herrliches Gegenbild zu liefern:

„Und ärgern dich die Großen ſehr,
Die Stolzen und Reichen noch viel mehr,
Getröſte dich der Kleinen,
Die kaum zu athmen ſcheinen,
Der Armen, ſonder Gunſt und Gaben,
Der Leute, die keine Geſchichte haben." (121)

Auch dem, „was faul ist im Staate Dänemark", d. h. im lieben deutschen Vaterland, stellt Dr. Weber wiederholt eine sehr genaue Diagnose; das Recept ist auch dabei. Aber die Prognose ist meistens sehr wenig vertrauenerweckend, weil der Patient das bittere Tränklein nicht nehmen will.

Doch genug der ernsten Auszüge. Es könnte sonst wahrlich den Anschein haben, als biete die Sammlung nur solche prächtigen Nachtblüthen, während wir kaum irgend eine einzelne Dichtergabe kennen, die allen Aspirationen und Affecten eines Herzens gleich gerecht würde.

Die Freude an der Natur und ein freudiges Mitleben mit ihr bildet noch einen Hauptzug dieser Gedichte.

Wenn wir zum Schluß noch einmal die wunderschöne Sprache eigens hervorheben, so geschieht es, um auch bei Weber noch einmal zu constatiren, was wir bereits bei Grimme hervorhoben. Weber wie sein Landsmann fußt unmittelbar auf dem Volksliede. Es bedürfte nicht seines herrlichen Gedichtes „An das Volkslied", das wirklich eine poetische Literaturgeschichte des Volksliedes bei allen Völkern enthält, um uns des Dichters Begeisterung für dasselbe und seine eingehende, liebevolle Beschäftigung mit demselben zu beweisen. Dafür legt jede Seite der Sammlung Zeugniß ab, und vollends die Nachdichtungen, welche wir im dritten Buche finden, sind derart, daß es wohl kritischerer Augen bedurft hätte, als es jene der Wunderhorns-Sammler waren, um diese herrlichen Gartenblüthen Webers nicht für echte Feldblumen der Volksdichtung anzusehen. Und doch, sieht man genauer zu, wie tiefer Sinn schaut dann aus den dunklen Augen dieses gleichsam vom Dichter erzogenen und gebildeten „Mädchens aus dem Volke". Eine so herrliche Personification der Welt, wie Weber sie uns z. B. in dem Liede: „Der Wandergeselle", gibt, dürfte wohl lange ihres Gleichen suchen.

Doch wir müssen ein Ende machen. Um alles Schöne zu berühren, müßten wir das ganze Büchlein abschreiben, und doch sollen ja diese Zeilen keinen anderen Zweck haben, als die „Gedichte" selbst in des Lesers Hand zu bringen. Wir sind sicher, diese Gedichte werden sich ebenso Bahn brechen, wie „Dreizehnlinden", und selbst das Todtschweigen wird nicht gut angehen, denn (141):

„Wenn Einer wollte die Wahrheit begraben,
Der müßte viel Hacken und Schaufeln haben."

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Einleitung in die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Von Dr. **Franz Kaulen.** Erste Hälfte (Allgemeine Einleitung), 1876. Zweite Hälfte, erste Abtheilung (Besondere Einleitung in das Alte Testament), 1881. Freiburg, Herder. Preis: *M.* 5.

Wir begrüßen im vorliegenden Werke eine ausgezeichnete Erscheinung, eine Zierde der katholischen Wissenschaft. Die Lektüre des Buches hat uns überzeugt, daß es auf den umfassendsten Studien und auf einer größtentheils selbständigen Durchforschung des ungemein weitschichtigen Materials beruht. Dem Herrn Verfasser ist es gelungen, eine Anzahl Einleitungsfragen bedeutend zu fördern und ein Buch herzustellen, das durch den Reichthum des Inhaltes, die Gründlichkeit der Behandlung, die Methode und Übersichtlichkeit der Darstellung seinem Zwecke bestens entspricht.

Das Werk zerfällt in drei Theile: einen grundlegenden, einen allgemeinen und einen besondern. „Was die Methode der Einleitungswissenschaft betrifft, so handelt dieselbe zuerst von der Inspiration der heiligen Schrift, insofern dieser Begriff dem der Kanonicität zu Grunde liegt. Hieran schließt sich die Lehre vom Kanon, oder vom Umfange der heiligen Schrift. Es folgt dann die Lehre von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift... Dieser Beweis wird doppelt geführt: erst wird die Unverfälschtheit der heiligen Bücher dargethan, d. h. es wird gezeigt, daß dieselben im Wesentlichen die nämliche Gestalt haben, in welcher sie auch verfaßt worden sind. Dann wird ihre Authentie bewiesen... Der Beweis für die Unverfälschtheit fraglicher Bücher kann im Ganzen geführt werden, weil alle oder doch ganze Klassen derselben seit ihrem Entstehen den nämlichen Schicksalen unterlegen sind; die Authentie dagegen muß bei jedem Buche besonders nachgewiesen werden, weil bei jedem einzelnen die Entstehung und der Inhalt zu berücksichtigen ist" (S. 5. 6).

Diese Sätze geben uns die Eintheilung des Buches, die Vertheilung und Gruppirung des Stoffes und weisen zugleich auf die höheren leitenden Gesichtspunkte hin, die man gerade bei dem enormen Detail der biblischen Einleitungsfragen stets vor Augen haben muß. Es darf mit besonderer Anerkennung hervorgehoben werden, daß der Herr Verfasser diese leitenden Gesichtspunkte stets vor Augen hält und auch den Leser in recht passender Weise immer wieder auf sie zurückführt. So wird der Zersplitterung und Verwirrung vorgebeugt, so wird der anscheinend bunten Mannigfaltigkeit des zu behandelnden Materials die Signatur der Einheit und Zweck-

mäßigkeit aufgeprägt und dem Leser trotz all der verschlungenen Pfade der Einzelfragen oder mühsamer Voruntersuchungen die richtige und, weil methodische, auch recht wohlthuende Orientirung gegeben.

Der grundlegende Theil bietet zwei Abschnitte: Inspiration und Kanon. Die Lehre von der Inspiration wird nur deßwegen gestreift (nicht ihrer ganzen Entwickelung nach erschöpfend behandelt), weil „die Lehre vom Kanon darauf beruht"; „demnach erklärt die Einleitung die Bedeutung dieses Ausdruckes, läßt sich aber nicht in Untersuchung über den Umfang oder die Wirkung der Inspiration ein." In der That füllt diese Erörterung nur etwas über 2 Seiten (größtentheils Kleindruck)[1]. Daran schließt sich die Lehre vom Kanon, d. i. die Mittheilung und Erklärung der kirchlichen Entscheidung über die zur heiligen Schrift gehörigen Bücher und deren Umfang, und die Darlegung der Gründe, welche jene Entscheidung wissenschaftlich rechtfertigen. Beachtenswerth sind hier u. A. die auf Seite 19 hervorgehobenen Momente, welche den Herrn Verfasser zu der Ansicht bestimmen, daß die sogenannten deuterokanonischen Bücher des Alten Testamentes ursprünglich auch zu dem Kanon der palästinensischen Juden gehört haben und erst später aus einseitiger Befangenheit von diesen ausgeschlossen worden seien. Die hier gegebene Beweisführung wird in der speciellen Einleitung zu den betreffenden Büchern noch durch schätzenswerthe Zugaben verstärkt. Ist im grundlegenden Theil der Beweis für die Kanonicität der deuterokanonischen Bücher in Lehre und Übung der ersten christlichen Jahrhunderte bloß summarisch gegeben, so wird dagegen in der speciellen Einleitung zu den einzelnen deuterokanonischen Büchern durch ausgiebige Angaben das dort Mangelnde reichlichst ersetzt. Den Abschluß des zweiten Abschnittes bildet eine recht gute Übersicht über die Apokryphen.

Der allgemeine Theil wird treffend mit „Vorbemerkungen" eröffnet, welche für das reiche und mannigfaltige Material der nun folgenden Darstellung orientiren und ihm Einheit und inneren Zusammenhang verleihen. Es wird in Betreff der Frage nach der unverfälschten Überlieferung die kritische und dogmatische Integrität unterschieden; „als Kriterien zur Erkenntniß von der Beschaffenheit eines Schrifttextes und insbesondere der biblischen Texte dienen a. innere: Sprachcharakter und Schrift; b. äußere: das Verhältniß der einzelnen überlieferten Exemplare zu einander, die anderweitig vorkommenden Citate aus den betreffenden Schriften und die Übersetzungen derselben in andere Sprachen" (S. 41). Hierin sind ebenso kurz, als treffend und übersichtlich, die Punkte bezeichnet, die in den folgenden eingehenden Erörterungen abgehandelt werden, und ist zugleich deren innere Zusammengehörigkeit und Bedeutung für den Zweck der Einleitungswissen-

[1] Zur Richtigstellung der hier noch (S. 14) gegebenen Darstellung der Lehre des Lessius, die auch von der Tübinger Quartalschrift (1876, S. 731) adoptirt wurde, vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1874, Bd. VI. S. 287; Bickell in der Innsbrucker Zeitschrift, I. S. 119, und ganz besonders den Appendix zum Werke des P. Schneemann, Controversiarum etc., p. 357 s., 386 ss., 463 ss.

schaft gekennzeichnet. Überdieß weist der Herr Verfasser bei Besprechung der einzelnen Gegenstände noch ausdrücklich auf diesen ihren Zusammenhang und ihre Tragweite hin, indem er z. B. die inhaltsreichen und interessanten Erörterungen über die Sprachen der heiligen Schrift (hebräisch, chaldäisch, griechisch) stets mit dem Facit schließt: „Das Resultat, welches die Beleuchtung der hebräischen Sprachform im Alten Testamente liefert, ist demnach die Überzeugung, daß die betreffenden Texte mit Ehrfurcht behandelt und mit Genauigkeit überliefert worden sind. Dieß spricht sowohl für ihre kritische als für ihre dogmatische Unverfälschtheit" (S. 46), ähnlich für die chaldäischen Texte (S. 48) und für die griechischen (S. 51). Demselben Ziele dienen die belehrenden Abschnitte über den Schriftcharakter in der heiligen Schrift, über hebräischen, chaldäischen und griechischen Schriftzug und Eintheilung des Textes. Die Resultate sind auch hier kurz und klar zusammengefaßt; z. B.: „Die Umschreibung des hebräischen Textes aus dem alten in den neuen Schriftcharakter ist nicht ohne Einfluß auf die kritische Beschaffenheit des Textes geblieben, hat aber dessen dogmatische Integrität nicht verletzt" (S. 53). Die zur Erläuterung beigefügten Beispiele der durch Umschreibung, Vokalisation u. s. f. gebrachten kritischen Veränderungen sind recht belehrend und zeugen zugleich, mit welchem Fleiße der Herr Verfasser die Originaltexte und die meisten der Übersetzungen selbständig durcharbeitete.

Je mehr wir voranschreiten, desto mehr wird der Beweis für die wesentlich richtige Überlieferung der Schrifttexte ergänzt und allseitig beleuchtet, desto mehr aber auch die Vielheit der Ursachen aufgedeckt, welche zu den zahllosen zufälligen kritischen Verderbnissen geführt haben. Die Besprechung der Handschriften und der Übersetzungen liefert dafür das ergiebigste Material. Letzterer Abschnitt ist der bei weitem umfänglichste (S. 72—152); er behandelt die griechischen, samaritanischen, chaldäischen, syrischen, lateinischen, koptischen, äthiopischen, gothischen, armenischen Übersetzungen ausführlich, in kurzen Andeutungen die georgischen, die verschiedenen arabischen, slavischen, persischen Übersetzungen. Am Schlusse sind die Resultate kurz und übersichtlich zusammengestellt; z. B.: „Nach dem, was im Vorstehenden ausgeführt worden, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bücher des Alten sowohl als des Neuen Testamentes inhaltlich unverfälscht bis auf die Gegenwart gekommen sind. Ebenso sicher ist es auch, daß die kritische Integrität der biblischen Originaltexte bloß im Wesentlichen, nicht aber in allen Einzelheiten nachgewiesen werden kann" u. s. f. Dem Abschnitt über die Übersetzungen gebührt unter den vielen trefflichen Ausführungen des allgemeinen Theiles unstreitig die Palme. Hier zeigt sich Dr. Kaulen als Meister in den Sprachen; er kennt die Übersetzungen, weil er sie selbständig durchgearbeitet und mit den Originaltexten und unter sich verglichen hat. Das setzt freilich eine Sprachenkenntniß voraus, wie sie selten gefunden wird, und einen Fleiß und eine Hingabe an das Studium der biblischen Texte, die allein alle Anerkennung verdient. In beiden wird nicht so leicht ein Zweiter dem Dr. Kaulen nahe- oder gleichkommen. Daher ist denn auch sein Buch nicht etwa eine Compilation des in den verschiedenen Einleitungsbüchern zerstreuten

Materials, oder eine Gruppirung der traditionell gewordenen Beispiele und Urtheile; nein, namentlich der Abschnitt über die Übersetzungen zeigt überall den selbständigen, unermüdlichen Forscher. Diese Partie allein würde hinreichen, dem Buche einen alle übrigen Einleitungen weit überragenden Werth zu sichern.

Aufgabe des besonderen Theiles ist, die Authentie jedes einzelnen Buches nachzuweisen. Hierbei ist die Entstehung und der Inhalt zu berücksichtigen. Nach den Bemerkungen über Anordnung und Eintheilung des Alten Testamentes werden zuerst die Bücher geschichtlichen Inhalts, dann die Lehrbücher, schließlich die prophetischen Bücher abgehandelt. Die hier befolgte Methode ist zweckmäßig und lichtvoll. Vorausgeschickt wird bei jedem einzelnen Buche eine klare und recht gut orientirende Inhaltsangabe; daran schließt sich dann die Untersuchung über den Verfasser, deren Gang je nach der Beschaffenheit des in Frage stehenden Buches ein verschiedener ist. Ist so die äußere Zuverlässigkeit des Buches dargethan, dann wird seiner inneren Glaubwürdigkeit und der Erörterung der hauptsächlich dagegen erhobenen sachlichen und kritischen Schwierigkeiten Rechnung getragen. Auch hier wird die Beziehung der einzelnen Detailfragen und Erörterungen auf die großen leitenden Gesichtspunkte stets klar hervorgehoben. Hierzu trägt auch die im ganzen Buche eingehaltene Methode der Druckeinrichtung bei. Der Herr Verfasser stellt nach Thesenart kurze, aber inhaltsreiche Sätze hin; nach diesen folgt dann in Kleindruck die nähere Ausführung und Begründung. So ist auf verhältnißmäßig kleinen Raum eine Fülle von Stoff zusammengedrängt. Ob aber dieser so ungemein häufige Kleindruck (ist ja oft auf einer Seite kaum ein vierzeiliger Text im gewöhnlichen Druck) allgemeine Billigung findet, bezweifeln wir. Die Methode, überall allgemeine, positive Sätze aufzustellen, scheint auch bewirkt zu haben, daß die kritischen Aufstellungen der Neuzeit manchmal wohl zu kurz besprochen wurden. So sind z. B. alle neueren Theorien über Abfassung des Pentateuchs sammt den dafür vorgebrachten Gründen und deren Widerlegung auf zwei Seiten Kleindruck abgemacht. Um den Verfasser des Pentateuchs ausfindig zu machen, beginnt Herr Dr. Kaulen passend mit dem Nachweis des einheitlichen Planes[1]; zeigt dann, daß nach inneren Kennzeichen der Pentateuch in derjenigen Zeit verfaßt ist, welche zwischen der Verkündigung des Gesetzes auf Sinai und der Besitznahme Palästina's liegt; ja, daß auch äußere Gründe die Abfassung vor der Besitznahme wahrscheinlich machen. So ist der Weg gebahnt. Nun wird Moses aus inneren und äußeren Gründen direct als Verfasser erwiesen, jedoch mit der selbstverständlichen doppelten Einschränkung: „Hiermit ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß Moses schon ältere Schriftstücke vor-

[1] S. 163 heißt es: „Im Pentateuch steht Gen. 1, 1—2, 3 augenscheinlich ohne Zusammenhang mit dem späteren Text"; dagegen S. 157: „Erst die Geschichte der Welt 1, 1—2, 3; dann die Geschichte der Erde 2, 4—14", und S. 158: „Schon bei der Weltschöpfung ist in dem Sechstagewerk der uranfängliche Grund der Sabbathheiligung als der wichtigsten jüdischen Observanz angegeben"; also ist Zusammenhang mit dem Folgenden da, und vgl. obendrein Ex. 20, 11.

gefunden und in seine eigene Darstellung aufgenommen habe; sicher ist auch, daß in den heutigen Pentateuch Zusätze aus nachmosaischer Zeit zur Vervollständigung der Geschichtserzählung aufgenommen sind" (S. 163). Schon früher (S. 44) wurde noch auf eine andere Möglichkeit hingewiesen, die wohl im Stande ist, manche Bedenken gegen die mosaische Abfassung zu heben: „Diese ältesten Urkunden, nämlich der Pentateuch und das Buch Josue, sind uns schwerlich in ihrem ursprünglichen Ausdruck erhalten. Es ist eine oft beobachtete Thatsache, daß die Texte von Büchern, welche mit dem Leben eines Volkes innig verwachsen sind, in jeder sprachgeschichtlichen Periode dem jeweiligen Ausdruck angepaßt, gleichsam in denselben übersetzt werden." Nimmt man dazu noch die Thatsache der *Umschreibung* des alten Textes aus dem ursprünglichen in den neuen Schriftcharakter (vgl. Tübinger Quartalschrift 1870, S. 642) — was ohnehin nicht ohne Einfluß auf die kritische Beschaffenheit bleiben konnte (S. 53) —, so dürfte auch so mancher kritische Anstoß sich zu Gunsten der Festhaltung an mosaischer Urheberschaft beseitigen lassen. Einen ähnlichen Ausweg deutet Dr. Kaulen auch für die Frage nach dem Verfasser des Ecclesiastes an: „Der Inhalt umfaßt nichts, das der Persönlichkeit Salomons nicht entspräche" (S. 272); dagegen „prägt sich beim ersten Einblick in den hebräischen Text des Buches jedem Kundigen die Überzeugung auf, daß das Hebräische hier die Kennzeichen einer viel späteren Sprachperiode als der salomonischen, überhaupt als der classischen Zeit jüdischer Literatur, an sich trägt".... „wenn nicht der heutige Text als eine Umschreibung des ursprünglichen in die nachexilische Sprachform anzusehen ist, so muß die Annahme, daß der Prediger, gleich dem Buch der Weisheit, von einem nachexilischen Schriftsteller dem König Salomon in den Mund gelegt worden sei, immerhin berechtigt erscheinen" (S. 274). Trotz der Mahnung *Himpels*: „Daß Josua das nach ihm genannte Buch schrieb oder nur schreiben ließ, wird man schwerlich mehr im Ernst behaupten" (Tübinger Quartalschrift 1876, S. 733), hält Dr. Kaulen fest, das Buch Josue verdanke seine *Entstehung* sicher dem Manne, dessen Wirksamkeit es berichte; gesteht aber natürlich zu, daß das Buch in *seinem jetzigen Umfange* nicht von Josue herrühre, sondern daß das von Josue verfaßte Schriftwerk schon in der ersten Zeit nach seinem Tode von anderer Hand erweitert worden sei (S. 175. 176). Die für erstere Annahme angeführten *inneren* Gründe verdienen alle Beachtung; sie wiegen jedenfalls bedeutend mehr, als die sogenannten inneren Gründe, auf die von rationalistischer Bibelkritik sonst so oft gepocht wird.

Der Herr Verfasser bestimmt den Begriff der Authentie der heiligen Bücher so, daß er darunter die *Glaubwürdigkeit ihrer übernatürlichen Entstehung* versteht und der Nachweis der Authentie der Beweis für diese Glaubwürdigkeit sei (S. 6). Das ist richtig, wenn man „Glaubwürdigkeit ..." so faßt, daß damit nur gesagt sein soll: der anderswoher und aus ganz anderen Quellen bezeugten *Thatsache der übernatürlichen Entstehung des Buches* steht von Seite des Inhaltes u. s. f. nichts entgegen. Und so meint es größtentheils auch der Herr Verfasser, wie aus dem speciellen Theile erhellt; z. B.: „Die Glaubwürdigkeit des Richter-

buches ist äußerlich unantastbar; es erzählt auch nichts, was innerlich unmöglich erscheinen müßte" (S. 182); oder noch klarer: „Der Inhalt des Pentateuchs ist innerlich und äußerlich glaubwürdig und es kann von dieser Seite her kein Einwand gegen den inspirirten Charakter des Buches erhoben werden" (S. 169) — „Der kanonische Charakter des Buches der Sprüche kann mit inneren Gründen nicht angefochten werden und ist auch äußerlich wohl bezeugt" (S. 270) — „Gegen den inspirirten Ursprung des Predigers sind nur innere Gründe vorgebracht worden, welche die Richtigkeit der gewöhnlichen Überzeugung nicht beeinträchtigen können" (S. 274; und vgl. S. 284. 290. 320). Anderswo freilich scheint der Herr Verfasser mehr zu wollen. So lesen wir S. 265: „Die Psalmen haben alle inneren Eigenschaften, welche für den kanonischen Charakter derselben sprechen können", und dazu die Erläuterung: „In allen Psalmen offenbaren sich die übernatürlichen Tugenden, welche nur als Wirkung des heiligen Geistes zu begreifen sind" ... ähnlich, wenn S. 292 in vielen Stellen des Ecclesiasticus „eine so erhabene Auffassung und Darstellung" gefunden wird, „daß das Wehen des heiligen Geistes wohl daran zu erkennen ist". Dieselbe Auffassung, als wären die Nachweise der Einleitungswissenschaft directe Beweise für die Inspiration und Kanonicität, tritt schon S. 5 klar hervor, wenn es bei Beschreibung der Methode heißt: „Es folgt dann die Lehre von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften als Beweis für den im Voraufgegangenen ermittelten Sachverhalt" (d. h. für Inspiration und Kanon); oder: „Dann wird die Authentie bewiesen, d. h. es wird dargethan, daß die biblischen Bücher wirklich diejenigen Merkmale an sich tragen, welche zu ihrem kanonischen Charakter erforderlich sind."

Allein diese Beweise kann die Einleitungswissenschaft nicht erbringen, und es gehört dieses auch gar nicht zu ihrer Aufgabe. Die Thatsache nämlich, daß ein Buch inspirirt ist, sowie Zahl und Umfang der so inspirirten Bücher lernen wir nicht aus ihrer Beschaffenheit, sondern einzig und allein durch göttliche Offenbarung kennen, die uns auf die zuverlässigste Weise und vollständig nur durch das unfehlbare Lehramt der Kirche, durch Lehre und Zeugniß der Kirche, der Gott diese Bücher als inspirirte übergeben hat, übermittelt wird. Die Einleitungswissenschaft hat für diese Lehre der Kirche nur die auf ihrem Gebiete liegende wissenschaftliche Apologie zu erbringen, d. h. aus ihren wissenschaftlichen Mitteln nachzuweisen (auch gegen solche, die die lehramtliche Unfehlbarkeit der Kirche nicht annehmen), daß jene Lehrbestimmung im Einklang steht mit der Lehre, Anschauung und Übung der alten noch zu Recht bestehenden Synagoge (soweit dieses geschehen kann), aber ganz besonders mit der beständigen Übung und Lehre der katholischen Kirche; und daß aus dem Inhalt der Bücher nichts vorgebracht werden könne, was jene vorausgesetzte Thatsache der göttlichen Inspiration von vorneherein unmöglich erscheinen ließe. Allein von dem Erweise: das Buch ist wahr, fromm, belehrend, nützlich und selbst: es enthält wahre Weissagungen, es lehrt übernatürliche Tugenden u. s. f. — bis zu dem Satze: es ist inspirirt, ist noch ein weiter Schritt und

den kann die Einleitungswissenschaft aus ihren Principien nicht machen; diese Thatsache lernt sie von der Dogmatik. Nach Dr. Kaulen gehört die Einleitungswissenschaft in den allgemeinen oder apologetischen Abschnitt der Dogmatik; ganz gut; in diesem Theile kommen die heiligen Bücher als historisch glaubwürdige Documente zur Verwerthung, und die Einleitung hat ihrer Aufgabe vollständig genügt, wenn sie z. B. Pentateuch und Evangelien als von Moses, von Matthäus u. s. f. geschrieben und als glaubwürdige, unumstößliche Berichte allseitig erweist. Dann ist der historisch sichere und unangreifbare Boden für die in jenen Büchern berichteten übernatürlichen Thatsachen gegeben, und die Apologetik kann die Gründung der Kirche und die ihr von Christus verliehene Unfehlbarkeit beweisen.

Das Gesagte motivirt genügend, warum wir der S. 4 gegebenen Definition nicht beipflichten können; sie lautet: „die biblische Einleitung ist der Nachweis von dem inspirirten und kanonischen Charakter der heiligen Schrift." Soll Nachweis nur heißen, daß der betreffenden Lehre der Kirche nichts Sonstiges entgegengestellt werden könne, so ist der Gedanke zwar richtig, allein ist dadurch der Begriff der biblischen Einleitung erschöpft? Mit Rücksicht darauf sind auch Ausdrücke mißverständlich, wie: „Die innere und äußere Glaubwürdigkeit des Buches Ruth rechtfertigt durchaus dessen Aufnahme in den Kanon" (S. 186. 349).

Was Rufinus (Apol. 2, 33) sagt: Petrus librorum instrumenta Ecclesiae ipse tradidit, kann nach dem ganzen Zusammenhange nur von der LXX gelten; von ihr ist unmittelbar vorher die Rede, von ihr wiederum im Folgenden; sie wird dem hebräischen Texte gegenübergestellt; von einer lateinischen Übersetzung der LXX als von Petrus der Kirche übergeben, wie Dr. Kaulen will (S. 109), oder gar von Petrus als dem Urheber der Itala (S. 113), ist im Texte des Rufinus nichts zu finden (man vgl. nur n. 32, n. 33 im Anhang; Migne, P. lat. t. 21. c. 611). Zum Beweise, daß es mehrere lateinische Übersetzungen vor Hieronymus gegeben hat, dürfte der Satz des hl. Augustin nicht angeführt werden: qui enim scripturam ex Hebraea lingua in graecam verterunt, numerari possunt; latini autem interpretes nullo modo, noch weniger Ausdruck: latinorum interpretum infinita varietas. Oder darf man denn wirklich annehmen, es habe sich in den primis fidei temporibus eine solche Schreibwuth geoffenbart, daß an den lateinischen Übersetzungen unzählige Übersetzer thätig gewesen seien, und daß jeder, dem nur ein griechischer Codex in die Hände kam und der aliquantulum facultatis utriusque linguae zu besitzen glaubte, gleich eine Übersetzung angefertigt habe? Und trotz dieser infinita varietas der Übersetzer, die wir annehmen sollen, hören wir zugleich, daß alle Reste dieser Übersetzungen „denselben sprachlichen Charakter und dieselbe Übersetzungsweise zeigen" (S. 110). Interpretari heißt eben nicht bloß übersetzen, sondern auch emendiren, und solche emendatores, die einzelne Wörter und Ausdrücke in ihrem Bibelexemplar nach dem Griechischen ändern, übersetzen, hat Augustin im Auge. Das erhellt aus dem abwechselnden Gebrauch von interpretes latini und codices latini (vgl. z. B. Tübinger

Quartalschrift 1862, S. 254 u. f.), aus der classischen Stelle c. Faust. 11, 2, wo man in der kritischen Stufenleiter neben der collatio codicum nothwendig die Vergleichung der Übersetzungen erwarten müßte, wenn mehrere Übersetzungen dem hl. Augustin bekannt gewesen wären. Die emendatio des Buches Job heißt auch interpretatio (cf. Migne t. 22, c. 833), und Hieronymus schreibt von seiner Psalmenverbesserung nach dem hexaplarischen Texte: a nobis in latinum sermonem fideliter versa est (ep. 106, 2), was er dann n. 12 erläutert: emendantes psalterium, ubicunque sensus idem est, veterum interpretum consuetudinem mutare noluimus. Wie oft spricht sodann Hieronymus von einer antiqua interpretatio, latinus interpres, translatio latina? Allerdings redet er auch oft in der Mehrzahl; allein, da interpres eben beides in sich begreift, was wir Revisor und Übersetzer nennen, wer gibt uns das Recht, es nur im strengen Sinne für eigentliche Übersetzer zum Unterschiede von Revisoren zu nehmen? Oder wenn Hilarius schreibt: hymnos (psalmos) aliqui translatores nostri carmina nuncuparunt; plerique autem hymnos ex ipsa graecitatis usurpatione posuerunt (in Ps. 54; Migne 9, 347), muß man da wirklich an eine bedeutende Zahl von selbständigen Psalmenübersetzern denken? Es wird natürlich nicht in Abrede gestellt, daß man bei jenen Büchern, von denen verschiedene Texte vorliegen, von verschiedenen Übersetzungen reden könne; allein eine Mehrzahl lateinischer Bibelübersetzungen vor Hieronymus scheint uns noch nicht genügend bewiesen.

Mit Rücksicht auf die in Dr. Kaulens verdienstvollem Buche „Geschichte der Vulgata" S. 453 gegebene Darstellung hätten wir gewünscht, der Herr Verfasser hätte sich in der Einleitung S. 126 noch viel deutlicher dahin ausgesprochen, daß Sixtus V. bei seinen Textfeststellungen wirklich nicht auf die ihm verliehene Unfehlbarkeit recurrirte. In welchem Sinne er in der Bulle auf die Unfehlbarkeit zurückgreift, lehrt der Eingang der Bulle; daß er bei der kritischen Textfeststellung auch subjectiv sich bewußt war, keine unfehlbare Entscheidung zu geben, und daß er eine solche gar nicht geben wollte, lehrt der Zusatz: er wolle den Text in seiner ursprünglichen Reinheit, qualis primum ab ipsius interpretis manu stiloque prodierat, herstellen, quoad ejus fieri potest; denn eine unfehlbare Entscheidung mit der Einschränkung: quoad ejus fieri potest, ist jedenfalls ein logisches Unding. Die im ganzen Werke mit so viel Fleiß und so passender Wahl gegebenen Beispiele der Textkritik, der Textemendation, verdienen alles Lob; mit allen Vorschlägen wird man zwar nicht einverstanden sein; manchmal läßt sich wohl streiten, ob nicht die verworfene Lesart besser in den Context passe, und was z. B. S. 65 zu Gen. 7, 3 als bessere Lesart anerkannt wird, findet sich mit Recht S. 168 als ganz unbegründete Correctur verworfen. S. 118 oben ist Bethlehem zu streichen. — Man hat früher mit den angeblich von Moses anticipirten Resultaten der Geologie, Physik u. dgl. soviel Mißbrauch getrieben, daß schon aus diesem Grunde wir die auf S. 170 betonte Anticipation der Ergebnisse der heutigen Sprachwissenschaft lieber nicht gelesen hätten; ob die einfachen verba und labium in der That wohl die grund-

gelehrte Auslegung zulassen von der Unterscheidung von Stoff und Form in der Sprache? Ja Gen. 11, 6. 7 soll klar angeben, daß alle heutigen Sprachen im Stoff identisch und nur in der Form verschieden sind. — Ein Nachtrag zur zweiten Hälfte des besonderen Theiles wird uns wohl belehren, welche Stellung Kaulen dem Buche von Fr. Delitzsch gegenüber: „Wo lag das Paradies?" einnehme in Bezug auf das S. 170 Gesagte. Die Thätigkeit von Esdras und Nehemias wird unter Artaxerxes II., Esdras als noch mit Alexander dem Großen gleichzeitig angesetzt: „Esdras konnte als Hundertjähriger die Belagerung von Gaza erleben." Als maßgebend für die Chronologie der Begebenheiten zu Esdras' Zeit wird hervorgehoben (S. 211): „daß der Neh. 2, 19 u. f. genannte Samaritaner Sanaballat noch unter Darius Codomannus zum Satrapen von Samaria ernannt wurde und später zu Alexander dem Großen überging; Jos. Ant. 11, 7, 2 s." Man wünschte, daß das Gewicht dieser Beweisführung deutlicher hervorgehoben würde, besonders da über denselben Zeitraum (S. 210) in Betreff der Angaben des Josephus gesagt ist: „Ganz unbrauchbar für die Zeitrechnung des betreffenden Geschichtsabschnittes ist Josephus, der nur willkürliche Combinationen vorbringt." Sein Zeugniß allein dürfte also für die Identität jenes Sanaballat kaum befriedigen. Die Zeit, wann Nehemias wirkte und die Erlaubniß zum Aufbau der Mauern Jerusalems erhielt, ist von Bedeutung wegen der berühmten Weissagung Daniels, daß vom Ausgang des Wortes, Jerusalem aufzubauen, bis auf Christus 69 Jahreswochen verfließen sollten. Haben Esdras und Nehemias so spät gewirkt, so erwächst der jetzt ziemlich allgemeinen Erklärung ein gewaltiges Hinderniß. Aber schon Petavius glaubt, daß bei Josephus ein Irrthum vorliege, was nach Dr. Kaulens eigenem Urtheil über die Joseph'schen Combinationen jener Zeit sehr glaublich klingt. Ob Saulcy, auf den sich der Herr Verfasser beruft, andere Beweismomente beibringt, können wir nicht angeben, da uns dessen Buch nicht zur Hand ist.

Sehr dankenswerth sind die vielen Belege und Beispiele über den kritischen Bestand, die zahlreichen Abweichungen und Verschiedenheiten der parallelen Berichte in Namen und Zahlen, die interessanten Nachweise der Quellen für Entstehung der Fehler in den Abschriften und Übersetzungen; dabei bilden aber gerade diese Beispiele selbst wieder den durchschlagendsten Beweis, daß im Wesentlichen der Sache und in dogmatischer Hinsicht die Überlieferung eine unverfälschte war. Der Herr Verfasser versäumt nicht, zu gelegener Zeit darauf hinzuweisen; z. B.: „Die Glaubwürdigkeit wird dadurch nicht aufgehoben, daß die Zeitangaben in den Büchern der Könige theilweise unhaltbar sind; die Bücher zeigen hierbei die nämlichen Folgen kritischer Vernachlässigung, welche auch an manchen anderweitigen Stellen zu erkennen ist" (S. 199), oder: „Die vorher angeführten Beispiele können als Repräsentanten jeder Art von Beobachtung gelten, welche in Bezug auf die Überlieferung des Textes zu machen ist. Mithin beeinträchtigen die vorhandenen Unvollkommenheiten die geschichtliche Treue desselben nur in Nebensachen, während die Glaubens- und Sittenlehre dadurch in keiner Weise berührt wird" (S. 65).

Wir schließen mit den schönen Worten Bickells bei Anzeige der ersten Hälfte vorliegenden Werkes (Innsbrucker Theologische Zeitschrift 1877, I. S. 123): „Das Werk sei hiermit nicht nur den Studirenden, sondern auch allen Theologen, die sich für das Bibelstudium interessiren, auf's Wärmste empfohlen. Dem hochverehrten Verfasser aber, welcher mit aufopferungsvoller Selbstverläugnung, rein aus übernatürlichen Beweggründen, in der bescheidensten aller akademischen Stellungen ausharrt[1], möge, nächst dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, die dankbare Anerkennung aller wahren Katholiken für die unermüdliche Thätigkeit in Wort und Schrift in seinem dornigen, aber segensreichen Wirkungskreis lohnen."

J. Knabenbauer S. J.

Actenstücke, betreffend den preußischen Culturkampf, nebst einer geschichtlichen Einleitung. Von **Nikolaus Siegfried.** 8°. CX u. 441 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 4.50.

Diese Zeitschrift hat sich (XXI. 524) schon eingehend mit dem Stümperwerk beschäftigt, welches den Titel trägt: „Geschichte des Culturkampfes in Preußen, in Actenstücken dargestellt von Ludwig Hahn"; es wurde gezeigt, wie das keine Geschichte sei, wie dasselbe eine nochmalige Überarbeitung des nämlichen Stoffes nicht nur nicht überflüssig mache, sondern geradezu herausfordere. Man kann indessen eine Entschuldigung für die Verstümmelungen, Entstellungen und Parteilichkeit des Hrn. Verfassers darin finden, daß er eben auch ein Ober-Geheimrath in vinculis ist. Herr Pfarrer Schulte von Erwitte hat es darum mit vollem Rechte unternommen, die Hahn'schen Verstümperungen in einem Buche gleichen Titels zu berichtigen, zu ergänzen und richtig zu stellen. Wir werden, wenn das Werk einmal vollständig vorliegt, darüber Bericht erstatten.

Ein gleiches Ziel hat sich das Werk gestellt, welches wir hier besprechen. Dasselbe war schon viel früher, ja lange bevor Hr. Hahn seine Schrift der Öffentlichkeit übergab, in Angriff genommen und theilweise in den Druck gegeben. — Das Buch enthält 198 Actenstücke, von denen jedoch mehrere ganze Complexe verwandter Documente umfassen; der Zeit nach erstrecken sie sich vom 14. Juli 1866 bis zum Januar 1881. Voraus geht (S. XIX—CX) eine ziemlich ausführliche geschichtliche Einleitung über den Ursprung und Verlauf des Culturkampfes, welche das Verständniß und den Zusammenhang der Actenstücke vermittelt. Diese selbst sind in der Reihenfolge gedruckt, wie sie in der Einleitung erwähnt und mit Nummern bezeichnet werden. Es kann somit von dem historischen Überblicke weg sehr leicht das jeweilige betreffende Actenstück und umgekehrt ebenso leicht die Entstehung, Bedeutung und Stellung eines Actenstückes in der historischen Einleitung gefunden werden; mit andern Worten, die Geschichte und die Actenstücke greifen sehr

[1] Erst 1881 ist Dr. Kaulen nach 18jähriger verdienstvoller Thätigkeit als Privatdocent endlich zum außerordentlichen Professor promovirt worden. Solche Facta beleuchten die Parität in Preußen.

gut in einander. Durch diese Anordnung ist freilich die streng chronologische Reihenfolge der Actenstücke ein wenig verschoben worden; aber diesem Übelstande, wenn es einer ist, wird am Schlusse des Werkes durch ein genaues chronologisches Verzeichniß abgeholfen, ebenso erleichtert ein alphabetisches Register den Gebrauch des Werkes.

Die geschichtliche Einleitung ist gut gelungen, reichlich mit Thatsachen genährt, klar und ruhig gehalten und sehr übersichtlich. Ihr Zweck ist, das Verständniß der in dem Buche gegebenen Documente, ihren Zusammenhang, die Folge und Tragweite derselben in schlichter Erzählung zu vermitteln. Aus diesem Gesichtspunkt muß der Werth oder Unwerth der Darstellung beurtheilt werden. Es bilden also die officiellen, öffentlichen Acte, die der Culturkampf von feindlicher oder freundlicher Seite her zu Tage gefördert, den Hauptinhalt der Abhandlung. Die Erlasse, Verfügungen der Regierung, die Gesetze, die Denkschriften, Proteste und Erklärungen der Bischöfe sind in reicher Fülle durcheinander gewoben, so daß die einfache Erzählung ein deutliches Bild der Entstehung des Culturkampfes, seiner Vertiefung und Verschärfung, seiner Ausdehnung und allmählichen Ermattung gewährt.

Eine vollständige Geschichte des Culturkampfes mit all dessen Phasen zu schreiben, lag nicht in der Absicht des Verfassers und es ist auch kaum jetzt schon möglich, eine solche zu liefern. Wie der Culturkampf in den einzelnen Diöcesen und Gemeinden gewüthet, wie er die katholischen Anstalten geknickt, zerstört, welche Opfer und Leiden er dem Volke aufgezwängt, welcher Opfermuth aber auch von Seiten der Bischöfe, der Priester, des ganzen katholischen Volkes dabei zu Tage getreten, das sind nicht die Seiten, welche in diesen Blättern ausführlich beschrieben werden. Ebenso sind nicht die ewig denkwürdigen und für die Katholiken überaus glorreichen Kämpfe, wie sie im Reichstag, mehr noch im Landtag durchgefochten wurden, noch auch das eben so feste, entschlossene und standhafte wie männliche und würdevolle Auftreten der Centrumsfraction Gegenstand der Darstellung. Es war auch nicht die Absicht, hier zu schildern, wie in der Folge des Culturkampfes alle Parteien, die sich als Hammer gegen das Centrum brauchen ließen, allmählich sich selbst aufrieben, zerbröckelten und abnützten, während das Centrum allein, das zerrieben werden sollte, fest und unentwegt mit Gottes Hilfe stand und noch steht.

Wer aber den Culturkampf geplant und angefangen, das ist hier zu lesen, klar und deutlich, und wir sind dem Verfasser dankbar, daß er diese Frage fest und sicher behandelt hat, eine Frage, die man auch dann im Gedächtniß behalten, nicht in Nebel und Dunst einhüllen soll, wenn es sich dereinst ernster und aufrichtiger als gegenwärtig um Herstellung eines loyalen Friedens handelt. — Den Haupttheil und den eigentlichen Werth des Buches bilden aber die Actenstücke. Hier kann man freilich, je nach persönlichem Geschmack, darüber streiten, welche und wie viele aus der fast unübersehbaren Menge von Actenstücken hätten aufgenommen werden sollen. Alle insgesammt, auch diejenigen, die kaum anderes als locales Interesse haben, zu bringen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wir glauben, der Verfasser habe

kein irgendwie bedeutendes Document allgemeinerer Natur aufzunehmen vergessen, und diejenigen, die er bringt, gibt er vollständig in extenso, nicht verstümmelt nach Hahn'schem Muster. Für diesen Theil, glauben wir, kann er absolute Genauigkeit beanspruchen. In dem geschichtlichen Theil dagegen sind, wie sich das fast bei jedem ähnlichen Buche findet, einzelne Ungenauigkeiten eingeflossen, aber unerhebliche und wenig belangreiche, wie z. B. wenn er sagt, der Protestantenverein sei nach der Niederwerfung Österreichs 1866 entstanden, während er thatsächlich ein Jahr älter ist und sich schon am 7. Juni 1865 in Eisenach constituirte. Freilich erhielt er Bedeutung erst nach der Besiegung Österreichs.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dieses so nützliche wie zeitgemäße Buch in recht viele Hände gelangen und seinerseits dazu beitragen möge, tiefe Scham und Reue über eine solche Mißgeburt, wie der Culturkampf war, zu verbreiten.

R. Bauer S. J.

Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Von **Alfred von Reumont.** 8°. XVI u. 288 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 4.

Vittoria Colonna gehört einem jener mächtigen Baronialgeschlechter an, deren Schicksale, abwechselnd zu Heil und Unheil, auf's Innigste mit den Geschicken Roms und der römischen Kirche verkettet waren. Sciarra Colonna hieß der grimmige Verfolger Papst Bonifaz' VIII., Marcantonio Colonna hieß der Sieger von Lepanto. Die Wahl Oddo Colonna's zum Papste machte zu Konstanz dem abendländischen Schisma ein Ende; der Cardinal Pompejus Colonna, ein Vetter Vittoria's, ist einer jener Männer, in welchem sich der übertriebene Humanismus und die Verweltlichung des päpstlichen Hofes im Zeitalter der Mediceer am traurigsten verkörpert hat. Die Familie war noch sehr mächtig, als Vittoria 1490 auf dem Castel Marino am Albanersee geboren ward. Ihr Vater Fabrizio, Herr von Paliano, später Fürst von Tagliacozzo, war ein Großneffe Papst Martin' V. und Großconnetable von Neapel, einer der kriegskundigsten Feldherren seiner Zeit. Ihre Mutter Agnese war die Tochter Herzog Federigo's von Urbino und einer Sforza von Pesaro. So stand das römische Edelfräulein (illustris domicella romana), wie sie im Hochzeitspact genannt wird, mit den angesehensten Familien Italiens in näherer Verwandtschaft. Dieser glänzende Kreis erweiterte sich noch, als sie 1507 mit Ferrante Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, dem Sprößling eines vornehmen in Neapel eingebürgerten, spanischen Geschlechtes, vermählt ward. Die Hochzeit wurde am 27. December 1509 auf der Insel Ischia gefeiert. Die Mitgift der Braut betrug 14 000 Ducaten, während sie Hochzeitsgeschenke im Werthe von 4666 Ducaten erhielt. Der höchste Adel von Neapel wohnte der Hochzeit bei. Doch nur kurze Zeit lebte Vittoria mit ihrem Gemahl zusammen, der, wie sein Schwiegervater, ebenfalls zu den kriegskundigsten Generalen jener Zeit gerechnet ward. Schon im September 1510 brach Fabrizio Colonna nach Mittelitalien auf,

um gegen Ferrara und die mit ihm verbündeten Franzosen zu kämpfen. Im nächsten Jahre folgte ihm Ferrante d'Avalos. Beide wurden in der Schlacht von Ravenna (1512) Kriegsgefangene der Franzosen. Obwohl bald befreit und nach Neapel zurückgekehrt, verweilte Ferrante hier nicht lange. Im folgenden Jahre kämpfte er schon wieder in der Lombardei, dann kam er wieder nach Neapel, um dem Vicekönig bei der Krisis zur Seite zu stehen, welche der Tod Ferdinands von Aragonien hervorrief. 1517 ging er in einer diplomatischen Mission zu Karl V. nach Brüssel. 1521 wurden er und Prospero Colonna zu Oberbefehlshabern des kaiserlich-päpstlichen Heeres ernannt, welches den Franzosen das Herzogthum Mailand entreißen sollte und es ihnen auch wirklich entrissen. Pescara erntete dabei glänzende Erfolge; nicht so in der Provence, wohin er, ohne kaiserliche Aufforderung, dem Connetable von Bourbon gefolgt war. Dagegen erwarb er sich das größte Verdienst bei der großen Schlacht von Pavia (1525), indem er nicht nur Lannoy zum Angriff drängte, sondern auch den entscheidenden Plan des Angriffs entwarf und selbst, aus drei Wunden blutend, gegen das Ende der Schlacht hin noch im Handgemenge focht, als gegen seine und de Leyva's Truppen die Blüthe des französischen Adels die letzten verzweifelten Anstrengungen machte, bis die Meisten fielen und Franz I. sich ergab. Karl V. gratulirte Vittoria selbst zu den glänzenden Waffenthaten und Verdiensten ihres Gemahls. Aber der schwer verdiente Lohn blieb aus, obschon Vittoria den Kaiser mahnte, daß er noch Pescara's Schuldner sei. Pescara selbst wurde sehr mißvergnügt über des Kaisers Haltung und die ungerechte Bevorzugung Lannoy's. Frankreich benützte die Uneinigkeit der kaiserlichen Generale, um sich von Neuem geltend zu machen. Rom, wo unter Clemens VII. französische Sympathien wieder Oberwasser erhalten hatten, unterstützte seine Bemühungen. Mehrere italienische Staaten traten zu einem Bündniß zusammen. Der mailändische Kanzler Girolamo Morone bot dem mißvergnügten Marchese von Pescara im Namen des Papstes die Krone von Neapel an, wenn er an die Spitze eines italienischen Heeres gegen seinen bisherigen Kriegsherrn, den Kaiser, treten wollte, um Italien von der Fremdherrschaft zu befreien. Pescara wies den Antrag nicht einfach zurück, erklärte aber doch, daß er wegen seiner Stellung zum Kaiser nicht darauf eingehen könnte. Während die Verbündeten seine Bedenken zu überwinden suchten, verständigte er sowohl Bourbon als den Kaiser über ihre Praktiken, und traf die nöthigen Maßregeln, um von ihnen nicht überrumpelt zu werden. Der Kanzler Morone wurde, als er am 14. October den kranken Pescara wegen weiterer Unterhandlungen in Novara besuchte, von de Leyva gefangen genommen. Am 2. November besetzten Pescara und sein Vetter bei Vasto Mailand und machten auch den Herzog Francesco Sforza zum Gefangenen. Doch ehe die Sache zum Austrag kam, erlag Pescara den bei Pavia erhaltenen Wunden und den Aufregungen der darauf folgenden Zeit. Er starb in Mailand den 25. November 1525, erst 36 Jahre alt. Vittoria hatte er, da er den Tod herannahen fühlte, zu sich beschieden, doch zu spät. Die Todesnachricht ereilte sie schon unterwegs in Viterbo. Nach Paolo Giovio hätte sie hauptsächlich ihn gemahnt, dem Kaiser treu zu

bleiben und die verlockende Krone von Neapel von sich zu weisen. Doch weist von Reumont nach, daß sich die Treue Pescara's am einfachsten aus seinem Charakter selbst erklärt.

Während die zwar kurze, aber glänzende militärische Laufbahn ihres Gemahls Vittoria Colonna mit Papst und Kaiser, mit den größten Ereignissen und Kämpfen der Zeit in Verbindung brachte, ja sogar ihr ein Königsdiadem in Aussicht stellte, so daß fast die ganze Zeitgeschichte zum Rahmen ihres Lebensbildes wird: floß dieses Leben selbst zum größern Theil in stiller Abgeschiedenheit meist auf der Insel Ischia dahin. Nur selten hatte sie die Freude, ihren Gemahl, den sie auf's Innigste liebte, bei sich zu sehen. Auch diese Freude scheint dadurch getrübt worden zu sein, daß Ferrante d'Avalos ihre Liebe nicht recht erwiederte, wozu ihre Kinderlosigkeit beigetragen haben mag. Das hielt sie aber nicht ab, ihm nicht bloß die vollste Treue, sondern auch die innigste Liebe und Hingebung zu bewahren. Sie machte seinen Waffenruhm zum Gegenstand ihrer Freude und Begeisterung, und besang als Dichterin denjenigen, dessen Gegenwart sie so schmerzlich entbehrte. Dieß ist das zweite Element, was das Leben Vittoria Colonna's überaus interessant macht. Sie widmete ihre Einsamkeit der Pflege der Literatur und Poesie und trat mit jenem großen Kreise von Gelehrten und Dichtern in Beziehung, welcher der Renaissancezeit ihren glänzenden Platz in der Literaturgeschichte verschafft hat. Schon in Ischia traf sie mit Sannazar und Bernardo Tasso zusammen; in Rom scheint sie bald darauf Bembo, Sadolet und Fr. M. Molza kennen gelernt zu haben. Auch der berüchtigte Pietro Aretino und Francesco Berni traten in den Kreis ihrer Bekanntschaft. Doch während Pietro Aretino gleichsam die äußerste Linke bezeichnet, zu welcher der medicäische Humanismus verliederlicht und ausgeartet ist, bezeichnet Vittoria Colonna die äußerste Rechte, in der sich das höhere ideale Streben jener Periode in schönster Reinheit und Würde entwickelt hat. Leider ist jenes „Haupt der Hetärenliteratur", wie Reumont den Aretino mit Recht nennt, mehr bekannt und nachgeahmt worden, als die edle Dichterin, deren Werke nur einmal unvollständig und ungenügend in's Deutsche übersetzt worden sind [1], so daß der Verfasser sich genöthigt sah, biographisch wichtige Proben selbst zu übersetzen. Wie ihr erstes Gedicht eine poetische Epistel an ihren bei Ravenna verwundeten Gemahl war, so blieb dieser bis zu seinem Tode die „Sonne" ihrer Dichtung. Auch wo sie die Geschicke Italiens oder Kaiser Karl V., den Hort ihrer Heimath und der gesammten Christenheit, besingt, schwebt stets der geliebte Gatte vor ihrer Seele. Des Kaisers Siege erfreuen sie nur halb und scheinen ihr unvollkommen, als Pescara nach der Schlacht von Pavia, verwundet und krank, nicht mehr die kaiserlichen Schaaren führt. Da redet sie den Kaiser also an:

„Den Blick zu meiner Sonne fest gekehrt,
Hätt' Euer Aar glorreiches Ziel errungen;
Zu ihrer Sphäre freudig aufgeschwungen,
Hätte sein Fittig zwiefach Kraft bewährt.

[1] Von Bertha Arndts. Schaffhausen 1858.

„Nun mit dem Licht ist Hoffen ihm verwehrt,
Da hellem Glanze folgen Dämmerungen;
Seht, wie der erste Eifer ist verklungen,
Wie nicht das Höchste mehr der Flug begehrt.

„Triumphe wohl, Trophä'n und reiche Beute,
Um ihn gereiht von so viel Siegeszügen,
Entzieh'n der Nacht, was sonst ihr fiel zu eigen.

„Am Tag, dem letzten, strahlet in die Weite
Noch hell sein Ruhm; doch, schwer verletzt, zum Fliegen
Hebt er die Schwingen, ohne aufzusteigen."

Jene unruhige Buntheit von stets neuen Motiven, Situationen, Bildern und Vorstellungen, welche der neueren Poesie eigen und lieb ist, geht der Dichtung Vittoria's ab; aber wie die treue Liebe zu ihrem Gemahl ihren Charakter im schönsten Lichte zeigt, so athmet ihre Poesie wahre, tiefe Empfindung und entbehrt ebenso wenig als Petrarca's vielbewunderte Sonette schöner, harmonischer Abrundung in Sprache und Form. Nach Ferrante's Tod aber wandte sie ihr Herz und ihre Poesie ganz dem religiösen Gebiete zu und leistete auf diesem Gebiete das Schönste und Vollendetste, was die italienische Lyrik dieser Zeit aufzuweisen hat.

Die Kunstvollendung ihrer religiösen Dichtungen wurde von den tüchtigsten Dichtern ihrer Zeit, wie Bembo und Ariosto, bewundert und besungen, während die fromme Innigkeit derselben, voll demüthigen Glaubens und lebendiger Gottesliebe, noch heute zum Herzen spricht. So drückt sie z. B. die Ahnung von der Freude des Himmels in folgendem Sonett aus:

„Wenn flücht'ger Ton, geschaffen, zu durchdringen
Die schwanke Luft, die ihn empfängt mit Beben,
Verschmelzend Geist und Sinn, zu raschem Leben
Aus schwacher Brust gelöst, so süß kann klingen,

„Mit solchem Zauber kann das Herz bezwingen,
Von Sorgen frei es himmelwärts zu heben,
Dem Menschengeist ein Sporn zu kühnem Streben,
Um leichten Fluges sich emporzuschwingen:

„Was wird die reine Seele dann gewahren,
Wenn sie vernimmt die Harmonie der Sphären,
Mit innerm Ohre lauscht dem ewig Wahren,

„Im Gnadenhimmel, in des Höchsten Glanze,
Wo Ton und Maß nach ew'ger Regel währen,
Und voller Einklang stets beherrscht das Ganze?"

Zwanglos und ungesucht ist diese Blüthe religiöser Poesie dem innern Leben entsproßt, welchem Vittoria sich nach dem Tode ihres Gemahls mit noch größerem Ernst als früher hingab. Zwar vergönnten ihr die unruhigen Zeitläufte, sowie die Schicksale ihrer Familie nicht, bleibend an einem Ort zu weilen. Wir begegnen ihr in den nächsten Jahren im Kloster San Silvestro in capite zu Rom, auf Ischia, in Arpino, dann wieder in Rom und

wieder auf Ischia, später am Hofe von Ferrara, in Rom, Orvieto, Viterbo, zuletzt abermals in Rom. Doch führte sie überall ein anspruchsloses, zurückgezogenes Leben, Werken der Frömmigkeit und ernster geistiger Beschäftigung geweiht. Auch schweres Leiden blieb ihr nicht erspart, besonders als ihre Familie mit Papst Paul III. in ernstes Zerwürfniß gerieth, ein päpstliches Heer gegen ihren Bruder Ascanio Colonna ausrückte, ihn überwand, seine Burgen zerstörte und die Macht seiner Familie für immer brach. Während der Ernst ihres Charakters Vittoria schützend gegen die Verirrungen des Humanismus gewaffnet hatte, schirmte er sie nicht vor einer andern Gefahr, welche bald nach dem Tode Ferrante's an sie herantrat. Das waren die ersten Regungen des Protestantismus in Italien. Wie viele andere edle Gemüther fühlte auch sie auf's Tiefste die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform und die Beseitigung jener sittlichen Mißstände, welche die durch ihren Glanz berauschende Herrlichkeit der medicäischen Ära gezeitigt hatte. Mit Freude begrüßte sie Stimmen, welche dasselbe zu fordern schienen und eine Neubelebung des innern religiösen Lebens verkündeten. Die ersten „Reformatoren" Italiens traten nicht schroff, nicht aggressiv auf. Mit den vorzüglichsten derselben, Valdez, Ochino, Carnesecchi, ward Vittoria persönlich bekannt, ohne daß sie Verdacht geschöpft oder für ihre eigene Rechtgläubigkeit gefürchtet hätte. Noch auf der Flucht nach Zürich schrieb Ochino an sie. Da erst gingen ihr über die Bestrebungen dieser Männer die Augen auf und sie zögerte nicht, mit ihnen zu brechen. Nicht weniger interessant, als diese ihre Beziehungen zu den italienischen Reformatoren, ist ihr Verhältniß zu den bedeutendsten Cardinälen jener Zeit: Bembo, Sadolet, Reginald Pole, Contarini, Morone, Cervini und Federigo Fregoso. Wie ihr demüthiger, kindlicher Glaube sie der Gefahr der Häresie entriß, so klärte der Rath und die Leitung dieser Kirchenfürsten sie über die richtigen Ziele und Mittel kirchlicher Reform auf, stärkte sie in neuen Prüfungen, welche über ihre Familie hereinbrachen, und förderte ihr eigenes inneres Leben. Sie selbst war zuvor schon in harten Tagen die freundliche Trösterin Michelangelo's gewesen und hatte auf seine künstlerische Thätigkeit wohlthätigen Einfluß ausgeübt; der Verkehr mit dem greisen Künstler erneuerte sich, als sie 1544 wieder nach Rom kam. Sie wohnte hier im Kloster der Benedictinerinnen Sant' Anna de' Funari, bis zunehmende Kränklichkeit sie nöthigte, in den benachbarten Palast Cesarini überzusiedeln. Hier starb sie 1547, am 25. Februar. Zu Vollstreckern ihres letzten Willens hatte sie sich die Cardinäle Pole, Sadolet und Morone erbeten.

Diese wenigen Andeutungen mögen hinreichen, um zu zeigen, wie groß und bedeutsam der Gesichtskreis ist, den das Leben Vittoria Colonna's umspannt. Sie ist nicht nur materiell eine Zeitgenossin Luthers, sondern eine überaus merkwürdige Repräsentantin des katholischen Italiens, das dem deutschen „Reformator" gegenüberstand. Als Dichterin und Gönnerin der Kunst gehört sie dem glänzenden Kreise des medicäischen Humanismus an, sie ist die Wortführerin seiner edelsten und schönsten Bestrebungen. Ihr frommes Privatleben dagegen gehört dem Kreise der kirchlichen Reform und

Reaction an, welche auf die Renaissanceblüthe und deren Verirrungen folgte. Beide Richtungen erscheinen in ihr versöhnt. Tiefe Religiosität bewahrte sie vor den Ausschreitungen des Humanismus, seine humanistische Bildung schützte sie vor einer trüben, einseitigen Spiritualität. Das versöhnende Element aber war ein aufrichtiger, demüthiger Glaube, der sich ebenso wenig dem verführerischen Glanze des medicäischen Zeitalters gefangen gab, als er sich an der Autorität der Kirche durch die Fehler und Gebrechen ihrer zeitweiligen Innehaber irre machen ließ. Zwischen den Extremen der Zeit, frivolem Heidenthum und pharisäischer Häresie, bewahrte sie die Gnade nicht auf der Bahn eines willkürlichen Juste-milieu, sondern auf dem einzig sicheren Pfade der katholischen Kirche.

Man begreift, wie das Leben einer solchen Frau das Interesse eines unserer größten katholischen Historiker fesseln konnte. Die ganze Zeit spiegelt sich in ihrem Lebensbild. Nur ein so ausgezeichneter Kenner der gesammten italienischen Geschichte und Literatur, wie Herr von Reumont, war übrigens im Stande, dieß Lebensbild mit solcher Vollendung zu zeichnen, wie es in dem vorliegenden Werke geschehen. Der Reichthum und die kritische Genauigkeit wie die Meisterschaft der Darstellung hat bereits allgemeine Anerkennung gefunden. Nur die Darstellung des religiösen Lebens Vittoria's hat Prof. Benrath in der „Augsb. Allg." in sehr hämischer Weise angegriffen, indem er andeutete, Herr von Reumont hätte ihm „unbequemes" Material unbenützt gelassen und Vittoria sei eigentlich innerlich protestantisch gewesen und nur aus Feigheit nicht zum Protestantismus übergetreten. Beide Insinuationen hat Herr von Reumont gründlich heimgeschickt; die zweite ist übrigens documentarisch durch das Werk selbst widerlegt. Seine Replik ist aber auch in dieser Hinsicht von großem Werth, weil sie einmal recht klar exemplificirt, welche Art von „Objectivität" die protestantische Geschichtsbaumeisterei noch immer auszeichnet. Während uns Katholiken ewig Geduld, Vertragsamkeit und Langmuth gepredigt wird, geben sich diese protestantischen „Forscher" nie die Mühe, sich in katholische Verhältnisse hineinzudenken, sondern reiten mit unverfrorener Selbstgenügsamkeit auf dem alten Hexenbesen des protestantischen Vorurtheils umher: Babel, Fabel, Papist, Antichrist! — Doppelter Dank aber gebührt dem treuen Forscher, der, unbeirrt durch diese Art von Wissenschaftlichkeit, die katholische Sache nur mit den Waffen der Wahrheit vertheidigt!

A. Baumgartner S. J.

Die St.-Nicolai-Pfarrkirche in Calcar, ihre Kunstdenkmäler und Künstler. Archivalisch und archäologisch bearbeitet, mit drei Original-Photographien, von **J. A. Wolff.** 4°. 91 S. Calcar, Selbstverlag des Verfassers, 1880. Preis: *M.* 6.

Wo für den fahrplanmäßigen Tourismus die Welt aufhört, da fängt sie manchmal erst recht an, da öffnet sich noch manche herrliche Naturscenerie, deren Besuch John Bull nicht zu den vorgeschriebenen guten Werken rechnet, da prangt noch manches bedeutsame Kunstwerk, das Bruder Jonathan nicht

gesehen zu haben braucht, um als gründlicher Kenner der alten Welt nach Amerika zurückzukehren. Zu diesen glücklichen Stätten gehören die beiden niederrheinischen Städte Xanten und Calcar, obwohl sie von der großen Heerstraße der Touristen eigentlich nicht sehr weit abliegen und Museen besitzen, die in Bezug auf kirchliche Kunst mit denjenigen weit größerer und vielbesuchter Städte siegreich wetteifern können. Freilich Museen eigener Art — keine kunstencyklopädischen und archäologischen Lagerhäuser, in welchen man durch einen antiken Porticus in ein christliches Altarmagazin gelangt und „unsern lieben Herrn", wie unsere Vorväter den Erlöser nannten, und seinen glorreichen Hofstaat mit allem Göttergesindel des antiken Olymps und den Götzenbildern des gesammten Orients in moderner Toleranz und „Wissenschaftlichkeit" beisammen findet. Das sind noch Museen vom alten Schlag, d. h. Gotteshäuser, in welchen eine dem tiefsten Glauben entsprossene Kunst die sacramentale Gegenwart des menschgewordenen Gottes mit den schönsten Gebilden der Architektur, Sculptur und Malerei zu feiern bemüht war, um das gläubige Volk durch den künstlerischen Ausdruck der erhabensten Geheimnisse zu Gott emporzuraffen. Wenige Kirchen weit und breit vergegenwärtigen diese Kunstauffassung des einstigen katholischen und ungetrennten Deutschlands in solcher Fülle, Einheit und Lebendigkeit, wie die beiden Kirchen von Xanten und Calcar. Durch eine merkwürdige Fügung blieben sie fast unversehrt, als das „reine Evangelium" weit und breit die schönsten Dome und Kirchen verwüstete. Die folgenden Jahrhunderte haben ihnen ihre werthvollsten Kunstschätze belassen und verhältnißmäßig wenig angekrustet, was die Einheit des Ganzen störte. Die herrlichen Altäre sind nicht der frivolen Neugier eines herumwandernden Publikums geweiht, sondern im Sinne ihrer Stifter der Darbringung des heiligen Opfers. Noch heute freut sich eine fast ganz katholische Bevölkerung bei jedem Gottesdienst an den herrlichen Werken der Malerei und Bildnerkunst, womit die Frömmigkeit und der Opfersinn ihrer Vorfahren das Haus Gottes geschmückt. In der schönsten Weise fortlebend und fortwirkend, in der ein Kunstwerk fortwirken kann, geben diese Werke zugleich Zeugniß von jener blühenden religiösen Kunstthätigkeit, welche dem Ausbruch der unseligen Glaubensspaltung fast unmittelbar voranging und welche für die Beurtheilung derselben nicht ohne tiefe Bedeutung ist.

Hiermit ist ungefähr der Gesichtspunkt bezeichnet, welcher der vorliegenden Schrift — einer Frucht langer, gründlicher und mühsamer Einzelstudien — nicht nur für Künstler und Kunstkenner, sondern auch für einen weiteren Leserkreis Interesse verleiht. Sie ist ein Detailbild aus jenem umfassenden Gemälde, das Janssen von der Kunstthätigkeit des deutschen Volkes am Ausgange des Mittelalters entworfen hat, bis in's Kleinste mit archivalischem Fleiße ausgeführt. Wir erhalten eine ausführliche Beschreibung der noch vorhandenen Kunstschätze der Kirche von Calcar, die genaue Geschichte ihres Ursprungs und damit zugleich ein culturhistorisches Bild von den religiösen und ökonomischen Verhältnissen jener Zeit, endlich Alles, was sich aus den Archiven von Calcar über Leben und Wirken der damaligen Künstler auf-

finden ließ. Jeder Leser wird darüber erstaunen, eine wie ausgebreitete Kunstthätigkeit diese einzige kleine Stadt von nur etlichen Tausend Einwohnern im Laufe eines einzigen Jahrhunderts entfaltete. Von höchstem Interesse aber ist der Nachweis, daß diese Kunstthätigkeit hauptsächlich von einer Seite her angeregt und gefördert wurde, auf welche die moderne Kunstgeschichte von ihrem olympischen Richterstuhle sehr hochnäsig und verächtlich herabzuschauen pflegt — von frommen Bruderschaften nämlich, welche mit der Pflege der Andacht und Nächstenliebe zugleich den innigsten Eifer für Würde und Schönheit des Gottesdienstes verbanden. Ein marianischer Männerbund, die Bruderschaft U. L. Frau, war es, der Calcar seine schönsten Kunstwerke dankt. Diese Bruderschaft, 1348 errichtet, stiftete schon in den ersten Jahren ihres Bestandes zwei Kapellen und Vicarien an der Pfarrkirche, verwandte ihre reichlichen Einkünfte größtentheils auf die innere künstlerische Ausstattung der Kirche und am Anfang des 15. Jahrhunderts auf deren Neubau. Von ihr ging der Plan aus, den 1418 eingeweihten Hochaltar durch einen neuen, schönern zu ersetzen. Sie sammelte Mittel und Material dafür. Ihr Vorstand, an dessen Spitze der Bürgermeister der Stadt war, machte mit dem damaligen Stadtpfarrer eigens Reisen, um die Altäre im Stifte Utrecht, namentlich in Zütphen, Deventer und Zwolle, zu studiren und nahm einen Zeichner mit, der die schönsten Schnitzwerke zur Benützung skizziren und darnach Entwürfe liefern mußte. Die Confraternität entschied über den vorgelegten Plan, warb die zur Ausführung nöthigen Meister an, vertheilte die Arbeit, führte die geschäftliche Verwaltung und unterstützte die Künstler in freigebigster Weise. Den Gesammtbetrag, den der Maler Johann Joest für seine Malerei am Hochaltar erhielt, veranschlagt Hr. Wolff nach den nur unvollständig vorliegenden Rechnungen auf einen heutigen Geldwerth von etwa 12 000 M. Nicht minder interessant sind die zahlreichen Angaben über Donationen, welche sowohl der Ausführung des Hauptaltares als auch anderer Altäre und anderweitigen Kunstschmuckes zu Hilfe kamen, und die Kunst in ihrem segensreichen Bunde mit dem religiösen Privat- und Volksleben zeigen. Der Klerus und die Autoritäten der Stadt, Volk und Künstler wirkten in der gemüthlichsten Weise zusammen.

Die Schrift besteht aus zwei Theilen, von denen der erste das Geschichtliche, der zweite die Beschreibung der Kirche und ihrer Kunstschätze umfaßt. Von den drei beigegebenen Photographien zeigt die erste als Titelbild das Porträt des berühmtesten Calcarer Malers, Johann Joest, und eine Zeichnung des prächtigen städtischen Rathhauses, die zweite den Grundriß der Kirche, die dritte das Mittelschiff mit dem kostbaren, aus Eichenholz geschnitzten und polychromirten Muttergottesleuchter, aus dessen zierlichen Guirlanden ein liebliches Madonnenbild hervortritt, während aus den Blüthenkelchen seiner Äste zwölf Könige aus Juda's Stamm zu der Verheißenen emporschauen, das Kranzgewinde selbst auf die Gestalt Jesse's zurückführt. Außer diesen drei Photographien ließ Herr Wolff schon 1868 durch den Kgl. Pr. Hofphotographen F. Brandt die wichtigsten Kunstschätze Calcars in 90 Blättern aufnehmen, die ein ebenso werthvolles als prachtvolles Album bilden und die

es im höchsten Grade verdienen, weiter bekannt zu werden. Für vermögliche Leute ein herrliches Festgeschenk!

Die Hauptzierde dieses Albums wie der Kirche selbst ist der prachtvolle Hochaltar, der an Reichthum nicht leicht von einem andern übertroffen werden dürfte. Auf eine Höhe von 5,91 m und eine Breite von 4,8 m des Schreines enthält derselbe von innen und außen im Ganzen 55 Darstellungen, 30 gemalte und 25 geschnitzte, mit 216 gemalten und 208 geschnitzten Figuren. Die 14 Compartimente der geschlossenen Thüren bilden gleichsam eine Einleitung in die Passionsgeschichte, indem sie die Hauptmomente aus dem Jugendleben Christi (Verkündigung Mariä, Geburt, Beschneidung, Epiphanie, Darstellung im Tempel, der zwölfjährige Knabe Jesus im Tempel) mit einigen Hauptscenen des öffentlichen Lebens (Taufe und Versuchung Christi, Verklärung, Christus am Jakobsbrunnen und Auferweckung des Lazarus) zusammenstellen. Die drei Darstellungen des Untersatzes leiten dann auf die Passion über: Einzug in Jerusalem, Feier des Osterlamms, Fußwaschung. Nun öffnen sich die Thüren und vor dem erstaunten Blicke enthüllt sich das ehrwürdigste Sanctuarium des Lebens Christi, seine Passion, in dreizehn kunstvoll ausgeführten Gruppen, während von den zehn innern Compartimenten der geöffneten Thürflügel vier an der Evangelienseite in Malereien die Passionsdarstellungen vervollständigen, vier an der Epistelseite die glorreiche Frucht der Passion zeigen (Auferstehung Christi, Himmelfahrt, Ausgießung des heiligen Geistes, Tod Mariä), die zwei obern Compartimente aber die Kreuzigung Christi mit ihren zwei bevorzugtesten alttestamentlichen Typen (Opfer Abrahams und Eherne Schlange) zusammenstellen. Vierzehn kleinere geschnitzte Gruppen endlich umgeben, mit zierlichem Laubwerk verbunden, die dreizehn Gruppen der mittleren Passionsdarstellung und bezeichnen in den Erscheinungen des Auferstandenen und den übrigen Geheimnissen des Ostercyclus den herrlichen Sieg des Gekreuzigten. Als Abschluß dieser Randbilder dient links und rechts ein messianischer Prophet, der, wie die typischen Bilder oben, die Vollendung des Erlösungswerkes mit deren Vorbereitung im Alten Testamente verknüpft. Die Menge der gemalten und geschnitzten Figuren, besonders die Zusammenstellung der Leidensstationen zu einem Gesammtbilde, in dessen einzelnen Gruppen dieselben Personen wiederkehren, wirkt auf den ersten Blick fast betäubend und verwirrend. Sobald man aber das höchst einfache Princip der Anordnung gefunden hat, so gestaltet sich die bunte Fülle zur tiefsinnigsten Vision, in der das irdische und verklärte Leben Christi gleichsam als Wurzelgeäste und Blüthenkrone den Stamm seines heiligen Kreuzes und die Geheimnisse seines Leidens, die Haupt- und Grundlehre des Christenthums, umrankt. Und so ist denn dieser Altar im schönsten Sinne ein Altare Salvatoris, ein Altar des Weltheilandes. Das ganze Erlösungswerk steht in seiner mystischen Anordnung und Verkettung künstlerisch verkörpert vor uns. Auch die Beziehung zur Gegenwart fehlt nicht. Das Mittelbild des Untersatzes stellt die Feier des Osterlammes dar und vor ihm breitet sich der Altartisch aus, auf dem das blutige Kreuzesopfer sich jeden Tag unblutiger Weise erneuert.

Die geschnitzten Darstellungen gehören zu den vollendetsten Meisterwerken ihrer Art. Sie sind sämmtlich in Eichenholz und nicht polychromirt. Die Gemälde auf den zwanzig Compartimenten der Flügelthüren sind von dem Calcarer Maler Johann Joest, dessen biographische Skizze Herr Wolff S. 17—20 mittheilt. Sein eigenes Porträt hat der Maler auf einem der Gemälde, dem Ecce-Homo-Bild, angebracht. Ob derselbe aber ein Calcarer Bürger war, dafür geben die vorhandenen Documente keine volle Gewißheit, doch machen es dieselben wahrscheinlich. Damit vereinigt Herr Wolff auch die Annahme des englischen Archäologen James Weale, daß Johann von Calcar seine spätere Ausbildung in Harlem genossen hat und somit der berühmten Malerschule von Harlem beigezählt werden muß.

Sowohl durch Reichthum der Composition, als durch Fülle des Bildwerks und der Ornamentik, wie auch durch die technische Vollendung werden die Sculpturen des Hochaltars noch durch jene des Altars von den sieben Schmerzen Mariä übertroffen. Der Untersatz bildet die „Wurzel Jesse's", ein von einer reichen Fülle von Zweigen, Blättern und Blüthen durchschlungenes, fein stilisirtes Wurzelgeäste, das die Gestalten Abrahams, Jesse's und Davids, der drei großen Ahnherren Maria's, beherbergt. Aus dieser Wurzel rankt sich in leichter, vollendeter Zeichnung die reich ornamentirte Einfassung des Schreines empor, erweitert sich zu zierlichen Netzgewölben über den sieben Gruppen, von denen jede ein vollendetes kleines Meisterwerk ist, und gipfelt endlich in dem lichtumstrahlten Bilde der Himmelskönigin, die mit königlicher Krone, das Scepter in der Rechten, Christus auf dem linken Arme, den Mond zu ihren Füßen, der Schlange das Haupt zertritt. Ähnlich wie auf dem Hochaltar bilden die Typen der Vorbereitung und die Geheimnisse der Glorie den Rahmen zu den schmerzenreichen Geheimnissen, durch welche die Königin der Martyrer sich die Krone des höchsten Triumphes errang. Die tiefe Andacht, womit die einzelnen Geheimnisse erfaßt und durchgeführt sind, vollendet die ergreifende Poesie, welche die ganze Anlage des Altars durchhaucht und Darstellung und Ornamentik zum lebendigen Ganzen verbindet.

Von großem Interesse sind auch die übrigen Altäre und Kunstgegenstände der Kirche: der Altar zu den hhl. Johannes Baptist und Johannes Evang.; der Altar zum heiligen Ritter und Martyrer Georg, dessen Flügel auf der innern Seite die Legende der hl. Ursula zur Anschauung bringen; der Altar zu den sieben Freuden Mariä, ein schönes Pendant zu jenem der sieben Schmerzen; der Altar zu den hhl. Crispin und Crispinian, den Patronen der Weber und Schuster; der anmuthige Altar zur hl. Anna, dessen Schnitzwerk die heilige Familie in liebreichster Weise darstellt, während das Mittelbild des Flügelgemäldes den Tod Mariä zeigt u. s. w.; vor Allem das reich ornamentirte Chorgestühle, das der Calcarer Meister Heinrich Bernts 1505—1508 verfertigte. — Die Mannigfaltigkeit der Darstellungen, ihre tiefe Frömmigkeit, poetische Auffassung, künstlerische Ausführung, obwohl nicht immer von gleicher Tiefe und Vollendung, verstärken doch den mächtigen Eindruck, den schon der Hochaltar hervorruft. Ja es ist etwas Anderes um diese echte, solide, christliche Kunst, als um den schablonenmäßigen Fabrik-Kirchenschmuck, mit dem

uns die zwar erfindungsreiche, aber poesiearme Neuzeit beglückt hat! Möchte darum diese Monographie nur recht viele Leser zum Studium jener gedankenreichen, technisch so hochstehenden Kunst anregen und begeistern!

Wie die Kunstwerke Calcars übrigens hauptsächlich unter dem Einfluß eines tüchtigen, würdigen Klerus entstanden sind, so war es einem anspruchslosen Geistlichen vorbehalten, die Neuzeit wieder an ihre Bedeutung zu erinnern. Die „wissenschaftliche Kunstgeschichte" wußte fast nichts von den Calcarer Künstlern und ihren Werken. Sie empfand zwar die „bedauerlichen Lücken", welche in Bezug auf deutsche Künstler noch immer zu Tage träten, überließ es aber einem katholischen Priester, mitten unter den Mühen und Leiden des Culturkampfes, mit eisernem Fleiß diese Kunstwerke selbst zu studiren und ihre Geschichte durch weitschichtige, archivalische Forschungen zu entziffern. Um so mehr verdient der uneigennützige Gelehrte die Anerkennung aller Katholiken, daß er dem frommen Kunst- und Gemeinsinn unserer Vorfahren, mitten unter den trostlosen Wirren der Gegenwart, dieses werthvolle geschichtliche Denkmal errichtet hat.

A. B.

Mireia. Provençalisches Gedicht in zwölf Gesängen von **F. Mistral**, übersetzt in Versen von Frau B. M. Dorieux-Brotbeck. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1880. Preis: *M.* 5.

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einiger Mittheilungen, welche wir in dieser Zeitschrift vor Jahren über die neuere Literatur der Provence gemacht haben. Unter den damals besprochenen Werken ragte das ländliche Epos „Mireio" von Mistral ganz besonders hervor, und gaben wir darum auch nicht bloß eine ausführliche Analyse desselben, sondern auch einige Proben einer versuchten Verdeutschung[1]. Der Dichter selbst wünschte eine Übersetzung seines ganzen Werkes, aber vergebens hoffte er auf einen Freund, der seine geniale Schöpfung in Deutschland einführte. Und doch ist Deutschland das classische Land der Übersetzungen — und was wird nicht Alles für Schund übersetzt! Da hörten wir plötzlich ganz nebenbei von einer poetischen Übertragung Mireio's durch eine Dame reden und waren schließlich so glücklich, durch einen Freund ein Exemplar der Übersetzung zu erlangen. Wenn irgend Jemand, so waren wir zur Nachsicht bei Beurtheilung eines Werkes gestimmt, dessen ganze Schwierigkeit wir aus Erfahrung kannten; eine erträgliche Verdolmetschung hätte uns schon ein halbes Meisterwerk geschienen, denn, noch einmal, die Schwierigkeiten, die zu bewältigen waren, sind außerordentliche. Die Übersetzerin macht sich denn auch in dieser Hinsicht keinerlei Illusionen und sie weiß wohl dem geneigten Leser an's Herz zu legen, welche Mühe es ihr „rein im Interesse der Kunst gekostet", „welche Opfer jeder Art sie dafür gebracht hat", um dem deutschen Publikum den

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. IX. S. 165. Der Name lautet im Provençalischen Mereio; die Uebersetzerin schreibt Mireia, wahrscheinlich um den weiblichen Namen leichter als solchen erkennen zu lassen.

Genuß des provençalischen Meisterwerkes zu vermitteln. Neben den allgemeinen Schwierigkeiten gab es für sie noch eine besondere. So sagt sie: „Im ersten Gesang macht sich einige Unsicherheit, ein Schwanken aus Ungeübtheit fühlbar; an mehreren Stellen des Gedichtes konnte ich mit dem besten Willen nicht ganz Herr über meinen Stoff werden, wodurch der Originaltext einige Abschwächungen erlitt; die Provinzialismen, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, erklären sich durch meine Geburt und mein Leben, welches fern von Deutschland verfließt. Über diesen letzteren Punkt habe ich jedoch meine eigenen Ansichten: ich bilde mir nämlich ein, daß ich gewissermaßen gerade durch meine schweizerische Nationalität befähigt war, in den Geist der fast unmittelbar aus dem Volksleben entspringenden, in Sprache und Ausdruck so gedrängten Dialektdichtung einzudringen; nichtsdestoweniger bedauere ich lebhaft jeden etwaigen (sic!) Verstoß gegen die Reinheit der deutschen Sprache" (S. 72 f.). Es dürfte sich selten der bei Frauen so häufige Mangel an Logik in einer drastischeren Form finden, als in dieser Excuse. Keine Arbeit und Mühe hat die Dame gescheut, aber den ersten Gesang noch einmal umzuändern, als sie durch die elf andern schon Übung genug besaß, das war ihr zu schwer. Doch das schönste ist das Folgende: „Ich kann mich zwar als geborene Schweizerin und als eine im Ausland lebende Frau durchaus nicht auf die Kenntniß meiner deutschen Muttersprache verlassen, aber eben deßhalb bin ich die berufenste Übertragerin eines sehr schwierigen Werkes in dieselbe deutsche Sprache." Zum Zeichen, daß Frau B. M. Dorieux-Brotbeck an der Richtigkeit dieser ihrer „Einbildung" festhält, wiederholt sie den Satz unter anderer Form noch einmal: „Fühlte ich auch oft schmerzlich während meiner langen Arbeit, daß es mir, losgetrennt von allem deutsch-nationalen Geistesleben, an den für den Dichter so wohlthätigen, anfeuernden Elementen fehlte, so erhob mich doch wieder über alle Niedergeschlagenheit der begeisternde Gedanke, daß ich, eben durch meine eigenthümliche Stellung, zur Offenbarerin der Schönheit des Mistral'schen Werkes in Deutschland berufen sei" (ebend.). Uns scheint, wenn die Dame sich ihrer Schwäche im Deutschen bewußt war, hätte sie besser gethan, ein so schweres Unterfangen besseren und berufeneren Kräften, als sie es „durch ihre eigenthümliche Stellung" war, zu überlassen.

So sehr wir daher uns freuten, als uns eine vollständige Übersicht Mireio's angekündigt wurde, ebenso sehr waren wir nach 5—6 Seiten dieser Übersetzung der betrübten, aber festen Ansicht, daß uns mit ihr nicht gedient ist, indem sie eher alles Andere, als eine „Offenbarung der Schönheit" Mireio's sein könnte.

Zu einer guten Übersetzung gehört an erster Stelle doch wohl, daß sie verständlich sei. Ob man aber folgenden Gallimatthias noch zu den unter Menschen gebräuchlichen Verkehrsmitteln rechnen könne, ist sehr zweifelhaft. Wir copiren mit allergrößter Genauigkeit:

„Dann, hastig, wie sich Schafe bücken
Nach frischem Gras, sie gierig pflücken
Das schöne Werk das, Blume, ihrer Hand entsprießt;

Und, reicht zum Strauß der Fund am Orte,
Entzückt sie zeigen's Gott: zum Horte,
Sie hebend zur Sanct-Petrus-Pforte,
Wird solcher Strauß." (S. 99.)

So starke Zumuthungen werden freilich selbst in diesem Buche nicht oft gestellt, aber Verrenkungen im Satzgefüge, welche wenig zur Klarheit — von der Schönheit ganz zu geschweigen — beitragen, finden sich fast auf jeder Seite. Das lieblich zarte und doch so kräftige Idyll schwebt in dieser Form nicht mehr gleich der Heldin Mireia selbst über die sonnige Provencer-Haide, sondern schwankt unbeholfen wie ein vom Übermaß des Lichtes und der Wärme Betäubter, seinen unsicheren Weg dahin. Besser als durch das Bild des schwankenden, taumelnden Ganges kann auch die ganze unglaubliche Prosodie nicht wiedergegeben werden, welche die Musterleistung auszeichnet. — In dieser Beziehung kann man wohl mit Göthe sagen: „Greif nur hinein in's volle Buch — und wo du's aufschlägst, gibt's was zu tadeln."

Z. B. S. 181: „Johanna-Maria, wild schmähend".

S. 82: „Ein Eber, der aus seinen Sträuchen
In die Einöd' sich ließ verscheuchen
Wild rennend auf des Olymps Gipfeln, stellt den Borst (!).
Auf die Hündinnen" ꝛc.

S. 127: „Der Nordwestwind der gleich Rohrschäften" ꝛc.

S. 129: „Was sagt ihr? Narr! Reichthum und Armuth sind Antwort."
(Reimt auf „dort".)

S. 146: „... Schwingungen all gleichzeitig stampfend, sich im Tanz" u. s. w.

Da reimt: „Kleeblatt" mit „nie satt", „Nahtstriche" mit „Nadelstiche" und „Farbabstiche", „Dürance-Kanälen" mit „auswählen", „Auffahr" (!) mit „Lämmerschaar" ꝛc. Wir sind sicher, nicht einmal die treffendsten Beispiele dieser Art hier verzeichnet zu haben; allein aus diesen wenigen Belegen geht zur Genüge hervor, daß der Übersetzerin jegliches Gefühl für Wohllaut im Jambus (denn die oben citirten Verse müssen alle jambisch skandirt werden) und jegliche Kenntniß des Reimes abgeht. Daß sie es anderwärts mit den verschiedenen Flexionsformen nicht so genau nimmt, fällt bei einer so gänzlich mißglückten Übersetzung nicht mehr ferner in's Gewicht. „Mutter" bildet im Genitiv „Mutters"; „erleiden" bildet „erleidet" im Perfect:

„Die Ziege, die nie das Melken hat erleidet."

„Speisen" bildet: „ich spies"! Das genüge!

Selbst die „Kölnische Zeitung", welche meint, „daß die Übersetzerin ihre Aufgabe in Bezug auf treue Wiedergabe des Textes, glückliche Wahrung des Localtons (!?) und strenges Festhalten an der Originalform glänzend gelöst hat", scheut sich, ihr auch „den vierten Vorzug" zuzuerkennen, nämlich „Reinheit des Reimes, des Rhythmus und der Sprache". Die Schweizer aber werden der Uebersetzerin wenig Dank wissen, daß sie, neben dem einen oder andern Provinzialismus, alle ihre grammatikalischen Sünden und

ohrenquälenden Reime höchst ungalant und ungerecht als schweizerisches Nationalgewächs ausgibt.

So leid es uns also auch thut, gestehen müssen wir es: mit dieser Übersetzung ist dem provençalischen Meisterwerk schlecht gedient, und es wäre wirklich traurig, falls, wie die Übersetzerin ankündigt, in Zukunft keine andere bessere Übertragung Mireio's geduldet werden dürfte.

W. K.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Calendarium manuale utriusque Ecclesiae orientalis et occidentalis, Academiis clericorum accommodatum. Auctore Nicolao Nilles S. J. Tom. II. p. XXXVIII et 814. Oeniponte, typis et sumptibus Feliciani Rauch, 1881. Preis: *M.* 9.

Mit großer Genugthuung können wir den Lesern dieser Zeitschrift die Vollendung des in Bd. XVIII. S. 213 ff. eingehend recensirten Werkes zur Kenntniß bringen. Dieser zweite Band tritt dem ersten würdig zur Seite. Zumal durch die Zulagen des armenischen, koptischen, syrischen, chaldäischen Kalendariums hat er den Umfang des ersten Bandes erheblich überschritten; ein sehr vollständiges Sach- und Namenregister erschließt den reichen Inhalt der beiden Bände auch denen, welche das Werk außerhalb eines zusammenhängenden Studiums zur gelegentlichen Benutzung gebrauchen wollen. — Den Hauptinhalt vorliegenden Bandes bildet die Erläuterung der beweglichen Feste und ihrer liturgischen Feier in der lateinischen und griechischen Kirche, mit selbstverständlicher Bevorzugung der weniger gekannten griechischen Feier. Die beweglichen Feste klingen wie der Grundton der kirchlichen Festfeier durch das ganze Jahr hindurch; so ist denn dieser Band von besonderem Interesse, um die Abweichungen der verschiedenen Riten innerhalb der Kirche zu verfolgen. Bei aller Verschiedenheit in der äußeren Entfaltung der Feier bekundet sich doch ein und derselbe Geist, der bei der Normirung der altehrwürdigen Riten gewirkt hat. Um die Mysterien des Heilandes als Centrum und Brennpunkt gruppiren sich die anderen Feste wohl vielfach anders in der orientalischen Kirche, doch auch in recht sinniger Weise, wie wenn z. B., gleichsam um das Mysterium sich schaarend, der Sonntag unmittelbar vor Weihnachten der Feier der Heiligen der ganzen vorchristlichen Zeit und der Propheten, der Sonntag unmittelbar nach Weihnachten der Verehrung des heiligen Nährvaters Joseph, des hl. Jakobus und des königlichen Propheten David gewidmet wird. — Als Verdienst des Verfassers muß noch speciell hervorgehoben werden, daß er bei passender Gelegenheit aufmerksam macht auf die von den Schismatikern angestrittenen dogmatischen Lehrpunkte, zu deren Gunsten sich klare und frappante Beweise aus ihrer Liturgie selbst ergeben, wie aber auch auf die Verunstaltungen, die sich beim Schisma hier und da eingeschlichen haben. Mit Wärme bemüht sich der Verfasser auch, die orientalische Kirche für die Feier und Andacht zum göttlichen Herzen Jesu zu gewinnen. Gewiß muß diese Andacht überall sympathisch sein, wo sich warme Begeisterung für die Person des Gottmenschen findet. Diese zeigt sich aber in der orientalischen Li-

turgie und Festfeier stark ausgeprägt. Kaum anders als aus dieser schwungvollen Begeisterung läßt sich die Anomalie erklären, daß selbst für den Charfreitag die Feier der heiligen Messe festgesetzt wird, wenn das Fest Mariä Verkündigung auf diesen Tag fällt: man sieht, dieser Tag, welchen die lateinische Kirche hauptsächlich als Marienfest begeht, während sie die andere Seite des Geheimnisses an Weihnachten mitanknüpft, gilt in der orientalischen Kirche in eminentem Sinne als Fest des Herrn. Doch wir können kaum auf Einzelheiten eingehen; das Gesagte möge genügen, um dem werthvollen Werke manche Freunde zu gewinnen. Daß es auch unter dem griechischen Klerus nicht unbeachtet geblieben ist, davon zeugt die warme Empfehlung, welche der Bischof Bugliari von Calabrien und Basilicata ihm angedeihen ließ, und die günstige Recension, welche es in der griechisch redigirten Wochenschrift Κλειώ gefunden hat.

Mariologia seu potiores de s. Deipara quaestiones ex SS. Patrum ac Theologorum mente propositae a Christiano Stamm, ss. Theologiae Doctore nec non Consiliario Ecclesiastico. Cum permissu Superiorum. p. XIII et 666. Paderbornae, Junfermann, 1881. Preis: *M.* 7.

Das vorliegende Werk soll, wie der hochw. Herr Verfasser in der Vorrede sagt, ein Versuch und eine Vorarbeit sein für eine neue und vollständige Darstellung der Lehre von der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter. Es behandelt darum in drei Abschnitten fast Alles, was die Kirche über ihre Königin lehrt und was die Überlieferung des christlichen Volkes erzählt. Im ersten Abschnitt wird die unbefleckte Empfängniß und die aus ihr folgende Sündenlosigkeit, die Geburt und Darstellung im Tempel, dann die Jungfrauschaft, die Verlobung und der Bräutigam Maria's behandelt. Im zweiten findet man, was sich auf die Würde der Gottesmutter bezieht, also Abhandlungen über Maria's Verkündigung, Heimsuchung und Mutterschaft. Der dritte Abschnitt handelt über Maria's Tod und Himmelfahrt, sowie über ihre Verehrung und Feste. Der hochwürdigen Geistlichkeit wird dieses Buch zur Vorbereitung auf Predigten im Maimonat und an Marienfesten die besten Dienste leisten, indem es ihnen die Lehre guter Theologen in ziemlicher Vollständigkeit vorlegt und in klarer Übersichtlichkeit so reichen und gründlichen Stoff bietet, daß es nicht schwer wird, das für jeden Fall Nöthige auszuwählen und zurechtzulegen. Wenn bei Auswahl der Väterstellen die Kritik nicht immer zu ihrem vollen Rechte kam; wenn hin und wieder einzelne Beweise mehr homiletisch gehalten sind und darum nicht die volle theologische Schärfe haben; wenn endlich zuweilen neuere Erscheinungen der einschlägigen Literatur weniger berücksichtigt sind: so muß man das zum großen Theil den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart und dem Zwecke des Buches zu gute halten, seinen praktischen Werth kann es nicht in Frage stellen.

Die moralische Tugend der Religion, in ihren unmittelbaren Acten und Gegensätzen dargestellt von Dr. J. B. Wirthmüller, Professor der Moraltheologie an der königl. Universität München. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Gr. 8°. XII u. 644 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 7.

Eine neue Bereicherung der moraltheologischen Literatur. Ein weitreichendes Stück der betreffenden Disciplin, einschließlich der Sacramente, wird hier einer eingehenden Behandlung in bündiger Form unterzogen. Der Verfasser beabsichtigt, den behandelten Gegenstand auch dem gebildeten Laienkreise zugänglich zu machen. Diesen

Zweck wird er nicht gerade verfehlen, doch, glauben wir, wird der weitaus größte Theil der Leser dem theologisch gebildeten Kreise angehören. — Wenn wir auch nicht für alle und jede Meinung des Verfassers eintreten, so müssen wir doch zugeben, daß sich im Allgemeinen bei Beurtheilung und Entscheidung der Einzelfragen ein gewiegtes Urtheil kundgibt. Sollen wir noch einen Wunsch äußern, so möchte derselbe auf eine zuweilen gefälligere Diction lauten und auf eine hie und da entschiedenere Stellungnahme des Verfassers in controversen Fragen unter Begründung seiner Position.

Arbeiterwohl. Organ des Verbandes katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde. Redigirt vom Generalsecretär Franz Hitze. Erster Jahrgang. Heft 1—12. 8°. 218 S. Köln, J. P. Bachem. Preis: *M.* 6.

Die Kluft, welche heute die Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager scheidet, läßt sich nicht dadurch ausfüllen, daß die Reichen einige Groschen von ihrem Überfluß durch die Fenster unter die Besitzlosen werfen, sondern nur dadurch, daß die Wohlhabenden sich selbst zu den Armen herablassen und durch persönliche Einwirkung dieselben religiös und wirthschaftlich zu heben suchen. Hiezu ist natürlich wahre Religiösität und Nächstenliebe erfordert, welche den Reichen, namentlich den Fabrikbesitzern, zum Bewußtsein bringen, daß die Arbeiter nicht da sind, um ausgebeutet zu werden, sondern daß man ihnen gegenüber auch Pflichten hat, ja daß dem Fabrikherrn die wichtige sociale Mission obliegt, mit väterlichem Wohlwollen für das zeitliche und geistige Wohl seiner Untergebenen zu sorgen und zwar vor Allem durch persönliche Einwirkung. Eingesehen hat man dieß zwar schon lange und manche anerkennenswerthe Bestrebungen einzelner Fabrikanten sind schon früher zu Tage getreten. Aber an einer umfassenden Organisation in dieser Richtung fehlte es bisher unter den deutschen Katholiken. Das Verdienst, eine solche geschaffen zu haben, gebührt dem vor etwa zwei Jahren gegründeten „Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde". Derselbe kann sich, wie aus dem Berichte des Generalsecretärs auf der ersten Generalversammlung in Bonn (5. September 1881) erhellt, schon recht erfreulicher Resultate rühmen. Nicht zu den geringsten Leistungen des Verbandes gehört die Gründung eines Centralorgans unter dem Namen „Arbeiterwohl", redigirt von dem durch seine trefflichen socialpolitischen Schriften bekannten Franz Hitze. Schon nach dem Erscheinen der ersten Hefte hatten wir die freudigsten Erwartungen an die Zukunft des „Arbeiterwohl" geknüpft. Jetzt liegen uns der erste Jahrgang (12 Hefte, zusammen 218 S. 8°) vollständig und auch die beiden ersten Hefte des zweiten Jahrganges vor, und wir gestehen, daß unsere Hoffnungen noch übertroffen wurden. Sowohl was die Auswahl der Themata, als den Inhalt und die Form betrifft, verdienen die gelieferten Arbeiten unsere volle Anerkennung. Namentlich zeichnen sich dieselben durch ihren praktischen Charakter aus. Das „Arbeiterwohl" will nicht unpraktische Politik treiben und ganz neue Organisationen in's Leben rufen, sondern im Anschluß an die gegebenen Verhältnisse die Industriellen und Arbeiterfreunde veranlassen, wo es geschehen kann, zum Wohle der Arbeiter mitzuhelfen. Wir zweifeln nicht, daß die im „Arbeiterwohl" gegebenen Winke und Anregungen der Same zu manchem praktischen Versuch zur Lösung der Arbeiterfrage sein werden. Es gibt gottlob noch viele edle Menschen, denen das Christenthum kein leerer Name ist, die nur der praktischen Anleitung und Anregung bedürfen, um überall, wo sie können, selbst mit mannigfachen eigenen Opfern und Mühen, heilend und helfend einzugreifen.

Über die Grundlagen unserer Verfassung. Manuscript von Werner Freiherrn v. Haxthausen zu Bökendorf, 1833. Unveränderter Abdruck mit einer Lebensskizze, nebst Porträt und Facsimile des Verfassers. Neu herausgegeben von seinem Schwiegersohn. XXXIX u. 248 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1881.

Der Verfasser hätte seiner Schrift auch den Titel geben können: „Die Grundlagen der ehemaligen und der heutigen Verfassungen". Wenn auch seine Ausführungen zunächst für Westfalen selbst bestimmt waren, so beanspruchen sie doch ein ganz allgemeines Interesse für alle Länder und bringen eine scharfe und eingehende Kritik der modernen constitutionellen Staatsverfassungen aus einer Zeit, wo auch katholischerseits nur Wenige das innerste Wesen derselben durchschauten. Sie klingen wie der ernste Mahnruf eines Mannes, der an der Grenzscheide zweier Zeiten steht. Mit Trauer sieht er die letzten Reste der alten ständischen Ordnung, auf der die Gesellschaft so lange fest geruht, vor dem Andrange der neuen Ideen in Trümmer sinken; und nur mit Bangen blickt er in die Zukunft, deren Schicksale er in den politischen Principien fast prophetisch vorherschaut. Zwei Richtungen namentlich sieht er sich gegen die alte Ordnung erheben: einerseits ist es der verderbliche, alles selbständige Leben perhorrescirende Beamten-Bureaukratismus, der auch die Beamten selbst durch das sogen. Collegialsystem zu willenlosen Gliedern in dem großen mechanischen Räderwerk des Beamtenthums stempelt; andererseits ist es das moderne Repräsentativsystem mit seiner allgemeinen Vernunft und seinem souveränen Volkswillen, das alles organisch Gegliederte auseinanderreißt und alle gesellschaftlichen Unterschiede nivellirt. Die neuere Erfahrung beweist übrigens, daß diese beiden Richtungen sich sehr wohl nebeneinander vertragen. Sie haben eben, wie Werner v. Harthausen zeigt, dieselbe Wurzel und Grundlage. Es ist der jeder Pietät gegen göttliches und historisches Recht bare Hochmuth, der alle menschlichen Verhältnisse der Willkür des oder der eben am Ruder Befindlichen überliefert. Zu den trefflichsten Partien der Schrift gehört der geschichtliche Rückblick auf die Entstehung und sociale Bedeutung der mittelalterlichen vier Stände: der Geistlichkeit, des Adels, des Bürger- und Bauernstandes, deren Wiedererweckung und Neubelebung v. Harthausen befürwortet und von einer einsichtsvolleren Zukunft erhofft, freilich in einer den neueren Bedürfnissen angepaßten Weise. „Wir wollen," schreibt der Verfasser, „das Mißverständniß der deutschen Maler nicht theilen, welche die altdeutsche Kunst des 15. Jahrhunderts wieder zu beleben hofften, wenn sie ihren Bildern die Steifheit und alten Gewände, die schlecht gezeichneten Hände und Füße ihrer Vorbilder gaben, aber die Rückkehr des verschwundenen Geistes und innern Lebens, wie es aus den Werken unserer Väter uns anspricht, nicht zu beschwören vermochten" (S. 236). Die vielen geistreichen und von einer feinen Beobachtungsgabe zeugenden Bemerkungen über die ehemaligen ständischen Verfassungen verdienen um so mehr die volle Beachtung, als sie von einem Manne herrühren, der zu seiner Zeit in seiner Heimath noch viele Reste der alten Ordnung um sich her erblickte, während wir heute fast nur noch in Geschichtswerken davon lesen können. Daß die philosophischen Ausführungen nicht immer bis zur vollen Klarheit durchdringen, wird der Leser der Zeit zu gute halten, in welcher der Verfasser gelebt und in welcher die katholische Wissenschaft sich noch nicht genügend von der sogen. deutschen Philosophie emancipirt hatte. Es thut dieß auch dem Werthe der socialpolitischen Schrift, welche des Nützlichen, Schönen und Interessanten so viel bietet, durchaus keinen Eintrag. Eine recht erwünschte Zugabe bildet auch die in der Einleitung gegebene interessante Lebensskizze des Verfassers.

Ein wahrer Robinson, oder: Die Abenteuer Owen Evans'. Herausgegeben von B. H. Anderdon S. J. Nach dem Englischen von M. Hoffmann. Mit einem Holzschnitt und zwei lithographirten Figurentafeln. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 3.

Die gewöhnlichen Robinsonaden laufen auf phantastische Abenteuer und banale Humanitäts-Pädagogik hinaus. Das Erstere ist heutzutage die Hauptsache. Owen Evans, der Held der vorliegenden Erzählung, äußert deßhalb im 55. Kapitel das Bedenken, ob seine Blätter überhaupt einen Leserkreis finden möchten. „Ein mir befreundeter Buchhändler," sagt er, „dem ich einen Theil meines Manuscriptes vorlegte, benahm mir allen Muth, meine Erzählung weiter fortzusetzen, indem er mir sagte, mit einem monotonen Berichte wirklich dagewesener Thatsachen sei dem Publikum nicht gedient. Ich würde ungleich mehr Erfolg haben, wenn ich irgend eine Mordgeschichte, einen Zusammenstoß mit Seeräubern oder sonst ein grausiges Abenteuer erzählte, wobei einige Dutzend Menschen abgeschlachtet oder ein ganzes indisches Dorf niedergemetzelt würde, so daß dem Leser die Haare zu Berge ständen." So effectvoll schaurig sind die Abenteuer dieses neuen Robinson nicht. Owen Evans ist ein angehender Schiffschirurg, der wider sein Vermuthen auf das Schiff eines Piraten geräth und von diesem mit vier englischen Seeleuten und einem spanischen Priester auf einer öden Insel ausgesetzt wird. Hier erleben sie allerhand Jagd- und andere Abenteuer, wie sie mit einem primitiven Naturleben verbunden sind; die Hauptsache aber ist, daß der spanische Missionär Don Manuel der Freund und Tröster der fünf protestantischen Insulaner wird und sie dann langsam in den Schooß der Kirche zurückführt. Diese Conversionsgeschichte hat P. Anderdon, selbst Convertit und Anverwandter des Cardinals Manning, mit tiefer Kenntniß des Menschenherzens und des Gnadenlebens, in einfacher und doch ungemein spannender Weise durchgeführt. In der Charakteristik Don Manuels spiegelt sich nicht nur eine specielle Individualität, sondern der Beruf und die Würde, das Walten und Wirken des Priesters überhaupt im Dienste der göttlichen Gnade. Don Manuel ist weder ein romantischer Padre Cristoforo noch ein banger Don Abbondio, sondern ein schlichter, einfacher und braver Priester, der aber in seiner einfachen Bescheidenheit das priesterliche Ideal in anziehendster Weise verwickelt. Die religiöse Verwicklung, mit den Abenteuern der Insulaner anmuthig verwoben, gibt der Robinsonade einen ernsteren, tieferen Gehalt und macht sie zu einer sehr „wahren" Geschichte. Die Erzählung verdient darum als jugendliche Unterhaltungslectüre die wärmste Empfehlung. Sie unterhält nicht nur, sie belehrt auch und tritt in ebenso liebenswürdiger als wirksamer Weise dem öden, confessionslosen Humanitätswesen entgegen, das noch immer einen großen Theil der Jugendlectüre beherrscht. Die Übersetzung ist gelungen. In dem spanischen Sprüchwort S. 209: El mozo, for non saber, muß es heißen: por non saber.

Außerdem empfehlen wir folgende **liturgischen Werke:**

Rituale Romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum. Cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio secunda accuratissima a Sacr. Rituum Congregatione adprobata. 12°. X, 398 et 228 p. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Breviarium parvum ex Breviario Romano collectum et ad usum quotidianum in festis per annum accommodatum. Accedunt orationes

ante et post Missam dicendae. Cum approbatione R^mi Episcopi Rottenburgensis. Editio altera. 12°. VIII, 68 et 28 p. Campoduni, Koesel, 1881. Preis: *M.* 1.

Officium Majoris Hebdomadae a Dominica in Palmis usque ad Sabbatum in Albis juxta ordinem Breviarii et Missalis Romani cum cantu pro Dominica Palmarum, triduo sacro et Paschate, quem curavit S. Rituum Congregatio. Editio stereotypa. 8°. 346 p. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Psalmi officii Hebdomadae Sanctae, quos meditationum et finalium initiis distinctis in psallentium usum edidit Joseph Mohr. Editio stereotypa. Ratisbonae, Pustet, 1881. Preis: 50 *Pf.*

Cantus sacri ad I. Nocturnum Tridui Sacri a Joanne Diebold. (Inhalt: Neun Responsorien für die heilige Charwoche, für vierstimmigen gemischten Chor nach alten Handschriften in Partitur gebracht. Drei Lamentationen für vierstimmigen Männerchor. Drei Lamentationen für vierstimmigen gemischten Chor.) Gr. 4°. 38 S. Freiburg, Herder, 1882. Preis: *M.* 3.

Miscellen.

Brehm über „die frömmsten Gläubigen". Um die Eintönigkeit seiner endlosen Thierbeschreibungen etwas zu mildern, bringt Brehm in seinem „Thierleben", wie manche Romanschreiber, da und dort einen kleinen Hieb auf die „Pfaffen" an. „Die Pfaffen", so witzelt er u. A. (2. Aufl. II, 326), „erklärten den Biber für ein ‚fischähnliches Thier'", und über die „frömmsten Gläubigen" spottet er, daß sie „noch in unseren Tagen glauben", es dürfe „der Fischotter zu den Fischen und nicht zu den Säugethieren gezählt werden". Der Witz ist höchst wohlfeil, weil schon oft gemacht, und zeigt im Grunde nur die Unkenntniß des Spötters, der weder die Bedeutung des kirchlichen Abstinenzgebotes noch den deutschen Sprachgebrauch im beregten Punkte kennt. Die Kirche verbietet für Abstinenztage das Fleisch der Landthiere (S. Thom. Summa II, II q. 147 a. 8), und dieß deßhalb, weil es im Allgemeinen am schmackhaftesten ist und somit die freiwillige Enthaltung von dieser Speise uns in der Beherrschung der Sinnlichkeit übt. Welche Thiere nun im Sinne des Gebotes zu den Landthieren und welche zu den Wasserthieren gehören, das hat schon von den ältesten Zeiten an das kirchliche Gewohnheitsrecht festgestellt, und zwar nicht nach anatomischen oder physiologischen Principien, sondern lediglich nach dem augenfälligsten und leichtfaßlichsten Kriterium, nämlich nach dem gewöhnlichen Aufenthalt der Thiere. Dieß Kri-

terium bildet freilich kein inneres Classifications-Princip der Thiere; aber darauf ist es ja auch in unserem Fall nicht abgesehen; es leistet aber das, worauf es für Befolgung allgemeiner Kirchengesetze ankommt, indem es ein leicht erkennbares Unterscheidungszeichen an die Hand gibt. Dasselbe ist auch nicht so ganz und gar unwissenschaftlich. Es hat der Wissenschaft früher gute Dienste geleistet und kommt auch bei der heutigen Naturbeschreibung immer noch in Betracht, da der gewöhnliche Aufenthalt der Thiere stets in enger Beziehung zu deren Organisation steht. Schon Aristoteles, dessen naturhistorische Ansichten das größte Ansehen für die alte Zeit und das Mittelalter besaßen, rechnet dort, wo er die Thiere nach ihrer Lebensweise in Land- und Wasserthiere scheidet, den Fischotter zu letztern, aber so, daß er ihn, weil er außer dem Wasser gebiert und Athem schöpft, den Fischen gegenüberstellt (Histor. animalium, ed. Berol. 1831, 487, 20 sqq.). Ebenso sagt Brehm in seinem Thierleben vom Fischotter: „daß er ein echtes Wasserthier ist", und nennt das Wasser seine „eigentliche Heimath". Auch bezeugt er, daß das Otterfleisch „so wenig versprechend und schwer verdaulich" ist und deßhalb „an vielen Orten für werthlos erachtet" wird (Thierleben, 2. Aufl., II, 114. 115. 124). Die „Pfaffen" sündigen also nicht wider die Wissenschaft, wenn sie den Fischotter mit den Fischen, Krebsen, Muscheln zu den „Wasserthieren" gerechnet haben; aber auch die „frömmsten Gläubigen" begehen ebenso wenig einen wissenschaftlichen Unsinn, wenn sie bisweilen den Fischotter zu den „Fischen" und „Fischspeisen" zählen. Da ganz Deutschland einmal katholisch war und das kirchliche Abstinenzgebot anerkannte, so hat das Wort „Fisch, Fischspeise" außer seinem stricten Sinn auch eine weitere Bedeutung erlangt, welche dem kirchlichen Gewohnheitsrecht entspricht; es wird nämlich auch im Sinne von Abstinenz- oder Fastenspeisen genommen. Deßhalb sagt Sanders in seinem großen „Wörterbuch der deutschen Sprache", Leipzig 1860, Bd. I. S. 450: „Namentlich in der katholischen Kirche gelten auch manche, von Fischen sich nährende Thiere selbst, im Gegensatz zu Fleisch, für Fische, das heißt für erlaubte Fastenspeise, z. B. das Fleisch der Fischotter, Tschudi, Th. 145." In diesem Sinne wird auch das Fleisch der Muscheln Fisch genannt; siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1862, Bd. III. S. 1681: „Fisch in Muscheln, concha, man begriff Conchilien und Krebse auch unter den Fischen". Wenn also Katholiken, gemäß diesem von den größten Lexikographen anerkannten deutschen Sprachgebrauch, Fischotter, Krebse und Muscheln zu den Fischspeisen rechnen, so wollen sie damit nur sagen, daß sie „Fastenspeisen" sind, was kein vernünftiger Mensch einen zoologischen Irrthum nennen wird. Niemals aber habe ich einen Katholiken gefunden, der den Fischotter für einen Fisch im eigentlichen Sinne des Wortes gehalten hätte. Und doch habe ich in Gegenden gelebt, wo Fischotter gefangen und gegessen wurden, und sicher tausendmal mehr mit den „frömmsten Gläubigen" verkehrt als Herr Dr. Brehm. Wenn letzterer aber dennoch einen oder den andern Katholiken gesprochen hätte, der wirklich diesen Unsinn angenommen, so hat er kein Recht, denselben im Allgemeinen den gläubigen Katholiken zuzuschreiben. Auf welcher Seite

ist also die Dummheit: auf Seiten der „Pfaffen und frömmsten Gläubigen", welche mit den berühmtesten Zoologen, von Aristoteles bis auf Brehm herab, den Fischotter zu den „Wasserthieren" zählen, oder aber auf Seiten Brehms, der nicht einmal den deutschen Sprachgebrauch in dem von ihm verspotteten Punkte kennt? Wir können es darum nur lobend anerkennen, wenn bei der zweiten Auflage von Brehms Thierleben an einer anderen Stelle dieses Werkes (VIII, 173) derselbe Witz (daß „die kirchengelahrten Thierkundigen Fischotter u. s. w. noch zu den Fischen zählen"), der sich in der ersten Auflage (V, 593) fand, weggelassen wurde, und empfehlen dieselbe Procedur für weitere Auflagen des II. Bandes. Auch andere Spöttereien über das kirchliche Fastengebot, so der Ausfall über die „heilige" Inquisition, „diesen Inbegriff pfäffischer Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit" (V, 507), sind dort bei der zweiten Auflage gestrichen; nur ist ebendaselbst die falsche geschichtliche Notiz über die Abstinenz des Samstags in Spanien, deren Unrichtigkeit aus Bened. XIV. de synodo dioec. XI, 5, n. 6—8, erhellt, stehen geblieben. Doch genug. Wir wollten nicht auf alle für Katholiken anstößigen Stellen aus Brehms Thierleben aufmerksam machen — da hätten wir noch viel zu thun —, sondern nur an einem Beispiele zeigen, wie seicht die Spöttereien der „modernen Wissenschaft" über die Katholiken sind. Dem sittlichen Fortschritt Deutschlands kann es sicher nur wenig frommen, wenn der Glaube und die religiöse Gewissenhaftigkeit von Millionen Menschen verspottet wird, während man das Leben der Thiere in reizender anthropomorphistischer Weise schildert, ihre Mutterliebe poetisch verherrlicht und den Kampf der Männchen um die Weibchen zum Roman gestaltet. Ist das Wissenschaft? — — Als Kaiser Joseph II. seine Unterthanen angeblich wegen des theuren Preises der Fastenspeisen vom Abstinenzgebot befreien wollte, schrieb der vielgerühmte Herzog Karl August von Weimar: „Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, welches ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müsse." So meinte ein protestantischer, sehr aufgeklärter Fürst, der aber wenigstens noch eine Idee hatte, daß die Reinheit des Glaubens auch noch etwas werth sein könnte, nicht bloß die „Wissenschaft" und die Reinheit der Flintenriemen.

G. S.

Der Selbstmord und die Mißhandlung der Statistik.

Das vorige Jahr hat wirklich ein Übermaß literarischer Producte über das Thema „Selbstmord" auf den Büchermarkt gebracht. Die reichhaltigsten derselben sind wohl: „Der Selbstmord, ein Kapitel aus der Moralstatistik, von Heinrich Morselli, Professor der Psychiatrie an der Universität Turin und erstem Arzt der königl. Irrenanstalt daselbst. Leipzig, Brockhaus", und: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation, von Dr. Thomas Garrigue Masaryk, Docent der Philosophie an der Universität Wien. Wien, C. Konegen".

Bei allem traurigen Ernst der Sache selbst, die eine so trostlose, weitverbreitete Degeneration bei unserem heutigen Geschlechte nachweist, ist es doch fast drollig, zu sehen, wie man im ungläubigen Lager unserer Tage sich angesichts der statistisch constatirten Thatsachen aufrafft und wehrt; wie Schriftsteller und Publicisten, wenn sonst auch gründliche Lobpreiser der ungläubigsten Tendenzstatistik, eifrigst von der modernen Civilisation die Schuld an einer solch monströsen Erscheinung abzuwaschen suchen.

Diese Mühe wollen wir Andern überlassen. Was uns bestimmt hat, dieses trostlose Thema des Selbstmordes hier zur Sprache zu bringen, ist gerade die tendenziös glaubenswidrige Behandlung der Statistik, wie sie heutzutage auf nicht bloß Einem Gebiete ihr Unwesen treibt.

Das meistgelobte Werk über Selbstmord liefert speciell ein eclatantes Beispiel, wie frivol man Statistik mißhandelt und mißbraucht, um gott- und religionslose Ziele zu verfolgen. Wir meinen das genannte Morselli'sche Buch. Kaum war dasselbe italienisch erschienen, so fand es auch einen deutschen Übersetzer, resp. Bearbeiter für eine eigens autorisirte Ausgabe; es wurde dieser gar die Auszeichnung zu Theil, als fünfzigster Band der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek einverleibt zu werden.

Daß in diesem Werke ein reichhaltiges Material an statistischen Daten aufgehäuft ist, läßt sich nicht läugnen; dieß ist aber auch Alles, was es an Werth besitzt. Auf Grund seiner Zahlen und Berechnungen sucht der Verfasser den Selbstmord als ein Stück Kampf um's Dasein zu charakterisiren; seine eigenen Worte besagen dieß unverhohlen. S. 315 der deutschen autorisirten Ausgabe heißt es: „Der Selbstmord ist ein Ergebniß des Kampfes um's Dasein und der Auslese, welche sich im Menschengeschlechte kraft des Gesetzes der Culturentwicklung vollziehen", und vorher S. 314: „Der Selbstmord ist nicht eine von der Willkür des Individuums abhängige Handlung, sondern eine sociale Thatsache, nicht minder und nicht unähnlich, wie Geburten und natürliche Todesfälle, Verbrechen und Geisteskrankheiten." Die Erweiterung der Darwin'schen Theorie und ihre Feststellung auf socialem Gebiete zu versuchen, ist das Ziel, welches der Herr Professor sich vorgesetzt hat, und die Läugnung der menschlichen Freiheit die Hauptetappe in diesem Versuche.

Sogar die Zeitschrift „Unsere Zeit", die gewiß frei ist von scrupulöser Gewissenhaftigkeit bezüglich christlich-religiöser Fragen, findet jene tendenziöse Mißhandlung der Statistik (Jahrg. 1881, S. 671) lächerlich, indem sie sagt: „Man hat früher, wie bei den bevölkerungsstatistischen Ziffern überhaupt, so auch bei denen des Selbstmordes viel Gewicht darauf gelegt, Regelmäßigkeiten oder sogenannte Gesetzmäßigkeiten zu entdecken, die man dann als Ausdrücke ‚wunderbarer Ordnung im Haushalte der Natur' und unter ähnlichen wohlklingenden Namen dem staunenden Publikum vorführte, mit denen man sogar gegen die Lehre vom freien Willen zu demonstriren unternahm." Aber, nebenbei bemerkt, wenn das der verehrlichen Zeitschrift mit Recht abgeschmackt vorkommt, wie konnte sie dann unter andern Schriftstellern auch ein Werk wie das des Morselli „als gediegene Untersuchungen zum Studium lebhaft empfehlen", und zwar nur wenige Zeilen vor dem Verdict über die abgeschmackte Tendenz, etwas gegen die menschliche Freiheit daraus zu eruiren?

Doch das ist schließlich nicht unsere Sache. Lehrreicher wird es sein, uns den Beweisgang anzusehen, den Morselli nimmt, um seine These zu erhärten, da sie als mustergiltiges Beispiel des Statistik-Mißbrauches überhaupt gelten kann.

Bei all dem Bienenfleiß, mit welchem das mögliche Material von allen Ländern her über Selbstmordziffern gesammelt ist, und bei allen erdenklichen Combinationen, in denen der Verfasser sich erschöpft, um

tabellenmäßig festzusetzen, wie mit Rücksichtnahme auf alle möglichen und unmöglichen Einflüsse die Selbstmordziffern sich vertheilen, hat derselbe stets sein Ziel vor Augen, „eine gewaltige Waffe" zu liefern, „um gegen die Vorstellung von der Willkürlichkeit der menschlichen Handlungen anzukämpfen und die Meinung zu verfechten, daß in der moralischen Welt dieselben Gesetze wie in der physischen gelten" (S. 3). Natürlich, ist der Beweis einmal erbracht, vor Allem im Sinne solcher Herren, dann ist der Sprung in den Abgrund gethan, und es ist nicht mehr eine so waghalsige Strecke bis zur Pfütze, wo Materialisten und Darwinisten mit Affen und Unken brüderlich im Schlamme wühlen. Diesem Zwecke, eine Waffe gegen die menschliche Freiheit zu liefern, dienen dann in der That all die sieben statistischen Abschnitte von 313 Seiten, in welchen die Selbstmorde je nach den verschiedenartigen wahren oder vermeintlichen Einflüssen registrirt sind. Die Waffe spitzt sich schließlich in dem Satze zu: „Überall begegnen wir einer progressiven Zunahme und einer Regelmäßigkeit bei den Selbstmordziffern, d. h. constanten Gesetzen" (S. 16). „Wo aber Gesetze sind, ist keine Freiwilligkeit, da ja, wenn dem so wäre, der Geist die ihm gesetzten natürlichen Schranken überschreiten könnte, was anzunehmen einfach absurd ist" (S. 245).

Sehen wir uns die einzelnen Glieder dieser Behauptungen oder dieses Argumentes an; denn so auf's Wort glauben wir dem gelehrten Professor und Irrenarzt doch nicht, auch nicht auf die Gefahr hin, von ihm unter das noch „metaphysisch angekränkelte Publikum" gerechnet zu werden (S. 245).

Also im Vordergrunde steht die Behauptung, welche ihren Beweis von der Statistik hernehmen soll, betreffs einer nach constanten Gesetzen erfolgenden Regelmäßigkeit der Selbstmorde. Wie läßt sich nun dieser Beweis an? Es muß da schon ein wenig auffallen, daß so unterschiedslos alle und jegliche Selbstmorde verzeichnet werden, um das Gesetz herauszufinden, nach welchem die moralischen Handlungen ebenso wie die physischen sich richten müssen. Anerkanntermaßen fallen sehr viele Selbstmorde auf Geistesstörung und Irrsinn; diese alle wären doch auszumerzen, wenn man gewissenhaft mit Ziffern umgehen und die richtige Regelmäßigkeit darthun will. Oder sind etwa die Irren auch moralische, zurechnungsfähige Handlungen zu setzen im Stande? Doch diese Unterscheidung gehört wohl in das Kapitel der „angekränkelten Metaphysik"; und es wäre höchst fatal, eine auch nur annähernd sichere Statistik der überlegten Selbstmorde liefern zu sollen, da es so un-

endlich schwer ist, in den Einzelfällen zu unterscheiden, ob und wie viel Geistesstörung vorhanden war. Damit kommt also die ganze, aus noch so zuverlässigen statistischen Quellen geschöpfte Regelmäßigkeit stark in's Schwanken. Doch hiervon wollen wir großmüthig absehen.

Die traurige Frequenz der Selbstmorde wird von allen Statistikern unabweisbar gewiß gemacht. Morselli rechnet für Deutschland 8000 bis 9000 jährlich. Masaryk in seiner Schrift: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation", verallgemeinert in der Vorrede S. V die Angabe: „Bei uns in Österreich (Cisleithanien) werden jährlich 2600 Selbstmorde constatirt, in Deutschland etwa 9000, in Frankreich gegen 7000; in allen europäischen Ländern, aus denen wir officielle Berichte haben, zählt man jährlich mindestens 22 000 Fälle. Sollte es wahr sein, wie Viele glauben, daß die statistischen Daten höchstens die Hälfte der verübten und versuchten Selbstmorde ausweisen, so würden in den civilisirten Staaten Europa's jährlich etwa 50 000 Menschen Hand an sich legen." Die Vertheilung auf die einzelnen Länder ist sehr ungleichartig. Nach Morselli's Berechnung und Reducirung auf eine Million Einwohner gestaltet sich die Zahl in den einzelnen Perioden:

Für:	Jahre									
	1831—35	1836—40	1841—45	1846—50	1851—55	1856—60	1861—65	1866—70	1871—75	1876—77
Schweden	69	66	66	67	71	57	76	85	81	—
Norwegen	97	109	107	110	107	94	85	76	70	—
Dänemark	—	213	232	258	272	276	288	277	258	—
Großbritannien	ungef. 63		62		62	65	67	67	—	—
Preußen	94,6	102,7	110,4	99,3	130	123	122	133,2	133,1	173,5
Sachsen	—	158	198	199	248	245	264	297	268	377
Bayern	—	—	55		73		80	90	90	103—127
Frankreich	64	76	85	97	100	110	124	135	150	—
Italien	—	—	—	—	—	—	30,8	31	32	37
Spanien	—	—	—	—	—	14	15,8	17	13	—

Ein Blick auf diese Zahlen zeigt freilich im Allgemeinen ein hohes Anwachsen der Selbstmorde, eine zu große Regelmäßigkeit findet sich jedoch nicht; beispielshalber für Schweden befindet sich die Ziffer 57 zwischen 71 und 76, in Norwegen deckt sich ein beständiges Abnehmen gegen das sonstige allgemeine Zunehmen auf, in allen andern Ländern bei allgemeiner Zunahme doch ein Balanciren zwischen Zu- und Abnahme, mit Ausnahme von Frankreich. Doch — das geben wir gerne zu — bei den verschiedenartigsten Einflüssen, die sich nach dieser Richtung geltend machen, ist eine derartige Unregelmäßigkeit weder ein Beweis für noch

gegen die Freiheit. Das Einzige, was wir hier betonen, ist, daß die Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit doch gar nicht so zu Tage liegt: das aber ist's, was Morselli zunächst beweisen muß.

Das Material wird aber noch weiter verarbeitet und detaillirt. Da wird untersucht, wie viel Selbstmorde in den einzelnen Ländern auf die verschiedenen Monate, auf die verschiedenen Wochentage, auf die verschiedenen Tagesstunden fallen, und dann daraus der „determinirende" Einfluß der Temperatur, des Lichtes u. s. w. bestimmt. S. 82 u. 83 liefert Morselli dem Leser Monatscurven für die verschiedenen Länder. Da geht's freilich kraus und bunt durcheinander, wiewohl im Allgemeinen in den Monaten Mai, Juni, Juli die Zahl sich erheblich größer ausweist, als in der kälteren Zeit. Hieraus nun aber den Schluß ziehen auf eine constante Verursachung des Selbstmordes durch Hitze oder unvermittelten Temperaturwechsel, wird schon durch andere Tabellen als albern widerlegt.

Drolliger noch wird es, wenn der Verfasser S. 118 u. ff. sich allen Ernstes bemüht, ein Wechselverhältniß zwischen Körperlänge und Selbstmordfrequenz statistisch aufzudecken. Da könnte man ja schließlich auch noch statistische Tabellen anfertigen, um die Wechselbeziehung zwischen der Rückläufigkeit des Jupiter und der guten oder schlechten Weinlese herauszufinden! Wirklich controlirt der Verfasser S. 120 u. 122 in zwei Tabellen für Italien und Österreich und deren einzelne Provinzen die Selbstmordfrequenz mit der Körpergröße der Rekruten und der Zahl derer, die wegen Mindermaß zurückgestellt wurden, und kommt zu dem Resultate, daß in Italien das größere Körpermaß mehr zum Selbstmord disponirt. „Wir sehen also, wie die Gruppe mit den größten Staturen und den wenigsten Zurückstellungen die höchste Selbstmordziffer hat", daß aber in Österreich das Umgekehrte stattfinde.

Zu denselben werthlosen Curiosa vorgeblicher Gesetzmäßigkeit rechnet „Unsere Zeit" mit Recht, wenn man ferner durch Zusammenstellung der statistischen Daten gefunden haben will, daß in Norddeutschland „gesetzmäßig" unter den Selbstmördern 60 % sich erhängen, 20 % sich ertränken, 10 % sich erschießen u. s. w., während anderswo der Procentsatz anders lautet. Doch Morselli findet eben als guter Darwinist überall Gesetzmäßigkeit und Causalnexus, nur nicht da, wo ein solcher besteht.

Mit etwas mehr Grund kann der Verfasser mit andern Statistikern dazu übergehen, die Selbstmordfrequenz mit den individuellen Beweg-

gründen zu vergleichen; denn da haben wir doch einmal einen unbezweifelbaren inneren Nexus, und es hat einen vernünftigen Sinn, darüber vergleichende Tabellen anzufertigen. Ob und wie sich daraus eine „Gesetzmäßigkeit" im Sinne Morselli's ergibt, das ist eine spätere Frage.

Nun, gerade bei diesem wichtigsten Kapitel der Selbstmordstatistik sind die Statistiker eingestandenermaßen recht hilf- und rathlos. Bei Manchen ist nicht so fast nach Motiv, als nach physischem Grunde zu fragen, bei denen, welche im Zustande der Geistesstörung Hand an sich legten — und gerade die können zum beabsichtigten Zwecke eines Beweises gegen die Freiheit nicht verwendet werden. Mag nun auch wohl der Procentsatz der Selbstmörder, welche als geistesverwirrt angegeben werden, eher übertrieben sein, weil die Angehörigen durch Vorschützen solcher Sachlage die Schmach, welche durch den Selbstmord eines Mitgliedes auf die Familie fällt, gerne abwälzen mögen; so ist doch sicher, daß gerade die starke Zunahme der Irren auch eine starke Zunahme der Selbstmorde bedingt: sehen wir ja augenscheinlich nach Ausweis der statistischen Tabellen als Grund der Selbstmorde meist zwischen 20—30 % als „Geisteskrankheit" verzeichnet, von denen doch ein großer Theil nicht auf bloß vorgeschütztem Grunde beruhen kann, und selbst mit Zunahme der Irren steigt sogar der Procentzuwachs derjenigen, deren Selbstmord dem Irrsinn zugeschrieben wird. Und Morselli selbst glaubt, in Italien sei noch eine Masse derjenigen Selbstmorde, welche unter der Rubrik „unbekannte Ursachen" stehen, der Geisteskrankheit, nämlich dem in Folge des Polenta-Genusses häufig auftretenden Pellagra, zuzuschreiben.

Von den sonstigen vom Selbstmörder selbst vorher angegebenen Motiven sind jedenfalls manche so unsicheren Gehaltes, daß darauf ein irgendwie zuverlässiger Calcul sich gar nicht bauen läßt. Oder welchem vernünftigen Menschen wird es einfallen, auf das Zeugniß dessen viel zu geben, der sich nicht scheut, im selben Augenblicke den elementarsten Anforderungen des Sittengesetzes Hohn zu sprechen?

Es bleibt also zur richtigen Erforschung der Motive nur ein mäßiger Procentsatz all derer übrig, welche thatsächlich als Selbstmörder figuriren, nämlich diejenigen, aus deren etwaigen Umständen sich mit moralischer Sicherheit der sie bewegende Grund ermitteln läßt: allein bei Anfertigung der Statistiken werden diese nicht ausgesondert, sondern es wird Alles durcheinander genommen, wie es die amtliche Liste aufgezeichnet hat.

Nehmen wir jedoch das in dieser Hinsicht so zweifelhaft richtige Zeugniß der amtlichen Listen als glaubwürdig an, so stellt sich gerade hier wie bei keiner andern Zusammenstellung eine solche Unregelmäßigkeit heraus, daß der Blödeste sagen muß, von „Gesetzmäßigkeit" ist keine Rede. Bei einer sogen. Gesetzmäßigkeit müßte natürlich der Procentsatz der einzelnen Motive sich annähernd gleich bleiben; allein das geschieht nicht. Morselli gibt für Italien eine sehr detaillirte Tabelle von den einzelnen Jahren von 1866—1877. Nun, von tausend Selbstmördern ist als Grund angegeben bei Männern:

1. Elend und Furcht vor Elend in den einzelnen Jahren: 44,6. 54,1. 64,6. 66,3. 50,3. 64,3. 95,1. 85. 82,7. 43,9. 67,9. 100,5.
2. Verlust von Arbeit und Dienst: 6,4. 4,9. 3,2. 16,6. 4,9 u. s. w.
3. Finanzielle Verluste: 108,3. 137,7. 134,1. 128,4. 110,4. 140,4 u. s. w.
4. Häusliche Mißhelligkeiten: 48,8. 80,2. 64,6. 99,4 u. s. w.
5. Unglückliche Liebe: 31,8. 41. 66,2. 45,5. 39. 36,6. 44 u. s. w.
6. Abscheu vor dem Militärdienst: 12,7. 16,4. 21. 2,1. 3,2. 8,8. 13 u. s. w.
7. Lebensüberdruß: 14,9. 18,1. 25,4. 31. 21,1. 30,7 u. s. w.
8. Physische Leiden: 67,9. 137,7. 45,2. 47,6. 60,1 u. s. w.
9. Geisteskrankheiten und -störungen: 214. 157. 258. 217. 284. 178. 213 u. s. w.
10. Unbekannte Ursachen: 397. 313. 270. 279. 303. 248 u. s. w.

Wie angesichts dieser Tabelle Morselli (S. 252 u. 256) noch von „Regelmäßigkeit" sprechen kann, ist kaum erfindlich; es heißt das doch etwas stark auf die Blindheit des Lesers speculiren. Doch der Verfasser weiß noch einen guten Rath. „Diese Regelmäßigkeiten finden auch da statt, wo Ziffer und Art der Motive sich ändern. In diesen Fällen sind die Verschiebungen langsamer und gleichsam fortschreitende. Die sociale Atmosphäre nämlich verändert sich ja auch zwar beständig, aber allmählich." Zur Erhärtung dieses Satzes werden dann drei Zeitperioden aus der preußischen Statistik angeführt. Aber warum sollte es uns unerlaubt sein, auf die detaillirtere italienische zu schauen und nach dem Einmaleins zu glauben, eine Reihe wie 44. 54. 64. 66. 50. 64. 95. 82. 43 u. s. w. und ähnlich die anderen Reihen seien weder allmählich aufsteigende noch allmählich absteigende Reihen.

Wir haben schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß wir von unserer Seite nicht ein so hohes Gewicht darauf legen, eine Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit zu constatiren, wir wiederholen dieß hier; das nachher zu ziehende Facit ist davon ziemlich unabhängig: allein dem

Gegner gegenüber fordern wir's mit Recht; wenn er seine vermeintlichen Argumente auf die „Regelmäßigkeit" aufbauen will, so muß diese doch zuvor auf festerem Fundamente stehen. In anderen Fällen geben wir gerne eine gewisse Regel- oder Gesetzmäßigkeit zu: nämlich mit Zunahme der Geisteskranken wächst auch die Zahl der aus Geisteskrankheit verübten Selbstmorde; mit Zunahme der Trunkenheit und Ausschweifung wächst auch die Zahl derer, welche in Folge dieser Ausschweifungen zum Selbstmorde greifen. Nichts natürlicher als das. Damit ist aber das „Wie" des Einflusses nicht erklärt, am allerwenigsten ist erwiesen, daß der Entschluß, welchen der Wüstling schließlich gefaßt hat, in derselben Weise von seiner moralischen Versunkenheit hervorgebracht wurde, wie die That des Narren von seiner Narrheit. Das müssen aber Morselli und Consorten beweisen, wenn „in der moralischen Welt dieselben Gesetze wie in der physischen gelten" und wenn „die heutige Wissenschaft die Einheit der Kraft in aller todten und lebendigen Natur darthun will" (S. 3).

In dem süßen Gedanken würden wir den gelehrten Statistiker gerne sich wiegen lassen, wenn er vermeinen sollte, eine selbst nach mathematischen Formeln berechenbare Regelmäßigkeit in den statistischen Zahlen gefunden zu haben oder deren Fund noch erhoffen zu dürfen: das würden wir als eine überspannte Fachliebhaberei ansehen. Aber wenn solch theoretische Schrulle den Eckstein bilden soll, um eine in's Leben eingreifende, Glauben und Vernunft zerstörende Theorie von der Unfreiheit des Menschen aufzubauen, dann beginnt der unverantwortlichste Mißbrauch, der mit Zahlen und Daten der Statistik jemals getrieben werden kann. Mit kluger Berechnung werden alle Daten, welche die Beobachtung liefert, auf die etwa stattfindenden Einflüsse vertheilt; es fehlt nur noch, daß man für die einzelnen Einflüsse den Procentsatz festsetzt, für jede sündhafte und verbrecherische That so und so viel Procent Schuld auf Klima, so und so viel auf Nahrung, Beschäftigung, Bildung u. s. w. auswirft, und die Summe auf Hundert bringen kann: dann sind alle Factoren verzeichnet — die Freiheit ist überflüssig; es ist ja ohne sie das Rechenexempel fertig geworden.

Doch, wir wollen uns die Mühe geben, es ein wenig zu revidiren. Dem Gegner gegenüber wollen wir einmal großmüthig die gepriesene Regelmäßigkeit im Auftreten des Selbstmordes annehmen. Ist damit denselben geholfen? Sie glauben: ja. „Wo Gesetze sind," argumentirt Morselli — und das bildet den Kernpunkt seines Raisonnement —,

„wo Gesetze sind, ist keine Freiwilligkeit". Und der Beweis hierfür? Nun, der ist leicht und kurz: „Da ja," heißt es weiter, „wenn dem so wäre, der Geist die ihm gesetzten natürlichen Schranken überschreiten könnte, was anzunehmen einfach absurd ist. Da nicht positiv bewiesen werden kann, daß die Entschließungen des Individuums unabhängig vom physischen Substrat (der grauen Gehirnsubstanz) entstehen, dürfen wir leichten Herzens die Schlußfolgerung der psychologischen Physiologie acceptiren, daß es sich mit dem freien Willen im Mikrokosmos der Einzelmenschen ebenso verhalte, wie mit dem Zufall im Makrokosmos. Gewiß ist, daß das Vorhandensein von individuellen Motiven, welches für den vulgären Beobachter das zunächst Wahrnehmbare ist, wahrzunehmen verhindert, wie in den scheinbar freiwilligen menschlichen Bethätigungen feste Gesetze herrschen, die in der großen Menge der individuellen Zufälligkeiten eben nur verhüllt bleiben." Das ist die ärztliche und philosophische Weisheit Morselli's (S. 245). Wir müssen gestehen, sie stellt hohe, uns zu hohe Anforderungen an's menschliche Denken; wir fürchten fast, wenn wir dem Professor folgen, dem Arzte zu verfallen. Wir wollen deßhalb bloß mit unserem bescheidenen Maße von Denkfähigkeit die ausgesprochenen Gedanken nachdenken.

Entkleiden wir die Behauptungen des Gegners ihrer Phraseologie, so sind die drei nackten Sätze folgende: 1. Die nachgewiesene Regelmäßigkeit der Selbstmorde involvirt eine Nothwendigkeit derselben. 2. Der Mensch ist in seinem Wollen nicht unabhängig vom Gehirn; also übt das Gehirn und dasjenige, was das Gehirn afficirt, einen nöthigenden Einfluß auf den Menschen aus. 3. Die individuelle (freie) Bethätigung erstreckt sich nur auf den engen Rahmen gewisser Modalitäten (S. 314); das Hauptresultat (d. h. der Selbstmord) kann nicht aufgehalten werden.

Es scheint wirklich Morselli bezüglich der Modalitäten, d. h. bezüglich der Zeit, des Ortes, der Art und Weise der Entleibung, vielleicht auch bezüglich des nächsten Motivs eine freie Selbstbestimmung anzunehmen: allein das Endresultat, der Selbstmord so oder so, ist eine unausbleibliche und physische Nothwendigkeit. Oder aber er spielt mit dem Worte „freiwillig", mit dem Geständniß, „daß der Mensch über sich eine Herrschaft ausüben kann" (S. 332), und will damit nur solche Handlungen bezeichnen, welche nicht von der Außenwelt veranlaßt werden, sich aber im Innern des Menschen „im Organismus" (S. 249) nothwendig entwickeln.

Da ist's nun wirklich schwer, all die Widersprüche aufzuzählen, in welche sich die paar Sätze verwickeln. Der Mensch soll sich „ohne Mithülfe der Außenwelt" selbst bestimmen können, aber nothwendig bestimmt werden durch die Affectionen des Gehirns! Wer bringt denn die Affectionen des Gehirns hervor, eine äußere Ursache, oder der Wille des Menschen selber? Da eine äußere Ursache ausgeschlossen wird, so haben wir schließlich den Willen als Product der Gehirnaffection und als Ursache derselben zugleich, d. h. mit andern Worten, Jemand kann sein eigener Vater und sein eigener Sohn sein!

Was soll es ferner heißen, der Mensch ist in seinem Wollen nicht unabhängig vom Gehirn? Wir können allgemeiner sagen, der Mensch sei in keiner seiner Handlungen unabhängig vom Körper. Das kann einen sehr vernünftigen Sinn haben. Der Wille ist freilich eine seelische Fähigkeit, aber Seele und Leib stehen beim Menschen in so innigem Verhältniß, daß bei seelischen Functionen der Körper, bei körperlichen die Seele in Mitleidenschaft gezogen wird. So äußern besonders die Affectionen des Gehirns ihre Rückwirkung auf die Seele, und die innersten seelischen Thätigkeiten bleiben nicht ohne Einfluß auf das Gehirn. Der Mensch kann nicht denken, ohne daß die Gehirnsubstanz afficirt wird, keine Willensthätigkeit setzen, ohne irgend welche Alteration der Nerven und des Gehirns. Folgt aber daraus, daß er durch das Gehirn genöthigt wird? Wo hat denn die Physiologie bewiesen, daß es nicht der Wille ist, welcher die Gehirnsubstanz in Schwingungen versetzen, oder ihren Schwingungen Einhalt thun kann? Der Mensch ist auch im Wahrnehmen der äußeren Gegenstände abhängig vom Lichte und von den Schwingungen des Sehnerves: folgt aber daraus, daß er nicht freiwillig seine Augen öffnen und schließen kann, um eine Landschaft anzuschauen? Oder ist der italienische Professor extra so eingerichtet bezüglich seines Gehirns, daß er bei jedem neuen Gedanken einen bestimmten Willensentschluß fassen muß, dem er platterdings nicht ausweichen kann? In gewissem Sinne abhängig sein, kann sehr wohl mit derjenigen Unabhängigkeit bestehen, welche eine physische Nöthigung ausschließt. Morselli war auch bei Abfassung seines Buches abhängig von Tinte und Papier: genöthigt wurde er deßhalb von denselben nicht.

Der verehrte Statistiker vermißt einen „positiven" Beweis dafür, daß der menschliche Wille nicht im Abhängigkeitsverhältnisse des Genöthigtwerdens zu den körperlichen Gehirnfunctionen stehe. Will er mit diesem Beweis, den er vermißt, etwa einen auf physischen Experimenten

beruhenden Nachweis fordern, so daß er auf Mangel eines solchen Beweises hin „leichten Herzens" die Freiheit des Menschen leugnen zu dürfen glaubt? Dann weiß ich kein anderes Mittel als das Zugeständniß: es ist auch solch positiver Beweis für den Verstand des gefeierten Statistikers, für seine Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe noch nicht erbracht; also so lange der geehrte Herr uns seine graue Gehirnsubstanz nicht präsentirt und an ihr die genannten Fähigkeiten und Eigenschaften nachweist, dürfen wir „leichten Herzens" zugestehen, daß es sich mit dem Verstande, der Ehrenhaftigkeit, der Wahrheitsliebe im Mikrokosmus desselben ebenso verhalte, wie mit dem Zufall im Makrokosmus.

Und wenn wirklich einerseits jede Alteration im körperlichen Organismus eine nöthigende Kraft bezüglich des Willens besitzt, andererseits aber ohne Alteration des körperlichen Organismus eine Willensfunction nicht möglich ist: wie können auch da nur die geringsten Modalitäten einer menschlichen That, also für unsern Fall die Wahl des Ortes, der Zeit, der Weise des Selbstmordes der Freiheit des Menschen unterstehen? Dann dehnen wir's sofort auch nothgedrungen auf alle menschlichen Acte aus; merzen wir aus die Namen Verantwortung, lobwürdige und strafwürdige Handlung, Tugend und Laster und Verbrechen: alles das sind dann eitle Namen ohne Gehalt, Überbleibsel der metaphysisch angekränkelten Vergangenheit; öffnen wir alle Gefängnisse und lösen die Fesseln der Räuber und Mörder, sie verdienen keine Strafe, denn sie thaten nur, was sie thun mußten, lassen wir allem Diebsgesindel und jeder Frechheit ihren Lauf: sie können ja nicht anders handeln, als sie thun.

Der Kernpunkt der Behauptung an der Pseudostatistik hat sich also, nach dem Gehalte der Beweismomente zu schließen, als ganz schaal herausgestellt. Damit könnte er bei Seite geworfen werden. Doch schauen wir ihn noch in sich selber an. Also: „wo Gesetze, d. h. Regelmäßigkeit, da ist keine Freiwilligkeit." Wir müssen wieder den überwundenen Standpunkt der Metaphysik und Logik einnehmen, sei es auch zum Verdruß unseres Gegners. Wo physisch nöthigende Gesetze sind, da ist keine Freiheit, das geben wir gerne zu, das braucht aber nicht einmal als ein feierliches Princip festgenagelt zu werden, um daran den ganzen Prunk positiver Wissenschaft zur Schau auszuhängen. Wenn's aber keine physisch nöthigende Gesetze sind, so ist der Satz eine petitio principii und eine grobe Unwahrheit.

Christkatholischen und theologisch gebildeten Lesern könnten wir hier Beispiele aus der geoffenbarten Glaubenswahrheit vorführen: darnach ist

es Gesetz, untrügliche Glaubenswahrheit, daß kein zur Vernunftentwickelung gekommener Mensch sich sein Leben hindurch vor jeder geringen Sünde hüten kann — es sei denn, daß er wie die seligste Jungfrau Maria ein spezielles Gnadenprivileg von Gott erhielte — und doch ist es eben so sichere Glaubenslehre und Vernunftforderung, daß bei alledem und in jeder noch so geringen Sünde die Freiheit gewahrt bleibt. Noch mehr, ohne göttliche Gnade kann der Mensch schwere Versuchungen nicht überwinden, und er ist deßhalb gehalten zu beten; aber dieses Gesetz schließt die Freiheit, welche eine nothwendige Unterlage der Sündenmöglichkeit ist, nicht aus; ohne Gnade kann der Mensch freilich einer schweren Versuchung durch Sünde unterliegen.

Allein von solchen Beispielen, welche den höchsten Anforderungen der Denkfähigkeit der Darwinianer nicht entsprechen, wollen wir weiter nicht reden. Die Regelmäßigkeit, mit welcher gewisse Handlungen in der menschlichen Gesellschaft auftreten, soll ihre nöthigende Gesetzmäßigkeit beweisen! Curios! Nehmen wir an, in der Stadt A. speist man regelmäßig um 12 Uhr zu Mittag, da haben wir ein Gesetz, welches sich mit dem besten Gesetz der Statistik messen kann; und nun muß uns Dr. Morselli sagen, die Leute sind genöthigt, sind nicht frei, eine Viertelstunde früher oder später zu essen — oder er muß von seinem Princip abfallen!

Der Leser muß uns verzeihen, daß wir mit so trivialen Vergleichen eine Sache abmachen, welche in so manchen mit Gelehrtenschein umgebenen Büchern zu Markte getragen wird und gegen die Grundwahrheit nicht bloß aller christlichen, sondern jeglicher natürlichen Sittenlehre, die menschliche Freiheit, so leichten Herzens in's Feld rückt; auch bei Widerlegung gegnerischer Angriffe gilt eben der Satz: Jedem das Seine. Doch Etwas können wir aus dem vielen werthlosen Raisonnement, mit welchem Morselli seine statistischen Daten umgibt, endlich herausschälen, das einer etwas ernsteren Behandlung zugänglich ist, und dessen Behandlung das statistisch stereotype Thema der Einflüsse der äußeren Natur, der biologischen, socialen, psychologischen Eigenschaften des Individuums u. s. w. auf den Selbstmord ihrem wahren Werthe nach herstellen kann.

Wir geben also zu, die äußere Natur, die Charaktereigenthümlichkeit des Individuums, die dasselbe berührenden Ereignisse üben einen Einfluß, einen mächtigen Einfluß auf den Willen und die Willensentschließungen aus: der Mensch ist insofern recht abhängig von seiner äußeren Umgebung im allseitigsten Sinne. Aber wie geartet ist jener

Einfluß? Es ist ein Anregen, ein Sollicitiren, ein Drängen des Willens auf einen bestimmten Gegenstand hin. Der Mensch kann sich nicht immer nach Belieben die ihn umgebenden Dinge, die ihn umgebenden Ereignisse schaffen; und so wenig er sich manchmal erwehren kann, daß die Dinge sich seinem Verstande, seiner Phantasie aufdrängen, so wenig kann er die unwillkürlich sich daran schließenden Affectionen des Begehrungsvermögens meistern. Allein diese sich erhebenden Affecte unterhalten oder unterdrücken, steht manchmal in seiner Gewalt, dem unwillkürlich, unfreiwillig anstürmenden Drange widerstehen, in ihn nicht einwilligen, von ihm nicht zur That sich fortreißen lassen, das steht immer in seiner Gewalt: es sei denn, daß in seltenen Fällen die niedern Affecte so den Geist einnehmen und umnachten, daß die Unterscheidungsfähigkeit und die Überlegung suspendirt würde. So wie der Mensch trotz des mächtigsten Spornes zum Guten nicht genöthigt wird, das Gute zu thun, so wird er auch trotz des heftigsten Dranges zum Bösen nicht genöthigt, das Böse zu thun: er kann eben und muß kämpfen gegen sich selbst und die sich in seinem Innern erhebenden sittlichen Stürme. Daran mahnte der Herr schon den Brudermörder Kain, nicht über ihm, sondern unter ihm, d. h. unter dem vernünftigen Willen müssen seine Begierden sein; er habe sie zu beherrschen und zu meistern.

Und weßhalb ist der Mensch so veranlagt, daß er mit seinem vernünftigen Willen die auf ihn einstürmenden Begierden und sich selber bändigen kann? Weil er eben vernünftig ist, und an den ihm vorschwebenden Dingen nicht bloß die Eine individuelle Seite, die ihn gerade anzieht oder abstößt, betrachten kann und muß, sondern auch andere Seiten, welche darnach angethan sind, das Begehrungsvermögen in die richtige Lage zu bringen. Kein Ding, das sich seiner Seele aufdrängt, ist so sehr ein Gut für ihn, daß es nicht auch nach einer andern Seite hin ein Übel involvirte: darum kann der Mensch sich der einen oder der andern Seite zuwenden, mithin auch derjenigen schnurstracks entgegen, welche sich unwillkürlich zuerst seinem Geiste aufgedrängt hatte; nur das reine und vollkommene Gute fesselt ihn. Wird er also zu einer unsittlichen That gedrängt, um irgend ein Gut zu erhaschen oder ein Übel zu vermeiden, so kann und muß er sich von der Kehrseite des ihn sollicitirenden Gutes beeinflussen lassen, er muß das Sittlichgute des Sieges über sich selbst, des Gehorsames gegen das göttliche Gebot, die Belohnung der Tugend, er muß die schlimmen Folgen für Zeit oder Ewigkeit, welche mit der schlechten That, wozu es ihn reizt, verwachsen sind,

auf sich einwirken lassen, und so die Macht der unwillkürlichen Reize brechen. Wird er im Gegentheil angeregt zu einer tugendhaften Handlung und von deren Güte in sich und ihren Folgen angezogen, so kann er von dem in ihrem Gefolge auftretenden Übel für die niedere Natur, den Beschwerden und dergleichen, sich beeinflussen und bestimmen lassen, muß es aber nicht, sondern muß vielmehr, wenn es sich um eine pflichtgemäße Sache handelt, diesen Einflüssen Sinn und Herz verschließen.

So kann der Mensch handeln, und wenn es ihm bei Versuchungen schwer dünkt, der Stimme des Gewissens, welche ihm immer in etwa wenigstens die Kehrseite des sündhaften lockenden Gutes zeigt, hurtig Folge zu leisten, so ist er gehalten, Gott flehentlich anzugehen um kräftigenden Gnadenbeistand: dem gläubigen und vertrauensvollen Gebete hat der Allgütige diese Erhörung zugesichert. Aber leider handelt der Mensch nicht immer so. Nur zu Viele lassen sich blindlings von ihren Leidenschaften leiten, sie denken nicht an Kampf gegen sich selbst, sie haben die Ehrfurcht und den Gedanken an Gott weggeworfen, und sind gerade dadurch ein Spielball ihrer Leidenschaften geworden, eine Wetterfahne, welche sich dreht und wendet, je nachdem die Luft eitler Ehre, schnöder Habsucht, sinnlichen Genusses weht und sie nur anhaucht. Natürlich, wer den Thieren gleich nur auf den Trog schaut, wer nicht Höheres kennt, als was vor seinen Sinnen liegt: der wird unfehlbar sich von all den niedern Lüsten oder sinnlicher Unlust leiten lassen; er wird nur fragen, was mehr oder weniger seiner thierischen Lust zusagt, und darnach handeln. Aber daß nicht noch wenigstens ein Funke höhern Lichtes und höherer Wahrheit im Geiste des Menschen, und sei er noch so versunken, aufleuchten sollte, daß er nicht höher blicken könnte zum Unvergänglichen hin, wenn auch noch so sehr das vergängliche Wohl und Weh ihn niederzieht, daß er das Ewige und Unvergängliche in freier Wahl nicht höher schätzen und praktisch vorziehen könnte: das kann kein Determinist, kein Materialist im Ernste läugnen. Es bleibt auch heute noch wahr, was so drastisch von den altheidnischen Philosophen der heilige Geist durch den Apostel sagt: „Da sie Gott erkannten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm Dank gesagt; sondern sie wurden eitel und leer in ihren Gedanken, und es verfinsterte sich ihr unverständiges Herz. Obgleich sie nämlich sich für Weise ausgaben, sind sie zu Thoren geworden.... Gott hat sie den Begierden ihres Herzens und der schmählichen Lust überliefert, .. welche da die Wahrheit Gottes zur Lüge ver-

kehrt und dem Geschöpfe eher als dem Schöpfer Ehre und Dienst gezollt haben" (Röm. 1, 21—25).

Also daraus, daß so Viele thatsächlich ihren Trieben und den Eindrücken ihrer Leidenschaften folgen, wird nicht im Geringsten bewiesen, daß sie denselben folgen müssen. Daß aber alle die diesen Eindrücken und den Leidenschaften, wenn dieselben heftig auftreten, folgen werden, welche keinen moralischen Halt mehr finden in überzeugungstreuer Annahme der ewigen göttlichen Wahrheiten, ist selbstverständlich; das zu erkennen und vorherzusagen, dazu bedarf es keines besonderen Scharfsinnes. Wo sich also massenhaft der wahre sittliche Ernst verloren hat, da wird unter den gleichen äußern Einflüssen sich auch eine regelmäßige Äußerung der verschiedenen menschlichen Leidenschaften kundgeben; es kommen in regelmäßiger Weise diese und jene Ausschreitungen, Verbrechen zum Vorschein — eine Nöthigung ist keineswegs vorhanden. Oder, wenn man will, ja, es ist eine Nothwendigkeit, eine Nothwendigkeit, von der der Heiland spricht: „Ärgernisse müssen zwar kommen, aber wehe dem, durch welchen Ärgerniß kommt," nämlich eine Nothwendigkeit, entweder in sittlichem Ernste den Kampf aufzunehmen und durchzufechten gegen die verkehrten Neigungen des Herzens in Demuth und im Vertrauen auf Gottes Hilfe, oder schmählich zu unterliegen und ein Raub der entwürdigendsten Triebe zu werden. Dieß Entweder — Oder liegt beim Menschen selbst; wer aber das Erste nicht will, der wird unfehlbar dem Zweiten verfallen.

In diesem Lichte sehen wir nun auch die Bedeutung der statistischen Angaben und den Nutzen solcher Sammlungen: sie sind ein unverkennbares Merkmal und ein Gradmesser, wie weit in den einzelnen Kreisen die Fäulniß sittlicher Principienlosigkeit eingerissen ist; wie weit und in welchem Grade diese oder jene Leidenschaft in den socialen Verhältnissen ihre Nahrung findet und großgezogen ist: insofern kann die Statistik die moralischen Wunden der menschlichen Gesellschaft recht bloßlegen und zur richtigen Anwendung von Heilmitteln mahnen, um die Quelle der seuchenhaft sich mehrenden Laster zu verstopfen und ihrem Weitergreifen möglichst Einhalt zu thun.

Wer einen nöthigenden Einfluß der äußeren Verhältnisse, der innern Leidenschaftlichkeit auf den thatsächlichen Entschluß einer sittenlosen That, mag sie Selbstmord heißen oder wie immer anders, und auf dessen Vollzug behaupten will, der müßte doch ganz andere statistische Daten liefern können. Er müßte statistisch beziffern können, wie Viele unter denselben concreten Verhältnissen gestanden, von denselben äußern Einflüssen be-

drängt, von derselben Macht innerer Leidenschaftlichkeit aufgeregt und sollicitirt worden; wären dann Alle sammt und sonders zu demselben, von der Vernunft nicht zu billigenden Entschlusse gekommen, so würde selbst dann noch nicht die Nothwendigkeit solchen Entschlusses und der entsprechenden Ausführung bewiesen sein, aber es wäre doch ein nicht zu unterschätzendes und mit großem Schein umgebenes Präjudiz für den Mangel an Freiheit geschaffen; wenn aber auch nur Einer unter Hunderten, trotz der ihn treibenden Macht der Versuchung siegreich widerstand, so ist damit der klare Beweis für die Freiheit erbracht, und es gilt dann für Alle, die dieselbe menschliche Natur besitzen, das Wort des hl. Augustin: „Wenn die und die es können, weshalb nicht auch du?" Daß nun factisch, um auf unser specielles Thema des Selbstmordes zurückzugreifen, Manche von weit härtern Übeln bedrängt, von weit stärkerer innerer Versuchung angereizt werden und dennoch zu jenem verzweifelnden Mittel nicht greifen, wie Andere, welche widerstandslos sich dem drängenden Versucher in die Arme werfen, ist bei einigermaßen vernünftiger Betrachtung der statistischen Angaben mehr als wahrscheinlich. Weder die äußern socialen Verhältnisse und Ereignisse, noch das menschliche Herz mit seinen natürlichen Trieben weist solche exorbitante Verschiedenheiten auf, daß der auf Morselli's Selbstmordkarte zehn- und fünfzehnmal blutiger sich abhebende Fleck Sachsen, Dänemark u. s. w. auch ein zehnmal härter getroffenes, oder, wie der Verfasser lieber will, gegenüber den Geschicken und Mißgeschicken feinfühligeres Volk darstellte, als es z. B. die Bewohner Spaniens und Irlands sind.

Um jedoch den Schwierigkeiten, welche aus einer gewissen Regelmäßigkeit der Wiederkehr oder des Fortschreitens bestimmter Verbrechen gegen die menschliche Freiheit erhoben werden, allseitig zu begegnen, wollen wir auch noch die wenigstens nicht so plump materialistisch ausgedrückten Bedenken Dr. Masaryk's zu heben versuchen. Es bietet uns das Gelegenheit, die in ungläubigen Kreisen weit verbreitete Auffassung des Freiheitsbegriffes, der sich auch bei Morselli wiederfindet, zu corrigiren. Auch Masaryk glaubt, um „wissenschaftlich" zu sein (S. 237), dürfe er sich vom „deterministischen" Standpunkt nicht trennen. Er gibt zu und behauptet, daß „wir immer dem stärksten Motive folgen" (S. 236), doch deshalb seien wir weder blind, noch unverantwortlich und unfrei. Nicht blind, denn es wirken auf uns auch andere Motive als das endgiltige, wir überlegen vor der Entscheidung und suchen dasjenige Mittel aus, welches dem Zweck am Besten entspreche; nicht un-

verantwortlich und unfrei; denn die Wahl und die Stärke des Einflusses eines Motives hänge von unserm Charakter ab; den aber bilden wir zum großen Theil selbst und wir können ihn allmählich wenigstens durch Angewöhnung modificiren.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint sich diese Doctrin prächtig zu empfehlen, sie scheint die Läugner und die Vertheidiger der Freiheit zu versöhnen. In der That ist das aber nur Schein. Masaryk will also keine unmittelbare, sondern eine mittelbare Freiheit und Verantwortlichkeit.

Verantwortlich kann der Mensch freilich sein für Ereignisse und Handlungen, welche nicht unmittelbar frei sind, sondern nur frei in ihrer Verursachung. Darin stimmt jeder katholische Theologe und eigentlich jeder vernünftige Mensch überein. Die Moral lehrt es, und der vernünftige Mensch weiß es durch die Stimme seines Gewissens, daß er z. B. verantwortlich ist für die Schädigung, den Todschlag, den er voraussichtlich im Zustande der Trunkenheit vollführen wird; er wird verantwortlich dafür in dem Augenblicke, wo er frei und bewußt sich dem Zustande der Trunkenheit überantwortet, und doch ist jener Todschlag, wenn er erfolgt, nicht eine in sich unmittelbar frei vollzogene Handlung. Allein das Zurückverlegen der Verantwortlichkeit und der Freiheit auf eine frühere Handlung oder eine Reihe von Handlungen nützt nichts, wenn wir nicht schließlich auf unmittelbar freie Handlungen gelangen, bei denen wir nicht durch das stärkste Motiv unabweisbar determinirt werden. Jedes Mittelbare setzt doch logisch etwas Unmittelbares voraus. Nur eitel Schein ist es, durch die Charakterbildung, die großentheils in unserer Hand liegt, die ganze Verantwortlichkeit und Freiheit der Handlungen erklären zu wollen. Davon will ich schweigen, daß diese Auffassung dem Selbstbewußtsein des Menschen direct in's Gesicht schlägt; ist ja der Mensch auch bei noch so fehlerhafter Charakterbildung sich selbst bewußt, daß, wenn er sich entschließt, zu stehlen und zu morden, er auch unter den gegebenen Umständen zu Diebstahl und Mord nicht genöthigt wird, daß er diese Verbrechen auch im gegebenen Augenblicke unterlassen kann; müßte man ja sonst auch nicht eigentlich die Räuber und Mörder einkerkern und bestrafen, sondern diejenigen, welche durch ihre Charakterbildung sich zu solchen Verbrechen veranlagt hätten. Eine nur mittelbare Verantwortlichkeit und Freiheit mag *scheinbar* genügen, in Wirklichkeit erklärt sie schließlich gar nichts. Wie soll denn eine allmähliche Ausbildung oder Modificirung des Charakters in

meiner Hand liegen, wenn ich doch in jedem einzelnen Falle dem stärksten Motive folgen muß? Den Charakter kann ich nicht ausbilden oder umbilden, ja keinen einzigen Strich kann ich zu dieser Aus- oder Umbildung thun, ohne von Motiven geleitet zu werden. Wie komme ich aber zur Erfassung und Abwägung dieser verschiedenen Motive? Entweder drängen sie sich unwillkürlich meinem Geiste auf; dann bin ich nicht frei in der Wahl desjenigen Motives, welchem ich schließlich als dem stärksten folge; oder die Auffassung und Erwägung der Motive erfolgt durch einen freiwilligen Entschluß; aber wie bin ich dann zu diesem freien Entschluß gekommen? Sicher nicht ohne irgend ein Motiv, da ein Entschluß ohne Motiv kein vernünftiger, kein menschlicher Entschluß ist. Da wiederholt sich aber dieselbe Frage, ob ich diesem Motiv als dem stärksten nothwendig folgte, oder ob schließlich meine freie Wahl es gewesen ist, welche den Ausschlag gegeben und es zum determinirenden Motive gemacht hat. Dieß Letzte allein, d. h. die Verwerfung des Determinismus, rettet die Verantwortlichkeit und die Freiheit des Menschen; es allein steht im Einklange mit Erfahrung, mit gesunder Wissenschaft, mit der untrüglichen Glaubenswahrheit. All die von Außen und von Innen sich aufdrängenden Motive, welche den Menschen zu einer Handlung hindrängen oder wegziehen, üben eine sollicitirende, aber keine determinirende Gewalt; was determinirt, ist schließlich der Wille selbst; darum und nur dadurch ist er frei.

Aber nun soll diese Lehre, welche den Determinismus verwirft, oder der sogen. Indeterminismus, „die Erziehung und Bildung des Willens unmöglich machen"; Regeln und Anleitungen zum Handeln seien überflüssig, denn er (der Indeterminist) könne ja gar nicht wissen, ob er sie später werde befolgen können; es sei kein Zusammenhang zwischen Subject und Handlung; für den Indeterministen gebe es keine Zwecke, sein Wille handle ohne alle Ursache, die Causalität sei aufgehoben, es herrsche ein moralisches Chaos, ein blindes Fatum[1]. Ob sich Dr. Masaryk den Inhalt dieser Anklage wohl klar gemacht hat, als er sie niederschrieb?

Um zunächst bei dem Letzten anzufangen: vorausgesetzt, der Wille sei selbst allen anreizenden Einflüssen der ihn umgebenden oder seinem Geiste vorschwebenden Dinge entzogen, so folgte doch wahrlich nicht, daß er ohne Zweck, ohne Ursache, blindlings, in moralischem Chaos handle. Gott ist in der That ganz unabhängig von Allem außer ihm, und doch

[1] S. 236 u. 237.

ist in ihm die eminenteste Ordnung, die eminenteste, lichteste Klarheit und Einsicht, die höchste Zweckmäßigkeit in seinem Handeln. Je mehr ein Wesen in sich selbst den Zweck und die Ursache seines Handelns trägt, desto freier, aber auch desto vernünftiger, zweckvoller ist sein Handeln. Solche Anklagen gegen die Gegner des Determinismus sind also Wörter ohne Gehalt. Freilich sind wir weit entfernt, den creatürlichen menschlichen Willen so hoch hinaufpotenziren zu wollen; nein, er ist sehr abhängig von Allem, was ihn umgibt, auch das bloße Scheingut reizt ihn und wirkt auf ihn ein — aber wir anerkennen eben noch eine andere Einwirkung als eine unabweisbar bestimmende; Neigung zu einer Sache ist noch nicht Determinirung zu derselben; die schließliche Determinirung, sei es gegen die auftretende Neigung, sei es ihr parallel, vindiciren wir eben der Macht des Willens selbst. Wohl wird, je größer die Neigung zu irgend Etwas ist, um so schwerer und um so seltener die Entschließung zum Gegentheil erfolgen. Darum ist es auch ein arges Mißverständniß, als ob dann Regeln und Anleitung zum Handeln umsonst wären, als ob eine Kräftigung und Stählung des Willens zwecklos würde. Keineswegs; die Kräftigung und Stählung des Willens, die Erwerbung von moralischen Tugenden ist bei all denen von unendlichem Belange, welche den Determinismus im Sinne des Dr. Masaryk läugnen und für die Freiheit und Herrschaft des Willens über und bei seinen einzelnen Handlungen eintreten. Dazu bedurfte es nur des Aufschlagens irgend eines beliebigen katholischen Auctors. Diese Neigung zum sittlich Guten, zu einer bestimmten Richtung des sittlich Guten, erleichtert es ja bei den Einzelfällen dem Menschen gar sehr, den Anregungen zu folgen, welche er für vernunftgemäß erkennt, denen sich aber andere unsittliche Regungen entgegenstellen. Eine absolute Unmöglichkeit jedoch, von den Regeln der Tugend abzufallen, läugnen wir allerdings. Wir machen also freilich — und das nicht bloß nach Forderung des Glaubens, sondern auch der Vernunft und der Erfahrung — keinen noch so sehr durch lasterhafte Gewohnheit verkehrten Charakter zum unverbesserlichen Teufel, noch auch einen noch so erprobten und tugendhaften Menschen zu einem unsündbaren Engel.

Mit der Läugnung der menschlichen, freilich unvollkommenen Freiheit scheint in der That Masaryk die Freiheit der Sündenlosigkeit dem Menschen als ein hier auf Erden erreichbares Ziel zuzuschreiben. „Wir haben die Freiheit, durch das Gute als Gutes bestimmt zu werden, das Gute kann von uns geliebt werden, wir können die Freiheit der sitt-

lichen Vollkommenheit, der Heiligkeit erreichen" (S. 235). So weit haben sich selbst die Heroen der christlichen Heiligkeit und Vollkommenheit nicht vermessen, daß sie sich zutrauten, nur das Gute könne sie bestimmen; sie waren der Worte des heiligen Geistes immer noch eingedenk: „Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, daß er nicht falle" (1 Kor. 10, 12), und „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern" (Phil. 2, 12).

Damit fällt auch die letzte, den Sociologen einer gewissen Richtung wichtigste, uns freilich unwesentlichste Schwierigkeit: „Ohne Determinismus sind sociale Reformen nicht möglich, weil überflüssig; es gibt keine Wissenschaft der Sociologie, weil für das indeterminirte Auftreten des Willens der Menschen keine Regeln festgestellt werden können" (S. 237). Nun, wenn dem so wäre, so müßte eben die Sociologie als Wissenschaft den Platz räumen: das wäre die natürlichste Folgerung. Allein die Furcht braucht die Sociologen doch nicht zu befallen; nur die von uns bekämpfte Richtung der Sociologie und Statistik ist als Unkraut herauszureißen. Regeln können freilich festgesetzt werden für das Gute sowohl, wie auch für das Böse; aber keine nöthigenden Regeln. Der Mensch folgt leider zu häufig den Reizen, denen er unterworfen ist — das berechtigt zur Aufstellung von Regeln wiederkehrender Handlungen unter bestimmten Verhältnissen, und es berechtigt zur Vornahme einer Besserung herrschender Verhältnisse; aber wenn auch die Menschen voraussichtlich so und so handeln werden, so folgt denn doch noch keineswegs, daß sie sich selbst nicht anders determiniren könnten.

Von welcher Seite wir also nur immer das Schreckbild betrachten, welches eine gewisse Art von Statistikern aus ihren Zahlenreihen zusammenfügen, die menschliche Freiheit zu scheuchen: es ist ein leeres Gespenst, nur Solche kann es schrecken, welche im folgerichtigen Denken die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben. Bei vernünftigem Nachdenken gestalten sich vielmehr all die Zahlen und Reihen, welche die Statistik über verschiedene menschliche Handlungen, verbrecherische zumal, aufdeckt, zu einem eclatanten Beweise für die Freiheit der menschlichen Natur, aber eine Freiheit, welche im Kampfe sich bewähren muß, aber leider gar oft in's Wanken und Schwanken kommt, ja in Unfreiheit der Sünde sich verkehrt, wenn die Hilfe Gottes nicht durch demüthiges Gebet herabgefleht wird. Diese Unfreiheit der Sünde, worin so Manche ihre Wahlfreiheit gleichsam begraben, dieser Stolz und Hochmuth, welcher sie die göttliche Gnade als Schutzwehr gegen die Sünde nicht ergreifen läßt, ist schließlich der Grund, weshalb auch sonst fähige Geister sich so weit

herabwürdigen, die Freiheit zu läugnen, die ihnen lästig auf dem Gewissen brennt, und sich in Sophismen gegen sie zu erschöpfen. Wo Sünde und Unglaube herrscht, bewährt sich immer das Wort der heiligen Schrift (Röm. 1, 21): „Eitel und leer sind sie in ihren Gedanken geworden."

A. Lehmkuhl S. J.

Dorothea von Schlegel.

(Fortsetzung.)

5.

Zu Köln fand Friedrich Schlegel eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Die angesehensten und vornehmsten Leute luden ihn ein, ihnen eine literaturgeschichtliche und eine philosophische Vorlesung zu halten. Wohlwollende Freunde und Anhänger umdrängten ihn. Ungeachtet des harten Druckes, welchen die Franzosen ausübten, herrschte in der Stadt munterer Humor und fröhliches Wesen. Gegen Jena und andere Herde der Aufklärung war freilich ein großer Abstand. Die Leute ließen nichts drucken und machten kein Geschrei von sich, waren aber, nach Dorothea's Urtheil, „nur um desto mehr werth". Die Stadt selbst fand sie weder sehr angenehm, noch sehr amüsant, aber höchst merkwürdig und interessant durch die vielen geschichtlichen Erinnerungen und Überreste der trefflichsten einheimischen Kunstwerke, welche sie in Wirklichkeit zu einem deutschen Rom machten. Dazu versprach sie sich viel Vergnügen von den zahlreichen interessanten Orten des Rheinlandes, wie Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Mainz, Crefeld u. s. w., die zu Land und zu Wasser sich leicht und ohne große Kosten besuchen ließen. Letzterer Punkt erheischte noch immer Berücksichtigung. Denn zu Geld war Schlegel in Paris nicht gelangt; er hatte sich nur eben knapp durchgeschlagen. In Köln trug man sich zwar mit Errichtung einer großen Specialschule auf dem Fuß einer deutschen Universität, was bei dem Mangel einer ähnlichen Schule in der ganzen umliegenden Gegend ein durchaus wohlbegründetes Project war. Schlegel hoffte durch seine neuen Kölner Freunde an dieser Anstalt eine Professur zu erlangen. Allein das Alles war noch Project, und die Hoffnungen wurden durch das Walten und

Schalten der Franzosen sehr gedämpft. Durch Aufhebung der Stapelgerechtigkeit erlitten viele der angesehensten Handelshäuser den empfindlichsten Schaden, und wenn der neue Kaiser der Stadt nicht einen Freihafen gewährte, so stand ihr das Loos bevor, zu einem unbedeutenden, wenn auch großen Dorf herabzusinken. Schlegel hatte also vorläufig keine Stellung und nur das spärliche Einkommen, das ihm vereinzelte Privatvorlesungen und seine literarischen Arbeiten einbrachten.

Dem kleinen Philipp, der von solchen Sorgen noch nichts ahnte, gefiel es in Köln weit besser, als in Paris. Den großen Rhein, die Bilder und überhaupt die ganze Stadt fand er sehr schön und prächtig. Der Dom erschien ihm als das Schönste, was es gibt, und auf dem Rheine sah er ein Floß, so groß wie ein Dorf, mit Häusern, Bänken und 500 Menschen darauf, für die jeden Tag ein ganzer Ochse geschlachtet wurde. Philipp hoffte, in der deutschen Schule jetzt ebenso den Preis zu erhalten, wie es ihm in der französischen zu Paris gelungen war. Auf dem Gymnasium, das er besuchte und das etwa 200 Schüler zählte, gesellte sich zu dem Unterricht im Lateinischen, Naturgeschichte, Mathematik und Schreibekunst auch das Griechische, täglich eine Stunde. Schlegel gab ihm in dieser Sprache auch noch Privatunterricht. Die Aufmerksamkeit des talentvollen Knaben war jetzt schon viel auf Gemälde gerichtet. „Hier gibt es," schreibt er seinem Vater Simon Veit, „sehr viele schöne Bilder, welche bei Schuhflickern und Schneidern stecken und da, wo man es gar nicht denkt."

Schlegel hatte indeß nicht die Geduld, die Entwicklung des Kölner Schulprojectes in der Rheinstadt abzuwarten. Am 19. September 1804 reiste er von Köln ab, um seinen Bruder Wilhelm in Genf aufzusuchen, die Bekanntschaft der Frau von Staël zu machen, bei welcher dieser lebte, und dann in Paris weitere Sanskritforschungen zu treiben. Als er eben einsteigen wollte, ließ ihm der Präsident der Schulcommission noch ein Billet zustellen, worin ihm die Anstellung in Köln fast sicher zugesagt wurde. Er ließ sich jedoch nicht von seiner Reise abhalten, sondern nahm bloß provisorisch und bedingungsweise an, wenn nämlich die Anstalt wirklich zu einer Specialschule, d. h. zu einer Art von Universität erhoben würde.

Seinen Bruder in Genf fand er sehr munter und guter Dinge. Daß er sanfter geworden, schrieb er dem behaglichen Gefühl seiner günstigen Lage zu, während die Frau von Staël hierin eine Frucht ihrer

Erziehung zu erblicken glaubte. Dorothea fand diese Eitelkeit sehr lächerlich:

„Wie viel Frauen haben nun schon den Wilhelm erzogen? Eigentlich wird er aber nur, wie eine Springfeder, einmal von dieser, dann von jener Seite zusammengedrückt. Hört nun der Druck einmal auf oder läßt nach, so fährt die Springfeder wieder ganz natürlich auseinander."

Auch auf Friedrich machte die Staël nach den Illusionen des ersten Empfangs den Eindruck einer sehr eiteln und prätentiösen Dame; doch konnte er ihr vortreffliches Benehmen gegen Wilhelm nicht genug rühmen und war ihr dafür sehr dankbar. Er selbst reiste schon im November nach Paris, erkrankte aber hier, gerieth in große Noth und mußte all sein Reisegeld aufzehren.

Dorothea, die mit der innigsten Zärtlichkeit an ihm hing und sich nach seiner Abreise ganz „griesgram und eisgrau" vorkam, mußte sich mittlerweile manche Einschränkung gefallen lassen und war nicht frei von Sorge. Doch trug sie ihre aufrichtige Liebe und ihr edler Sinn über all diese Schwierigkeiten hinweg, welche ein schwächeres Gemüth wohl ganz darniedergebeugt haben würden. So wünschbar es ihr erschien, daß Friedrich endlich zu einem ruhigen und gesicherten Auskommen gelangen möchte, schrieb sie doch wohlgemuth ihrer Freundin Karoline Paulus in Würzburg:

„Wenn ich mein auserwähltes Glück, wornach Millionen Frauen sich vergeblich sehnen, nicht erkennen oder weniger schätzen sollte, wäre ich da nicht das undankbarste Geschöpf unter der Sonne? ... Das Nothwendige, Speise und Trank und reine Wäsche, ein gutes Bett und ein warmes Zimmer, hat uns noch nie gemangelt. ... In der That, Liebe, war es recht wunderbar, wie uns in großer, dringender Noth bei irgend einem Bedürfniß plötzlich eine Hilfe kam. ... Das schönste Glück einer Frau ist mir auf Erden geworden. Keine Macht, kein Geschick kann mir rauben, was ich empfand und erkannte. Ich trage es für die Ewigkeit. Zwei gute Drittheile meines Lebens sind wahrscheinlich vorbei. Ist dieser geringe Theil, der noch zurückbleibt, wohl noch großer Sorge werth? ..."

Mit regem Interesse und tieferem Verständniß folgte sie nicht nur den wissenschaftlichen Studien ihres nunmehrigen Gemahls, sondern auch allen wichtigeren Erscheinungen und Bewegungen auf literarischem Gebiet. Ihre frühere enthusiastische Göthe-Verehrung hatte in diesen wenigen Jahren bedeutend abgenommen. Ihr Urtheil aber über den vielvergötterten Dichter ist, wenn auch von persönlichen Rücksichten beeinflußt, doch von einem tiefen Einblick in seine wirklichen Schwächen getragen:

„Ich habe," so schreibt sie (8. December 1804), „seitdem ich Göthe kenne, immer eine Art von Mißtrauen gegen ihn gehabt. Man darf ja auch nur den (Wilhelm) ‚Meister' recht aufmerksam lesen und dabei sich seine Persönlichkeit recht lebhaft vor die Seele bringen, so wird man es ja schon ganz klar finden, wie er eigentlich weit mehr von einem mittelmäßigen als von einem hervorstechenden Talente hält, und wie er nur so viel Sinn von den Menschen verlangt, daß sie seine Ideen, aber gerade nur seine Ideen, auszuführen im Stande sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Er behandelt die Universität wie sein Theater und die Professoren wie seine Schauspieler, die er dressirt, so Gott will, auch bilden will, aber freilich nicht Jeden auf seine Weise, sondern hübsch harmonisch, daß ein Jeder für sich eben nicht viel, aber Alle zusammen das Kunstwerk bedeutend bedeuten. ... Alt war der alte Herr schon längst, sonst hätte er die ‚Eugenie'[1] nicht dichten können; aber nicht Alle, welche alt werden, sind deßhalb so veraltet, wie er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh', er hat kein Gemüth und keine Liebe, und wenn es damit nicht richtig ist, kann Alles auf die Länge nicht gut werden."

In einem anderen Briefe schreibt sie:

„Den ‚Winkelmann' von Göthe habt ihr doch gewiß schon gelesen. Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Göthe's Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt."

Wer den Charakter Göthe's genau studirt, dem wird es kaum entgehen, daß diese scharfen Urtheile einen wirklich wunden Punkt berühren, jenen philiströsen Egoismus nämlich, der schon im Jugendleben Göthe's hervortritt, seinen Friederike-Roman sehr prosaisch abschließt, dann seine zehnjährige Correspondenz mit Frau von Stein in dem berühmten Kaffeebrief enden läßt und auch den ganzen „Wilhelm Meister" in nicht geringem Grade durchweht. Ihm Gemüth und Liebe abzusprechen, ist unzweifelhaft zu viel; aber ebenso unzweifelhaft litt Beides bei ihm unter jenem egoistischen Philisterthum, das überaus prosaisch mit dem Leben rechnete und ihn immer mehr den christlichen Idealen entfremdete, bis er als alter Herr endlich den orientalischen Kaftan anzog, um noch einmal eine künstliche Jugend zu erliebeln.

Treffend scherzt Dorothea in demselben Briefe über die Aufklärung, die in Bayern sogar gegen den hl. Nikolaus zu Felde zog:

---

[1] Die natürliche Tochter.

„Auch habe ich gehört, euer Landesherr will den Kindern nichts mehr zum hl. Nikolaus bescheren lassen. Das nenne ich Aufklärung. Die armen Würmer müssen nun auch schon aufgeklärt sein! Da ist mein Philipp sehr weit zurück. Der hat zum Nikolaus beschert gekriegt, weil es nun hier einmal so Gebrauch ist — und das Schlimmste ist, er hat sich gefreut damit."

Obwohl ihr die hochmüthige Systemmacherei der neueren Philosophen herzlich leid war, schüttete sie doch nicht das Kind mit dem Bade aus, sondern erkannte richtig die Aufgabe dieser Wissenschaft, sich im Anschluß an die Vergangenheit zu regeneriren:

„Da sei Gott vor, daß Du der heiligen Philosophie entsagtest und ihr feindselig würdest um der Afterphilosophie willen. Sie, die Göttliche, ist ewig und war von Ewigkeit her; aber glaube nur ja nicht, daß unter dem hochmüthigen, streitsüchtigen Pöbel der Messias erwachen wird. ... Es gibt keine Weisheit, die nicht schon längst verkündigt worden wäre. ... Wer Dir sagt, er habe ein neues System erfunden, oder dergleichen, den darfst Du dreist auslachen. Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in neue Formen gießen; aber etwas Neues lehren sie nimmermehr."

In der Ungewißheit indeß, welche über der Anstellung Friedrichs zu Köln und somit über seiner ganzen Zukunft schwebte; in den weiteren Sorgen, die seine lange Abwesenheit und Krankheit mit sich brachte, begnügte sich Dorothea nicht mit flauem philosophischem Troste, sie sah sich auch nach tieferem, religiösem Troste um. Am schönsten zeigt dieß ein poetisches Stimmungsbild: „Der Sonntag-Morgen", das sie im Jahre 1804 verfaßte und das die innigste Hinneigung zur katholischen Kirche ausspricht:

„Die dichten Nebel mußten sinken,
Hell glänzt der freud'ge Sonnenschein,
Im Silber läßt die Wellen blinken
Der herrliche, der alte Rhein.

„Und drüben in der Ferne liegen
Die Berge in dem blauen Duft;
Sich Schifflein auf dem Strome wiegen
Und oben Wimpel in der Luft.

„Die lärmenden Gewerbe schweigen,
Heut' scheint die Sorge nicht so nah';
Im Putze sich die Frauen zeigen,
Die Straße lieget festlich da.

„Nur Schwalben schweben hin und wieder
Und tummeln sich im Sonnenschein,

Bald hoch und dann zur Erde nieder,
Laut zwitschernd fliegend aus und ein.

„Es läuten Glocken nah und ferne,
Verkündigend das Osterfest,
Sie laden freundlich: O entferne
Dich nicht, o komm' zum schönen Fest!

„Des Menschen Herz vernimmt das Rufen,
Wie im Geläut' die Stimme spricht.
Wer eilte zu des Altars Stufen,
Wer zu dem frohen Gastmahl nicht,

„Wo alle Gäste sind willkommen?
Der große Tempel wird zu klein;
Noch vor dem Eingang knie'n die Frommen,
Dringt Andacht doch zum Innern ein.

„Herüber ziehen die Gesänge,
In Liedern einigt sich der Chor,
Der Orgel hohe Geisterklänge
Begleiten sie zu Gott empor.

„Es sind die süßen Melodien:
‚O Königin, o Maria!'
Es sind der Engel Harmonien:
‚Gegrüßet seist du, Maria!'

„Da mußt' ich des Entfernten denken,
Und heißer floß der Thränen Fluth,
Die Seele wollte sich versenken
In Andacht und in Liebesgluth.

„Mit diesen festlich frohen Tönen
Vereint sich mein Gebet für ihn,
Daß den geliebten Freund, den schönen,
Du schützest, milde Königin!"

Als aber Schlegel zu Paris erkrankte, da schickte sie ihm nicht bloß unverzüglich alles Geld, das sie hatte und dessen sie habhaft werden konnte, sondern gab den letzten Rest ihres Vermögens preis und nahm noch sogar Geld auf, um ihm alle nöthige Pflege und glückliche Rückreise zu ermöglichen. Zum Glück lief bald darauf ein unerwartetes Honorar ein, das ihr ermöglichte, das aufgenommene Geld wieder zurückzuerstatten.

Anfangs März (1805) kehrte Schlegel, wieder ziemlich hergestellt, aus Paris zurück. Da die Frage über seine definitive Anstellung als Professor noch immer nicht erledigt war, eröffnete er in Köln eine ganze Reihe von Privatvorlesungen über Philosophie und Geschichte. Ende Juli des folgenden Jahres besuchte er für einige Zeit seinen Freund

Karl von Hardenberg in Unterzell bei Würzburg, im October ging er nach Dresden, im November abermals seiner Sanskritstudien wegen nach Paris. Dort verschaffte er sich das nöthige Material und arbeitete dann ein halbes Jahr ungestört auf dem Schlosse Accosta der Frau von Staël in der Normandie an seinem für das Sanskritstudium Epoche machenden Werke über die Sprache und Weisheit der Inder. Erst im März 1807 kam er wieder nach Köln zurück, um aber auch dießmal nur ein Jahr daselbst zu verweilen.

Ein Versuch, in Bayern zu einer seinen Talenten entsprechenden Anstellung im höheren Lehrfach zu gelangen, war schon im Sommer 1805 gescheitert. Mehrere angesehene Kölner, besonders der hochverdiente Geistliche Wallraff, boten Alles auf, ihm endlich die erwünschte Stelle in Köln zu verschaffen. Dorothea erschien „das Leben hier in der alten, merkwürdigen, alterthumsreichen, katholischen Stadt Köln, besonders für Friedrich und seine Studien und seine Wirksamkeit, vortrefflich". Im November 1806, während er selbst schon auf dem Wege nach Paris war, langte seine Ernennung zum Professor von Paris aus in Köln an:

„Le Ministre de l'Intérieur, en vertu de l'arrêté du 19 vendémiaire an 12, et du décret du 22 brumaire an 14, arrête ce qui suit: Le Sieur Schlegel est nommé professeur de la seconde chaire de belles-lettres de l'École secondaire communale (de second degré) de la ville de Cologne, dpt. de la Roêr."

Ein beigelegter Schulplan mit einigen weiteren Bogen bureaukratischer Auseinandersetzungen erklärte, daß der ernannte Professor täglich drei Stunden (zwei Stunden deutsch und französisch und eine Stunde alte Sprachen) zu halten habe, erwähnte aber nichts von dem ihm angesetzten Gehalt. Also Gymnasiallehrer — nicht Universitätsprofessor, wie ihm in Aussicht gestellt worden war! Dazu nicht einmal ein Fixum. Umsonst bemühten sich Wallraf und die andern Kölner Freunde, ihn zur Annahme zu bewegen und die Stelle selbst annehmbarer zu machen. Er richtete seinen Blick nun auf Österreich, mußte aber auch mit diesem Plane lange in peinlicher Ungewißheit schweben, bis er den Entschluß fassen konnte, definitiv dort ein Unterkommen zu suchen.

Mit ungebeugter, bewunderungswürdiger Energie setzte er trotz dieser langen und bangen Ungewißheit, mitten im Wirrwarr der kriegerischen Zeitläufte, wegen seiner katholisirenden Richtung vielfach angefeindet und beschimpft, fast ohne thätige Unterstützung Anderer, seine vielseitigen Studien auf dem Gebiete der Geschichte, der Kunstgeschichte,

der Ästhetik, Philosophie und Sprachwissenschaft fort und begründete in seinem bahnbrechenden Werke über indische Sprache und Philosophie einen ganz neuen Wissenszweig, die vergleichende Linguistik und Mythologie.

6.

Dorothea war während dieser vier Jahre auf ihr stilles, zurückgezogenes, häusliches Leben angewiesen. Die Einsamkeit fiel ihr indeß durchaus nicht beschwerlich. „Es ist nichts," schreibt sie, „was so stärkt, so erhebt und eigentlich erfrischt, als Einsamkeit, wenn man einsam zu sein versteht, und sie kann ordentlich zur Leidenschaft werden, wie Liebe zur Gesellschaft. Je einsamer ich lebe, desto mehr sehne ich mich darnach." Von ihrem früheren Gemahl Simon Veit hatte sie erwirkt, daß ihr jüngerer Sohn Philipp vorläufig noch bei ihr bleiben durfte, während der ältere, Jonas, bei Verwandten in Hamburg erzogen wurde. Wenn dieser dann nach Vollendung seiner Schulstudien etwa in zwei oder drei Jahren nach Berlin zurückkehren würde, wollte sie auch Philipp wieder zu seinem Vater gehen lassen, damit er im Einverständniß mit ihm eine Berufswahl träfe. Kaufmann zu werden, zeigte er wenig Lust. Zum Gelehrten wollte sie ihn nicht erziehen. In Rücksicht auf seine Hinneigung zum ländlichen Stillleben meinte sie, er könnte später etwa botanischer Kunstgärtner oder etwas Ähnliches werden. In dieser anspruchslosen Gesinnung, die man nicht allzu häufig trifft, leitete sie des Knaben Erziehung zu Hause, während er am Gymnasium einen guten Unterricht genoß. Sie legte den höchsten Werth auf ernste, sittliche Bildung, mäßigte seinen Hang zu kindischen Spielereien, dämpfte sogar, was man von einer Dichterin kaum erwarten sollte, seine Liebe zum Kasperltheater und suchte ihn an treue Benützung der Zeit zu gewöhnen. Vor Allem aber flößte sie ihm eine tiefe Religiösität ein, hielt ihn zum Gebet an, nahm ihn fleißig mit zum Gottesdienst, unterrichtete ihn in den Wahrheiten der Religion und begründete ihn so in guten, echt christlichen Grundsätzen, daß die „abgeschmackten Reden", die er nachher in Berlin zu hören bekam, ihn nicht nur nicht wankend machten, sondern sogar befestigten, ja daß die Mutter ihn später oft zu Geduld und Mäßigung des Eifers ermahnen mußte, um confessionelle Streitigkeiten in der Familie des Vaters zu verhüten.

Es mag der treuen Mutter sehr hart geworden sein, als am 29. Juli 1806 die verabredete Zeit abgelaufen war und Schlegel den fröhlichen, geistvollen Knaben mit sich nach Frankfurt nahm, von wo er

nach Berlin abgeholt werden sollte. Sie begleitete ihn noch eine Strecke den Rhein hinauf. Charakteristisch für sie ist es aber, daß ihre nächsten Briefe keine Abschieds-Lamentationen oder sonstige Sentimentalitäten enthalten. An die Stelle des persönlichen Verkehrs tritt nun eine häufige, herzliche Correspondenz voll frohen Muthes, praktischen Sinnes und einer Liebe, die auf das wahre, ewige Wohl des Kindes gerichtet ist. Sie beginnt mit der folgenden schönen Mahnung:

„Lieber Sohn! Halte Dich brav, sei gefällig und nachgiebig, besorge Deine körperliche Reinlichkeit pünktlich, und über Alles erinnere Dich der Lehren des Herrn Renner, die wir künftig immer unter dem Namen Moral verstehen wollen; denn in der That gibt es keine andere Moral, so wenig als eine andere Philosophie, und unter dieser Benennung können wir immer davon sprechen, ohne daß wir uns verrathen. Ich empfehle Dich jeden Augenblick in den höchsten Schutz Gottes und der heiligen Mutter Gottes. Du stehst gewiß unter diesem hohen Schutz, unter welchem wir uns wohl auch noch in diesem Leben wieder vereinigen. Lebe wohl, mein Kind, denke oft an Deine Mutter."

So begleitete die noch protestantische Frau ihr geliebtes Kind in das Haus des noch jüdischen Vaters, in das ungläubige Berlin. Ihr Vertrauen auf die Mutter der Gnade sollte nicht zu Schanden werden.

Vorläufig befand sie sich nun gänzlich vereinsamt. Denn sie hatte wenig Verkehr mit anderen Frauen, nicht einmal eine Magd oder Aufwärterin. Ein alter kölnischer Bürger besorgte die nöthigsten Hausgeschäfte. Sie kam sich wie eine verzauberte Prinzessin vor, fühlte sich indessen gar nicht unglücklich darüber. Im stetigen geistigen Verkehr mit Friedrich und in der innigsten Antheilnahme an all seinen Studien hatte ihr feingebildeter Geist nicht nur einen ausgebreiteten belletristisch-literarischen Gesichtskreis gewonnen, sondern auch eigentlich wissenschaftlichen Ernst, ein scharfes, gediegenes Urtheil, männliche Kraft und Tiefe. Sie begnügte sich nicht damit, viel zu lesen, über die Tagesliteratur auf dem Laufenden zu sein, allenfalls etwas Schöngeistiges für sich daraus abzuschöpfen, oder gar mit obligater Bewunderung Alles, was von Weimar kam, selig anzulächeln und zu verhimmeln — sie erlaubte sich über Alles ihre eigenen, auch kunstpolizeiwidrigen Gedanken. Sie war über Fichte's und Schellings Philosophie orientirt. Calderon und Cervantes las sie im spanischen Grundtext. Der ganzen Tagespolitik folgte sie mit regstem Interesse. Wie Friedrich sie über die Herausgabe seiner philosophischen Vorlesungen zu Rathe zog, so entwickelte sie ihm ihre Ansichten über das

Project, Alfred von England und Karl V. literarisch zu behandeln, schlug Bücher für ihn nach, sammelte Notizen aus alten Chroniken und seltenen Büchern für ihn, schrieb seine philosophischen Vorträge in's Reine, wobei sie sich über Alles Rechenschaft zu geben suchte. Sie hat die Rittergeschichte „Lother und Maller" bearbeitet, die er 1805 zu Frankfurt unter seinem Namen herausgab. Auf seinen Wunsch übersetzte sie die „Corinna" der Frau von Staël. Auch an seinen Studien über Kunst, besonders altdeutsche Kunst, nahm sie den innigsten Antheil, wie sie auch während Friedrichs Abwesenheit mit Wallraf und Boisserée in Verkehr blieb. Sie hat die drei Sonette über das Kölner Dombild gedichtet, welche Friedrich Schlegel in den „Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden" veröffentlichte und die nicht ohne Interesse für ihre Conversionsgeschichte sind:

I.

„Ein gold'ner Glanz liegt blendend aufgeschlossen,
Maria sitzt auf hohem Himmelsthrone,
Ihr Haupt umziert die demantreiche Krone,
Vom reinen Blau des Mantels weit umflossen.

„Und zarte Blümlein sind dem Grün entsprossen,
Wo vor der heil'gen Jungfrau und dem Sohne
Die Könige, gelangt aus ferner Zone,
Voll Inbrunst knie'n, in Andacht hingegossen.

„Fromm reichen sie des Orients reiche Gaben,
Des Goldes Zier, der Myrrhen süßes Düften,
Dem Kinde, hohen Ernstes voll, erhaben.

„Und wie die Männer dort in Einfalt schauen,
Die Englein jubiliren in den Lüften:
Blüht Hoffnung auf und seliges Vertrauen."

II.

„Wer naht in muth'ger Zuversicht dem Orte,
Gerüstet, stark, als ob ihn Siegs gemahne,
Das Kreuz goldflammend auf azur'ner Fahne,
Freudig im Geist, vertrauend fest dem Worte?

„Sanct Gereon, der Tapfern Licht und Horte,
Enteilend frei des Todes düsterm Wahne,
Tritt hier getrost auf lichter Himmelsbahne
Voran der glaubend folgenden Cohorte.

„Muthvoll und freudenvoll, getreu und sinnig,
Vertrauend so dem Tode wie dem Leben,
Seht hier die Heldenbilder vor'ger Zeiten!

„Nicht Marter, nicht der Tod macht die erbeben,
Die, treu vereint, als Brüder, fest und innig
Im Glauben zu Maria's Throne schreiten."

III.

„In königlichem Schmucke, reich umgeben
Von holder Jungfrau'n auserles'nen Schaaren,
Vom Todespfeile frei und von Gefahren,
Erscheint Sanct Ursula im klaren Leben.

„Sie nahet demuthsvoll, doch ohn' Erbeben.
Der Jüngling, den wir neben ihr gewahren,
Von Engels Angesicht, mit gold'nen Haaren,
Wohl durfte nach der heil'gen Braut er streben.

„Mit zarter Sorge schaut er auf sie nieder;
Er hat den Martyrtod mit ihr gelitten,
Findet mit ihr an Gottes Thron sich wieder.

„Und in der Farbenpracht, in Liebesgrüßen,
In ew'ger Schönheit Fülle, zarten Sitten,
Führt sie die Liebe zu Maria's Füßen."

Zum Studium und zu den literarischen Arbeiten gesellte sich aber auch die beste, fruchtreichste Würze der Einsamkeit, dasjenige, was Ravignan's Ausspruch: „Le silence est la patrie des forts", allein genügend begründet und rechtfertigt; dasjenige, an was viele Gelehrte und Schöngeister gar nicht oder doch zuletzt denken: das Gebet.

7.

Weil Friedrich von Schlegel klarer, bestimmter, wissenschaftliche und universeller als irgend ein Anderer der Romantiker die Rückkehr zur katholischen Kirche als die Grundbedingung gedeihlicher Wiedererneuerung und wahren Fortschritts für Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft proclamirte, entschiedener als alle Andern gegen Göthe und sein sächsisch-weimarisches Heidenthum Front machte und den Abgott sogar als deutschen Voltaire zu bezeichnen wagte, ist er auch ärger als die andern Romantiker in Acht und Bann gethan, beschimpft und mißhandelt worden[1]. Es ist indeß hier nicht der Ort, alle Beschimpfungen

[1] Um seine fatale Universalität hinwegzuspotten, welche doch diejenige Göthe's auf wissenschaftlichem Gebiet weit übertrifft, hat ihn Gottschall als den „Annoncenmohr" seiner Literaturperiode stigmatisirt, ein Prädicat, das viel besser auf den Herrn von Gottschall selbst paßt, der sich sogar herabläßt, die schmutzigsten französischen Operetten und deren anatomisch-mimische Vorzüge zu „annonciren".

und Vorwürfe zu besprechen, mit welchen echt protestantische Berserkerwuth den edeln Convertiten überhäuft und selbst noch im Tode geschändet hat. Die letzteren Mißhandlungen hat der alte Görres noch verdientermaßen zurückgewiesen. Andere Entstellungen hat Rosenthal widerlegt. Vieles bleibt noch einem Biographen Schlegels zu thun übrig.

Aus Rosenthals Schilderung erhellt übrigens zur Genüge, daß Schlegel nicht durch irdische Interessen, sondern durch langes, ernstes Ringen auf den Pfad zur katholischen Kirche gelangt ist. Hätte er seine glänzenden Talente, sein vielseitiges Wissen und seine Selbständigkeit dem dominirenden Zeitgeist zur Verfügung gestellt und seine idealen Bestrebungen mit realistischeren Anschauungen vertauscht, so hätte er wohl nicht um einer Anstellung willen im halben Europa herumirren müssen; er hätte schon sein warmes Plätzchen gefunden. Dazu war er aber zu ideal und zu selbständig. Er wollte nicht nachtreten, nicht sich hofmeistern lassen. So arbeitete er auf den verschiedensten Gebieten, ähnlich wie Lessing, als kühner Schwimmer auf eigene Faust voran. Sein großes Problem, die gesammte Poesie und Bildung auf eine neue, lebenskräftige Grundlage zu stellen, faßte er, mit ungestümem Forscherdrang, mit eiserner Energie und scharfer Kritik auf den verschiedensten Punkten zugleich an. Er studirte selbständig die ganze hellenische Welt, mit deren Ideen und Formen Göthe eine neue deutsche Renaissance zu schaffen versuchte. Unbefriedigt von der Antike, spannte er sein Segel nach den gelobten Ländern der romantischen Kunst aus, nach Spanien, Italien, Shakespeare's England, dem mittelalterlichen Deutschland. Dieß Letztere thaten allerdings auch die andern Romantiker. Was ihn aber sehr vortheilhaft von ihnen unterscheidet, ist, daß er nicht die „blaue Blume" im Traumland der Phantasie und des Gefühls suchte, sondern vor Allem einen philosophischen und theologischen Boden zu gewinnen bemüht war, auf dem eine neue Poesie und Literatur ersprießen könnte. Darum sah er sich auf dem ganzen, weiten Gebiete der Philosophie um, studirte neben den Philosophen und Volksmythologien des Alterthums auch die Philosophie, Theosophie und Theologie der neueren Zeit bis herab auf Fichte und Schelling, zog auch die historisch-politische Bedeutung der Systeme mit in Rechnung und beschloß, da alle früheren Systeme nach dem Orient hinweisen, die europäische Bildung in ihren uralten asiatischen Quellen zu erforschen. So weit nun auch der Umkreis war, nach dem seine Studien ihn auseinanderführten, so lenkten sie ihn doch wieder, ohne daß er es beabsichtigt hätte, nach und nach auf denselben Mittel-

punkt zurück, auf das große Centrum der gesammten Weltgeschichte, das Christenthum und seine sichtbare Verkörperung in der katholischen Kirche. Seine vergleichenden Religionsstudien führten ihn auf das Christenthum als die einzige von Gott geoffenbarte und dem ideellen Streben des Menschen völlig entsprechende Religion, auf die katholische Kirche als auf die alleinseligmachende, die einzige, „die das köstlichste Geheimniß der Seligkeit allein ganz und gar unzerstört verwahrt", ohne die es „überhaupt längst kein Christenthum mehr geben" würde und außer der es ein „reines, reelles Christenthum" nicht gibt. Seine philosophischen Untersuchungen führten ihn auf die scholastische Philosophie, diese „Christianisirung der Philosophie", auf ihre größten Lehrer: Augustinus, Bonaventura, Thomas, auf das Ungenügende aller Philosophie, welche nicht vom Lichte des Glaubens geleitet und vor Abwegen bewahrt wird [1]. Seine ästhetischen Forschungen mündeten auf denselben, allein richtigen Pfad:

„Das religiöse Gefühl, Andacht und Liebe und die innigste, stille Begeisterung war es, was den alten Malern die Hand führte, und nur bei einigen wenigen ist auch das hinzugekommen oder an die Stelle getreten, was allein das religiöse Gefühl in der Kunst einigermaßen ersetzen kann: das tiefe Nachsinnen, das Streben nach einer ernsten und würdigen Philosophie, die in den Werken des Leonardo und des Dürer sich, freilich nach Künstlerweise, doch ganz deutlich meldet. Vergeblich sucht man die Malerkunst wieder hervorzurufen, wenn nicht erst die Religion oder eine auf diese gegründete Philosophie wenigstens die Idee derselben wieder hervorgerufen hat. ... Wer das innere Leben nicht hat, der kann es auch als Künstler nicht in großer Offenbarung herrlich entfalten, sondern bewegt sich nur mit fort in dem verworrenen Strudel und Traume eines bloß äußerlichen, innerlich ganz wesenlosen und eigentlich nichtigen Daseins; statt daß uns die Kunst gerade aus diesem herausrücken und in die höhere, geistige Welt emporheben sollte. Er dient, als falscher Modekünstler, dem leeren Scheine einer angenehmen Täuschung, und ein solcher erreicht niemals, ja er berührt auch nicht einmal die Region des echten Schönen." [2]

Wie er die „subjective Religion des Gefühls", welche seine Zeitgenossen sich je nach ihrem Privatbedarf zurechtstutzten, herzhaft geradezu als „irreligiös" und „egoistisch" verurtheilte und es als Thorheit bezeichnete, eine neue Religion stiften zu wollen, erkannte und bezeichnete er ebenso scharf die Grenzen der heidnischen Kunst und die Unmöglichkeit, ohne das Glaubensleben des Christenthums sie zu überschreiten und höhere Ziele zu verwirklichen:

[1] Rosenthal, Convertitenbilder, I. 1. S. 134 ff.

[2] Sämmtliche Werke. Wien 1846. VI. S. 167.

„Die heidnische Kunst geht aus von der Vollkommenheit der organischen Gestalt, nach dem positiven Begriff eines fest bestimmten Naturcharakters. Sie findet auf ihrem Wege der lebendigsten Entfaltung aller gebildeten Formen wie von selbst den Reiz der Anmuth, als natürliche Blüthe der jugendlichen Schönheit; aber immer bleibt es mehr ein sinnlicher Reiz, als eine geistige Anmuth der Seele. Will die antike Kunst höher steigen, so geht sie über in die titanische Kraft und Erhabenheit; oder aber in den hohen Ernst der tragischen Schönheit, und dieses ist die äußerste Linie, welche sie erreichen kann und wo sie das Ewige am nächsten berührt. So stehen für sie an dem verschlossenen Eingang des ewig Schönen auf der einen Seite der titanische Übermuth, welcher mit Gewalt eindringen und den Himmel des Göttlichen erstürmen will, ohne daß er dieses je vermag; auf der anderen Seite aber die ewige Trauer, im tiefen Bewußtsein der eigenen unauflöslichen Verschlossenheit unwandelbar versenkt. Das Licht der Hoffnung ist es, was der heidnischen Kunst fehlt und als dessen höchsten oder letzten Ersatz sie nur jene hohe Trauer und tragische Schönheit kennt; und dieses Licht der göttlichen Hoffnung, getragen auf den Fittichen des seligen Glaubens und der reinen Liebe, obwohl es hienieden nur in den Strahlen der Sehnsucht schmerzlich hervorbricht, ist es, was uns aus den Gebilden der christlichen Kunst, in göttlicher Bedeutung, als himmlische Erscheinung und klare Anschauung des Himmlischen entgegentritt und anspricht, und wodurch diese hohe, geistige Schönheit, welche wir eben darum die christliche nennen, möglich und für die Kunst erreichbar wird." [1]

So lenkten ihn Malerei und Poesie, Literatur und Geschichte, Philosophie und Mythologie auf einen gemeinsamen Mittelpunkt hin: das christliche Glaubensleben in der katholischen Kirche. In den „Fragmenten" aus den Jahren 1805 und 1806 nahm diese theoretische Erkenntniß auch eine unverkennbar praktische Fassung an:

„Ohne Religion zu leben, ist so traurig als unglücklich. Die katholische ist die einzige, die man ergreifen kann, unstreitig wenigstens die bessere. Die todte Erstorbenheit und Erschlaffung, die auch in der katholischen Welt sich jetzt erblicken läßt, ist keineswegs ein Grund, nicht überzutreten, sondern im Gegentheil eine Hoffnung mehr, sie werde durch die Neubekehrten neu belebt werden, wie das mit so manchen Kirchenvätern der Fall war.

„Die Erhaltung der Einheit der Kirche (daß sich das Christenthum nicht ganz in Ketzerei auflöse) ist fast noch wunderbarer, als ihr Sieg über die neuplatonische Dämonenreligion. So wird denn auch jetzt wohl das geschehen, was Vielen unwahrscheinlich ist: nicht eine neue Religion wird entstehen, sondern die katholische wird mit neuer Glorie sich erheben und wieder auferstehen.

„Katholisch werden heißt nicht die Religion verändern, sondern überhaupt nur sie anerkennen."

[1] Ebend. S. 168.

Diese Einsicht, hauptsächlich geweckt durch eifriges Studium der Kirchenväter und der katholischen Lehre überhaupt, wurde nicht wenig gehoben durch den persönlichen Umgang mit katholischen Freunden und Bekannten, wie Bertram, Boisserée, Wallraf, durch liebevolles Studium der katholischen Kunst, durch nähere Fühlung mit katholischem Leben in allen seinen Richtungen hin. Auch der merkwürdige Gegensatz zwischen seinen jetzigen katholischen Freunden und seinen früheren Genossen blieb nicht ohne tiefe Wirkung auf ihn. Als Karoline Paulus seiner Gattin ihre katholisirende Richtung zum Vorwurf gemacht hatte, fügte er der einläßlichen Antwort folgende bedeutsame — auch apologetische — Nachschrift bei:

„Wenn Sie uns für etwas partheiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehen, daß dieß zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutisch-theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt."

Dorothea's Antwort betont andere Momente: die schreiende Intoleranz der Protestanten, die Liebe und Duldsamkeit der Katholiken, die religiöse Jugendkraft der katholischen Poesie, das ehrwürdige Alter des Katholicismus, den Zusammenhang der deutschen Kunst mit der Kirche, den Zusammenhang ihres Verfalls mit der Reformation.

„Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen," sagt sie u. A.; „es ist noch nichts Gutes, nein, nichts von ihr hergekommen. Schon weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion, oder besser die Confession, noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. ... Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigten. ... Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. ... Ob ich glaube, fragst Du, daß die Künste in Deutschland eine Folge des Katholicismus seien? Aller-

dings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht auf's Wort glauben, so lies die alten Geschichten . . ." (Brief vom 23. Februar 1806.)

Schon an Weihnachten hatte sie die Angriffe der Freundin auf die „moderne katholische Wuth" mit fulminanter Schärfe zurückgewiesen und ihr schließlich erklärt:

„Ich behaupte, Du bist im Grunde ganz unbewußt katholisch gesinnt; denn Dein Eifer, Deine Kraft, womit Du Dich dagegen stemmst, das ist schon ganz und gar katholisch. Zur rechten Aufklärung unserer Zeit gehört dieser Eifer gar nicht. Zu dieser gehört die Neutralität zuerst, alsdann Bedeutungslosigkeit, Kraftlosigkeit, gedankenloses Nachplaudern, unbezähmte Eigenliebe, närrische Eitelkeit, platte Empfindlichkeit, Leerheit und Freudenlosigkeit. Was sagst Du zu meiner Litanei? Gott, sie ist so gut, als Deine gegen den Katholicismus! Herrnhuter werden? Nein, das geht nicht. Die sind wenigstens ebenso geschmacklos, als die Katholiken. Ich meinte, das Beste wäre, wir errichteten eine ganz neue Freimaurerloge, verbunden mit einem Liebhabertheater, Alles im griechischen Costüm — das wäre für unser Zeitalter gewiß am passendsten!"

Trotz dem vollständigen Bruch Friedrichs mit dem Protestantismus und mit der seichten Aufklärerei seiner Tage, trotz der hellen Einsicht in das Wesen und die Wahrheit der katholischen Kirche, säumte und zögerte er noch von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Er sah das Ziel vor sich: die Mittel wagte er nicht zu ergreifen. Wie hundert Andere, denen ähnliche Erleuchtung zu Theil geworden, scheute er die Menschen und ihr Gerede, das Aufsehen, das ein förmlicher Übertritt haben könnte. Er fürchtete auch, die Pietät gegen seine Verwandten zu verletzen. Ohne die Gnade von sich zu stoßen, schob er ihre Forderungen von Tag zu Tag hinaus und übertäubte im bunten Wirrwarr neuer Arbeiten ihren vernehmlichen Ruf. Dorothea faßte die große Lebensfrage weit weniger akademisch und wissenschaftlich, aber dafür um so tiefer und praktischer auf. In häufigem Gebet hatte sie die Pflicht des Übertritts klar erkannt und säumte nicht (schon 1806), Friedrich allen Ernstes daran zu gemahnen:

„Was nun das Bekenntniß oder den Übergang zur Kirche selbst betrifft, so muß ich Dir wohl bekennen, ich wünschte nicht, daß Du Dich von irgend

einer geheimen oder öffentlichen Rücksicht länger von der wirklichen Ausführung abhalten ließest. Laß uns nicht, geliebtester Freund, das Ungewisse, Unsichere in unserer äußeren Lage — das doch immer auf irgend eine Art ungewiß und schwankend bleiben muß — uns durch die innere Unsicherheit unerträglicher machen. Hier muß ja jede Rücksicht schweigen und nur die innere Stimme herrschen. Die Rücksicht freilich wegen der Mutter ist heilig; um ihretwillen müssen wir sehr schonend zu Werke gehen, um sie nicht heftig zu kränken; aber ganz hemmen darf uns diese Rücksicht, so heilig sie ist, dennoch nicht. Kannst Du vorher wissen, welchen Eindruck Dein Bekenntniß, im Fall es ihr bekannt würde, machen wird? Müssen wir nicht glauben, daß das, was uns entzündet, in jedes guten Menschen Seele einen Funken entzünden kann? Können wir denn so gewiß sein, daß sie uns fluchen wird, und müssen wir nicht vielmehr hoffen, daß der heilige Geist sie erleuchten kann, wie er uns erleuchtet hat? Aber die ganze Besorgniß ist übrigens überflüssig. Wenn Du selber es nicht absichtlich öffentlich ankündigst, so wird nicht der geringste Lärm davon entstehen. Der Act geschieht in der größten Stille; keine Pflichten des katholischen Christen sind öffentlich; der Gottesdienst ist von Anbruch des Tages an, man kann die Stunde wählen, welche man will, und nur im Nothfall ist es Pflicht, öffentlich zu bekennen. Daß Du dem Geiste nach längst katholisch bist, das weiß die ganze Welt; Charlotte weiß es auch; vor zwei Jahren glaubte sie ja schon, daß Du zur Kirche schon übergegangen wärest, und sie hat nicht die geringste Unzufriedenheit geäußert, auch nichts von der Mutter wurde darüber erwähnt. Entweder man hat diese schon mit Deinen Gesinnungen bekannt gemacht und sie findet sich darein, oder sie erfährt ganz und gar nichts davon, was mir auch sehr wahrscheinlich ist. ... Wilhelm hat davon keine richtige Vorstellung; dieses geräuschvolle Bekanntmachen ist ganz dem katholischen Wesen entgegen, ist vielmehr protestantisch."

Wo die edle Frau diese klare Erkenntniß, diese liebevolle Schonung und männliche Festigkeit schöpfte, ist aus einem längeren Briefe ersichtlich, mit dem sie um eben diese Zeit den in sehr trauriger Lage befindlichen Schleiermacher zu trösten suchte:

„Sie verlangen etwas von mir über mein Leben zu hören. Meinen Sie das äußere oder das innere Leben? Das eine ist so überschwänglich reich, als das andere arm ist. ... Die Einsamkeit wird mir durch die Gewohnheit immer werther. ... Trost, Mittheilung, Liebe, Musik, Malerei und wohlthätige Thränen finde ich in der Kirche. ... Oft fand ich schon, daß gerade dasjenige, was mich am meisten schmerzte, in der Folge eine neue Quelle von Glück für mich war. Niemand hat wohl mehr als ich Ursache, sich ganz ohne Widerstreben der leitenden Hand der Vorsehung zu überlassen."

So schrieb die Convertitin an den „großen" protestantischen Theologen, der in der Stunde der Prüfung und des Leidens an seiner Ge-

fühlsreligion keine Stärkung fand und sich um Trost wie immer an Frauenzimmer wandte. Daß sie selbst keine melancholische, ewig weinende Büßerin ward, sieht man aus ihren ebenso herzlichen und gemüthlichen Briefen an Friedrich und an ihre Kinder, in welchen munterer Humor, ungezwungener Scherz und heiterer Frohsinn mit würdiger Behandlung des Ernsten und Wichtigen abwechselt. Als Sophie Brentano, die erste Frau des Dichters, starb, schrieb sie zur Todesnachricht (4. Jan. 1807) an Friedrich: „Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht. Pater Albert und die Familie Debêche empfehlen sich Dir und wünschen Dir ein glückliches neues Jahr; ich auch, obgleich ich böse bin." Denn Friedrich hatte ihr die ganze Festzeit über nicht geschrieben. Ihrem Sohn Philipp beschreibt sie die Epiphanie-Feier im Dom:

„Heute wird im Dom das Dreikönigsfest gefeiert. Der neue Pastor richtet es so prächtig als möglich ein. Alle Musikliebhaber der Stadt haben diesen Morgen in der Messe gespielt und gesungen. Es war recht schön, die Messe war von Haydn und das Orchester ziemlich stark besetzt. Diesen Abend wird Tedeum sein und der Hymnus von Wallraf. Im Chor allein sind über 300 Kerzen und Alles so prächtig, als es bei dem Ruin des Domes möglich ist. Am Eingange des Chores stehen doch zwei Altäre, einer mit der Statue der hl. Anna, der andere mit der der hl. Barbara; diese sind neu restaurirt und verziert, der eine mit silbernen, der andere mit vergoldeten Gefäßen. Das nimmt sich, mit vielen Kerzen erleuchtet, vom Haupteingang herein sehr schön aus. Dabei haben sie aber den großen Christoph aus einer übertrieben guten Meinung ganz neu bunt angestrichen und lackirt; das sieht höchst lächerlich und abominable aus. Du kannst Dir denken, wie der gute Wallraf sich darüber erbost. Lebe wohl, liebes Kind! ein andermal mehr von Deiner Dich liebenden Mutter."

Friedrich Schlegel, der sich um diese Zeit als Gast bei Frau von Staël in der Normandie aufhielt, bewährte nicht denselben Muth und dieselbe Energie, der gewonnenen Überzeugung und dem Ruf der Gnade zu folgen, wie ein Brief seiner Frau vom 18. Januar zeigt:

„Wie es scheint, hast Du es wirklich aufgeben müssen, in die Messe zu gehen. Ich bedauere Dich — was soll ich aber zu der Hartnäckigkeit dieser Frau sagen, die an Verstand und großen Gaben so ihr ganzes Geschlecht übertrifft! — Möchte der heilige Geist doch die Binde von ihren Augen nehmen! Ich habe heute in der Messe mit aller Kraft meiner Seele für sie gebetet. Du kannst mich Dir jeden Sonntag zwischen 9 und 11 Uhr Morgens in dem Dom denken; ich versäume das Hochamt niemals, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Dort bete ich für Dich und für Alles, was mir lieb

und werth auf Erden ist. Aber eigentlich thue ich das immer und in jedem Augenblick und an allen Orten; Sonntags in der Kirche wird dieß beständige Gebet nur laut und erhält gleichsam Worte, sowie ein Gedicht machen ja auch nur der Ausbruch, die sichtbare Erscheinung und Blüthe des inneren Dichtens ist. Niemals aber komme ich ohne Trost und Stärkung vom Altar, und die Kraft und Wunder des Gebets offenbaren sich meiner Seele immer mehr und immer neu."

Als Schlegel noch immer zögerte, mit dem Übertritt Ernst zu machen, drang sie auf's Neue in ihn und bestürmte ihn voll Liebe und Zärtlichkeit, aber auch voll Ernst und Muth, mit den mächtigsten Gründen:

„Mein lieber Friedrich! Es darf keines Menschen Überzeugung die Deinige bestimmen, auch die meinige nicht. Du hast nichts zu bedenken, als die Stimme Gottes; laß alles Andere schweigen, es ist ja Alles so nichtig; es dauert ja nicht lange, sagt Pater Albertus. Auch nicht verschieben, lieber Friedrich! Wer steht uns für den nächsten Tag? und Du bist gerade jetzt in dem Alter, wo Du anfangen mußt, was Du zur Ehre Gottes vollenden willst. — Diese Ostern war ich in rechter Versuchung, Dir voranzugehen, aber ich hielt mich. Ohne Noth trenne ich mich nicht von Dir. Gott gab Dich mir zum Führer; ich folge Dir, aber bedenke, daß Du nun für zwei Seelen Rechenschaft geben mußt."

Hätte Schlegel so treu und demüthig gebetet, wie sie, so hätte sich die Conversion wohl kaum mehr lange verzögern können. Hier, und nicht in apologetischen Schwierigkeiten, liegt der große Graben, über welchen Lessing nicht hinüberkam, an welchem hundert Conversionen sich verzögern und scheitern. Nachdem Schlegel nach Köln zurückgekehrt, vertagte er den entscheidenden Schritt noch ein volles Jahr.

Erst am 16. April 1808 endlich legte er am Muttergottes-Altar im Dom zu Köln mit Dorothea das Glaubensbekenntniß von Trient ab, in Gegenwart des Dechanten Dumont, des Seminarpräses H. Förster, des Kaplan Gumpert und des Kirchmeisters H. Debêche. Am 18. April empfingen sie im Seminarium die erste heilige Communion; an demselben Tage segnete der Dechant Dumont, kraft des in das kanonische Recht aufgenommenen paulinischen Privilegs (1 Kor. 7, 15), mit specieller bischöflicher Vollmacht ihre Ehe im Dome ein.

Drei Tage später reiste Schlegel von Köln ab, um nach Österreich überzusiedeln, wahrscheinlich um allem Gerede in den ihm bekannten Kreisen möglichst zu entgehen. Denn eine Anstellung hatte er noch keineswegs erhalten, noch auch verbindliche Zusagen. In Wien angelangt, mußte er nach langen Mühen mit einer Wohnung im vierten Stock vor-

lieb nehmen, monatelang harren und sich gedulden, bis er nur endlich eine Vorlesung halten konnte. Was darum von Metternich'schen und österreichischen Einflüssen auf seine Conversion gefaselt wird, gehört zu den gewöhnlichen „unbefangenen" Künsten, mit welchen sich der Protestantismus gegen das „ansteckende" Beispiel zu schützen sucht. Es ist gerade so viel daran, als an der Versicherung Mundts, das Studium der indischen Selbstpeiniger und Büßer hätte Schlegel in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Seine Conversion erklärt sich theilweise, wie schon Rosenthal nachgewiesen, aus seinem religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungsgang; aber nur theilweise. Den Hauptantheil hatten, wie aus der Correspondenz Dorothea's unzweifelhaft erhellt, Gebet und Gnade. Zuvorkommende Gnade riß die beiden Phantasirenden aus den Verirrungen ihres Herzens und dem Wirrwarr der zeitgenössischen Philosophie heraus. Ernstes Ringen und Forschen wirkte ihr mit; treues Gebet kam diesem zu Hilfe, als es vor irdischen Rücksichten säumte und erschlaffte; und die Gnade vollendete, was nur sie allein beginnen konnte, indem sie dem Zaudernden über seine weltlichen Bedenken hinweghalf. So betrachtete Dorothea ihre Conversion und forderte ihren Gemahl zum innigsten Dank gegen Gott auf.

„Geliebter Freund!" schrieb sie ihm am Pfingstfest 1808, „ich wünsche Dir von Herzen ein recht frohes Pfingstfest; ich zweifle nicht, daß Du nach Deiner mir bekannten Weise gewiß Gelegenheit gefunden hast, ungeachtet des Tumults, der Dich gewiß jetzt umgeben muß, eine Stunde für Dich allein zu haben und Dich dem Gebet und den Betrachtungen zu überlassen. Voriges Jahr waren wir zusammen in der hohen Messe im Dom; ich konnte mich damals der Thränen nicht enthalten, als ich neben Dir knieete und den heiligen Geist um seine Gaben anrief und um Hilfe bat für unser Vorhaben. Du frugst mich, warum ich geweint hätte, ich hatte aber keinen rechten Muth, es Dir zu sagen; ich ward aber erhört! Dieses Jahr vergieß' ich frohe Thränen des innigsten Dankes für mein großes, nie verdientes Glück."

Während Friedrich in seiner precären äußeren Lage und unter den vergeblichen Bemühungen, sich derselben zu entringen, noch viel von Traurigkeit und Schwermuth geplagt wurde, hielt sie, obwohl jetzt wieder vereinsamt in Köln, das Banner der Hoffnung hoch und fest und suchte auch ihm die innere Gottesfreudigkeit einzusprechen, mit der sie der Zukunft entgegensah:

„Fasse immer wieder neuen Muth, mein Geliebter! Denk' doch zurück, wie Vieles wir erreicht; ja mehr haben wir erreicht, als wir uns Anfangs

gar vorgesetzt. Unsere Augen trugen uns ja nicht so weit, als wir wirklich durch himmlische Hilfe nun erreichten. Friedrich, wer kann uns denn jetzt schaden? Und auf Zeit meines Lebens arm zu sein, bin ich wenigstens mehr als je gefaßt. ... Der Wunsch, immer mehr Gottes Willen zu erkennen und nach allen Kräften zu erfüllen, der wird Dich nicht verlassen und in immer anderer Gestalt Dich stärken und antreiben bis zum Tod. So ist auch Dein Streben und Deine Sendung keine irdische und auf nichts Irdisches gerichtet. ... Thue Dir also selber nicht das Unrecht an, Deinen Beruf als etwas Irdisches anzusehen und Dich von ihm beschränken zu lassen!"

Als treuer Schutzgeist stand sie ihm in dieser schwierigen Übergangsperiode mit ihrem Gebet und ihrem Rathe bei. Im August folgte sie ihm nach Wien und theilte persönlich seine Sorgen.

(Schluß folgt.)

A. Baumgartner S. J.

Die römische „Frage".

(Fortsetzung.)

II. Das piemontesische Rom eine beständige Gefahr für Italien.

In den Londoner „Times" (15. October 1881) erklärte ein italienischer Staatsmann: „Rom ist für uns eine Last, eine Verlegenheit, eine geographische, diplomatische und politische Absurdität. Haben wir einmal eine andere Hauptstadt gefunden, die naturgemäßer und den Dingen entsprechender ist, dann werden alle Verlegenheiten und Gefahren der gegenwärtigen Situation gehoben sein." Dieß ist das Urtheil der ganzen gebildeten Welt.

Die spanischen Senatoren (1881) erklärten, daß die letzten elf Jahre Piemonts in Rom nur eine Probezeit gewesen, daß die „italienische" Regierung die Probe nicht bestanden und dem Papste weder Ehrerbietung noch Schutz zu gewähren verstanden habe. Sogar die deutsche Publicistik des Nordens und Südens hat in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres immer lauter die Stimme gegen Rom als Hauptstadt Italiens erhoben und die grellen Mißstände dieses unverzeihlichen Fehlers schlagend nachgewiesen. Insbesondere brachte die Augsburger „Allgemeine Zeitung" im vergangenen December eine Reihe dahin zielender Abhandlungen aus nicht-katholischer Feder, die allenthalben berechtigtes Aufsehen

machten. Ein kleiner Auszug aus einem der Artikel möchte hier ganz am Platze sein [1].

„Schon ist es," führt der Verfasser aus, „von nicht Wenigen anerkannt, daß die Art der Installirung der italienischen Regierung, wie sie 1870 erfolgte, ein Fehler gewesen ist. Gewiß haben sich selten ein Hof und eine Regierung in ihrer Hauptstadt so unbequem und unbehaglich installirt gefunden, wie der Hof und die Regierung Italiens in Rom. Es fehlt an den geeigneten Baulichkeiten; das jetzige Rom hat sich mit der Kirche und durch die Päpste gebildet, wird immer als eine Verkörperung der Kirchen- und Papstgeschichte dastehen und weigert sich, diesen Stempel, den ihm die Jahrhunderte aufgedrückt haben, durch einen anderen verwischen zu lassen. An keinem geringeren Orte, als im italienischen Parlament, ist es ausgesprochen worden: ‚Wir sind in Rom wie in einer Herberge, nicht wie in unserem Hause.' Die anfängliche Meinung, daß man in den zahlreichen eingezogenen päpstlichen Palästen, geistlichen Gebäuden, Klöstern ꝛc. passende und wohlfeile Räume zur Aufnahme der Regierungsbehörden finden werde, hat sich als eine gründliche Täuschung erwiesen. In den eingezogenen Gebäuden haben mit großen Kosten Umbauten vorgenommen werden müssen, um sie den neuen Zwecken nothdürftig anzupassen. Daß es nur nothdürftig und ungenügend gelungen ist, geht daraus hervor, daß das Parlament und die Commune sich zur Bewilligung großer Summen behufs umfassender Neubauten haben entschließen müssen. Weder die Ministerien, die Gerichte, das Parlament, die Universität, noch die Kasernen, die Schulen, Hospitäler ꝛc. haben bisher Räumlichkeiten finden können, welche mehr als nothdürftig ihrem Zweck entsprechen. Soeben ist die Commune beschäftigt, im Einvernehmen mit der Regierung den Plan zu großartigen Neubauten und einer umfassenden Straßenregulirung festzustellen, welche 100 Millionen verschlingen und die bauliche Physiognomie auch der älteren Stadttheile gründlich umgestalten wird. Wenn man vor zehn Jahren vielleicht genöthigt war, sich nolens volens in's alte Rom hineinzuzwängen, so mußte man doch von dem Augenblick, in welchem der Plan für die Neubauten auf dem Quirinal entworfen war, von der Erkenntniß durchdrungen sein, daß hier eine neue Stadt entstehen werde; und in jenem Augenblicke hätte man sich aus den schon angeführten und anderen wichtigen Gründen entschließen müssen, für ‚Neu-Rom'

[1] S. „Kölnische Volkszeitung", 29. December 1881.

nicht innerhalb, sondern außerhalb des alten eine Stätte zu suchen.“ — So der Mann der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“.

Wir sehen vorderhand von der sittlichen Qualität der That vom 20. September 1870 ganz ab — wir kommen später darauf zu sprechen —, aber rein objectiv betrachtet, war sie eine Absurdität, eine Erkenntniß, die nicht erst in neuester Zeit, sondern schon längst auch jenen Italianissimi einleuchtete, die über der politischen Leidenschaft nicht ihren Verstand eingebüßt hatten.

Bereits Cavour, das diplomatische Werkzeug der „italienischen Einheit“, hatte zwar Rom als Hauptstadt proclamirt, aber nur in der Absicht, um den Radikalen eine Waffe zu entreißen, und mit dem Hintergedanken, der König solle Rom einzig als päpstlicher Statthalter besetzen. Mamiani verlangte, das Königreich solle aus Hochachtung vor dem Papste sich in Frascati sein neues Rom erbauen. Massimo d'Azeglio rieth eindringlichst von Rom als Hauptstadt ab und sagte alle Mißstände vorher, die sich jetzt nach der unglückseligen Gewaltthat eingestellt haben. Kurz, Rom als Hauptstadt Italiens ist eine „geographische, diplomatische und politische Absurdität“.

1. Die Hauptstadt Rom eine geographische Absurdität.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte Italiens beweist uns, daß der Schwerpunkt der Halbinsel in Ober-Italien liegt, dort, wo das Festland von den Ostabhängen des Monte Rosa bis zu den Lagunen Venedigs am massigsten auftritt, wo der mächtigste Fluß Ausoniens strömt, wo die Schlachten gegen hereinbrechende Feinde geschlagen worden sind, wo der Bodenreichthum in einer fabelhaften Fülle das Auge erfreut, wo eine Kette der schönsten Städte und der lachendsten Fluren uns überzeugt, daß kein europäisches Land sich mit Oberitalien messen kann. Dort inmitten der blühendsten Landwirthschaft und Industrie, wo der Alpenwall, die vielen Flüsse und Festungen, die größte Landesausdehnung Schutz bieten — dort und nirgends anders muß die Hauptstadt liegen, wenn je Italien eine Einheit geworden. Schon das administrative Genie des ersten Bonaparte hatte dieß erkannt: als er das Königreich Italien errichtet hatte, wies er dem Vicekönige Mailand als Haupt- und Residenzstadt an. Rom dagegen mit seiner öden Campagna, ein farbenprächtiges Mosaik in einem Rahmen von Peperino, paßt wohl als friedliche Hauptstadt des Papstes und seines Kirchenstaates, nimmermehr als Capitale Italiens. Es liegt dem Meere zu fern, als daß es durch Seebefestigungen geschützt werden könnte, und doch wieder zu nahe, um vor

feindlichen Flotten und Landungstruppen sicher zu sein. Von den umliegenden Höhen kann es beschossen werden, seine Campagna reicht im Falle eines Krieges zur Verproviantirung nicht hin, noch kann es, wie Paris, durch einen mehrfachen Gürtel von vorgeschobenen Forts gehalten werden. Eben jetzt arbeitet man mit fieberhafter Hast an der Befestigung der Tiberstadt; aber je umfassender die Werke werden, desto mehr Truppen muß man in denselben verzetteln, während der Hauptangriff am Südabhange der Alpen zu pariren ist. Erst hinter dem Po beginnt die zweite strategische Hauptlinie. Was soll also Rom als Festung ersten Ranges anderes, als eine in Ober-Italien nothwendige Armee für *seine* Rettung beherbergen und so die Gesammtvertheidigung schwächen? Vollends wäre die Lage schlimm, wenn in der nämlichen Zeit, da ein starkes Heer von den Alpen herabsteigt, ein zweites an der langgestreckten tyrrhenischen Küste landen und Rom bezwingen würde. Wer baut die Hauptstadt eines Reiches von 30 Millionen Einwohnern an eine so bloßgestellte Gegend? Ja, solange das alte Rom erobernd sich weiter ausdehnte, so lange die Wölfin mit eisernem Gebisse die Völker zermalmte, so lange das ganze Mittelmeer ausschließend römische Provinzen bespülte und bei den alten Handwaffen: da konnte die urbs wenige Stunden vom Meere am schiffbaren Tiber liegen. Aber sobald das abendländische Reich verfiel, zogen sich seine schwachen Kaiser nach Ravenna, Mailand, ja nach Trier zurück; die neuen Eroberer aus dem Norden wohnten lieber in Pavia, wie die Longobardenkönige, oder in Verona, wie der Ostgothe Theodorich, als in der gefährlichen Wolfsfalle am gelben Tiber. Erst Neu-Italien, verblendet vom Hasse gegen Christus und seinen Stellvertreter, hat den Unsinn „Roma Capitale" sich zu eigen gemacht, als hätte es absichtlich eine Stelle gewünscht, die allen Angriffen Englands, Frankreichs, Spaniens ꝛc. ausgesetzt ist.

Wenigstens zehn italienische Städte eignen sich, wie der „Osservatore Romano" ausführt, besser zur Hauptstadt, als Rom: Turin, Mailand, Venedig, Bologna, Neapel, Ravenna, Pavia, Verona, Brescia und Florenz bieten weit bessere topographische und strategische Verhältnisse, und fast an alle knüpfen sich die Erinnerungen militärischen Ruhmes. So kommt der genannte „Osservatore" zu dem Schlußergebniß: „Rom kann das Herz einer Nation nicht sein, welches im entscheidenden Augenblicke alle militärische Kraft und politische Weisheit in sich concentrirt; es läßt sich vielmehr unschwer einsehen, daß im Falle eines Krieges Rom als Hauptstadt eher eine Verlegenheit bereitet, als daß es Mittelpunkt

der Kraft wäre; daß es, statt alle Widerstandskraft in sich zu sammeln, vielmehr die Kriegspläne durchkreuzen und die Truppen trennen würde, weil man genöthigt wäre, niemals einen festen Kriegsplan zu haben, und vielmehr alle Operationen mit Rücksicht auf dessen Schutz stattfinden müßten, zum offenbaren Nachtheil der Strategie und nicht ohne empfindliche Störung auch in Bezug auf die Taktik, wenn die Aufstellungen des Heeres in der Nähe Roms stattfinden.“ [1]

Zur Geographie im weiteren Sinne gehört auch die Ethnographie. Nun bedeutet Rom als Hauptstadt die strammste Centralisation des Einheitsstaates; es entsteht daher die Frage, ob das italienische Volk diesen einheitlichen Nationalstaat wünsche, ob es für denselben die natürlichen Vorbildungen in seinem Charakter und in seiner Geschichte besitze, ob derselbe überhaupt ein Entschuldigungsgrund für die Gewaltthaten und Rechtsumstürze Neu-Italiens sei. Will das italienische Volk den Nationaleinheitsstaat? Nein! und ewig nein! Freilich, das amtliche Italien (l' Italia ufficiale) stellt diesen Satz als Axiom auf, das keines Beweises bedürfe, und droht jedem Zweifler mit dem Strafgesetze. Hören wir aber das wirkliche Italien (l' Italia reale), so lautet die Antwort ganz anders. Wie Bismarck über die Reichsebbe, so klagt die italienische Regierung noch tausendmal mehr über den „Regionalismus“ und Provincialismus, welcher der Einheit jeden moralischen Halt in der Nation raube. Sicilien will nicht zum Festlande gehören, Neapel klagt über Zurücksetzung, Mittelitalien denkt an seine alten Fürsten, und Oberitalien theilt sich noch heute in Piemontesen, Lombarden und Venetianer, von kleineren Unterabtheilungen ganz abgesehen. Dieß aber ist kein Wunder, sondern beruht auf sehr wirklichen natürlichen Vorbedingungen; bietet doch kaum ein Land Europa's eine so bunte Mischung von Nationalitäten, wie die Apennin-Halbinsel. In Piemont begegnen uns die alten Allobroger, weiter östlich die Langobarden von der Niederelbe, die sich heute noch durch ihre großen Füße und durch die Aussprache des ſ (= sch) verrathen, dann die Veneter, die ursprünglich Slaven gewesen sein sollen. Weiter im Süden treffen wir die Nachkommen der Etrusker, die unsägliche Völkermischung der ewigen Stadt, das vorherrschend griechische Unteritalien, ehemals „Groß-Griechenland“ genannt, und Sicilien mit seiner griechisch-arabisch-italienischen ꝛc. Völkermischung. Und zudem ist Italien seit mehr als einem Jahr-

[1] S. „Rom als Hauptstadt von Italien“, S. 11 f.

tausend seiner ganzen Länge nach mit deutschem Blute untermischt. Und nun gar die Geschichte! Die schöne Halbinsel blühte, so lange sie aus Communen mit größerem oder kleinerem Hinterlande bestand; sie verkommt immer mehr, seitdem sie in das Prokrustesbett des Einheitsstaates gespannt ist. Der hochrothe Brofferio hatte seiner Zeit die volle Wahrheit gesagt in den Worten: „Die italienische Nationalität besteht in der Achtung vor ihren Municipien, und vergeblich werdet ihr diese niedertreten wollen." Und entrüstet wiederholte er: „Nein, niemals wird die so ersehnte italienische Nationalität auferstehen aus der Vernichtung der Nationalität der Venetianer, Piemontesen, Ligurer, Lombarden, Römer, Sicilianer, Neapolitaner; das sind Nationen, die existirt haben und immer existiren werden, so lange wenigstens, als man nicht mit Feuer und Schwert ihr Andenken vertilgt." Demnach ist die heutige italienische Einheit eine Chimäre und das Symbol derselben, die Roma Capitale, die Ausgeburt der Chimäre.

Die einzig mögliche Einigung Italiens ist ein Staatenbund, der Föderalismus, der in der Configuration des Landes, im Nationalcharakter und in der Geschichte begründet ist. Alles Andere ist Hirngespinnst, und ganz besonders wird der jetzige Centralismus mit der durchaus unpassenden Hauptstadt nachgerade von einigen Liberalen selbst als verderbliche Fiction erkannt. Noch im Beginne des laufenden Jahres 1882 gestand z. B. der Mailänder „Secolo", daß der Zwist des Regionalismus, die Gegensätze zwischen Nord- und Süd-Italien einzig durch eine Föderation beigelegt werden können, und schloß mit den Worten: „Dieß Alles kann man nicht mit der Decentralisation erreichen, mit jenem nebelhaften und unbestimmten Worte, das Viele nur aus Bequemlichkeit im Munde führen, um ihre innerste Überzeugung nicht kurz und bündig offenbaren zu müssen. Man stößt auf noch radikalere Vorschläge, die in dem anderen Begriffe enthalten sind, welchen Manche still im Herzen tragen, aber sich nicht auszusprechen getrauen. Zur Beschwörung des sittlichen und materiellen Niedergangs, zur Zerstreuung der Mißverständnisse, zum Steuer gegen die Geldverschleuderung und schlechte Verwaltung bedürfen wir des Föderalismus. Die Einheit im bisherigen Sinne ist eine Gewaltthat gegen die Geschichte und gegen die Natur; der Staatenbund befriedigt die rechtmäßigen Wünsche Aller, versetzt das Volk wieder auf seine bewährte Bahn und gestattet ohne Zaum und Zwangsmittel die Entfaltung seiner Kräfte und natürlichen Anlagen."[1]

[1] Civiltà cattolica, quad. 758, 21 genn. 1882, p. 203, nota.

Überhaupt ist das Nationalitätsprincip, wie es seit der großen Revolution aufgekommen ist, mit seiner einzigen Rücksicht auf die Sprache ein durchaus irriges und reicht in keiner Weise hin, die sinnlose Centralisation zu rechtfertigen. Wenn es aber eine italienische „Nationalität" gibt, so verdankt sie ihr Dasein einzig den Päpsten, so daß A. von Reumont bekennt: „Die einzige nationale Macht (Italiens) war die des Papstthums, und die Entwickelung und Kräftigung dieser Macht hemmten Italiener noch mehr als Fremde." [1] Ein wahres Wort auch seit 1870!

2. Die Hauptstadt Rom eine diplomatische Absurdität.

Je unrechtmäßiger ein Staat seinen Länderbesitz erworben hat, desto diplomatisch schwächer wird er, wenn er nicht etwa zu so überwältigender Macht gekommen ist, daß alle übrigen Reiche ehrerbietiges Schweigen ihm gegenüber beobachten müssen. Von Italien, der kleinsten und schwächsten unter den sechs Großmächten, kann Niemand behaupten, daß es durch materielle Macht im europäischen Areopage besonders hervorrage. Zu dieser physischen Schwäche kommt nun eine zweite, die moralische, die in der gewaltthätigen Wegnahme des päpstlichen Roms liegt, und welche den diplomatischen Verkehr Italiens mit dem Auslande äußerst heikel macht.

Nachdem die südliche Revolution im Widerspruch mit dem Natur- und Völkerrechte, ja mit allem positiven Rechte und der gesunden Vernunft in den Jahren 1859 und 1860 dem Papste $^5/_6$ seines Staates brutal durch Waffengewalt genommen hatte, hat sie es gewagt, im September 1870 ohne allen und jeden Vorwand die ewige Stadt selbst zu bombardiren, zu erobern und den Papst innerhalb des Vaticans wie einen Gefangenen einzuschließen. Zu welch erbärmlicher Schwäche im Verkehre mit dem Auslande ist das Königreich der Revolution dadurch herabgesunken! Es kann zur Rechtfertigung seiner Unthat nur das nagelneue Recht der „vollbrachten Thatsache" anführen, ein Recht, das jeden Dieb und Mörder straflos macht für den Fall, daß ihm die That gelungen ist! Noch einen Monat vor dem Bombardement Roms hatte die Regierung zu Florenz Frankreich gegenüber die förmliche Verpflichtung eingegangen, die Convention von 1864 einzuhalten, d. h. Rom und den kleinen Rest des Kirchenstaates nie mit bewaffneter Hand anzugreifen; aus dem Munde der Minister erscholl zu gleicher Zeit vor dem Parla-

[1] Geschichte der Stadt Rom, Bd. II. S. 235. Berlin 1867.

mente die feierliche Erklärung, daß ein Angriff auf Rom und eine Eroberung der Stadt vermittelst Kanonen eine weltkundige Ungerechtigkeit und selbst eines Sultans der Berberei unwürdig wäre. Von alledem geschah nach wenigen Wochen das gerade Gegentheil, obgleich weder in den Umständen eine Veränderung, noch von Seite des Papstes die geringste Herausforderung erfolgt war.

Wie schwach und unwürdig steht die Diplomatie „Italiens" vor dem Erdtheile da, so lange das vergewaltigte Rom gegen dieselbe zum Himmel schreit! Wer kann mit ihr noch ehrlich verkehren, wer von ihr Treue in Haltung eingegangener Verpflichtungen erwarten, so lange ihr das Brandmal „Rom" an der Stirne klebt?

Daher kommt es, daß die welsche Regierung vor jedem rauschenden Blatte bange wird. Man hat es ja vom Juli 1881 an gesehen, als die römische „Frage" in der europäischen Presse, wenn auch bloß akademisch, discutirt wurde, und als gegen Ende des Jahres die deutsche Reichsregierung einige Lust bekundete, die Angelegenheit diplomatisch zu regeln. Die „Post" (30. December 1881) legte die diplomatische Schwäche „Italiens" dar in der Ausführung, daß infolge des definitiven Sieges der Republik in Frankreich und infolge des Anschlusses dieses republikanischen Landes an die gesinnungsverwandten Elemente in Italien das savoyische Königthum in die Klemme zwischen Papstthum und Republikanismus gerathen sei, und daß in dieser Lage die Erhaltung des italienischen Königthums und der italienischen Unabhängigkeit die Regelung der Papst-„Frage" fordere. Noch bedeutungsvoller ist die Schlußausführung der „Post", daß nämlich Italien, wenn es bei dieser Regulirung europäische Verpflichtungen übernehme, auch dafür einer gefährlichen Verantwortung ledig werde. Mit anderen Worten: Die Wegnahme Roms war nicht bloß eine Sünde, sondern auch ein schwerer, politischer Fehler; die neue Hauptstadt ist eine politische und diplomatische Absurdität, welche den Italienern eine „gefährliche Verantwortung" vor dem Ausland auferlegt, alle Beziehungen zum Auslande vergiftet, das Königthum und die Unabhängigkeit der Halbinsel in Frage stellt.

Diese Aufstellungen sind nicht etwa blauer Dunst, sondern schauerliche Wirklichkeit. Die „Hauptstadt Rom" ist für jede Macht, die aus anderen Gründen mit den Italienern anbinden will, ein stets bereitliegender Kriegsvorwand. Jeder Staat, der auch nur wenige Millionen katholischer Unterthanen hätte, könnte die Herausgabe Roms verlangen

und im Weigerungsfalle Gewalt anwenden. Auch der unpopulärste Krieg würde millionenfache Sympathien im In- und Auslande wecken, wenn der kriegslustige Theil die Rückgabe Roms in sein Manifest aufnehmen wollte. Die Hauptstadt Rom ist die Achillesferse Italiens.

So aber ist das Königreich bei jeder Action nach außen unfrei und gebunden. Ganz richtig hatte Bismarck erkannt, daß zwischen dem radikalen Frankreich und Revolutions-Italien, trotz aller scheinbaren Zwistigkeiten, ein intimes Freundschaftsverhältniß bestehe, was eben jetzt (Februar 1882) durch Gambetta's Reise nach Florenz und Rom neu bestätigt wird; er hatte daraus begründeten Argwohn geschöpft: was that er? Er griff Italien an der schwächsten diplomatischen Stelle an — bei der Papst-„Frage", und siehe da, das ganze südländische Wespennest kam in Aufregung. In der Verzweiflung flüchtete Mancini in seiner Note vom 10. December 1881 hinter die aberwitzige Ausrede: die päpstliche Frage sei eine innere italienische und gehe das Ausland nichts an, d. h. er vertheidigte einen Unsinn durch einen zweiten noch dreisteren und kam vom Regen in die Traufe. Das einzige Wort Deutschlands, das Papstthum sei auch eine deutsche und „einheimische Institution", widerlegte den zagenden Mancini.

Noch mehr! Die „Hauptstadt Rom" hat Italien allianzunfähig gemacht. Keine Macht, die auch nur eine katholische Minderheit innerhalb ihrer Grenzpfähle besitzt, kann ein Bündniß mit Leuten eingehen, welche dem Vater der Christenheit seine Residenzstadt weggenommen haben und als seine Bedränger vor der Welt dastehen. Selbst für das in radikalen Händen befindliche Frankreich wäre eine Allianz mit Italien unpopulär und würde mit dem Sturze des Hauses Carignan endigen. In dieser Überzeugung suchte König Umberto um ein Zusammentreffen mit dem Kaiser Franz Joseph in Wien an; nach langen Bemühungen wurde er zwar freundlich und mit königlichen Ehren, aber nicht herzlich in der Hofburg empfangen; dieser von den Katholiken Deutschlands vielfach mißverstandene Besuch führte jedoch zu keiner Allianz, ja wurde bisher nicht erwiedert, obgleich man dem österreichischen Herrscher eine Reise wenigstens nach Turin, als dem legitimsten Besitze Umberto's, so dringend nahegelegt hatte. Ein Besuch der piemontesischen Majestät in Berlin ist versucht, aber bis heute nicht möglich geworden. Die von der „Politischen Correspondenz" (23. December 1881) angemeldete „Annäherung zwischen Frankreich und Italien" war die welsche Antwort auf die Kälte der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte, welche den

letzten Versuch Umberto's zur Behauptung seines Thrones so wenig unterstützten, oder richtiger nicht unterstützen konnten, so lange die Revolution am Tiber gegen den Papst sündigt. Da nämlich der arme König vor den heranrollenden Wogen der Weltverschwörung nicht Stand halten kann, da der Feuerherd im Süden über kurz oder lang explodiren wird, und da keine legitime Regierung die Wegnahme Roms sanctioniren darf, so kann die deutsche Reichsregierung den ausonischen Radikalismus nicht länger gewähren lassen. Wird doch aus naheliegenden Gründen der Revolutionsgeist nicht minder argwöhnisch in Berlin als in Petersburg beobachtet und überwacht. Man kann und darf es nicht dulden, daß der Rechtsumsturz in Italien sich verewige und zu weiteren Fortschritten stärke. Man muß im Gegentheil, will man sich selbst nicht ruiniren, die conservativen Grundsätze ersten Ortes wieder am päpstlichen Rom in Geltung bringen. Der deutsche Reichskanzler glaubt an eine nicht zu ferne Restauration der päpstlichen Herrschaft in Rom; denn nur aus diesem Grunde konnte er eine „europäische Garantie" für die Souveränetät des obersten Hirten der Kirche vorschlagen; eine Garantie, die wir als Katholiken freilich ganz und gar ablehnen müssen.

Soviel ist klar, daß Rom als italienische Hauptstadt eine diplomatische Absurdität ist, welche den Verkehr Piemonts mit dem Auslande lähmt, umstrickt und fast unmöglich macht. Um unsere Leser vollkommen zu überzeugen, führen wir noch den ultra-liberalen Exminister Bonghi an, der sich im Februar 1882 in der „Nuova Antologia" mit der Papst-„Frage" beschäftigt hat[1]. Derselbe legt der in Paris erschienenen Broschüre: „Die gegenwärtige Lage des Papstes", sowie den römischen Veröffentlichungen eine große Bedeutung bei. Alle Nationen und sämmtliche Staatsmänner seien der Meinung, daß die päpstliche Frage durch Bomben und durch das Garantie-Gesetz nicht zu lösen ist. Der Versuch, diese internationale Frage durch das Gesetz *eines* Landes zu lösen, sei ein unverantwortlicher Fehler gewesen. Dann schreibt er wörtlich: „Entweder existirt das Papstthum und dann hat es Interesse für *alle* Staaten, oder es existirt nicht und dann braucht man nicht davon zu sprechen. In der That erfordert der universale Charakter des Papstthums, dessen Träger den katholischen Unterthanen der einzelnen Länder auf den höchsten (religiösen) Lebensgebieten Gesetze gibt, daß der Heilige Stuhl souverän sei." Weil man das nicht beobachtet habe, sei die Lage

[1] „Germania", 16. Februar 1882.

immer verwirrter geworden. — Kurz, Rom war seitdem für Piemont die Quelle endloser diplomatischer Verlegenheiten.

3. Die Hauptstadt Rom ist eine politische Absurdität.

Auch in Beziehung auf die innere Politik hat sich Piemont durch die Wegnahme Roms und durch die Verlegung der Hauptstadt an den Tiber in ein Labyrinth von Schwierigkeiten verirrt.

Vor Allem hat es die geistige Einheit der Nation zerrissen. Ein „glorreiches Papstthum" war von jeher der Stolz Italiens, das sich überaus geehrt fühlte, daß der erhabenste und ehrwürdigste aller Monarchen der Welt in seiner Mitte wohne; ja die Einbrecher vom 20. September 1870 selbst ergossen sich in endlosen Versprechungen, wie das geeinigte Italien fortan zur Verherrlichung des Nachfolgers Petri mit vereinten Kräften beitragen werde. Und was ist geschehen? Was hat man in den Schmutzblättern, in den halbamtlichen Zeitungen, in den Gassen, ja in der unmittelbaren Nähe des Vaticans, bei der Übertragung der Leiche Pius' IX. nach San Lorenzo, bei der Ankunft und Abreise der Pilger zugelassen, befördert und gar theilweise provocirt![1] Dieß Alles wirkt wie Messerstiche auf die Herzen der besten und solidesten Italiener. Noch im Jahre 1870 entschuldigte mancher sonst nicht üble Katholik der Halbinsel die Annexionen mit den bekannten Schlagwörtern; begeisterte Anhänger des Heiligen Stuhles wähnten, wenn die nationale Einheit nur einigermaßen werde hergestellt sein, dann werde eine conservative und christliche Regierungsweise obenan kommen und das rothe Gespenst in den Tartarus gestürzt werden. Nur die strengen Legitimisten wollten von einer Aussöhnung nichts wissen, während Ober-Italien, wo man das Lombardo-Veneto wenigstens durch Abtretung von Seiten Österreichs errungen hatte, für den neuen Stand der Dinge so ziemlich gewonnen war. Da geschah der unentschuldbare Fehler und Frevel an Rom — und ein Schrei der Entrüstung drang durch das christliche Italien, von den blödesten Augen fiel es wie Schuppen, Rom als Hauptstadt galt als Bollwerk der physischen Macht gegen die göttliche Einrichtung des Papstthums, der geistige Riß war unheilbar geworden. Auf Seite der Regierung steht nur die kleine Schaar der Interessirten, der Ungläubigen und Geheimbündler, der Männer mit dem elastischen Gewissen; gegen die Regierung steht die ungeheure Mehrheit der Italiener, die mit kindlicher Liebe am Stellvertreter Christi

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1881, Bd. XXI. S. 149. 150.

hängen. Es ist das Gegentheil von Übertreibung, wenn wir sagen, daß kaum ein Fünftel der Nation mit dem jetzigen Zustande, mit Rom als Hauptstadt, zufrieden ist[1]. Aber, um des Himmels willen, wie kann ein innerlich so zerrissenes Staatswesen auch nur etliche Jahrzehnte währen? Wahrlich, um diesen Preis war der Rest des päpstlichen Staates nebst Rom zu theuer erkauft.

Und nun gar die finanziellen Nachtheile in der ohnehin bis auf's Äußerste ausgesogenen Nation! Bevor die Tiberstadt die Capitale wurde, mußten zwei wichtige Städte, Turin und Florenz, dem Untergang anheimfallen. Turin, ehedem Haupt- und Residenzstadt eines wohlgeordneten Königreiches, sank mit der Verlegung der Regierung nach Florenz herab zu einer Provinzialstadt und gleicht einer trauernden Wittwe, wie die einstige polnische Hauptstadt an der Weichsel, das alte Krakau mit seinem herrlichen Dom und seinem königlichen Jagellonenschloß. Florenz hatte sodann, als es italienische Hauptstadt wurde, unerschwingliche Opfer gebracht, um den neuen Ansprüchen zu genügen, in der Hoffnung, daß es als Mittelpunkt eines größeren Reiches mit der Zeit seine Schulden werde abtragen können. Aber der neue Stern leuchtete ihm nur wenige Jahre; unter Aufbietung vieler Millionen Lire wurden die Archive und Kanzleien mit dem Heere von Beamten nach Rom geschafft; und die schöne Stadt am Arno mit ihrer feingebildeten, fleißigen und christlich-rechtschaffenen Bevölkerung mußte Bankerott machen. In Rom begann dasselbe Spiel von vorne: die früher fast schuldenfreie Commune zählt jetzt ihre Schulden nach Millionen und contrahirt noch jährlich neue Anlehen, bis es ihr ergeht, wie der Stadt der Mediceer[2]. Wenn das Königreich der Revolution sein Gold aus dem Adriatico schöpfen könnte, würde es kaum toller wirthschaften als jetzt, wo es die letzte Lira aus den Taschen seiner verzweifelnden Bürger preßt und die Verzinsung nur seiner Staatsschulden jährlich eine halbe Milliarde Francs verschlingt.

Speciell Rom als Hauptstadt kostete namenlose Summen für die allernothwendigsten Neubauten, Straßenverlegungen, Anpassungen der

---

[1] Die heute im Abgeordnetenhause sitzenden „Onorevoli" vertreten nur 650 000 Wahlberechtigte, von welchen kaum ein Drittel thatsächlich das Wahlrecht ausübt. Durch das neue Listenscrutinium vom Februar 1882 werden fortan über 2½ Millionen Italiener wahlberechtigt. Und selbst in der bisherigen Kammer waren nicht alle für die neue Ordnung der Dinge.

[2] Vgl. diese Zeitschrift, 1881, Bd. XXI. S. 15 ff.

geraubten Ordenshäuser zu ihren neuen Zwecken, für endlose Umänderungen der alten Gebäude, welche für die päpstliche Regierung groß genug, für die neue zu klein waren. Seit dem Herbste 1881, als gerade wegen Rom der Schrecken in die Glieder gefahren war, rüstet Italien unausgesetzt zum Kriege. Jetzt erkennt es, wie schwach die neue Hauptstadt gegen einen auswärtigen Feind sei; es vermöbelt den Rest des eingezogenen Kirchengutes (asse ecclesiastico) um jeden Preis, nur um Geld zu haben für die Festungswerke, mit welchen es das wehrlose Rom umgibt, und welche bei einem ernsten Angriffe zwar die Agonie verlängern, aber die Stadt nicht retten werden, besonders da es einer feindlichen Landung längs der tyrrhenischen Küste kaum widerstehen kann.

Woher diese Angst, diese Vergeudung der letzten Finanzen? Die ministerielle „Opinione“ vom Neujahr 1882 sagt es uns mit den Worten: „Wir haben allen Grund zur Betrübniß über das Wiedererwachen einer Frage, die wir für endgiltig gelöst angesehen hatten.“ Diese Frage ist die römische. Und wenige Tage vorher hatte der noch ministeriellere „Diritto“ (1881, Nr. 358 ff.) Alarmrufe in der nämlichen Sache an die liberalen Parteien gerichtet: „Eines ist unzweifelhaft: Italien kann (wegen Rom) vielleicht in etlichen Tagen, vielleicht in etlichen Monaten in einen sehr schweren Streit (in una gravissima controversia) verwickelt werden.“ Zum Schlusse hieß es: „Italien wird in dieser Frage entweder Andere überrumpeln, oder selbst überrumpelt werden.“ Man werde die Lösung der Frage entweder *mit* oder *gegen* Italien bewerkstelligen; und da Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren sei, so möge man doch als letzte Rettung eine Allianz mit Deutschland und Österreich nicht länger abweisen und nicht mit Frankreich liebäugeln. Aber die Hühnerpredigt des welschen Reineke wirkte weder diesseits noch jenseits der Alpen, und so ist Italien auf sich selbst, d. h. auf den Ruin seiner Finanzen behufs der Behauptung Roms angewiesen. Qui mange du Pape, en meurt.

Die neue Hauptstadt ist für die italienische Finanz-Wirthschaft zur blutenden Wunde geworden, aus welcher alle Kraft des Organismus abfließt. Daher stammt jene Steuer-Überbürdung, die einer Zwangs-Enteignung gleichkommt und die Bevölkerung ärger mitnimmt, als der schonungsloseste Socialismus. Das deutsche Hospiz bei St. Peter, der Campo Santo, zahlt z. B. ein Viertel seines Einkommens als Steuer. Noch grausamer ist der Landbau überbürdet, so daß die Grundbesitzer nicht nur nichts gewinnen, sondern noch draufzahlen müssen und viel-

fach die Regierung bitten, sie möge die volle Nutznießung der Güter übernehmen und den Besitzern bloß das Eigenthumsrecht vorbehalten. Hieraus aber ergibt sich ein schreiender socialer Übelstand: die ländlichen Arbeiter sind so schlecht bezahlt, daß sie kein menschenwürdiges Dasein führen können und elender daran sind, als die Iren und die Negersklaven. Auf Gottes weiter Erde lebt keine ländliche Arbeiter-Bevölkerung so elend, wie in Italien[1]. Daher die massenhafte Auswanderung aus der schönen und von Gott so gesegneten Halbinsel. Nur die amtlichen Register weisen 1879 eine Auswanderung von 126 273 und 1880 eine solche von 119 901 Köpfen auf; und wenn man bedenkt, daß kaum die Hälfte die amtlichen Formalitäten über sich nehmen mag, und daß die Meisten ohne Weiteres ihrem Vaterlande den Rücken kehren, so darf man die genannten Zahlen getrost verdoppeln.

Eine dritte Schwierigkeit ist die armselige Stellung des Königthums neben dem Papst in Rom. Angesichts der päpstlichen Würde verschwindet die königliche, weßhalb Konstantin d. Gr., sobald er das Christenthum befreit hatte, nicht neben dem Nachfolger Petri am Tiber wohnen wollte, sondern die Hauptstadt an den Bosporus nach Byzanz verlegte. Ein römisches Sprüchwort lautet: „Zu Rom werden Wachsfackeln zu Kerzen und Kerzen zu Zündwächschen“, d. h. die Erhabenheit des Papstes überstrahlt jede menschliche Würde. In Turin oder Mailand könnte das Königthum wie eine Wachsfackel leuchten, in Rom wird es zur unscheinbaren Kerze. Während sich im Vatican der in- und ausländische Adel zusammendrängt, während dichte Pilgerzüge und zahlreiche Deputationen zum Vater der Christenheit eilen, wohnt der arme König einsam oben im Quirinal, der nicht einmal sein, sondern Eigenthum der Kirche und des Papstes ist. Von dort sieht er hinüber zum St. Peter und dem imposanten Vatican, wo der rechtmäßige Landesherr und das Haupt von 216 Millionen Katholiken wohnt, wo ein Thron aufgerichtet steht, gegen welchen die Mächte der Hölle nichts vermögen. Welch ein Wohnsitz, welch ein Ausblick für den König! Kein Wunder, daß Victor Emmanuel, der bei seinem emancipirten Leben immerhin noch Glauben hatte, in gesunden Tagen keine einzige Nacht im Quirinal schlafen wollte, daß er sich gegen die Übersiedelung nach Rom lange sträubte, und daß auch jetzt nur jene Mitglieder des Königshauses daselbst residiren, die eben nicht anders können.

[1] Die ländliche Bevölkerung macht 19 612 605 Köpfe aus. Bekannt ist die mancherorts eingetretene physische Entartung derselben infolge der Noth.

Wir sehen also, Rom als italienische Hauptstadt ist eine große, ja die größte Verlegenheit und Gefahr für das südliche Königreich. Es ist eine Löwengrube geworden, in welche die Revolution sich hineingewagt, aus welcher sie nicht mehr mit Ehren herauskann. Nur *ein* ehrenvoller Rückzug wäre möglich: wenn die Mehrheit der Nation um Rückgabe des römischen Gebietes an den Papst bitten wollte, so daß eine Art von allgemeiner Abstimmung (suffrage universel), die auch vor einer Revolutionsregierung gilt, den Rückzug beschönigen würde. Und wirklich hat Leo XIII. in väterlicher Güte und Weisheit dem Feinde diese goldene Brücke gebaut durch seine Encyklika an die Bischöfe Italiens von Mitte Februar 1882[1]. In derselben legt der Papst die Übel dar, von welchen die Kirche heimgesucht ist, und sagt, es sei für die christliche Sache von höchstem Interesse, daß der oberste Hirte bei Leitung der Kirche frei von allen Gefahren, Bedrückungen und Fesseln sei. Zur Erzielung dieses Resultates sei eine Petitionsbewegung einzuleiten und innerhalb der gesetzlichen Schranken Alles aufzubieten, um dem Papste thatsächlich die Freiheit wiederzugeben, an welche das Heil der Kirche, die Wohlfahrt Italiens und der Friede der Christenheit geknüpft sei.

Es ist höchste Zeit, daß die Apennin-Halbinsel sehr bald erkenne, was ihr zum Frieden diene, und daß Rom als Hauptstadt für sie eine geographische, diplomatische und politische Gefahr sei. Jeder Stein der ewigen Stadt verkündet es, daß Rom dem Papste und sonst Niemanden gehöre.

Wir schließen mit den schönen Worten des Cardinals Bonnechose, Erzbischofs von Rouen, in einem Hirtenbriefe vom Januar 1882[2], in welchem er mit kräftigen Worten für Wiederherstellung des Kirchenstaates eintritt und an Italien die glühende Apostrophe richtet:

„Italien, Italien! Du geweihtes, von Gott und den Menschen geliebtes Land; du, welches wir schon in unserer Kindheit zu bewundern gelernt haben; du, nach welchem jedes edle Herz sich sehnt, um dich nur desto mehr zu lieben, je genauer es dich kennt, Land des Entzückens und der bezaubernden Schönheit, welches uns durch Ehrfurcht und Liebe immer auf's Neue anzieht und fesselt; du, so groß und so ruhmreich in deiner Vergangenheit — warum lehnst du die herrliche Bestimmung ab, welche deiner noch harrt? Willst du, daß der Allmächtige dir Glück und Segen gewähre? Dann gehorche, wie der große Konstantin, den Be-

[1] „Germania“, 17. Februar 1882.

[2] „Deutsche Reichszeitung“, 22. Januar 1882.

fehlen Seiner Vorsehung: lasse Rom dem Statthalter Christi und verlege die Hauptstadt deines Reiches anderwärts. Ganz Europa wird dir Beifall zollen, und weit entfernt, darin einen Act der Schwäche zu erblicken, vielmehr deine Stärke und Weisheit bewundern. Schon finden, Gott sei Dank! diese ernsten Erwägungen, wie es scheint, bei den auserwählten Geistern, welche von den Banden und Vorurtheilen des Parteiwesens sich frei halten, eine günstige Aufnahme. Schon verbreitet sich Licht über diese großen Fragen selbst da, wo sie in das tiefste Dunkel gehüllt schienen. Schon regt sich in den hohen politischen Kreisen eine geheimnißvolle Bewegung zu Gunsten des Papstthums und läßt bereits den Wunsch durchblicken, den Heiligen Stuhl in seine normalen Existenz-Bedingungen zurückzuversetzen. Beten wir zu Gott, welcher die Herzen neigt, daß er die Wünsche der Fürsten und Völker in diese Richtung lenke! Hoffen wir, daß das heutige Geschlecht nicht vergehen wird, ohne erlebt zu haben, daß Rom den Römern zurückgegeben und unter der väterlichen Herrschaft seines Papst-Königs wieder die freie Hauptstadt der christlichen Welt geworden ist!"

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

Der hl. Cyrill und der hl. Method.

(Schluß.)

Neu gestärkt durch den Segen des Stellvertreters Christi auf Erden, ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, welche der Apostolische Stuhl zu gewähren pflegte, wohl bewußt seines Rechtes und seiner Autorität als Legat a latere, machte sich der hl. Method nach einem letzten Besuche des Grabes seines Bruders Cyrill, in dem er einen mächtigen Fürbitter bei Gott gewonnen hatte, von Rom auf den Weg in seine zweite Heimath, das großmährische Reich, und begab sich sofort an den Hof des Fürsten Rastislaw. Welch freudiger Empfang seiner harrte, bedarf keiner Beschreibung. Von da durchwanderte er mit verdoppeltem Eifer das ganze Reich, stürzte Götzenbilder, bekämpfte die heidnischen Anschauungen, baute Kirchen, predigte unermüdlich, bestrebt, die Segnungen des Christenthums überall zu verbreiten. Der Wider-

spruch, auf welchen er von Seite der Heiden stoßen mußte, war nicht der einzige; nicht mindere Opposition kam von der deutschen Partei, welche fürchtete, um den ganzen Einfluß, den sie bis dahin besaß, gebracht zu werden. Freilich hatte dieß so lange wenig zu bedeuten, als sein Gönner, Fürst Rastislaw, regierte; allein zu seinem großen Leidwesen war dessen Herrschaft nur noch von kurzer Dauer. Ein Aufstand der Slaven, den Rastislaw[1] gegen die Deutschen angezettelt, endete auf eine für ihn höchst traurige Weise; die Slaven wurden besiegt, und Rastislaws eigener Neffe Swatopluk (Zwentibald) war es, welcher den siegreichen Karlmann, Sohn König Ludwigs, Statthalter in Bayern und Kärnten, um Gnade anflehte, sich gegen seinen Oheim wendete, ihn (870) gefangen nahm und den Deutschen auslieferte, worauf derselbe auf einem Fürstentage zu Regensburg unter Ludwig dem Deutschen (870) zum Tode verurtheilt, jedoch, mit Milderung der Strafe, seines Augenlichtes beraubt und in ein Kloster gesteckt wurde, Swatopluk dagegen sich vollständig den Deutschen unterwarf und das mährische Reich aus ihrer Hand als Lehen nahm. Jetzt mußte auch der hl. Method nach Deutschland wandern, um sich vor das Gericht der Bischöfe der Kirchenprovinz Bayern zu stellen. Der mit diesen Ereignissen zusammenfallende Zeitpunkt ist mit Sicherheit zu bestimmen, denn es war $2^1/_2$—3 Jahre[2] vor der Ankunft des päpstlichen Legaten Paul im Frühjahr 873, mithin das Jahr 870[3].

Eifersucht habe, sagt Cardinal Bartolini, die Geistlichen des Salzburger Erzbisthums, zu dessen Sprengel das mährische Reich gehörte, gleich Anfangs beim ersten Auftreten Cyrills und Methods gegen diese aufgebracht, da die beiden Apostel sich eines weit besseren Erfolges in der Mission erfreut hätten. Die Erhebung Methods zur Metropolitanwürde habe die Eifersucht nur vermehrt und die Einführung der sla-

[1] Assemani, Calendaria, T. III. p. 102—107. — Schafarik, Slawische Alterthümer, Bd. II. S. 461. — Damberger, Synchronistische Geschichte, Bd. III. S. 545. 567. — Gfrörer, Byzantinische Geschichten, Bd. II. S. 94.

[2] Drei Jahre in runder Zahl gibt die päpstliche Instruction an den Legaten (873) bei Ewald a. a. O., S. 302, Note 20: „A sede tribus annis pellentes, Apostolicam sedem per ipsum triennium pluribus missis proclamantem.“ Die pannonische Legende, edirt von Dümmler S. 161, berichtet das Concil und schließt: „Illum vero miserunt in Suevos et detinebant annos duos et dimidium.“

[3] Somit wurden die Klagen gegen Method nicht „erst 871“ erhoben, wie Dümmler S. 184 will, und fand eine neue Romreise nicht 870 statt; noch weniger darf mit Dr. Krause (Geschichte der südöstlichen Slaven ꝛc.) im Programm des Gymnasiums zu Schrimm 1872, S. XXVII, an das Jahr 873 gedacht werden.

vischen Liturgie den Anlaß dazu gegeben, daß der Heilige vor dem Tribunal Adalwins, Erzbischofs von Salzburg, erscheinen mußte. Es soll nun allerdings nicht bestritten werden, daß derlei menschliche Armseligkeiten möglicher Weise auch mit im Spiele gewesen sind, jedoch waren sie jedenfalls nur von untergeordneter Bedeutung. Die eigentliche Wurzel des Conflictes lag viel tiefer, es handelte sich um die kirchliche Jurisdiction über Pannonien. Bis dahin hatten der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Passau sie ausgeübt; seit der Rückkehr von Rom aber unterwarf sich der hl. Method nicht ferner mehr derselben, und zwar mit Fug und Recht; denn ihm war sie jetzt als Metropolitan Mährens und Pannoniens von Rom übertragen. Daher mußte ihm auch damals des Salzburger Erzbischofs Stellvertreter oder Generalvicar von Pannonien, der Erzpriester Richbald zu Moosburg, der Residenzstadt Kozels, weichen. Dieser flüchtete nach Salzburg, nicht etwa nur, weil die Slaven den slavischen Gottesdienst dem deutschen vorzogen, sondern auch, und zwar vorzugsweise, weil es mit seiner Auctorität, die er bis dahin rechtmäßig ausgeübt, zu Ende war. Eine Denkschrift[1] über den Conflict, welche zu Salzburg im Interesse dieses Erzstiftes ausgearbeitet wurde, erhebt hierüber bittere Klage. Vermuthlich hielten es die deutschen Colonisten mit Richbald und klagten gleichfalls, und ihre Zahl war nicht gering. Also Abhilfe war nöthig, und endgiltige Entscheidung ward darüber begehrt, wem die Jurisdiction zustehe. Der Streit um diese, das ist der Kern und der Angelpunkt der Frage, das erhellt aus der Natur der Sache. Das bezeugt aber auch positiv der Verfasser der pannonischen Legende, welcher, vergessen wir es nicht, für einen Schüler des hl. Method gehalten wird und dessen einfache, natürliche Sprache gerade bei der Beschreibung dieses Conflicts im Wesentlichen das Gepräge der Wahrheit an der Stirne trägt. Wohl hat Ginzel[2]

[1] De conversione Bagoariorum et Carantanorum libellus, ed. Pertz, M. G. SS. XI. p. 13: „Quem (Altfridum) Adalwinus (Erzbischof von Salzburg) archipresbyterum ibi constituit, commendans illi claves ecclesiae curamque post illum totius populi gerendam. Similiterque eo defuncto Rihpaldum constituit archipresbyterum. Qui multum tempus ibi demoratus est, exercens suum potestative officium, sicut illi licuit archiepiscopus suus, usque dum quidam Graecus Methodius nomine etc. . . . Quod ille ferre non valens sedem repetivit Juvavensem.“ Unter dieser Ankunft Methods ist seine zweite zu verstehen, nachdem er Erzbischof geworden, a) weil sonst auch des Cyrill erwähnt worden wäre, b) weil bis zu dieser letzteren der Erzbischof von Salzburg laut der Denkschrift (S. 14) unangefochten seine Jurisdiction in Pannonien ausübte.

[2] A. a. O. S. 55 ff.

versucht, die Glaubwürdigkeit dieser Darstellung in Zweifel zu ziehen; allein die mehrfach erwähnten, neu aufgefundenen Briefe Papst Johanns VIII. haben jenen Bericht vollständig bestätigt[1] und über den dunkeln Vorgang neues Licht verbreitet. Insbesondere stimmt Papst Johanns VIII. Instruction an seinen Legaten Paul, Bischof von Ancona, durchaus darin mit dem Berichte überein, daß in beiden ausschließlich von der Jurisdiction über Pannonien als Ursache des Zerwürfnisses der Bischöfe mit Method die Rede ist. Vernehmen wir den Hergang zuerst nach jenem Berichte der pannonischen Legende.

Der alte Feind alles Guten, erzählt sie, und der Widersacher der Wahrheit habe das Herz des Königs[2] und der Bischöfe gegen Method und seine slavischen Jünger eingenommen. Es ist unser Sprengel, sagten die Bischöfe, in welchem du lehrst. Er aber entgegnete: Wäre das der Fall, so würde ich von hinnen ziehen; er untersteht aber vielmehr dem hl. Petrus (Rom). Sollte euch jedoch Herrschsucht oder Ehrgeiz verleiten, wider alles canonische Recht die alten Grenzen eures Gebietes zu überschreiten, so gebt Acht, daß ihr nicht mit euren gegen Gott gerichteten Bestrebungen den Kopf wie an einem eisernen Fels zerschellet. Vergebens habe der König die Hitze der Streitenden zu mäßigen gesucht; man sei dem Method die Antwort auf seine Rechtfertigung schuldig geblieben und habe den Streit damit geendet, ihn zu den Schwaben in's Exil zu schicken.

Wir sehen also hier die Bischöfe förmlich auf dem Concil versammelt, vor welchem Method erscheinen mußte. Ebenso drückt sich Papst Johann aus, welcher die Versammlung ausdrücklich als „Concil" bezeichnet[3]. Das Concil war nicht ein Concil der deutschen Bischöfe, sondern der Bischöfe jener Kirchenprovinz, um deren Sprengel es sich handelte, d. i. der bayerischen oder Salzburger Kirchenprovinz, welche als

---

[1] Hiermit wird die Auctorität der Legende bedeutend verstärkt. Ohne Zweifel hätte Cardinal Bartolini sowohl noch günstiger über dieselbe sich ausgesprochen, als auch seine Darstellung des Conflictes modificirt, wenn ihm Ewalds Regesten vollständig vorgelegen wären; er kannte sie wohl nur aus dem Resumé bei Ratschki.

[2] Die Worte sind unklar: incitavit cor hostis Moravici regis cum omnibus episcopis contra nos (c. IX). Ist der Feind des mährischen Fürsten gemeint, also König Ludwig der Deutsche oder sein Sohn Karlmann? Warum ist in diesem Falle sein Name nicht ausgedrückt? Ist also Swatopluk zu verstehen? Vom Grund, aus dem er hostis genannt würde, später, doch s. S. 409.

[3] „Episcoporum concilium", ed. Ewald l. c. n. 21. p. 303, Cum omnibus episcopis, s. vorhergehende Anm. 2.

Suffraganstühle Seben (später nach Brixen verlegt), Passau, Freising und Regensburg umfaßte[1]; sollte es aber eine bayerische Nationalsynode gewesen sein, so wäre Eichstädt beizuzählen, welches in kirchlicher Beziehung zur Mainzer Metropole gehörte. Die Bischöfe dieser Provinz erschienen, sagten wir, alle auf der Synode. Denn zur Annahme, daß einer weggeblieben, ist kein Grund vorhanden. Das Gegentheil läßt sich vielmehr aus dem Berichte des slavischen Biographen entnehmen. Den Umstand, daß alle Bischöfe der Synode ohne Ausnahme ein baldiger Tod ereilt habe, würde er sicherlich nicht verschwiegen haben. Aber dieses Strafgericht Gottes, wie er annimmt, ist nach seinem ausdrücklichen Zeugniß, nur an „vier[2] von den Bischöfen" vollstreckt worden; es muß somit mindestens außerdem noch ein fünfter, und mithin die Vollzahl der Bischöfe unserer Kirchenprovinz als gegenwärtig angenommen werden. Die vier vom „Gericht des hl. Petrus" ereilten waren demnach Adalwin von Salzburg, Hermanrich von Passau, Hanno von Freising, Leutfried von Seben, welche alle um 873—875 starben, während Emmerich von Regensburg erst 891 und Otkar von Eichstädt um 881 verschieden. Auch Bischof Witger von Augsburg, Suffragan von Mainz, dessen Sprengel einen Theil von Bayern umfaßte, starb erst 887. Die drei erstgenannten sind in der That jene, deren Verhalten der Papst, wie wir bald sehen werden, indignirt auf das Schärfste verurtheilte.

Auch Fürsten waren zugegen. Nach Wattenbach[3] und Dümmler[4] hätte sich König Ludwig der Deutsche selbst auf dem Concil eingefunden. Freilich könnte der König[5], von dem der slavische Biograph Methods spricht, der mährische Fürst, also Swatopluk, sein; waren aber einmal Fürsten gegenwärtig, dann haben gewiß auch König Ludwig und jedenfalls sein Sohn Karlmann, der damals über die Bayern gebot, theilgenommen. Im Jahre 871, bis zu welchem Jahre sich das Concil verzog, befand sich gerade Swatopluk, wie der Annalist von Fulda[6] erzählt,

[1] Hefele, Conciliengeschichte, IV. (1860) S. 68. 119. 563.

[2] Non sunt absoluti a judicio sancti Petri, nam quatuor ex illis episcopis obierunt.

[3] Pertz, SS., XI. 2 (1854); s. seine Beiträge ꝛc. a. a. O. S. 35.

[4] Pannonische Legende, S. 190. Beide, Wattenbach und Dümmler, mit Berufung auf diese pannonische Legende; denn, sagt Dümmler, unter dem „König" können wir uns, da Karlmann bei Lebzeiten seines Vaters nie den Königstitel führte, nur Ludwig den Deutschen denken.

[5] S. oben S. 403, Anm. 2. Auch weisen besser auf Swatopluk die folgenden Worte des Königs: Ne fatigetis Methodium meum.

[6] Ed. Pertz, SS., I. 383.

nach einem für ihn unglücklich ausgefallenen Kriege in Karlmanns Gefangenschaft, aus der dieser ihn im Juni des Jahres 871 entließ. Die Streitfrage, in welcher das politische Interesse mit dem kirchlichen auf das Innigste verknüpft war, läßt die Gegenwart der Fürsten begreiflich erscheinen, wie denn auch Papst Johann VIII. nach der Synode nicht minder an König Ludwig und Karlmann, als an die bayerischen Bischöfe in unserer Angelegenheit sich wendete. Swatopluk aber, der Gefangene, ein Fürst, der den Mantel nach dem Winde kehrte, heuchelte Freundschaft gegen die Deutschen und mochte deßhalb Method preisgegeben haben [1].

Die bereits erwähnte Salzburger Denkschrift war ohne allen Zweifel zu dem Zweck verfertigt worden, um zur Klarstellung der Sachlage und zur Fällung eines Entscheides sowohl den Fürsten [2] als den Bischöfen auf dem Concil zu dienen. Sie weist auf das Jahr 871 [3]; denn 75 Jahre, heißt es in ihr [4], seien verflossen, seitdem Pannonien den Erzbischöfen von Salzburg unterstehe, wie Kaiser Karl angeordnet habe. Jenen aber sei es bis zur Drave damals von Kaiser Karls Sohn, Pipin, übergeben worden, als dieser im Jahre 796 die Hunnenmacht in Pannonien gebrochen habe. Die 75 Jahre seit 796 ergeben sonach das Jahr 871 [5]. Der Gegenstand der Denkschrift aber ist genau derselbe, um

---

[1] So würde sich der Ausdruck der pannonischen Legende: hostis, erklären; siehe oben S. 403, Anm. 2. Von späterer Feindseligkeit dieses Fürsten gegen Method weiter unten.

[2] Wattenbach bei Pertz, SS., XI. 2 sagt von ihr: „Salisburgensium jura solis regum et imperatorum concessionibus tuetur, vix ullo pontificum Romanorum habito respectu, ut appareat eum haec regi, non Romanae sedi legenda destinasse."

[3] Herbst 871 sagt Dümmler a. a. O. S. 190. Auch Wattenbach schreibt a. a. O. S. 2 a. 871, fügt aber irrig hinzu: „Quarto post instauratam in Methodii gratiam dioecesem Pannoniae." — Im Herbst dieses Jahres wäre nun Swatopluk laut dem Fuldaer Annalisten allerdings nicht mehr in Bayern gewesen. Einen ferneren Grund für Herbst 871 s. unten S. 411, Anm. 1.

[4] A. a. O. S. 14 n. 14.

[5] Kopitar, Ginzel (gegen Assemani, Calend., III. 67, und gegen Wattenbach, Beiträge, S. 4) u. A. m. erklären sich für das Jahr 873 als Zeit der Abfassung. Das stimmte allerdings zu der Annahme, die Schrift sei zur Vertheidigung für Rom oder den päpstlichen Legaten (873) geschrieben worden, wie man zuweilen annimmt. Allein a) die Denkschrift selbst gibt als Ausgangspunkt der Salzburger Thätigkeit das Jahr 796, nicht 798, an; b) die Salzburger Annalen, edirt von Pertz, SS. III. p. 122, deßgleichen: a. 796 Huni se dederunt et Zotan baptizatus est; c) der päpstliche Legat Paul erhielt schon im Frühjahr 873 von Rom die Antwort auf die Einwendungen der Denkschrift; d) im Jahr 873 hätte man sich gegen die Anklage

welchen es sich auf der Synode handelte: das Recht des Salzburger Erzstiftes auf Pannonien mit Ausschluß des Methodius. Dieses wird nun ausführlich zu begründen versucht.

Erstlich beruhe es auf der Anordnung Kaiser Karls, der das heidnische Land erobert habe. Sogleich sei es von ihm zum Zweck der Christianisirung dem Salzburger Stift überwiesen worden. Dieß ist denn auch in der That eine unbestrittene Thatsache, eine Verfahrungsweise, welcher wir überall im fränkischen Reiche begegnen. Sobald ein heidnisches Reich unterjocht worden, war es das angelegentlichste Bestreben der Bischöfe der deutschen angrenzenden Länder, alsbald für Einführung des Christenthums daselbst Sorge zu tragen, wobei sie kräftig von Kaiser Karl dem Großen unterstützt wurden, um die durch Waffengewalt niedergeworfenen Heiden für den christlichen Glauben zu gewinnen und dauernd an das Reich zu ketten. Kaum hatte er demnach Pannonien erobert, als er auch schon ein Gesetz erließ, welches jedem Besitzfähigen gestattete, daselbst Grund und Boden in erblichen Besitz zu nehmen. Kriegsleute wurden dahin gesandt und schützende Burgen angelegt, und zahlreich strömten insbesondere aus dem angrenzenden Bayern Schaaren dahin, um Colonien anzulegen. Bisthümer, wie Salzburg, Freising, Regensburg, Passau, und Klöster, von welchen wir namentlich Niederaltaich hervorgehoben finden, erwarben sich bedeutenden Grundbesitz[1], welchen Priwina und sein Sohn Kozel durch fromme Schenkungen mehrten. Die Bischöfe Bayerns aber nahmen sich gleicherweise der Hunnen (Avaren) und der Deutschen, sowie der Slaven an, welche noch zahlreicher als die Deutschen das Land überschwemmten.

Zweitens stützte sich die Salzburger Denkschrift auf das Recht der Verjährung, indem das Erzstift Salzburg seit Einführung des Christenthums in Carantanien und dem östlichen Pannonien bis damals, d. i. 75 Jahre und darüber, im ungestörten Besitze der Jurisdiction sich befunden, bis Methodius angelangt sei. Diese Thatsache wird durch Tradition und Geschichte, ältere Berichte der Chroniken und Documente bewiesen; es sind herrliche Zeugnisse mit eingehenden Details über die

Roms wegen der an Method verübten Gewaltthätigkeit rechtfertigen müssen. Gerade das von Wattenbach, Pertz, SS. XI. p. 2 betonte eigenthümliche Schweigen der Denkschrift betreffs der Erhebung Methods auf den wiederhergestellten erzbischöflichen Stuhl von Pannonien findet in unserer Voraussetzung seine Erklärung; diese Erhebung mußte möglichst ignorirt werden, um einen Entscheid gegen Method herbeizuführen.

[1] Vgl. z. B. Monum. Boica, XXVIII. 1. p. 52 et p. 70, XI. p. 119; coll. Pertz, SS., XI. p. 13.

segensvolle Wirksamkeit der Bischöfe, die Christianisirung Carantaniens und der anstoßenden Lande bis zur Drave; die Namen der Auxiliarbischöfe, welche Salzburg dahin sandte, werden mitgetheilt. Der Schluß endlich lautet: kein Bischof habe außer dem Salzburger dort Macht ausgeübt, und keinem Geistlichen, der anderswoher gekommen, sei gestattet worden, ohne dessen Erlaubniß länger als drei Monate da zu weilen.

Das Stift Passau hat ohne Zweifel gleicherweise seine Gründe für sein Recht auf das nordwestliche Pannonien vorgebracht. Seine Bischöfe hatten sich dessen Bekehrung zum heiligen Glauben nicht minder angelegen sein lassen. Ihre Aussichten gestalteten sich um so hoffnungsreicher, als schon im Jahre 803 slavische Grenznachbaren[1] der Avaren dem Kaiser Karl zu Regensburg huldigten. Zwei Jahre darauf wurde ein Avarenhäuptling[2], wie es scheint von Bischof Urolf von Passau, getauft; noch mehr wird der Erfolg des Bischofs Reinhar[3] (818) gepriesen; Moimir, der Gründer des großmährischen Reiches, Rastislaws Oheim, und eine große Masse des Volkes bekehrte sich. Kurz, die Diöcese Passau ist es, sagen die Bischöfe Bayerns in einer Denkschrift[4] an Papst Johann im Jahre 900, zu welcher die mährischen Slaven gehören, seitdem das Christenthum bei ihnen Eingang gefunden hat.

Demnach konnte es den Bischöfen von Salzburg und Passau gewiß nicht schwer fallen, die Anwesenden auf dem Concil davon, worauf sie, freilich mit Unrecht, das Hauptgewicht legten, zu überzeugen, daß die beiden, dem Christenthum neugewonnenen Reiche in Mähren und Pannonien bis dahin unbestritten ihren Hirtenstühlen unterstanden haben. Das war eine geschichtliche Thatsache, über welche selbst die neuere Sprachforschung ein überraschendes Licht verbreitet hat, deren Resultate Dümmler[5], gestützt auf die Untersuchungen von Kopitar, Haupt u. A. m., also zusammenfaßt: „Die deutschen Worte in der slavischen Kirchensprache

[1] Wohl Mähren; s. Dudik, Geschichte Mährens, I. S. 94. Ein von Karl besiegter mährischer Fürst wurde schon 791 getauft; Schafarik a. a. O., II. S. 457.

[2] Annal. Juvav., ed. Pertz, SS., III. p. 122.

[3] Rinharus ep. Patav. „baptizat omnes Moravos"; Boczek, Cod. diplom. Morav., I. p. 11.

[4] Edirt von Ginzel a. a. O., Anhang S. 68, u. I. S. 31; Boczek l. c. I. p. 11; Assemani, Calendar., III. p. 291. 123 sq.; Damberger, Synchronistische Geschichte, III. S. 457, IV. S. 210 ff.

[5] Pannonische Legende, S. 170; Dümmler fügt als Schluß bei, daß der Biograph des hl. Clemens fälschlich berichtet, die Bibelübersetzung sei zuerst für die Bulgaren geschehen. Nach Bulgarien wurden die slavischen Kirchenbücher erst aus Pannonien durch Methods Schüler gebracht.

beweisen unwiderleglich, daß Konstantin (der hl. Cyrill) unter einem von Deutschland aus zur römisch-katholischen Kirche bekehrten Volke zu lehren und die Bibel zu übersetzen begann." Durch die jüngsten Untersuchungen Miklosich's[1] hat diese Wahrheit noch an Gewißheit gewonnen. Cyrill und Method haben in Pannonien bereits eine christliche Terminologie vorgefunden und aufgenommen, welche, der deutschen oder lateinischen Sprache entnommen, durch deutsche Missionäre eingeführt und verbreitet worden war. Beispielshalber[2] seien komkanije, die heilige Communion, vom lateinischen communicare, poganin, der Heide, vom lateinischen paganus, crky, die Kirche, aus dem althochdeutschen chiricha erwähnt. Hat doch Undolskij[3] (1840) unter andern slavischen Handschriften des 12. bis 13. Jahrhunderts Homilien des Clemens[4], des Schülers Cyrylls, und mitten unter diesen, also vermuthlich von demselben Verfasser, eine ganze Homilie gefunden, welche auf lateinischen Ursprung hinweist, und vielleicht von Clemens selbst aus dem Lateinischen in's Slavische übersetzt ist. In dieser begegnen wir einzelnen Theilen, welche mit den bekannten, aus paläographischen Gründen dem 9. oder 10. Jahrhundert zugesprochenen, unschätzbaren Freisinger Denkmälern unverkennbar übereinstimmen, mithin auf deutschen Ursprung weisen. Es sind Theile der allgemeinen Beichte oder offenen Schuld, welche noch heutzutage in gewissen Gegenden Bayerns von dem Priester nach der Predigt vorgebetet und von dem Volke nachgesprochen wird, aber auch bei den Slovenen Kärntens, Krains und des westlichen Ungarns bekannt ist; dorthin wurde sie von den ersten deutschen Glaubensboten aus Bayern gebracht; dort auch lernte Clemens die Formel kennen, während sie der griechischen Kirche vollkommen fremd ist.

Doch kehren wir zu unserer Synode zurück. Mit welcher Hitze beiderseits gestritten wurde, hat uns der slavische Biograph gezeigt; mehr noch zeugen davon des Papstes Johann neuaufgefundene Briefe[5] an die Hauptbetheiligten, die Bischöfe von Salzburg, Passau und Freising. Method konnte kaum zu Worte kommen. Gleich einem Fremden, einem dahergelaufenen Griechen, wie ihn die Salzburger Denkschrift[6] schon be-

[1] In den Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Kl., Bd. XXIV. Wien 1876.

[2] Miklosich a. a. O. S. 9 ff.

[3] Miklosich a. a. O. S. 3 ff.

[4] S. oben S. 42. Historisches Jahrbuch, 1880, I. S. 95—97.

[5] Ewald a. a. O. S. 301 ff., n. 19. 21. 22.

[6] Quidam Graecus, ed. Pertz l. c. p. 13.

zeichnet hatte, einem rechtlos Eingedrungenen ward er behandelt. Besonders war es die „tyrannische Grausamkeit und Brutalität" des Bischofs Hermanrich von Passau, welche Papst Johanns Brief uns kundthut. Ja, thätlich vergriff man sich an unserm Heiligen, und noch weiter wäre Hermanrich in seiner Gewaltthätigkeit gegangen, hätten ihn nicht die übrigen Bischöfe zurückgehalten. Dieses vom Papste in der Folge verurtheilte, alles Maß überschreitende, empörende Vorgehen dürfte weder durch die Barbarei jener Zeit, in welcher selbst Bischöfe mit in den Krieg zogen, noch durch die Meinung der Bischöfe von ihrem vermeintlichen Recht hinlänglich zu erklären sein, vielmehr müssen die gesammten Zeitverhältnisse mit in Anschlag gebracht werden. In Method sah man den Slaven, den Nationalfeind. Welches die Beziehungen der Slaven zu den Deutschen waren, zeigen die fortwährenden Kriege zwischen den beiden Nationen und die von den erstern wiederholten Versuche, das verhaßte Joch abzuschütteln; kurz vorher noch, 869, war ein allgemeiner Slavenaufstand gegen die fränkische Herrschaft ausgebrochen. Sollte, wie wahrscheinlicher ist, die Synode erst im Herbste (871) stattgefunden haben, dann mußte die Erbitterung gegen die mährischen Slaven den höchsten Grad in Bayern erreicht haben, weil gerade durch den Verrath des aus der Gefangenschaft entlassenen Swatopluk ein bayerisches Heer vernichtet und das Land in die tiefste Trauer und Aufregung versetzt worden war; jedenfalls hatte aber die mährische Empörung unter dem Presbyter Sclagamar schon ihren Anfang genommen[1]. Sodann war mit der politischen Frage die kirchliche auf's Engste verknüpft. In Konstantinopel arbeitete man möglichst auf das Ziel los, alle slavischen Völker von jedem Verband mit dem Abendlande loszureißen, dazu sollte selbst die Kirche als politisches Werkzeug dienen; daß von da bis zum Schisma nicht weit sei, hatte soeben Photius gezeigt, und laut hatten daher die deutschen Bischöfe vor Kurzem zu Worms ihrem Unmuth gegen die Griechen Luft gemacht. Auf diese Art war es gerade in unsern Tagen (870) gelungen, das Bulgarenland, welches bis Pannonien, also bis zum Deutschen Reich sich erstreckte, und das man gern dem byzantinischen Scepter unterworfen gesehen hätte, von seinem rechtmäßigen Patriarchen, dem römischen, loszureißen, um es dem griechischen unterzuordnen. Und dazu gab sich selbst Ignatius, ein sonst heiliger Mann, her, der doch seinen Patriarchenstuhl Rom verdankte. Deßhalb bedrohte ihn, den schon Papst Ha-

[1] Annales Fuld. l. c. p. 383; Annales Bertin., ed. Pertz, I. p. 492.

drian[1] gewarnt, dann scharf zurechtgewiesen hatte, Papst Johann[2] mit Anathem und Entsetzung und forderte, daß der durch „griechische Perfidie" eingesetzte „schismatische" Erzbischof Bulgarien verlasse. Die Bischöfe unserer Synode waren aber hierbei um so mehr in Mitleidenschaft gezogen, als gerade einer derselben, Bischof Hermanrich von Passau, vor wenigen Jahren ausersehen war, an der Spitze lateinischer Missionäre nach Bulgarien zu ziehen[3]. Man begreift also leicht, welche Stimmung auf unserer Synode vorherrschen mußte. Nach den heftigsten Scenen ward Methodius festgenommen und in strengen Gewahrsam gebracht.

Aber war er denn nicht Erzbischof? nicht päpstlicher Legat? Wie konnte man sich über alle Bedenken, ja über alles Recht hinwegsetzen? Hat man seinen Documenten nicht getraut? Hat man seine Wahl für erschlichen gehalten? Über alles dieses verlautet nichts. Thatsache ist, daß der hl. Method[4] gegen das Gericht der Bischöfe protestirte und den Schiedsspruch des Papstes anrief. In der Haft gelang es ihm wiederholt, nach Rom[5] Kunde von dem Geschehenen gelangen zu lassen, und der Papst, stets bereit, für unterdrückte Gerechtigkeit und Wahrheit einzutreten, säumte nicht, wider die Schuldigen einzuschreiten. Rechtmäßig angegangen, hätte er sich nicht geweigert, Beschwerden der Bischöfe anzuhören und nach Befund Recht zu gewähren; was er aber weder dulden konnte noch wollte, das war solch ein eigenmächtiges gewaltthätiges Vorgehen. Kaum hatte Johann VIII. (December 872) den päpstlichen Thron bestiegen, so ernannte er den Bischof Paul von Ancona deßhalb zum päpstlichen Legaten und gab ihm die präcisesten Instructionen[6]. Adalwin, Erzbischof von Salzburg, und Hermanrich, Bischof von Passau, sollten so lange suspendirt sein, als sie[7] den Method fern von seinem Stuhl gehalten; über letzteren wurden seiner Grausamkeit wegen insbesondere scharfe Censuren verhängt, und er und Hanno,

[1] Jaffé, Regest. n. 2212. 2237; Bischof v. Hefele, Conciliengeschichte, IV. (1860), S. 412 ff., 421.

[2] Hefele a. a. O., IV. S. 432; Jo. VIII., ed. Migne, PP., t. 126. 763 sqq.; Regesten bei Ewald a. a. O. S. 300. n. 7. 9, S. 308. n. 34, S. 309. n. 37.

[3] Damberger, Synchronistische Geschichte, III. S. 457.

[4] S. oben S. 402 f. Papst Johann an den Bischof von Freising: Methodio „petente ... S. Romanae sedis judicium concedi, minime permisisti" (Ewald l. c. n. 22).

[5] (Methodium) Apostolicam sedem per ipsum triennium plurimis missis et epistolis proclamantem, Papst Johanns Instruction (Ewald n. 20).

[6] Edirt von Ewald a. a. O. n. 20.

[7] Es sind jene Beiden, die Methods Sprengel als den ihrigen betrachtet hatten.

Bischof von Freising, wurden wegen der Haft[1], in der sie Method gehalten, zur Verantwortung nach Rom citirt. Zudem mußte der Salzburger Erzbischof, als der Urheber von Methods Entsetzung, denselben auf seinen erzbischöflichen Sitz persönlich zurückführen; und so lange sollte dieser ihn in Ruhe und unbehelligt einnehmen, als er desselben beraubt gewesen. Dann, aber auch nur dann erst[2], wolle der Papst die Klagen beiderseits vernehmen und richten. Die Strafe war streng, aber auch die Unbild groß. „Ohne kanonische Sentenz" habt ihr, lautete die Instruction, einen Bischof verurtheilt, den der Apostolische Stuhl gesandt hatte. Als Erzbischof und als mit der Würde eines päpstlichen Legaten bekleidet, habe man[3] ein Gericht sich angemaßt, welches nur dem Vorgesetzten, dem „Patriarchen", dem „Apostolischen Stuhle" zugekommen.

Dem König Ludwig dem Deutschen, welcher vermuthlich zur Rechtfertigung des Geschehenen die Salzburger Denkschrift überreicht hatte, antwortete der Papst in einem eigenen Schreiben[4], um die vorgebrachten Rechtsgründe zu widerlegen. Die pannonische Diöcese habe von ihrem Ursprung an (bevor Pannonien von Karl d. Gr. erobert worden) direct, unmittelbar dem römischen Stuhl unterstanden. Das Recht der Verjährung oder der Besitz von 75 Jahren könne dagegen nicht geltend gemacht werden, denn das Recht der römischen Kirche könne durch die Zeit nicht beeinträchtigt werden und selbst nach dem römischen Recht würden zur Verjährung 100 Jahre erfordert. König Ludwig möge demnach die Rechte der Kirche achten. Der Legat mußte das weiter

[1] Die Haft war, wie es scheint, eine doppelte; auf die erste, in der Zeit bis zum Concil, weisen die Worte im Schreiben an Hermanrich: „Carceralibus penis afficiens et sub divo diutius acerrima hiemis et nimborum immanitate castigans atque ab ecclesiae sibi commissae regimine subtrahens et adeo in insaniam veniens, ut in episcoporum concilio equino flagello percuteres, nisi prohiberetur." Nach dem Concil war er wohl in der Haft Hanno's; die erste begann 870, das Concil hiermit 871; von Herbst 871 bis Frühjahr 873 waren anderthalb Jahre, auf welche etwa das per annum et dimidium in der päpstlichen Instruction 873 deutet.

[2] Tanto tempore credito sibi episcopatu inconcusse ac sine questione fruatur, quanto constat illum vobis facientibus eo fuisse privatum. Sicque demum si habueritis in invicem, conveniatis, et coram sede apostolica pars audiatur et judicetur utraque (l. c. n. 20).

[3] Annoni ep. l. c. n. 22.

[4] Jaffé n. 2247. c. 874, richtiger ohne Zweifel gleichzeitig mit den Schreiben an die bayerischen Bischöfe, also 873; Timon, Imago antiq. Hung., p. 164 sq.; Ewald l. c. n. 30. p. 307.

erörtern. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg. Method erlangte seine Freiheit und den Metropolitanstuhl des mährischen Reiches wieder. Eine Zusammenkunft Ludwigs mit dem Papste in der Nähe von Verona um Juni 874 und sein Forchheimer Friede mit Swatopluk, der ihr unmittelbar folgte, dürfte die letzten Anstände beseitigt haben. Um in Kozels von Karlmann abhängigem pannonischen Reich die Schwierigkeiten, die sich Anfangs ergaben[1], hinwegzuräumen, forderte Papst Johann[2] auch Karlmann auf, Method frei seines Amtes walten zu lassen. Hiermit brach für diese slavischen Reiche eine neue Zeit herein, es war die Glanzperiode des mährischen Reiches in politischer wie in religiöser Hinsicht. Unser Heiliger widmete jetzt seine ganze Thätigkeit der Vollendung seines apostolischen Werkes, der Heranbildung des Klerus, der Bekehrung der Reste der Heiden, der Umgestaltung des Volkes durch die christliche Lehre und Anleitung zu einem neuen Leben.

Nochmals sollte sich ein gewaltiges Ungewitter über Method entladen. Da wir jedoch bis jetzt schon zu ausführlich in unseren Erörterungen gewesen, so sei hier nur kurz bemerkt, daß er auf neue Anklagen hin, welche wieder von deutscher Seite und zwar dieses Mal gegen seinen Glauben und seine Messe in slavischer Sprache erhoben wurden, eine neue Romreise antreten mußte. Papst Johann, der ihn hierzu durch ein Schreiben[3] im Jahre 879 aufgefordert hatte, stellte ihn selbst zur Rede. Method aber rechtfertigte sich in Gegenwart der Bischöfe und erklärte seine Übereinstimmung, insbesondere betreffs der zwischen Griechen und Lateinern entstandenen Controverse über den Ausgang des Heiligen Geistes, mit dem Glauben der heiligen römischen Kirche. Juni 880 berichtete der Papst[4] darüber dem Fürsten Swatopluk, in welchem wieder eine Wandlung seiner Gesinnung vorgekommen war. Ein Alemanne, Wiching, hatte es verstanden, sein Vertrauen vollkommen zu erwerben und für die deutsche Partei umzustimmen. Eben diesen hatte er mit Klagen gegen Method nach Rom gesandt und vermuthlich Abstellung des

---

[1] Pannonische Legende, Nr. 10.

[2] Timon l. c. p. 165; Jaffé n. 2258. c. a. 875, besser a. 873.

[3] Jaffé n. 2486. 2487.

[4] Methodius „professus est se juxta evangelicam et apostolicam doctrinam, sicuti sancta Romana ecclesia docet et a Patribus traditum est, tenere et psallere. Nos autem illum in omnibus ecclesiasticis doctrinis et veritatibus orthodoxum et proficuum esse reperientes“ (cf. Jaffé n. 2540). Dümmlers Schluß (S. 195), daß Method in der Lehre vom heiligen Geist der griechischen Kirche folgte, ist nicht berechtigt.

slavischen Ritus, Entfernung Methods und dessen Ersetzung durch Wiching zu erreichen gesucht. Denn Papst Johann, der keinen Grund hierfür vorfand, bestätigte in diesem Schreiben Method als „Erzbischof der heiligen mährischen Kirche" und den Gebrauch der slavischen Sprache in der heiligen Messe, und weihte nach dem Wunsch des Fürsten Wiching zum Bischof der neuerrichteten Diöcese Neutra mit dem Bemerken, es möge zudem noch ein zweiter Suffraganbischof Methods für die mährische Kirche aufgestellt werden; auch gestattete er dem Fürsten, daß die heilige Messe lateinisch celebrirt werde, wenn ihm und seinen Großen das besser zusage[1]. Die Erfindung der slavischen Schrift durch Konstantin (Cyrill) wird neuerdings gepriesen. Auch erfahren wir aus demselben Schreiben, daß Swatopluk Petrus den Apostelfürsten zum Schutzpatron des Reiches erwählt hatte.

Wiching spielte eine höchst traurige Rolle. War auch der Plan des ehrgeizigen Mannes, an die Spitze der mährischen Kirche gestellt zu werden, durch Roms Klugheit und Festigkeit durchkreuzt worden, so fuhr er dennoch fort, Schwierigkeiten jeder Art dem Method in den Weg zu legen. Er behauptete, vom Papste an Swatopluk insgeheim einen Brief ganz verschiedenen Inhalts von dem, welchen Method ihm von Seiten des Papstes überbracht hatte, und weitere geheime Aufträge erhalten zu haben, zu deren Ausführung er sich selbst eidlich habe verpflichten müssen. Cardinal Bartolini meint demnach, Wiching dürfte diesen Brief gefertigt[2] haben, um Method zu stürzen und einen angeseheneren Stuhl als den von Neutra zu erhalten. Auf briefliche Klage Methods über jenes Vorgeben tröstete ihn Papst Johann in einem freundlichen Schreiben vom 23. März 881[3], in welchem er die Angaben

[1] Mit der Sprache ist nicht der Ritus zu verwechseln. Folgten unsere beiden Heiligen dem lateinischen oder dem griechischen Ritus? Den von Ginzel a. a. O., II. Theil, in dieser viel discutirten Frage vorgebrachten Argumenten zu Gunsten des lateinischen kann man nur beistimmen. Doch fügt Cardinal Bartolini S. 140 bei, die Heiligen dürften sich nach dem in verschiedenen Ländern vorherrschenden Ritus, bei Chazaren und Ruthenen nach dem griechischen, in Kärnten, Pannonien ꝛc. nach dem lateinischen gerichtet haben.

[2] Ganz unabhängig von Cardinal Bartolini kommt Dr. Ratzinger in einer vortrefflichen Arbeit über die sogenannten Lorcher Fälschungen im „Katholik" (1880, II. S. 587 ff.) zu einem gleichen Schlusse, Wiching möchte Documente gefälscht haben, in der Absicht, einen höheren hierarchischen Rang einzunehmen, und zwar, um Passau, dessen Stuhl er inne hatte, angeblich als Erben Lorchs zur Metropole zu erheben und ihr Pannonien unterzuordnen. Doch gehört dieser Plan einer späteren Zeit an; vgl. auch Dudik a. a. O., I. S. 281. 330 ff.

[3] Jaffé, Regesta no. 2566.

Wichings als aller Wahrheit entgegen bezeichnete. Doch dieser ruhte nicht, solange Method am Leben war, und reiste im Jahre 885 selbst nach Rom, wo er bei Papst Stephan V., Nachfolger Papst Johanns VIII. (seit September 885), geneigteres Gehör fand. In einem Schreiben[1] desselben an Swatopluk geschieht Wichings mit großer Anerkennung Erwähnung, Methods dagegen auf eine Art, welche auf schwere, gegen ihn erhobene Anklagen schließen lassen, so daß der Papst[2] Bedenken trägt, vollen Glauben beizumessen. Die Liturgie in slavischer Sprache wird fortan untersagt[3], die Predigt in derselben gestattet. Man hatte bis jetzt dieses Schreiben ziemlich allgemein[4] als unächt verworfen. Allein die von Papst Stephan einer nach Mähren bestimmten Gesandtschaft mitgegebene Instruction[5], welche unter den neu entdeckten päpstlichen Briefen des britischen Museums aufgefunden wurde, stimmt mit jenem in den angegriffenen Stellen überein, spricht also zu seinen Gunsten und bestimmt den Zeitpunkt, der die größte Schwierigkeit bot[6], genauer.

---

[1] Zuerst veröffentlicht von Wattenbach, Beiträge, S. 43 ff.; Jaffé n. 2649; Beide irrig „c. 890". Die richtige Zeitbestimmung, 885—886, erhellt aus P. Martinovs ausgezeichneter Abhandlung: S. Methode l. c. p. 384 sqq.; bei Migne, PP. ed. t. CXXIX. p. 801.

[2] Methodium superstitioni, non edificationi, contencioni, non paci insistentem audientes, plurimum mirati sumus, et si ita est, ut audivimus etc.

[3] Divina officia et sacra misteria ac missarum solemnia, quae idem Methodius Sclavorum lingua celebrare presumpsit, quod ne faceret supra sacratissimum B. Petri corpus juramento firmaverat, sui perjurii reatum perhorrescentes nullo modo deinceps ab aliquo presumatur. P. Martinov (S. 391) zweifelt, ob dieß Method versprochen, und wünscht das Dunkel aufgehellt. In der That, laut den Briefen Papst Johanns von 880 und 881 konnte er solches zu Rom nicht versprochen haben; auch daß derselbe Papst unmittelbar darauf, 881—885, solch ein Versprechen von Method verlangt habe, ist kaum glaublich. Daß aber Wiching bei seinem Aufenthalt in Rom dem Papst diesen Glauben beigebracht, ist nach dem Gesagten nicht unmöglich. Man beachte, die kaum annehmbare Stelle „supra . . . Petri corpus" (d. i. zu Rom) fehlt in der unten (Anm. 5 und S. 414 Anm. 2) zu besprechenden päpstlichen Instruction.

[4] So Erben, Ginzel, Ratschki, Dudik, Card. Hergenröther, Woronov, Ratzinger. Dümmler widerspricht sich betreffs desselben S. 198 u. 199.

[5] Commonitorium Dominico etc. euntibus ad Sclavitos (Sclavos), Fragment, edirt von Ewald a. a. O., Nr. 31, S. 408. Cardinal Bartolini kannte es noch nicht und erörterte überhaupt nicht unsere Streitfrage.

[6] Dieß war die einzige Schwierigkeit, welche Ewald noch hatte (a. a. O. S. 408). P. Martinov löste sie zu seiner vollen Befriedigung (Archiv für deutsche Geschichte, 1881, Bd. VI. S. 470). Auch Dümmlers (S. 198) Ansicht, als sei Methods Todestag in der pannonischen Legende irrig gegeben, fällt hiermit in sich zusammen.

Method war bereits todt. Den Slaven Gorazd hatte er unmittelbar vor seinem Scheiden als seinen Nachfolger ausersehen[1]. Dagegen erhebt der Papst durch jene Gesandtschaft Einspruch und fordert, daß derselbe vor Allem in Rom sich stelle. Sie muß also bald nach dem Tode Methods abgegangen sein. In dieselbe Zeit fällt Papst Stephans Brief, denn er sendet Wiching zurück, um die mährische Kirche[2] zu leiten. Wenn nach demselben Briefe alle Widerspänstigen, d. i. die slavischen Gegner Wichings, Methods hervorragendste Schüler aus dem Schooße der katholischen Kirche ausgeschlossen erklärt werden, und wenn König Swatopluk befohlen wird, dieselben aus seinem Reiche zu entfernen, so stimmt das ganz zu Wichings Absichten; er hat sie zu Rom und bei Swatopluk durchgesetzt[3]. Gorazd, Clemens, Naum, Sabbas und andere Schüler des hl. Method wurden von Wiching nach seiner Rückkehr aus Rom als Schismatiker verschrieen und (886) gewaltsam über die Grenze geschafft[4]. Sie wurden Apostel Bulgariens; leider[5] hat Wichings ehrgeiziges und hinterlistiges Benehmen ihnen eine Makel aufgedrückt, welche bis heutzutage nur zuviel Glauben gefunden hat.

Doch kehren wir zu Methods Thätigkeit zurück. Die Anfeindungen, welchen er sich bei Swatopluk ausgesetzt sah, mögen ihn um so mehr angespornt haben, das Licht des Glaubens bis an die äußersten Grenzen seines Sprengels zu bringen. In Böhmen, Galizien und Polen[6] lebt

---

[1] Pannonische Legende, Nr. 17. Leben des hl. Clemens, Kap. 6, bei Dümmler S. 198.

[2] „Wichingum ... vobis ad regendam sibi commissam a Deo ecclesiam remisimus" (Migne l. c., col. 802. D.). Hierin könnte denn doch eine Dissonanz unserer beiden Documente vorhanden, mithin nicht jeder Scrupel an der Echtheit des Briefes beseitigt sein. Denn laut Instruction des Papstes scheint Gorazd noch nicht definitiv als Erzbischof aufgegeben. Dasselbe gilt bezüglich a) des Eides zu Rom (s. oben S. 414 Anm. 3), b) bezüglich des von Wichings Gegnern Gesagten. Auch Dümmler kann sich des Verdachtes, der Brief sei „ein Machwerk Wichings", nicht entschlagen; vgl. auch Dudik a. a. O. Ein sichereres Urtheil läßt sich erst abgeben, wenn wir statt der Fragmente Ewalds die vollständigen Briefe der Päpste vor uns haben.

[3] „Wichingus Maravensis ab apostolico destinatus episcopus" (Ann. Fuld. l. c. p. 414).

[4] Dudik a. a. O., I. S. 284 ff.

[5] Vgl. Martinov, Annus eccles. graeco-slav., p. 156. 180. 187. Lah im Archiv für Kirchenrecht, Bd. 40. S. 276. 292; Bd. 42. S. 102. 117. Historisches Jahrbuch, I. S. 96.

[6] Dudik bemerkt über die Rubrica missarum ... eccles. Olomuc. et Cracovien. (leider unvollständiges Manuscript) c. a. 1396: „Der Rest der Übereinstimmung des kirchlichen Directoriums dieser zwei Diöcesen erlaubt den Schluß, daß sie

sein Andenken fort im dankbaren Andenken des Volkes. Daß er, der apostolische Legat, auch Südrußland, d. i. dem Missionssprengel, welcher einst seinem Bruder Cyrill angewiesen war, seine Aufmerksamkeit zugewendet, ist an sich schon anzunehmen und hat zudem die Tradition für sich. Im Süden rühmen sich nicht nur das öfter besprochene Kärnten und Krain[1], sondern auch Croatien und Dalmatien seines Apostolats. Doch müssen wir über all das hinwegeilen, da wir den unserer Aufgabe durch die Zeitschrift gesteckten Rahmen schon weit überschritten haben, und das um so mehr, als nur durch die genaueste Zusammenstellung und Prüfung der einzelnen historischen Nachrichten das nur mehr oder minder Wahrscheinliche von dem Gewissen geschieden werden kann. Daß wir demnach nicht weiter auf das Verdienst des Heiligen um die Ruthenen Nordungarns aufmerksam machen, versteht sich; eines jedoch möchten wir beifügen. Wie bemerkt, gehörte Sirmien zum Sprengel unseres Erzbischofs; hier lag die freilich schon verfallene Metropole Pannoniens, die er geerbt; man darf mit Grund annehmen, daß er sie nicht unbeachtet gelassen. In einer späten russischen Legende wird als Sitz des Method ausdrücklich Caon oder Canaon (Cavaon?) genannt, „ein für uns durchaus räthselhafter Name", bemerkt Dümmler[2]. Blumberger hat mit Andern diesen Sitz in der Nähe von Sirmium gesucht. Da er aber von der irrigen Auffassung ausging, daß des Method Erzbisthum „Morabos"[3] (d. h. Mähren) eine Stadt bezeichne, die er in der Nähe von Sirmium zu finden glaubte, so hat seine Ansicht mit Recht keinen Anklang gefunden. Wohl aber existirte in Sirmien ein Ort, dessen Namen an Caon erinnert, Keu, auch Köv, Cuchet ꝛc. (jetzt Cherevics) genannt. Er muß von hervorragender Bedeutung gewesen sein, da er sofort bei Wiederherstellung des Bisthums Sirmien als bischöflicher Sitz in Aussicht genommen ist. Am 20. Januar 1229[4] gestattet Papst Gre-

einen und denselben Ursprung hatten und daß demnach die Tradition, die heiligen Cyrill und Method seien ihre Begründer gewesen, doch irgend einen Grund haben müsse" (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie, philos.-histor. Kl. Wien. Bd. 95. S. 339).

[1] Laibach und Krainburg stiften 1495 den vier Doctoren- oder Slavenaltar, später das Beneficium der heiligen Cyrill und Method genannt, für einen slowenischen Kaplan im Münster zu Aachen. Quix, Beschreibung der Münsterkirche in Aachen, Anhang n. 5 ff.; Kessel, Mittheilungen über die Heiligthümer der Stiftskirche zu Aachen, S. 189.

[2] Pannonische Legende, S. 188; Dudik a. a. O., I. S. 194.

[3] Das griechische Leben des hl. Clemens, Kap. 3.

[4] Potthast, Regest. RR. PP. i. h. d., und 18. September 1247 Ep. de Keu,

gor IX. dem Erzbischof Ugrin von Colocsa, hier, im Kloster Cuchet, ein Bisthum zu errichten, und noch im 14. Jahrhundert finden wir Landschaft und Bisthum Sirmien auch Köv genannt. Möglicherweise hatte also jener Verfasser dieses Köv im Auge. Den Slaven und Ungarn Sirmiens sei es überlassen, durch weitere Nachforschungen hierüber genauere Aufschlüsse zu bieten.

Vor seinem Tode kehrte Method wieder in sein Mähren zurück. Am letzten Feste der Apostelfürsten, das er erlebte, weihte er die Kirche der hl. Petrus und Paulus zu Brünn. Am 6. April 885 endete er, im 25. Jahre seines Pontificats, sein thatenreiches Leben; er wurde in seiner Haupt- oder Cathedralkirche, also in Welehrad [1], begraben. Das mährische Reich zerfiel bald. Denn schon erschienen die Magyaren, um als gewaltiger Keil zwischen die Nord- und Südslaven sich zu drängen. Die vorzüglichste Stätte der Wirksamkeit unserer beiden Apostel wurde von den Heiden mit Ruinen bedeckt. Wiching erreichte sein Ziel nicht, Metropolit zu werden, er fiel bei Swatopluk in Ungnade, ward dann Bischof von Passau, aber auf einer Synode der bayerischen Bischöfe entsetzt. Papst Johann IX. versuchte noch im Jahre 899 die Hierarchie in Mähren zu reorganisiren, aber der Versuch scheiterte mit der Herrschaft der Magyaren, er mußte dem Gesuche der Bischöfe Deutschlands willfahren und Mähren dem alten Sprengel Passau wieder überlassen. Für die Südslaven errichtete Rom statt Sirmiens den Primatialstuhl Ochrida in Bulgarien.

Ein Kapitel Cardinal Bartolini's über die Gräber der beiden Apostel und ihre Reliquien, von hohem Interesse, sehr reich an positiven Daten, müssen wir übergehen. Es genüge zu wissen, daß von den leider wenigen Reliquien, die von den beiden Heiligen erhalten sind, die größte sich im Benedictinerkloster Raigern in Mähren befindet [2]. Deß-

---

ibid, s. Spruner (Historischer Atlas, Ungarn Nr. 5); ein anderes Kev, oder Kubin, in dessen neuer Auflage von Menke (Nr. 75), ist südöstlicher nördlich der Donau; als Grenzstadt der Ungarn gegen Bulgarien an der Donau wird Keve von Papst Innocenz III. 1204 bezeichnet. Theiner, Monum. Slav., p. 34; vgl. dazu Pray, Hierarchia Hungar., II. p. 374; Timon, Imago novae Hungar., p. 16, und laut einer Mittheilung P. Weisers S. J. in Kalocsa, Bd. XI des Archiv für Geschichte der Südslaven. Zagrab 1872. S. 53 ff.

[1] Nicht aber in Rom; s. Cardinal Bartolini, S. 189 ff. (gegen Baronius u. A.). S. oben S. 162.

[2] Eine zweite, sagt P. Martinov (Polybiblion, October 1881, S. 349), befindet sich in der Kathedrale St. Veit zu Prag, welche von derselben etwas (1863) abgetreten habe, pour être donné à Moscou.

gleichen müssen wir auf den hochverdienten Verfasser selbst verweisen bezüglich eines sehr alten Gemäldes der Apostelfürsten mit einer slavischen Inschrift zu St. Peter in Rom, von dem er im Anhange handelt. Auf demselben sieht man eine Scene, in welcher die Einen den Kaiser Konstantin, Andere mit Kukuljevich den hl. Method und Papst Hadrian II. erkennen wollen, vielleicht vom hl. Method selbst gefertigt. Für letzteres entscheidet sich der Cardinal, doch nicht ohne des Agramer Domherrn Ratschki Meinung vorzubringen, nach welcher das Gemälde erst im 13. oder 14. Jahrhundert gefertigt sein kann; daß der hl. Method repräsentirt sei, will derselbe übrigens nicht in Abrede stellen. Nach Kukuljevich ist es jedenfalls das älteste Monument des slavischen Christenthums. Wir fügen hier nur dieses bei, daß es laut dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, des slavischen Biographen Cyrills [1], gewiß ist, daß alsbald nach dessen Tode sein Bild über seinem Grabe aufgestellt wurde.

Werfen wir nochmals einen Rückblick auf das Ganze, so muß uns der Thatenkreis der beiden Slavenapostel mit Bewunderung erfüllen. Sie sind das leuchtendste Gestirn, die wahren Väter und Hirten, die großen Wohlthäter der slavischen Völker. Mit dem Christenthum dieser ist der Name jener unzertrennbar verbunden. Sie schufen denselben auch die Schriftsprache und führten sie ein in die Reihen der gebildeten Nationen. Sind sie aber der Stolz der slavischen Welt, so sind sie vor Allem der Ruhm der katholischen, der römischen Kirche. Von Rom haben sie ihre Sendung erhalten; nach Rom sind sie geeilt, um mit der Auctorität des Hirtenamtes bekleidet zu werden. In Rom wollte Cyrill bleiben, um an dieser heiligen Stätte seine Tage zu schließen. Rom prüfte das Bekenntniß ihres Glaubens. In Rom suchte Method Trost und Ermunterung und Kraft gegen alle seine Feinde. Von Rom sprach man jene vielbewährten Worte: Gegen den Felsen Petri anrennen, heißt sich den Kopf zerschellen. Rom befreite ihn aus dem Kerker, schützte ihn mit der Macht seiner geistigen Waffen, übertrug und bestätigte ihm seine erzbischöfliche Würde und die eines päpstlichen Legaten.

Die schlagendste, die herrlichste Beleuchtung dieser Wahrheit — diese Bemerkung können wir zum Schlusse nicht unterdrücken — ist uns durch die neu aufgefundenen Briefe der Päpste zu Theil geworden. Wahr-

[1] „Ubi multa miracula fieri coeperunt, quibus visis Romani magis eum adorare et honorare studuerunt et imagine ejus picta super sepulchrum ejus coeperunt lumina“ etc. (Legende des hl. Cyrill, edirt von Miklosich und Müller a. a. O. S. 246).

lich unwillkürlich erinnert man sich da der Worte von Pertz: „Die beste Vertheidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.“ Seiner Eminenz, dem Cardinal Bartolini, dem Präfecten der ehrwürdigen Congregation der Riten, dem gelehrten Verfasser des besprochenen Werkes, möge es noch oft gefallen, uns mit den verdienstvollen Erzeugnissen seiner Muße zu erfreuen.

Daniel Rattinger S. J.

Zur Evangelienkritik Volkmars.

Wie die Augsburger „Allgem. Zeitung“ (9. September 1881) ihren Lesern erzählte, hat Dr. Gustav Volkmar „seit einem Menschenalter mit seinem unermüdlichen Forschertrieb fortgearbeitet und bietet nun die Resultate dieser umfassenden Arbeiten dem deutschen Volke als Frucht seines Lebens dar.“ Wir haben schon neulich[1] des Näheren geprüft, wie ihm die sogen. Lehrpoesie der Evangelien Voraussetzung und Grundlage zu seiner Forschung schaffen mußte. Heute nun wollen wir uns die Evangelienkritik etwas ansehen. Neben der Annahme der evangelischen Lehrpoesie und deren Folgerungen bildet ja gerade die Kritik der Evangelien den Weg zu jenen „Resultaten“.

Welcher Art ist nun diese Kritik? Sie erschöpft sich in dem Bestreben, in den Evangelien Widersprüche, absichtliche Erdichtungen, hellen und klaren Unsinn in Hülle und Fülle aufzudecken. Die Mittel aber sind freilich nicht viel besser, als jene, welche Göthe schon in „den neuesten Offenbarungen“ des Dr. Karl Friedrich Bahrdt benützt fand:

„Da kam mir ein Einfall von ungefähr —
So red't ich, wenn ich Christus wär'.“

I.

Als leitender Grundsatz, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht, gilt: was ein Evangelist nicht ausdrücklich anführt, das weiß er auch nicht, oder will es wenigstens durch sein Stillschweigen in Abrede stellen. Herr Volkmar macht sich nun die Sache recht bequem. Das Evangelium des hl. Marcus ist das kürzeste. Deßhalb wird es an die

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1882, Bd. XXII. S. 121.

Spitze gestellt und als Maß und Norm für die übrigen betrachtet. Obigem Grundsatz zufolge enthält es alles, was Marcus und folglich auch dessen ganze Zeit von Jesus wußte; dieser Inhalt selbst wird durch die bekannte Theorie der Lehrpoesie erst noch recht verdünnt und aufgelöst. Nach diesen so gewonnenen „Resultaten" werden jetzt die drei anderen Evangelisten vorgenommen. Was sie mehr haben als Marcus, ist obigem Grundsatze entsprechend, freie Dichtung, tendenziöse Erfindung, oft auch Reproduction des mißverstandenen Marcus oder gedankenloses Weiterspinnen von Thatsachen oder Gedanken, die sie aus Mißkenntniß des Charakters der Lehrpoesie in Marcus vorzufinden glaubten. Das ist demnach für unser neues Züricher Licht „rein geschichtliches Bestreben und urkundlicher Boden"! Man wende doch dasselbe Verfahren auf Profanschriftsteller oder Profanquellen an: alles, was irgendwie über den kürzesten Bericht und das kürzeste Document hinausgeht, bekundet sich eben damit als Dichtung und freie Composition. Wie liegt doch die Welt der Forschung im Argen, daß man bisher mit aller Naivetät glaubte, verschiedene Berichte, Quellen, Angaben könnten sich gegenseitig ergänzen und bereichern, und es sei Pflicht des Forschers, aus der bedächtigen Durchforschung aller Dokumente sich das Bild vergangener Verhältnisse zu entwerfen!

Marcus hat die Erzählung von Christi Geburt nicht: also weiß er nichts von einem übernatürlichen Vorgang, also ist die ganze Erzählung bei Lucas und Matthäus Erfindung, und die Aufgabe des Forschers beschränkt sich darauf, nachzuweisen, was dem Lucas und Matthäus behilflich sein mochte, eine solche „poetische Vorhalle" für Jesu Leben aufzurichten. Nun hält es gar nicht schwer für einen richtigen Forscher, jeden Stein dieser Vorhalle genau nach seiner Herkunft zu bezeichnen, und somit den ganzen Bau als einzig von Lucas und Matthäus ausgedacht und ersonnen darzustellen. Man führe nur die angeblichen Thatsachen auf ihre Idee zurück. Die Jungfrauengeburt findet sich der Idee nach ja schon bei Isaias 7, 14, wo zu lesen ist, daß „eine Jungfrau den Immanuel gebären mußte", sie findet sich bei dem „Jungfrau-Weib der Apokalypse" (12, 1) — Lukas brauchte diese Idee nur zu historisiren (Vorbilder für das Beiwerk einer Engelbotschaft gibt es ja ohnehin genug im Alten Testament!) — und ein beträchtlicher Theil der „poetischen Vorhalle" steht fix und fertig da. Für den noch restirenden Theil liefert ihm ein paulinisches Wort das nöthige Baumaterial. Paulus schrieb einmal den glücklichen Gedanken nieder, daß Gott seinen

Sohn sandte unter das Gesetz gethan (Gal. 4, 4) und aus dem Reichthum des göttlichen Wesens in die Armuth der Zeitlichkeit (2 Kor. 8): was ist nun klarer, als daß die Herberge der Armen, die Krippe der armen Hirten bei Lucas nur die praktische Verwerthung und plastische Ausmalung des paulinischen Gedankens sei? Ebenso hatte Lucas nur den ersteren Gedanken vor der Unterthänigkeit unter das Gesetz zu analysiren, und siehe da, die Vorhalle steht: a) vermöge der israelitischen Bestimmung muß er als Messias aus der Familie und Stadt Davids hervorgehen, also speziell aus Bethlehem (Luc. 2, 1—7); b) er kommt unter das Gesetz der Beschneidung (2, 21); c) unter das Gesetz des Opferns, daher er in den Tempel gebracht wird, „nach dem Gesetze Moses'" (2, 22—40); d) unter das Gesetz des eigenen Tempelbesuches, das den Israeliten vom zwölften Jahre an verpflichtete (2, 41—52; vgl. Marcus und die Synopse S. 41. 258, Jesus Nazarenus S. 34. 47. 48).

Ähnlich verfuhr Matthäus, um sich eine Kindheitsgeschichte zu construiren. Die Heidenwelt, die den Heiland zu suchen begann, und die Weissagung, daß die Könige von Saba kommen werden, um dem Gotteskönig zu huldigen unter Darbringung ihres Goldes und Weihrauches (Ps. 71, 10. 11. 15 und Is. 60, 6), reichte vollständig hin, ihm die Erzählung von der Ankunft der Magier zu inspiriren. Die Apokalypse aber, die 12, 1—5 das Messiaskind vom Drachen der Weltmacht auf den Tod verfolgt zeigte, brachte ihm den Gedanken bei vom Drachen Herodes, der ja allzeit seine Entthronung gefürchtet hat, deßhalb die eigenen Kinder erwürgen ließ und nun auch noch leicht die Rolle des Messiasverfolgers übernehmen konnte; die Flucht in's alte Asyl Israels, nach Ägypten, verstand sich von selbst; ebenso flieht er dann vor dem grausamen Nachfolger Archelaus, als dem neu erstandenen Drachen aus dem Gotteslande (Judäa) nach dem verborgenen Nazareth (J. N. S. 49).

Daß nun das alles gerade so sei, muß nach den angeführten Belegen jedem Leser einleuchten. Wäre aber ein Leser besonders hartköpfig, so braucht er nur noch zu erwägen, daß der vierte Erzähler, der an letzter Stelle schrieb, von dieser ganzen Kindheitsgeschichte wieder nichts erzählt. Das ist doch der klarste Beweis, daß ihm die ganze Jungfrauengeburt mit der Gnosis seiner Zeit „für eine Kinderei" gilt (J. N. S. 48). So gehen Blasphemie und seichteste Oberflächlichkeit Hand in Hand, und das nennt Herr Volkmar „rein geschichtliches Bestreben

und urkundlichen Boden!" Für jetzt nur eins: wie kommt es doch, daß die christlichen Zeitgenossen des Matthäus und Lucas sich etwas dem christlichen Bewußtsein so absolut Neues ruhig haben vorerzählen lassen?

Hat sich das kritische Genie in Beseitigung der Kindheitsgeschichte so glänzend bewährt, so ist nach dieser Musterleistung es eine bare Kleinigkeit, mit allen Erzählungen bei den drei Evangelisten aufzuräumen, respective sie als mißlungene Versuche nachzuweisen, die Lehrpoesie des Marcus drastischer und plastischer zu gestalten. Marcus sagt in seiner lehrhaften Weise: „er war in der Wüste 40 Tage und 40 Nächte und wurde versucht vom Satan und er war mit den Thieren und Engel dienten ihm" (1, 13). Mehr also wußte kein Mensch, und man konnte selbstverständlich auch nicht mehr wissen. Doch Lucas wollte diese Versuchung in der Wüste zum ersten „Werke" aufbauschen, das Jesus „voll des heiligen Geistes" vollbringt. Deßwegen mußte der kurze Zug des Marcus „zu einer stattlichen Geschichte aufgeführt werden". „Prosaisch genommen, oder als ein Geschehen für Jesu eigenes Leben hatte und hat der Zug „er war in Gesellschaft der Thiere" wenig Sinn; die Lebensgefährdung, die darin lag, mußte „versucherisch" angebracht werden: der Gottessohn dürfe sich selbst jeder Lebensgefahr aussetzen, in jede „stürzen". Die Engel aber, „die ihm dienten", können dabei ebenso versucherisch verheißen werden" (vgl. Luc. 4, 9. 10 und Ps. 90, 11). Damit haben wir schon die Entstehung der concreten Versuchungsgeschichte erklärt. Denn es ist ja zu einleuchtend, daß der Kritiker den Gedankengang des evangelischen Erzählers haarscharf getroffen hat. Ebenso leicht aber erklärt sich die Entstehung der Versuchung: „befiehl, daß diese Steine Brod werden". Sie „legt sich nahe vom Boden der Wüste aus, beim Blick auf den Steinboden, beim Gedanken der langen Tage der Einöde, also der Entbehrung in ihr, beim Reflex auf die doch zum Speisebringen bei Marcus bereitstehenden Engel", denn diese erinnern „mit Recht lebhaft an das Zudienen der Engel in der Wüste Israels mit dem Brod, das Ps. 78, 25 im griechischen Text ‚Engelbrod' heißt" (Marcus und die Synopse S. 56). In gleicher Weise finden wir heraus, wie Lucas die andere Versuchung „alles das will ich dir geben . . ." erdenken konnte. Denn die einzelnen Anschauungen, auf denen sie gegründet ist, kommen ja auch sonst in der Apokalypse, in den Paulusbriefen, bei Marcus und im 5. Buche Moses' vor. Es sind klar folgende: Satan ist der Herr dieser Welt, er thront

in den Lüften; von da aus kann man die Herrlichkeit der Welt überschauen; da schon Marcus die Idee hat, Christus sei schließlich emporgehoben, aufgenommen worden, und zudem in der Apokalypse ganz ähnlich gesagt ist: „und er erhob mich im Geiste auf einen großen und hohen Berg" (21, 10; vgl. 17, 3), so brauchte Lucas nur all das zusammenzubrauen und die Versuchungsgeschichte war fertig, das Wort der Überwindung ist ohnehin aus Moses (Deut. 6, 13) genommen. — Selbstverständlich darf nach dieser genialen Auslegung kein Leser mehr an ihrer unumstößlichen Wahrheit zweifeln oder gar nach Beweisen fragen. Die kritischen Erörterungen Herrn Volkmar's sind wie die Sonne, die durch ihr eigenes Licht leuchtet und ihre Lichtnatur bekundet und keines Beweises außer dem eigenen Dasein bedürftig oder fähig ist.

Ein anderes Beispiel dieser strengen Wissenschaft, „die alles hinwegschwemmt, was auf Sand gebaut ist" (Augsburger Allgem. Zeit. 1881, Beil. Nr. 252). Marcus erzählt die Jüngerberufung in der einfachsten und ganz summarischen Weise: Jesus sieht am Ufer des See's Tiberias Simon und Andreas, wie sie die Netze in den See auswerfen. Er spricht: folget mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen. Und sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm (1, 16—18). Lucas berichtet die Jüngerberufung ausführlicher, mit genauer Angabe einzelner Umstände. Wäre nun Lucas ein Profanschriftsteller, so würde kein Mensch zweifeln, daß er über den Vorgang Genaueres wußte, weil er eben einläßlicher darüber Bericht erstattet. Und es würde keinem Menschen einfallen, an dieser Voraussetzung zu rütteln, besonders da Lucas am Anfang seiner geschichtlichen Darstellung so geflissentlich und nachdrücklich betont: er habe sich nach den am meisten und einzig authentischen Quellen, die es geben kann, mit aller Genauigkeit umgesehen, er habe die Nachrichten und Erzählungen Anderer durch eben diese Nachforschungen bei den Augen- und Ohrenzeugen ergänzen und berichtigen wollen, um durch genaue Darlegung des Sachverhaltes jene unerschütterliche Gewißheit dem Leser zu bieten, die durch verschiedene in Umlauf gesetzte Darstellungen in etwa gefährdet scheinen konnte. So der Sinn und die Tragweite der an der Spitze des Lucas-Evangeliums stehenden Erklärung des Schriftstellers. Sprechen Herodot und Thucydides von angestellten Untersuchungen, so glaubt man ihnen; es fällt keinem bei, zu behaupten, sie hätten ihre Leser absichtlich täuschen und ihre Erdichtungen mit dem Schein historischer Wahrheit und gewissenhafter

Erforschung umgeben wollen. Berichten Livius, Nepos, Cicero, Cäsar Tacitus, Suetonius umständliche Thatsachen, so haben sie, bis ein recht triftiger Gegengrund erbracht wird, bei allen Forschern die Annahme für sich, daß sie als sachkundige Männer auf gute Information hin ihre Angaben bringen.

So hält es die Kritik mit heidnischen Profanschriftstellern. Wie aber geht man mit den Evangelisten um? Bei Lucas wird gleich von vornherein Erdichtung angenommen. Man höre nur Herrn Volkmar über die Lucas-Parallele zu der oben skizzirten Marcus-Erzählung: „Lucas' prosaisches Bedenken fand sich nicht darein, daß der erste Jüngerkreis diesergestalt berufen sei. Unmöglich, denkt der Chronik suchende Pauliner, kann Jesus beim ersten Begegnen die Jünger sofort berufen haben; unmöglich können sie sofort ihm gefolgt sein, ohne daß Etwas vorgegangen war, was sie überwältigte. Das Stück könne erst nach dem ersten Wunderthun in der Synagoge, wie im Haus und in der Stadt der Jünger, in Kapharnaum gefolgt sein .... An der neuen Stelle aber kann das Stück (so reflectirt Lucas weiter) auch ein Neues werden, und das große Wort an Petrus „ich will euch zu Menschenfischern machen", kann noch besser dahin explicirt werden: daß diese alten Apostel erst längere Zeit vergebens gefischt und erst auf besondere Anleitung Jesu die große Menge der Menschen haben fahen können. So entsteht der wunderbare Fischzug" (Marcus und die Synopse S. 81). Dergleichen kritische Manipulationen bringt Volkmar auf jeder Seite.

II.

Besonders ergiebig ist die Idee der Erneuerungen. Lucas mag sich noch so feierlich und ausdrücklich auf seine genauen Nachforschungen bei den Augen- und Ohrenzeugen berufen, und auf diese hin die unantastbare Gewißheit seines Berichtes in den Vordergrund stellen (1, 3. 4), Herr Volkmar straft ihn ungescheut auf jeder Seite Lügen. Erneuerung heißt das kritische Zauberwort, das alle über Marcus' Bericht hinausgehenden Erzählungen als Erfindungen ihrer Erzähler beweist. Marcus schreibt 1, 40—45 von einem Aussätzigen; also sind alle Stellen, in denen Lucas und Matthäus etwas von Aussätzigen berühren, Erneuerungen, d. h. Umdichtungen, Variationen des einen von Marcus gebotenen Thema's; so entstand Luc. 4, 27; 7, 22; 17, 11—19 und Matth. 11, 5. Zur Verbrämung seiner Darstellung nimmt

Lucas noch Rücksicht auf das Alte Testament, auf Naaman zu des Elisäus' Zeit und auf Isaias' Prophetie (35, 1—10).

Marcus 2, 1—13 berichtet die Heilung des Gichtbrüchigen, dem Jesus unter dem Murren der Pharisäer die Sünden nachläßt. Diese eine Erzählung hat nun Lucas nicht bloß an der Parallelstelle (5, 17 u. f.); sie muß ihm auch Material liefern für 7, 18 u. f. für die Erdichtung eines Gleichnisses 14, 13—21, und bringt ihm ebenso den Gedanken bei, in der Apostelgeschichte den Paulus durch die gleiche That zu verherrlichen, sie dem Petrus ebenfalls zuzuschreiben und zwar zu wiederholten Malen und überhaupt solche Heilungen als tagtägliche Erscheinungen der ersten Apostelzeit hinzustellen. So entstehen also aus Umdichtung von Marcus 2, 1—13: Apostelgesch. 3, 2 u. f. 8, 7; 9, 32 u. f. 14, 8 u. f.

Noch bunter treibt es Matthäus. Er „hat seine besondere Freude an der greiflichen sinnlichen Erfüllung des Jesu-Wortes, daß die Lahmen sich aufrichten sollen und kann nicht genug darauf hinweisen. Er thut dieß in doppelter Form: A) gibt er einzelnen Lahmen Heil: so 8, 5 u. f., 9, 1 u. f. Dann B) auch solchen insgemein (cap. 4. 11. 15. 21)".

Marcus beschreibt 2, 14—17 die Berufung des Levi und führt Jesu Wort an über die Berufung der Sünder. Dieses große Thema hat nun Lucas „mit großer didaktisch-poetischer Begabung" erneuert: er schildert Christum als den Freund der bußfertigen Zöllner (7, 29—35) und läßt zur Abwechslung auch eine Sünderin begnadigt werden (7, 36—50); denselben Gedanken kleidet er in die Parabel vom messianischen Mahle mit den Elenden (14, 1—24) und vom verlorenen Sohn (15, 1—32) und bringt schließlich noch als Variation des gleichen Thema's die Erzählung vom gerechtfertigten Zöllner (18, 9—14) und vom Erzzöllner Zachäus (19, 1—10). „In so vortrefflicher, reicher Variation (ruft da Herr Volkmar über seine eigene Erdichtung erstaunt aus) hat Lucas den bei Marcus berufenen Zöllner nach immer neuen Seiten hin dargestellt. Er ist 1) der Erste unter den Zöllnern, die Jesus berufen hat — er ist 2) der Bruder der Sünderin — er ist 3) der Führer der Elenden und Krüppel — 4) der verlorene Sohn — 5) der betende Zöllner — schließlich 6) der Erste der Zöllner, der nun der Reine oder Zachäus geworden ist. — Durch alle diese reiche, poetisch so hervorragende Ausführung hat Lucas das einfach große Marcus-Thema recht zu Tage gebracht" (vgl. Marcus und die Synopse S. 156—164).

Daran schließt sich Matthäus an, nur in seiner Weise etwas ummodelnd und einschränkend; so entstehen als Variationen bei Matthäus 11, 12—19; 18, 11; 21, 28—32; 22, 1—14.

Marcus erzählt 3, 1—6, wie Christus am Sabbath den Mann mit der verdorrten Hand heilte. Lucas hat an dieser Idee Gefallen; er bringt das Stück nicht bloß, er variirt es auch: denn die Heilung der gekrümmten Frau am Sabbath (Luc. 13, 10—17) und die Heilung des Wassersüchtigen am Sabbath (Luc. 14, 1—6) ist nur eine weitere Umschreibung des Lehrbildes bei Marcus, indem eben Lucas die zu Grunde liegende Idee noch durch besondere und mehrfache Abbilder recht zum Ausdruck bringen will.

Marcus schildert Christi Allgewalt plastisch durch die Stillung des Sturmes, durch Dämonenaustreibung, durch Überwindung heilloser Qual und des Todes selbst (4, 35—5, 43). Nach den voranstehenden Kritikproben weiß der Leser schon, daß nun alle Erzählungen bei Lucas, deren Grundgedanke irgendwie mit dem angeführten eine findbare Ähnlichkeit hat, als „Erneuerungen" von Lucas erdichtet worden sind. Lucas versichert zwar, alles genau erforscht zu haben; allein was kümmert das einen modernen Kritiker und sein „rein geschichtliches Bestreben"? Diese beigebrachten Beispiele, die sich sehr leicht verzehnfachen ließen (vgl. a. a. O. 208. 262. 269. 309. 314. 320. 326. 397. 405 u. s. f. u. s. f.) mögen hinreichen, um den recht wohlfeilen Weg zu kennzeichnen, der zu den „Resultaten" der kritisch geläuterten Wissenschaft führt.

Eines nur muß hier noch beigefügt werden. Es charakterisirt die bodenlose Willkür der Volkmar'schen Kritik von ihrem eigenen Standpunkte aus. Herr Volkmar nämlich stößt an mehr als einer Stelle das grundlegende Princip seiner ganzen Evangelienkritik selbst um, indem er annimmt: a) Lucas habe noch specielle und sichere Kunde aus der mündlichen Überlieferung gehabt (Marc. 108. 165); b) das Schweigen des Marcus und Johannes sei nicht immer auf Rechnung der Unkenntniß zu setzen oder als gewollte Verneinung der übergangenen Thatsachen auszulegen (a. a. O. S. 71; J. N. S. 92).

Diese beiden Sätze enthalten für Jeden selbstverständliche Wahrheiten. Daß also Herr Volkmar dem gesunden Menschenverstande diesen Tribut entrichtet, ist sicherlich kein Verdienst. Aber unbegreiflich ist, wie ein Kritiker diese Sätze annehmen und aussprechen kann und dann trotzdem mit souveräner Sicherheit und Ungenirtheit die von Lucas berichteten Thatsachen in der oben skizzirten Art als Ausspinnungen und Ge-

dankenspiele des Lucas hinstellt; warum? weil in Marcus alles, was man über Christus wissen kann, beschlossen und enthalten ist, weil Schweigen soviel als directe Läugnung ist (vgl. z. B. Marcus und die Syn. S. 45. 60. 234. 245. 252. 523). Und doch ist bei der summarischen Erzählungsweise des Marcus und in Anbetracht der mehr als dreijährigen Wirksamkeit Christi das Gegentheil so sonnenklar, daß selbst Volkmar schreibt z. B. zu Marc. 1, 31: „in wieviel andern (sic!) Familien ist er noch eingetreten mit seinem Licht und seiner Kraft, die so mannigfach auch äußerlich wirkte, wie oft auch rein geistige Fieberzustände der Verzweiflung oder Verbitterung hebend, und wie manche andere Frauen, Schwestern, Mütter, Wittwen, von Schwachheiten aufrichtend zum frohen Dienen in Haus und Gemeinde!" Gut; aber welch Hirngespinnst und welche Absurdität ist dann, Herr Volkmar, in Kraft dieser Ihrer eigenen Worte, Ihre Theorie der „Erneuerungen"? Und solchen Firlefanz nennen Sie „urkundlichen Boden"? Was man doch Ihrem gebildeten Leserkreise bieten darf?!

III.

Ja, was man einem Theil der „Gebildeten" bieten darf, zeigt diese Kritik in dem Unmaße von Hohn und Spott, der mit ekelhafter Frivolität über die Evangelisten ausgeschüttet wird. Man verdreht deren Worte, legt sie falsch aus, um dann über Unsinn und Tollheit der Evangelisten sich nach Harlequinsart lustig zu machen. Einige Beispiele mögen die Wahrheit dieser unserer Anklage beweisen und darthun, daß diese Kritik den Worten der Evangelisten gegenüber nicht einmal jenen Grad von Anstand beobachtet, den man in einer bürgerlichen Gesellschaft nie vermißt.

Nach Matthäus kann Johannes, obgleich im Gefängniß, dennoch mit seinen Jüngern verkehren. Was sieht nun unser Kritiker in dieser Möglichkeit? „Durchgreifenden Widersinn." Warum? Antwort: „Im und von einem Gefängniß aus, das keine bloße Maskerade wäre, ist der Verkehr mit den Jüngern einfach unmöglich." Kritischer Machtspruch, um dem Evangelisten „durchgreifenden Widersinn" vorwerfen zu können. Aber der „Widersinn" sitzt beim Kritiker; man denke nur an Paulus im Gefängniß zu Cäsarea (Apostelg. 24, 23) — und wo in aller Welt hat denn Herr Volkmar gefunden, daß ein Verkehr mit Gefangenen bei den Alten „einfach unmöglich" sei (vgl. Marc. und die Syn. S. 74)?

Christus sagt (Matth. 8, 4) dem geheilten Aussätzigen: sag' es Niemanden. Dieses Verbot setzt die im Verborgenen geschehene Heilung voraus. Bei einem Profanschriftsteller würde sich auch eine solche Erklärung von selbst verstehen. Da wir aber einen Evangelisten vor uns haben, so muß ihm heller Unsinn untergelegt werden; der Kritiker schreibt: „Aber wo stehen wir denn? Der Heilbringer ist von ganzen Haufen umgeben, ja von der ganzen Welt Palästina's (4, 23—25) und er gebietet dem inmitten davon Geheilten, die Sache geheimzuhalten? Das ist Widersinn, sieht Jeder. Matthäus hat hier (vor lauter Freude über des Gesetzes Preis) gedankenlos einen fremden Grundtext nachgeschrieben" (l. c. 117). Nein, der Kritiker wirft ebenso gedankenlos als böswillig zusammen, was der Natur der Sache nach getrennt ist; oder muß Matth. 8, 2 im selben Moment stattfinden, den 8, 1 anzeigt? Matthäus reiht nach anderen Gesichtspunkten als denen einer ununterbrochenen Zeitabfolge aneinander.

Matthäus schreibt: Johannes-Jünger kamen zu Jesu, sprechend: „Warum fasten wir, deine Jünger aber fasten nicht" (9, 14)? Die Frage ist nach hebraisirender Weise in syntaktischer Form parataktisch gegeben, anstatt, was uns näher liegt: Warum fasten deine Jünger nicht, während (da) doch wir und die Pharisäer fasten? Der Kritiker fingirt krasse Unkenntniß der ersten Elemente hebraisirender Diction, um Matthäus verhöhnen zu können. Er schreibt: „Das ist zu einfach oder gedankenlos. Wie, es fragen Welche: ‚Warum fasten wir?' Das wissen sie ja wohl selbst am besten" (l. c. 189).

In der Erzählung des Matthäus über das Ährenraufen der Jünger am Sabbath (12, 1—8) weiß er alles zu bemängeln und in's Lächerliche zu ziehen; gleich „die erste Ergänzung (die zur Marcus-Erzählung hinzukommt) ist unglücklich, von dem Thun der Tempelpriester am Sabbath hergenommen. Die Priester thun ja ihr pflichtiges Geschäft im Tempel; ist es ein Geschäft, gar Pflicht, Ähren zu essen?" Wie, versteht Herr Volkmar wirklich die gegen die Pharisäer gerichtete Spitze des Beweises nicht? Ist er so beschränkt? Nein, er will höhnen. „Wie gar ist der Zug bei Matthäus: ‚Hier ist noch mehr als der Tempel,' bei ihm selbst nur irgend unterzubringen? Jesus sollte jemals so einherstolzirt sein, sich als etwas Heiligeres zu erklären als das Heiligthum? Und wenn doch, so ist ja auch bei Matthäus durch nichts vorher angedeutet, wie die ‚Gegner' dergleichen nur hätten verstehen, geschweige denn glauben sollen! Mat-

thäus spricht in seinem Eifer ‚ein großes Wort gelassen aus.'" Das freilich paßte für den sündigen Nazarener, den Volkmar sich fingirt. Aber bei Matthäus ist Jesus der Sohn des Allerhöchsten, der sich durch zahlreiche Wunder schon als Gottgesandten bewiesen hat. Um Matthäus verspotten zu können, vergißt der Kritiker dessen ganze Erzählung von Kap. 1—12. „Es geht viel zu weit; daß die Jünger vor Christus, als ihrem Heiligthum, alles Mögliche wider das Gesetz thun dürften, weil die Priester in dem Tempel gegen das Gesetz handeln dürfen!" Wo ist da eine Spur von Logik? Ist Ährenraufen, das unschuldige, durch kein Gesetz, sondern nur durch kleinliche pharisäische Menschensatzung verbotene Ährenraufen = alles Mögliche wider das Gesetz erlauben? Wie bornirte Leser muß sich doch Herr Volkmar vorstellen? Der angeführte Text: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer," paßt erst recht nicht. „War es denn Barmherzigkeit, oder auch nur Liebe überhaupt, daß die Jünger die Ähren aßen? Und ist das Sabbathhalten mit ‚Opfer' zu bezeichnen? Wie die Faust auf's Auge paßt dieses Schlagwort zu dem Stück." So der feinfühlige Kritiker! Als ob der Text nicht, wie Jedermann einsieht, die von Gott geforderte Gesinnung der Liebe und Erbarmung bei den über Andere Urtheilenden beträfe! Und erst das Schlußwort der Erzählung: „Denn der Menschensohn ist auch Herr des Sabbaths." Da geifert Herr Volkmar: „Aber wenn das genügte, wozu dann noch ein weiteres Wort verlieren? Alles Frühere war dann müßig. Doch es ist wiederum zu viel gesagt. Kennen denn die Pharisäer Jesum als den Menschensohn? Und gibt es Matthäus selbst zu, daß der Messias über alles Gesetz hinaus sei? Im Gegentheil: er sei gekommen, es bis zum Kleinsten zu erfüllen. Matthäus ist hier durchaus im Widerstreit mit sich. Mit so viel er der Jünger Recht begründen will: Nichts trifft zum Ziel, Alles zu weit!" Nichts trifft zum Ziel — bei dieser Kritik.

Matthäus schreibt (12, 15. 16): „Jesus (die Anschläge der Pharisäer kennend) zog sich zurück und es folgten ihm Viele, und er heilte sie alle und befahl ihnen, ihn nicht offenbar zu machen," d. h. da die Juden ohnehin schon viel zu viel mit der Erwartung eines weltlichen Befreiers sich trugen, legte der Erlöser oft den Geheilten Stillschweigen auf, damit nicht in die leicht erregbaren Massen neuer Zündstoff geschleudert werde. Der Sinn des Sätzchens ist klar. Aber unser Kritiker wird darüber ganz ärgerlich. „Wie," ruft er aus, „er heilt alle, die ihm nachfolgen, also wirklich die ganzen Haufen? Das ist doch stark, mehr

als stark! Das geht ja noch über Lucas' Übertreibung! Aber was sollen wir sagen, wenn er den geheilten Haufen verbietet (ihn offenbar zu machen) in dem Sinne, sie sollten sein Heilwirken, das sie erfahren, nicht auskünden? Das geht über Alles hinaus, was denkbar ist ... Hier soll er alle Haufen selbst geheilt haben und doch soll er den Geheilten verbieten, das nicht kund werden zu lassen? Er ist in größtmöglicher Öffentlichkeit, und dabei wird geboten, ja nicht zu veröffentlichen? Widersinn sagt jeder aufrichtige Mann zu solchem Verbot." Herr Kritikus, sparen Sie doch Ihre wohlfeile Entrüstung und reflectiren Sie dafür ein Bischen auf Jesu Zeitverhältnisse und die irdischen Hoffnungen der Massen, denen durch Vermeidung des Aufsehens die Nahrung entzogen werden sollte! Doch der Kritikus liebt es, eine ganz merkwürdige Beschränktheit der Auffassung zur Schau zu stellen, um nur die Evangelisten verspotten zu können. Wenn Matthäus und Lucas erzählen: Christus sei mit seinen Jüngern im Hause des Matthäus zu Tische gewesen und die Pharisäer hätten das gesehen, so ist es für Herrn Volkmar unbegreiflich, wie die Pharisäer das hätten sehen können! Er sagt allen Ernstes (Marc. und die Syn. S. 166): „Aber es kehrt die Frage von Lucas her wieder: Wie nur in aller Welt haben die Pharisäer Jesum in dem Hause des Zöllners sehen sollen? Was hätten die Feinde Jesu in seinem Hause zu suchen und wie können die Verabscheuer der Zöllner in deren unreines Haus eintreten? Sehen sie zum Fenster hinein?" Darauf steht die Antwort bei Herrn Volkmar (l. c. S. 181): „Andere Leute würde man nicht bei Trost halten, wenn sie dergestalt fragten." Eine andere Antwort gibt derselbe Herr Volkmar S. 131: „So kann er (der Lehrer) von der Mitte des Atrium durch das Portal hin den Zug draußen sehen und das weitere Beginnen der Leute." Also getrost: Er weiß doch auf Seite 131, wie man allenfalls aus der Halle des Hauses hinaussehen kann! Muß man aber gerade, um zu erfahren, wer die Gäste sind, zum Fenster hineinsehen? Gibt es absolut kein anderes Mittel? Dem Herrn Volkmar in Zürich scheint das so. Vielleicht kann ein Züricher Leser das Räthsel lösen. — S. 311 kommt sein philologisches Gewissen in arge Noth. Matthäus nennt den Sturm σεισμός (ecce motus magnus factus est in mari), „es entstand ein Sturm im Meere". Guter Himmel, aber gar „ein Erdbeben im Meere"! Nur ruhig, Herr Volkmar: Wenn Plato im Timäus von σεισμὸς τοῦ σώματος (Erschütterung des Körpers) spricht, werden Sie da auch ausrufen: Aber, guter Plato, „Erdbeben des Leibes", welch ein Un-

sinn![1] — Christus heilt bei Matth. 12, 22 einen Blinden, der zugleich stumm war. Daß Jemand blind und stumm zugleich sein solle, ist für den Kritiker zu viel. „Ein Blinder (der von Marc. 8) und ein Stummer (der von Marc. 7, Luc. 11) in Einer Person! Ein verdoppeltes Wunder freilich, aber eine Carrikatur so arger Art, daß, wer so etwas in einem Apokryphum läse, ausriefe: Da sieht man, zu welchen Zerrbildern ein fortgesetztes Combiniren führt, oder wozu bei Späteren ein Wunder durch Weiterrollen aufschwellen kann."

Matthäus erzählt (14, 13): „Als nun Jesus das hörte, entwich er von da in einem Schifflein an einen öden Ort, in die Einsamkeit, und da es das Volk erfuhr, folgte es ihm zu Fuß nach aus den Städten." Die Sache ist einfach genug: Jesus fährt über den See Genesareth; das Volk geht zu Fuß dem Seeufer entlang nach der östlichen Seite des Sees. Doch Herr Volkmar erklärt: „Die Haufen folgten Jesu bei seiner Schiffahrt über's Meer ‚zu Fuß' nach: dem Schiffenden schlossen sie sich zu Fuß an. Eine Verkehrtheit" (S. 375). — Matthäus schreibt (15, 30. 31): „Da kam viel Volk zu ihm, das Stumme, Blinde, Lahme, Schwache und viele Andere bei sich hatte: und sie legten sie zu seinen Füßen und er heilte sie, so daß das Volk sich wunderte, da sie sahen, daß Stumme redeten, Lahme wandelten und Blinde sehend wurden." Der Kritiker bemerkt dazu: „Welche Scene gibt das, wenn da ganze Schaaren umherspazieren und springen! Und man *sieht* die Leute ‚reden', man sieht sie *sehen*? Roh ist auch das übereilige ἔρριψαν αὐτούς.. soll das auch bloß heißen: Man führte sie voll Eifer zu ihm!" Soll wohl witzig sein! Folgende Ausführung des Kritikers zu Matth. 16, 11 f. charakterisirt sich selbst hinlänglich: „Wenn die Jünger wirklich ‚den Sauerteig der Pharisäer' ohne Hilfe gar nicht verstehen, so viel nicht selbst sehen können, so ist von ihnen überhaupt keine Einsicht zu erwarten, die sie selbst erfaßt hätten. Es bedarf daher für sie (bei Matth. 16, 17 selbst), um in Jesus den Christus erkennen zu können, einer *unmittelbaren* Eingebung von Gott („der Vater hat es dir geoffenbart")! Dieß aber ernst genommen: Würde nicht die *ganze Erweisung vorher* gänzlich müßig werden? Durchgängig mißräth es dem Judenchristen (Matthäus), aus der Lehrpoesie des Marcus Prosa zu erpressen: an jedem Punkte verräth sich sein Verschlimmbessern" (l. c.

[1] Zur völligen Beruhigung des so zart besaiteten philologischen Gewissens sei noch bemerkt, daß der Meeressturm z. B. Jonas 1, 4 סער heißt und dieses Wort Jer. 23, 19 von der LXX mit σεισμός übersetzt ist.

S. 410). Bei Matth. 17, 24 — 18, 1 kommt Jesus mit seinen Jüngern nach Kapharnaum. Die Steuereinnehmer stellen die bekannte Forderung an Petrus, der gleich zusagt. Jesus bespricht sich hierauf mit Petrus. In derselben Stunde treten auch die übrigen Jünger zu Jesu, ihm eine Frage vorzulegen. Was kann einfacher und verständlicher sein? Doch was findet unser Kritiker? „Bei Matthäus findet sich hier ein furchtbares Durcheinander: 17, 24 kommen *sie*, also doch die Jünger und Jesus, also zusammen nach Kapharnaum; aber 17, 25 f. ist er mit Petrus allein (schrecklich, daß man mit Mehreren ankommen und später mit Einem allein sprechen soll!) und 18, 1 kommen erst die Jünger hinzu. So geht es dem Prosaisirer eines Lehrbildes" (S. 472). Sonderbar, unglaublich, daß die Jünger, die doch mit Jesus zum Thor einzogen, ihn mit Petrus zuerst allein lassen und dann doch wieder zu ihm hinzutreten! In Zürich sind wohl alle, die mitsammen zum Thor einziehen, unablöslich aneinandergekettet! Hat der Kritikus dieses „furchtbare Durcheinander" bei Matthäus entdeckt, so wundern wir uns auch nicht mehr über die Leistung seines Scharfsinnes, die er gleich darauf bei Gelegenheit der Mahnung Jesu, wie ein Kind zu werden, zu Markte bringt; eine solche Mahnung ist ein „durchaus unglücklicher" Gedanke. Warum? „Die Forderung, wie ein Kind zu werden, *kann* dergestalt Niemand erfüllen, und man *dürfte* es gar nicht! Man soll nicht so eigensinnig und habsüchtig und unverständig werden; selbst das wäre eine unmögliche Forderung, so ‚unschuldig' zu werden! Und der einzige Sinn, in dem man fordern könnte, wie ein Kind zu *bleiben*, sein ganzes Leben lang, ‚so rücksichtslos, so unbefangen, so naiv wahr', ist von Matthäus nicht gewollt (herrliche Kritik, einen vernünftigen Sinn hat Matthäus nicht gewollt!). Matthäus reduzirt das allzuweit Ausgesprochene selbst: man solle sich nur *demüthigen* wie ein Kind; aber das ist wieder eine Confusion; Kinder demüthigen sich nicht! Sondern es könnte nur gefordert werden, daß wir uns so *klein achten* sollen, wie sie *sind*. Schon an sich also ist dieß Ganze dieser Umbildung von Marc. 10, 16 eine Verkehrtheit" (S. 473). Aber mit der Zeit kommt Rath, selbst bei einem Kritiker. Was Volkmar auf S. 473 noch nicht begriff, das weiß er doch erträglich gut elf Seiten später; S. 484: „Die Kindesgesinnung wird als die wahre Glaubensverfassung zum Princip erhoben;" und S. 485: „Allen denen, die Kinder sind in geistiger Wahrheit, allen denen, die so sind, wie Kinder: sich so hilfsbedürftig erkennen, so völlig auf Gnadengaben gerichtet; nur solchen, die wie das Kind zum

Vater stehen bei dessen Gabe, kann die höchste Vatergabe, das Gottesreich werden." Herr Volkmar, was ist das anders, als sich demüthigen, werden wie ein Kind? Wo ist also die „Confusion", die „Verkehrtheit, unglückliche Weiterführung"?

Doch eilen wir für dieses Mal dem Ende zu. Der Leser sieht an den wenigen Beispielen, wie diese Kritik entstellt, um schmähen zu können, und oft entstellt in widerlichster Weise; so z. B. wenn unser Kritiker frägt: „Wie, dieses ‚Du' ist dem Judas (beim letzten Abendmahl) laut zugedonnert und doch wird er nicht fortgewiesen" (S. 569)? oder wenn Matthäus verhöhnt wird, weil er sage, Christus habe sich aus der Wüste nach Galiläa zurückgezogen (S. 74); wer zieht sich denn aus der Einsamkeit in ein bewohntes Land zurück? Ganz gut; soviel Verstand hatte auch Matthäus; nur der Kritiker will von den bei Johannes befindlichen Angaben nichts wissen, daß Jesus nach Taufe und Versuchung längere Zeit neben dem Täufer in Judäa öffentlich gewirkt habe, und so zieht er sich (Matth. 4, 12) auf die Kunde von des Täufers Gefangennehmung in der That nach Galiläa zurück als an eine im Vergleich zu Judäa einsame und ruhigere und sichere Gegend. Freilich, nähme der Kritiker die Angaben aller Evangelisten in vernünftiger Weise zusammen, könnte er nicht spotten.

Ein echter Evangelienstürmer muß sich natürlich auch ereifern, daß in den Evangelien das Fasten und der Cölibat empfohlen sei. In Betreff des ersteren hat Lucas „unglücklicherweise die kurze drastische Angabe des Marcus nach den 40 Tagen erweitert, die Moses in der Einsamkeit zubrachte; Lucas läßt nun auch Jesus in diesen 40 Tagen nichts essen und Matthäus folgt dem Bildner der Halbgottheit Jesu... Phantasie-Gebilde des zweiten Jahrhunderts" (Jesus Naz. S. 100)! Und anderswo jammert Herr Volkmar: „Lucas hat einen unglücklichen Zug dazu, den Aposteln eine Ascese als besondere Auszeichnung vorzuschreiben ... er ist damit auf dem Wege zu den späteren Heiligenabbildungen" (Marc. und die Syn. S. 352). Ärgerlich und überaus verdrießlich ist unserm Kritikus die Empfehlung der Jungfräulichkeit bei Matth. 19, 11. 12. Aber trotzdem bringt er es nur zu folgender lendenlahmen Kritik: „Die Änderungen des Matthäus sind durchaus corrupt. Es ist undenkbar und ein Aberwitz, daß Jesus das consilium (Rath) gegeben habe, ein eunuchus zu werden, wenn auch nur in dem Sinne des παρθένος (virgo, Jungfrau) der Apokalypse: a) der Mann, der die Ehe von Gott selbst eingesetzt erklärte, so als heilig, kann sie

hinterher nicht als vom Bösen erklären, kann sie nicht entheiligen; b) der Mann, der die Kinder segnet, kann nicht die Ehe ungesegnet lassen. Der Judenchrist Matthäus ist hiebei ein so einseitiger Ebionit, wie Joh. Apok." (Marc. und die Syn. S. 483). Ja auch der Apostel Paulus wird von unserem Kritiker scharf angelassen, daß er es wagt, geradezu zu sagen: „Es ist besser, nicht heirathen, als heirathen." Und schließlich versteht sich Herr Volkmar zu dem Erklärungsgrunde: „Zu dieser krankhaften Ehe-Mißkennung hat vielleicht auch seine eigene kränkliche Leibesbeschaffenheit beigetragen" (Jesus Naz. S. 76). Er verschweigt nur, daß Paulus den wahren Grund, warum die Jungfräulichkeit besser sei, ganz klar und deutlich vorlegt (1 Kor. 7, 32—35): die größere Leichtigkeit, Gott ungetheilt zu dienen. Die Jungfräulichkeit empfehlen heißt unserem scharfsinnigen Kritiker soviel als die göttliche Eheeinsetzung läugnen, die Ehestiftung und die Heiligung der Ehe beseitigen (Jesus Naz. S. 77). Und die Sache ist doch so einfach: Wenn ich sage, 1000 Mark sind mehr (besser) als 100, so sage ich doch nicht: 100 Mark sind ein reines Nichts, ein werthloses Zeug. Kann Herr Volkmar das wirklich nicht verstehen?

Doch genug von den Früchten dieses „unermüdlichen Forschertriebes", der in so frivoler Weise die ehrwürdigste Urkunde des Christenthums zum elendesten Fabelwerke, die Evangelisten zu stümperhaften Dichterlingen herabsetzt. Und eine solche Bibelkritik wagt die Augsburger Allgemeine Zeitung „dem deutschen Volke" lobpreisend zu empfehlen? Was ist das Christenthum, wenn Christus nicht Gott, sondern bloß ein durch künstliche Fabeleien verherrlichter Mensch war? Es ist unverantwortlich, so an dem christlichen Glauben des deutschen Volkes zu rütteln, bloß um für einen ungläubigen Züricher Professor Reclame zu machen!

J. Knabenbauer S. J.

Recensionen.

Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes. Von Dr. **Ferdinand Probst,** o. ö. Professor der Theologie an der Universität Breslau. Mit bischöflicher Approbation. Kl. 8°. 184 S. Breslau, G. P. Aderholz'sche Buchhandlung, 1881. Preis: *M.* 2.

Der durch mannigfache liturgische Werke rühmlichst bekannte Verfasser hat in vorliegendem Büchlein ein Meisterstück gedrängter Zusammenstellung der bei den pastoralen Handlungen des Priesters auftauchenden Fälle geliefert. In einfacher, aber fließender Sprache macht er den Leser bekannt mit den bei Verwaltung der heiligen Sacramente und Feier des heiligen Meßopfers maßgebenden dogmatischen und moraltheologischen Principien und den bei jenen priesterlichen Functionen wesentlichen Stücken; zugleich weiß er durch eine kurze, lichtvolle Darstellung der historischen Seite dieser sacramentalen Handlungen die ganze Behandlung um so anziehender und lehrreicher zu machen. Der vom hochw. Verfasser bezeichnete Zweck: „Studirenden der Theologie die Grundlage für spätere Studien zu geben", dürfte nach dem, was das Büchlein thatsächlich gibt, unbedingt dahin erweitert werden, auch selbst für spätere Zeiten eine Recapitulation und bündige Zusammenfassung des Erlernten zu bieten. Eine solche ist gerade dann oftmals sehr erwünscht, und sie liegt hier vor, jedenfalls nicht weniger, als eine Anleitung für Anfänger; denn gerade *nach* gründlicherem Studium wird ein Theologe die meist knapp gehaltenen Angaben erst ihrem vollen Inhalte nach zu schätzen wissen.

Natürlich kann ein kurzes Resumé, wie vorliegendes Schriftchen es bringt, ein ausführliches Werk zu eingehenderem Studium nicht ersetzen; das lag auch nicht in des Verfassers Absicht. Darum, glauben wir, ist es auch weniger hoch anzuschlagen, wenn man hier und da Ausdrücken begegnet, welche einen nicht eingeweihten Leser zu minder exacter Auffassung der jeweiligen Lehrpunkte zu veranlassen im Stande wären. Jedoch erlauben wir uns, der Sache selber wegen, auf Einiges aufmerksam zu machen.

Die Ausdrucksweise S. 5 behufs der zweifellosen Gültigkeit der Sacramente: „wenn man die Form *alsbald nach* der Application der Materie auszusprechen anfängt", möchte besser lauten: „alsbald nach *Beginn* der Application der Materie". — Daß beim Bußsacramente die interpretative Intention beim Sterbenden genüge (S. 9), bedürfte wohl sehr der Erläuterung. — Wenn S. 17 hinsichtlich der Taufe der foetus abortivi die ganze

Anweisung ungefähr mit den Worten der römischen Index-Congregation aus dem 17. Jahrhundert abgemacht wird, welche an sich auf dem damaligen Stande der Wissenschaft fußen, so wäre jetzt wohl eine recht weite Interpretation derselben nicht überflüssig. — Daß dem Priester nicht gestattet sei, in gewissen Fällen (S. 20) selbst die Taufe zu ertheilen, müßte (zweifelsohne auch im Sinne des Verfassers) dahin beschränkt werden, daß eine andere zuverlässige Person zur Hand sei. — S. 49 wird die zur Absolution oder Taufe eines Sterbenden erforderliche Unterbrechung der heiligen Messe bis gegen eine Stunde als statthaft erklärt; ich denke, auch länger zu unterbrechen, resp. abzubrechen, ist pflichtgemäß, nämlich so lange es nothwendig ist. — Wenn S. 51 Taubstumme, die zugleich blind sind, von der Zulassung zur heiligen Eucharistie ausgeschlossen zu werden scheinen, so ist es wohl am Platze, auf den interessanten dießbezüglichen Passus aus der Pastoralmedicin von Dr. v. Olfers (S. 116) aufmerksam zu machen, aus dem hervorgeht, daß man heutzutage selbst Taubstummblinden zu einem hinlänglichen Unterrichte zu verhelfen versteht. — Hinsichtlich des Binirens läßt ein Einblick in die Instruction der Propaganda, welche in der Zeitschrift Acta S^ae Sedis, vol. VI. p. 545 sqq., mitgetheilt wird, die Angaben des Verfassers S. 61 auf 62 zu streng erscheinen. — S. 63 u. 178 ist dem Verfasser das Decret vom 23. Juli 1868 entgangen, nach welchem auch unmittelbar vor oder nach der Todtenmesse in schwarzen Paramenten die heilige Communion gereicht werden darf. — S. 68 wird Sanchez als der einzige Auctor angeführt, welcher Unvollkommenheiten aus dem Gebiete der genügenden Absolutionsmaterie ausschließe. Das muß auf einem Mißverständnisse beruhen; Unvollkommenheiten, die nicht bis zur eigentlichen Sünde reichen (und nur die werden streng genommen Unvollkommenheiten genannt), schließen Alle aus; Unvollkommenheiten aber, welche wirklich Sünden sind, schließt auch Sanchez nicht aus. — S. 72 heißt es bloß, die probablere Meinung sei, daß die Reue der Lossprechung vorangehen müsse; es ist jedenfalls eine sichere theologische Wahrheit, daß eine erst nachfolgende Reue für das Sacrament der Buße und sein Zustandekommen nichts mehr nützt. — Die Erklärung S. 74 von der occasio in esse und S. 111 über quasi-domicilium könnte eine etwas unrichtige Auffassung veranlassen, deßgleichen der Ausdruck S. 85, der besagt, daß die Absolution nichtig sei, wenn der Beichtvater gar keine Sünde verstanden habe.

Bei Vorlage eines anderen Gegenstandes würden wir auf ähnliche Ausstellungen nicht näher eingegangen sein; kann es doch kleinlich scheinen, sich in Aufzählung solcher Differenzpunkte zu ergehen. Allein da in dem hier zur Sprache gebrachten Stoffe Alles von so unberechenbarer Wichtigkeit ist und so unmittelbar in das ewige Heil eingreifen kann, so glauben wir, durch vorstehende Angaben nicht den Vorwurf der Unbescheidenheit auf uns zu laden, besonders da wir im Ganzen die volle Anerkennung des Werkchens aussprechen müssen und hier aus ganzem Herzen wiederholen.

A. Lehmkuhl S. J.

Institutiones Metaphysicae specialis, auctore P. *Ludovico de San* S. J., in Coll. Lovaniensi S. J. olim Philosophiae, nunc Theologiae dogmaticae lectore. Tom. I. Cosmologia. Pars prima. p. 606. Lovanii 1881. Preis: *M.* 6.

Wir haben zwar nur den erſten Theil der Kosmologie in vorſtehendem Bande; da aber ſchon vielſeitig auf dieſes Werk aufmerkſam gemacht wurde und das Erſcheinen des zweiten Theils ſich zu verzögern ſcheint, ſo wollen wir unſern Leſern eine Beſprechung dieſer trefflichen Leiſtung nicht länger vorenthalten. — Der erſte Band behandelt Fragen, welche für die geſammte Metaphyſik von grundlegender Bedeutung ſind; das Weſen der körperlichen Dinge und die mit dieſem Weſen in näherer Beziehung ſtehenden Eigenſchaften und Verhältniſſe.

Der Verfaſſer wendet ſich zuerſt gegen die Alleins-Lehre, inſofern ſie ſich als Pantheismus darſtellt. Die verſchiedenen Syſteme (Pantheismus Indicus, Schola Eleatica, Panth. hylozoisticus Stoicorum, P. idealis Neoplatonicorum; ferner die Lehren der Scotus Erigena, Amalrich von Chartres, David von Dinant, Giordano Bruno, Jakob Böhme; der Spinozismus, der transſcendentale Pantheismus Fichte's, Schellings und Hegels) gelangen zu überſichtlicher Darſtellung und zu ebenſo gründlicher als allſeitiger Widerlegung. Für Nichtdeutſche iſt es keine kleine Mühe, ſich in das Verſtändniß unſerer verſchwommenen „großen Denker" hineinzuarbeiten; wir dürfen dem P. de San das Zeugniß geben, daß ihm dieſes hinſichtlich der pantheiſtiſchen deutſchen Trias vollſtändig gelungen iſt.

Die Frage über die Constitutio corporum beginnt eine der empiriſchen Wiſſenſchaft entnommene Grundlegung (totius hujus indaginis fundamentum empiricum est) mit der Aufzählung der facta chemica, chemico-physica und teleologica. Die letzteren ſcheinen uns etwas zu kurz bedacht, denn acht Zeilen für die ganze teleologiſche Frage iſt zu wenig. Keine Frage iſt für die geſammte naturphiloſophiſche Auffaſſung ſo wichtig; war ſie immer eine brennende, ſo iſt ſie heute eine glühende. Während atheiſtiſche Atomiſten die Zweckſtrebigkeit ſchlechthin wegläugnen, wollen gottgläubige Atomiſten dieſelbe nicht den Dingen eingepflanzt anerkennen, ſondern verlegen ſie aus Reſpect vor der mechaniſchen Naturerklärung mit Stumpf und Stiel unmittelbar in Gott. Schon Ariſtoteles erinnerte wiederholt (namentlich l. I. de partibus animalium, c. 1. 640. b. 4) daran, daß die Vernachläſſigung der Zweckurſache zu der Minimalphiloſophie hinleite und daß das τὸ εὖ καὶ τὸ καλῶς in den Dingen einer Erklärung bedürfe, welche von keinem Minimalphiloſophen geboten werde. Im 17. Jahrhundert hatte u. A. Cudworth (System. intell. ed. Mosh., p. 162. § 7) es als eigenen Vorzug der peripatetiſchen Philoſophie hingeſtellt, daß ſie das, was in den Dingen τὸ εὖ καὶ καλῶς ſei, erkläre, während die „materiani" dazu außer Stande ſeien. In unſerer Zeit endlich iſt gleichfalls oft genug (von Trendelenburg, Freiherr v. Hertling, Alb. Wigand, von dieſer Zeitſchrift, Bd. IX. S. 158. 418. 422; Bd. XI. S. 492) auf die Bedeutſamkeit der Zweckurſachen hingewieſen worden.

Hinsichtlich der aus der Physik und Chemie beigebrachten Thatsachen glauben wir, der Verfasser stelle als bewiesen hin, was nur eine Hypothese ist, wenn er sagt: „Ex disciplinis physicis manifeste constat ... inter duas quaslibet moleculas corporum atmosphaeras aethereas interjectas esse“ (p. 126). Wir stimmen aber dem Verfasser vollständig darin bei, daß eine derartige discretio corporum mit dem hylomorphischen System wohl vereinbar sei. — Wie durch das ganze Buch, so besonders in der Darlegung und Discussion der verschiedenen Systeme de constitutione corporum bekundet sich der Verfasser als scharfer, selbständiger Denker. Mit Recht hebt er (p. 167) hervor, daß Leibniz himmelweit vom peripatetischen System entfernt war.

In der heiklen Frage über das Verbleiben der chemisch-einfachen Stoffe in der chemischen Zusammensetzung (p. 182) dürften chemisch gebildete Leser vielleicht den Wunsch hegen, es möchte etwas genauer nachgewiesen sein, worin denn eigentlich die specifica mutatio virium bestehe, oder mit welchem Recht man sagen könne: „Operationes mixtorum specifice differunt ab operationibus simplicium“ (p. 185). Das wäre um so nothwendiger gewesen, als die meisten Chemiker eher der gegentheiligen Überzeugung zuneigen. — Aus dem folgenden Abschnitt heben wir anerkennend hervor, daß der Verfasser für die formelle Existenz der qualitates sensibiles (Licht, Farbe u. s. f.) a parte rei eintritt (p. 333). Die Behandlung der Relationen (p. 369—376) ist meisterhaft.

Weniger befriedigt uns die Behandlung des Raumes und der Zeit. Bezüglich des Raumes ignorirt der Verfasser den unbegrenzten Raum, wie er vor Erschaffung der Welt war und auch jetzt noch über die letzten Sterne hinaus in's Unendliche geht, und beehrt nur (p. 481) einen bestimmten, begrenzten Raum mit diesem Namen. Das ist freilich aristotelisch. Aristoteles hat in der Raum- und Zeitlehre, gegenüber den irrigen Ansichten seiner Vorgänger, die Speculation auf den richtigen Weg geführt, war aber dabei stehen geblieben. Warum also die Gedanken folgender Jahrhunderte, welche den aristotelischen Ansatz in richtiger Consequenz weiterführten, wieder auf den Standpunkt des Aristoteles zurückdrängen?

Die beiden noch zu erwartenden Bände der Kosmologie sollen handeln: De prima causa efficiente mundi corporei, de necessitate creationis, de antiquitate mundi, de progressiva mundi evolutione, de variis systematibus cosmogonicis; de fine ultimo et perfectione mundi, de natura et causa, de constantia et necessitate legum naturae, de possibilitate, cognoscibilitate, vi probativa et criteriis miraculorum.

Es will uns aber bedünken, daß viele Fragen (z. B. an aeterna creatio possibilis fuerit, de mundi perfectione, de ultimo fine, de optimismo) besser am Ende der Theodicee zur Sprache kämen. Diese Fragen setzen eine reiche und ausführliche Darlegung des Gottesbegriffes voraus, wie derselbe nur in der Theodicee geboten wird. Aus demselben Grunde hätten wir auch den übrigens ausgezeichneten Tractat über den Pantheismus lieber hier als am Anfang der Kosmologie gesehen. In der Kosmologie ist die Alleins-

Lehre nicht unter dem Gesichtspunkt des Pantheismus, sondern allgemein unter dem des Monismus zu fassen.

Diese Bemerkungen beziehen sich hauptsächlich auf die Anordnung des Stoffes, also auf das Formale. — Sollen wir nun unser Gesammturtheil über P. de San zusammenfassen, so können wir in das Lob, welches ihm schon von vielen Seiten gespendet worden, durchaus einstimmen, daß man einen klaren Kopf, einen gründlichen Denker, selbständigen Gelehrten und ein wahres philosophisches Talent vor sich hat. Viele Partien des Buches sind, wie wir das theilweise schon oben bemerkt, mit wahrer Meisterschaft durchdacht und ausgeführt. Wir schließen mit dem Wunsch und der Hoffnung, die schwächliche Gesundheit werde dem Verfasser es nicht wehren, die noch übrigen Theile rasch folgen zu lassen, damit das philosophische Publikum bald an dem ganzen Werke sich erfreuen möge.

R. Bauer S. J.

Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie mit zahlreichen assyriologischen Beiträgen zur biblischen Länder- und Völkerkunde und einer Karte Babyloniens. Von Dr. **Friedr. Delitzsch**, Professor der Assyriologie an der Universität Leipzig. 8°. XI u. 346 S. Leipzig, Hinrichs, 1881. Preis: *M.* 20.

Mit diesem Buche löst der Verfasser ein seit Langem gegebenes Versprechen ein. Zunächst sei mit Befriedigung constatirt, daß ein eingehendes Studium der Bibel sowohl wie der einschlägigen Alterthümer in ihm die Überzeugung von dem durchaus concreten, keineswegs sagenhaften Charakter des fraglichen biblischen Abschnittes befestigt hat. „Aber trägt die biblische Erzählung von der Lage des Paradieses," so fragt er S. 44, „wirklich den ‚Charakter des Sagenhaften' (Dillmann)? Gibt sie wirklich nur eine ‚Sage' wieder, welche die in Wirklichkeit geographisch nicht mehr nachzuweisende Thatsache der Einheit der vier Ströme lediglich ‚versucht, zu reconstruiren' (Delitzsch)? Und sollte darum jenes Wort des Heidelberger Paulus dennoch Recht behalten: ‚Schade für die vergeblichen Nachtwachen, für die Denkmale des eisernen Menschenfleißes, welche über dem Scheinproblem, den Garten Eden geographisch zu bestimmen, verschwendet wurden!'? Wir antworten: Nein!"

Dr. Delitzschs Ansicht lautet dahin, daß wir das Paradies in der Gegend von Babylon zu suchen haben; dort finden sich Kusch und Chawilah, Euphrat und Tigris, aber auch Gichon und Pischon in den beiden, Schatt-en-Nil und Pallakopas genannten und mit den zwei Hauptströmen ungefähr parallel laufenden Kanälen. Dr. Delitzsch hat für diese, sicherlich durchaus discutirbare Ansicht mit großem Scharfsinn gar manches Beachtenswerthe beigebracht, freilich ohne sich jedesmal auch der Lücken in seiner Beweisführung klar bewußt zu werden. Wir geben im Folgenden einen gedrängten Überblick seines Beweismaterials und knüpfen dabei gelegentlich unsere Bemerkungen an.

Zunächst wird S. 45, in der Voraussetzung, daß der Ort, wo sich die Arche zu Anfang der Sündfluth befand, nicht allzu weit vom Paradiese ab-

gelegen war, die babylonische Ebene als eben dieser Ort statuirt. Und warum dieß? Der Ausgangspunkt der Arche mußte ein Tiefland gewesen sein, da sie gleich am ersten Tage der Fluth von den Wassern emporgehoben ward; und ein dem Ararat nahegelegenes Tiefland, da von großen Strecken, die der schwimmende Kasten zurückgelegt hätte, im Texte keine Andeutung ist; also war es das babylonische Tiefland. Gegen das Argument ist einfach zu erinnern, daß die heilige Schrift mit keiner Sylbe erwähnt, es sei die Arche schon am ersten Tage emporgehoben worden; daß wir, um zu beurtheilen, was die Katastrophe gleich am ersten Tage bewirken konnte, doch vorerst etwas genauer mit deren Charakter und Ursachen vertraut sein müßten; daß die Insassen der Arche, nach der ganzen Darstellung der Bibel, eher als der Schiffahrt unkundige Leute erscheinen und darum, bei dem gänzlichen Verschwinden aller Berggipfel, wohl kaum im Stande waren, sich von der Größe oder Geringheit der zurückgelegten Strecke einen Begriff zu machen.

Der östlichen Lage des Paradieses (S. 46) werden auch andere Ansichten gerecht, und seine Eigenschaft als eines wohlbewässerten Baumgartens weist nicht nothwendig auf die babylonische Ebene hin, selbst wenn man sich die Bewässerung als durch die Theilung des einen Paradiesstromes „in zahllose Bäche" verwirklicht vorstellt (S. 62).

Indessen, das sind auch nicht die Hauptgründe, welche Dr. Delitzsch für seine Ansicht in's Feld führt. Hauptgrund ist ihm vielmehr das Zutreffen aller das Paradies berührenden biblischen Angaben für Babylonien. Dort findet sich zunächst Kusch, nämlich die Tetrapolis des Kuschiten Nimrod (Babel, Erech, Akkad, Kalneh), aber auch das südlichere Sumer, d. h. Niederbabylonien, und Susiana (S. 51 ff.). Dort findet sich Chawilah, d. i. „die bis auf diesen Tag zu einem gewissen Theil Ard el-halat (Dünenland) genannte syrische Wüste, und zwar speciell ihr nordöstlicher, an den babylonischen Euphrat-Lauf angrenzender Theil"; das ist wenigstens „das weitaus Wahrscheinlichste, jedenfalls das Befriedigendste" (S. 59). Aber nach S. 243 und der Marschroute Assurbanipals trägt „die große syrisch-arabische Wüste, speciell deren nördlichster an den Euphrat grenzender Theil bis zum persischen Meer", doch wieder den keilschriftlichen Namen Mas, identisch mit dem biblischen Mescha (Gen. 10, 30), eben deßhalb aber von Chawilah (Gen. 10, 29) verschieden. Selbstverständlich gelten dem Verfasser die drei biblischen Chawilah als identisch, wobei 1 Kön. 15, 7 dem König Saul das schwere Stück einer Besiegung der Amalekiter „von Chawilah gen Schur" (S. 58), d. i. vom Euphrat bis zur ägyptischen Grenze zufällt. Auch mit den Producten des Landes Chawilah kommt Delitzsch aus. Denn die südbabylonische, freilich mit der eben entwickelten Fassung Chawilah's keineswegs sich deckende Landschaft Bit-Jakin erscheint in den Keilschrifttexten als ungemein goldreich; das Bdellium, falls es wirklich dem biblischen Bedolach entspricht, wird von Plinius als ein Erzeugniß Babyloniens (nicht Chawilah's) aufgeführt; und der Schohamstein — für diesen Fingerzeig sind wir Delitzsch zu Danke verpflichtet — erscheint in einem Keilschrifttexte „geradezu als

hauptsächlichstes Product der auch sonst durch ihre Edelsteine berühmten babylonischen Provinz Melucha", d. h. wiederum nicht Chawilah's, sondern Oberbabyloniens.

In den Keilinschriften sind uns noch weitere Überraschungen vorbehalten. Das Gebiet Babylons trägt u. A. den Namen Kardunies, „Hain, Park, Garten des Gottes Dunias" oder „des Herren der Länder", welcher Name semitisch Gandunias, abgekürzt Gindun lautet. Ehedem hatten Assyriologen dieses Gandunias einfachhin für sprachlich identisch mit dem biblischen Gan-Eden, d. i. Garten Eden oder Wonnegarten, erklärt. Dr. Delitzsch ist hier vorsichtiger (S. 64 ff. 133 ff.), er begnügt sich mit sachlicher Identität. Der „Gottesgarten" Gandunias entspricht nach ihm dem Paradiesgarten, so gut wie Babylons älteste Benennung Tintira, „Lebenshain". Wir kommen auf diese Benennungen weiter unten zurück.

Hinsichtlich des Gichon und Pischon macht der Verfasser zuerst die durchaus richtige, zudem auch keilschriftlich gesicherte Bemerkung, unter dem semitischen nahar könnten ebenso wohl Kanäle als eigentliche Ströme verstanden werden (S. 47 ff. 67 ff. 187 ff.)[1]. Sodann findet er den Namen des Gichon in der alten Benennung des Schatt-en-Nil Guganna, wogegen sprachlich kaum etwas zu erinnern ist. Den entsprechenden Namen des Pischon-Pallakopas, der etwa pisanu lauten müßte, hofft er in nicht allzu ferner Zukunft zu entdecken.

Also Euphrat, Tigris, Pallakopas und Schatt-en-Nil, das wären die vier Wasseradern Edens. An Bedenken fehlt es indessen nicht. Der Gichon soll nach der Bibel „das ganze Land Kusch durchfließen". Nähme man das asiatische Kusch im weitesten, oben angedeuteten Sinne, so wäre kaum zu ersehen, warum gerade für den Gichon jene Beziehung zum Lande Kusch hervorgehoben werde, da Kusch im weiteren Sinne ebenmäßig von allen vier Paradieseswassern durchflossen wird. Nimmt man aber Kusch im engeren Sinne der Nimrod'schen Tetrapolis (so der Verfasser S. 72), so fließt zwar der ganze Gichon im Lande Kusch, aber er durchfließt nicht das ganze Kusch. Denn der Schatt-en-Nil zweigt bei Babylon selbst, also nahezu einen Breitegrad südlich von Akkad, vom Euphrat ab und vereinigt sich mit demselben wiederum in der Gegend von Ur Kaschdim.

Das Paradies war nach der heiligen Schrift ein Garten in Eden, und so sieht sich denn auch Dr. Delitzsch veranlaßt, eine Bestimmung der Lage des Landes Eden zu versuchen. Er möchte darunter (S. 80) „den Theil Mesopotamiens etwa von Tekrit am Tigris und Ana am Euphrat an südwärts bis an das persische Meer", verstehen. Allein diese Annahme verträgt sich kaum mit dem Ausdrucke der Bibel, ein Strom sei von Eden ausgegangen, den Garten zu bewässern, und habe sich von dort in vier Wasserläufe getrennt. Wofern man das Ausgehen nicht gleich „entspringen" setzen

[1] Zu Gen. 2, 10 beachte man die Bemerkung S. 98, der Assyrer nenne auch den Ort, wo sich ein anderer Fluß oder Kanal von einem Strome abzweige, res nari, caput fluminis.

will, können die Worte einzig den Sinn haben, der Strom habe zuerst das Land Eden durchflossen, sei dann beim Verlassen desselben in den Garten eingetreten, der freilich selbst doch wieder zu Eden im weiteren Sinne rechnet, und habe sich von da, d. h. entweder von seinem Austritt aus dem Lande Eden oder vom Garten ab, getheilt. Das Land Eden wäre demgemäß jedenfalls nördlich vom Garten, also von Babylon, zu suchen.

Nach alledem hoffen wir, unsere Leser werden mit uns der Ansicht sein, daß auch nach dem Buche Dr. Delitzschs die Frage: Wo lag das Paradies? eine offene bleibt. Daß auch in Babylon selbst es an mannigfachen Erinnerungen an den Gottesgarten nicht fehlte, daß dort, wie leicht begreiflich, die Erinnerung sogar eine lebhaftere war, als anderwärts, darauf weisen Namen wie Guganna und Tintira unzweifelhaft hin. Ob aber diese Namen von Anfang an dort heimisch waren oder im Laufe der Jahrhunderte, bei Gelegenheit der Wanderung der Noachiden vom Ararat nach der Ebene Sinear, dahin übertragen wurden, bleibt immer noch unermittelt. Auch die Babylonier, ähnlich anderen Völkern des Alterthums, scheinen die wichtigsten urzeitlichen Ereignisse localisirt zu haben. Als der Ort, wohin nach ihrer Überlieferung die Götter den Sündfluth-Patriarchen entrückt hatten, wurde von ihnen (S. 174) das Mündungsgebiet des Euphrat und des Tigris bezeichnet. Daß unter dem biblischen Ararat geradezu der Nisir der babylonischen Überlieferung verstanden werden müsse, d. h. die Gebirgskette östlich vom unteren Zab, wird wohl zur Stunde kaum irgend Jemand behaupten; ebenso wenig, daß der Lebensbaum nothwendig eine Pinie oder Cypresse gewesen sein müsse (S. 91). Die babylonische, uns von Berosus vermittelte Überlieferung macht aus den zehn vorsündfluthlichen Patriarchen zehn aus verschiedenen Städten Babyloniens stammende Könige; sie läßt Noe mit einem ganzen Hofstaate in die Arche einsteigen. Alles in ihrer Überlieferung empfängt ein babylonisches Colorit: warum sollten sie nicht auch die Erinnerungen an den Wonnegarten des Paradieses auf die üppige Ebene Babylons übertragen und hier localisirt haben?

Die Erörterungen über die Lage des Paradieses bilden übrigens keineswegs den ausschließlichen Inhalt von Dr. Delitzschs Buch. Sie füllen nicht mehr als 94 Seiten desselben, während 70 weitere Seiten auf Anmerkungen und 165 auf Anhänge entfallen. Nicht wenige höchst werthvolle Aufschlüsse finden sich in diesen Anmerkungen und Anhängen.

Werthvoll sind manche dieser Aufschlüsse für die Geographie. Hatte man sich früher mehrfach auf die Beschränktheit der geographischen Kenntnisse der Hebräer berufen, so zeigt jetzt Delitzsch (S. 23 ff.) an der Hand der keilschriftlichen geographischen Verzeichnisse, wie gut man frühzeitig in Vorderasien über die Geographie der nächst angrenzenden Landstriche orientirt war. Sehr Lehrreiches wird S. 173 ff. über die Stromläufe des Euphrat und Tigris geboten, woraus hervorgeht, daß der persische Meerbusen in assyrischer Zeit sogar noch ein wenig nördlich über den jetzigen Zusammenfluß des Euphrat und Tigris hinaufreichte. Bagdad erscheint bereits um die Zeit König Tiglathpilesers I. unter der Namensform Bagdada. S. 260 f. wird das

biblische Rehoboth Ir (Gen. 10, 11) unter der Namensform rebit Nina mit großer Wahrscheinlichkeit als eine Vorstadt Ninive's nachgewiesen. Interessant ist ferner die in assyrischer Zeit erfolgte Übertragung der nichtsemitischen Namen Melucha und Makan für Ober- und Unterbabylonien, auf Äthiopien und Ägypten, die am Nillauf eine analoge Stellung wie jene am Euphratlauf inne hatten (S. 56. 129 ff. 137 ff.). Wichtiger aber als alle diese Einzelheiten, deren Zahl wir leicht vermehren könnten, scheint uns die sich aus den geographischen Anhängen des Buches allenthalben ergebende Übereinstimmung mit der biblischen Geographie[1].

Werthvoll sind ferner Dr. Delitzschs Beiträge zur Etymologie von Eigennamen. „Die bisher immer noch angenommene Abhängigkeit Israels von den religiösen Vorstellungen der Perser und Inder," bemerkt er mit vollem Recht S. V f., „wird durch meine Darlegung in ihrer stärksten Position erschüttert, wie andererseits die noch vor wenigen Jahren nicht geahnte allerinnigste Verkettung dieses Volkes mit Babylonien von Neuem in helles Licht gesetzt wird." Vgl. das S. 95 ff. über die Benennung παράδεισος, das S. 112 ff. über angebliche Berührungspunkte mit eranischer Mythologie und das S. 150 ff. über die Cherubim Gesagte[2].

---

[1] Wir glauben doch nicht alle Bedenken gegen die hier gelobten „Aufschlüsse für Geographie" unterdrücken zu sollen. Was Bagdad betrifft, so wurde diese Stadt vom Chalifen Al-Mansûr im Jahre 762 n. Chr. gegründet und war von da an die Hauptstadt der Chalifen. Die Ansicht, daß der Keilschriftname Hudadu Bagdadu zu lesen und mit dem modernen Bagdad zu identificiren sei, ist schon vor Delitzsch aufgestellt, dann aber, und wie uns bedünken will, mit vollem Recht, wieder aufgegeben worden. Die gewöhnlich angeführten Gründe und die willige Annahme derselben rechtfertigen in unsern Augen noch nicht diese gewünschte Identificirung. Die oftmalige Versetzung von Melucha und Makan scheint noch nicht zum Abschlusse gelangt zu sein; man denke nur an all die Länder, wohin es versetzt wurde: Libyen, Äthiopien, Oberägypten, die Halbinsel Sinai, Arabien, südliches Babylonien und jetzt schon das nördliche Babylonien. Der Strom der Forschungen wird es wohl noch weiter befördern, wenn es überhaupt je gefunden werden kann. Solche schwankenden Erklärungen desselben Wortes müssen gewaltige Zweifel über die Resultate der Assyriologie in den Augen Fernstehender erregen. Siehe oben S. 230. (A. d. R.)

[2] Hinsichtlich der Ezechielischen Theophanie vgl. folgende, S. 150 f. erwähnte Darstellung eines babylonischen Cylinders: „Auf einem wundersamen Schiffe, dessen Vorder- und Hintertheil in je eine sitzende lebendige Menschengestalt ausläuft, stehen, die Rücken gegen einander gekehrt, das menschenförmige Antlitz aber nach vorn dem Beschauer zugewendet, zwei geflügelte Stiere, deren Stellung auf zwei andere entsprechende für die Rückseite schließen läßt; auf dem Rücken dieser vier Stiere ruht eine Fläche, und auf dieser erhebt sich ein Thron, auf welchem die Gottheit sitzt, bärtig, mit einem langen Gewande bekleidet, die Tiara auf dem Haupte, in der Rechten, wie es scheint, ein Scepter und einen Ring; hinter dem Thron aber steht ein ebenfalls in ein lang niederwallendes Gewand gekleideter Mann von weit geringerer Körpergröße, offenbar der Diener des Gottes, seines Winkes gewärtig und dem Mann mit dem linnenen Gewand und dem Tintenfaß am Gürtel seiner Lenden bei Ez. 9, 3; 10, 2 vergleichbar."

Manche Eigennamen, die früher aus dem Semitischen abgeleitet wurden, werden hier mit weit größerer Wahrscheinlichkeit auf die älteren nichtsemitischen Benennungen zurückgeführt: so S. 210 Sippara auf Zimbir statt auf Sepher, „Buch"; S. 252 ff. Assur auf Ausar; S. 139 Dagan und Nebo, beide jetzt monumental als nichtsemitisch erwiesen. Beachte ferner S. 214 f. den Versuch einer neuen Erklärung des Jer. 25, 26; 51, 41 vorkommenden Sesech. Auch der Humbug, der vielfach mit dem sogen. asiatischen Kusch getrieben wurde, wird S. 123 f. gebührend gebrandmarkt.

In einem Buche wie dem vorliegenden müßte selbst eine größere Anzahl gewagterer Constructionen Entschuldigung finden; doch kommen derselben verhältnißmäßig wenige vor. Hierhin rechnen wir die Zusammenstellung von Togarma und Tilgarimmu S. 246, die Zurückführung von Arpharad auf arba-kisadi (S. 256) und die neue Erklärung des Namens der Hebräer (S. 262). Die Identificirung von Rosch (Ez. 38, 2. 3; 39, 1 — „wo man sich nicht geschämt hat, den Namen der Russen zur Vergleichung heranzuziehen" [S. 322]) mit dem keilschriftlichen Rasch erscheint uns darum vorläufig noch verdächtig, weil wir dadurch, in vollkommen historischer Zeit, zur Annahme eines ganz gewaltigen Reiches Gogs genöthigt würden, von dessen Existenz anderweitige Geschichtsquellen schweigen; dieses Reich hätte dann im Westen Tubal und Mesech, im Osten das älamitische Rasch und im Centrum Magog umfaßt. Auch können wir die rationalistischen Erklärungen, welche im Buche vorkommen, selbstverständlich nicht billigen.

Fr. v. Hummelauer S. J.

Die Frau Bürgermeisterin. Roman von **Georg Ebers.** Neunte Auflage. 8°. 464 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1882. Preis: *M.* 6.

Leider wiederum ein neues Bächlein, die Wasser der alten ungeschichtlichen Auffassung des Aufstandes der Niederlande in immer weitere Kreise unter das Volk zu bringen! Man sollte doch gedacht haben, daß ein Forscher wie Ebers, der sich in den entferntesten Culturepochen wie in seinem eigenen Jahrhundert zurechtfinden will, die 17 Jahre, welche seit Aufzeichnung der gelehrten Notizen für den vorliegenden Roman bis zu dessen Veröffentlichung verflossen sind, einigermaßen auch dazu benutzt hätte, sich von Schillers unkritischer Geschichtsdarstellung loszumachen. Der „schöne Abschnitt" vom Aufstand der Niederlande bildet nämlich „dießmal das Spalier, um welches die Ranken der Erzählung sich schlingen". Ebers greift aus der langen Reihe von blutigen Jahren und Tagen jener Empörungskämpfe die letzte Belagerung von Leyden (1574) als Episode heraus, und möchte uns an der Gesinnung der Leydener Bürgerschaft das Hohe, Edle, Berechtigte und Maßvolle der ganzen niederländischen Erhebung zeigen. Wir können es dem Dichter nur hoch anrechnen, daß er uns die Greuel und Rohheiten, die jener Krieg wohl auf beiden Seiten begehen ließ, nur in dem Halbdunkel zufälliger Erzählungen oder eingeflochtener Bemerkungen vorführte, während die Episode von Leyden durchaus die temperirte Atmosphäre und feine Zurück-

haltung bewahrt, welche sich für die Leserinnen der Frau Bürgermeisterin ziemte.

Der Eindruck des Temperirten in jeder Beziehung dürfte überhaupt in der Seele des Lesers der vorwiegendste sein. Temperirt ist die religiöse Ideenwelt des Dichters — ausgesprochenste Toleranz für Dogma und Bekenner, jedoch mit einer stark accentuirten Neigung, alles Gemeine auf Seiten der Katholiken zu suchen —, temperirt die politischen Ideen, in denen sowohl der Monarchist wie der Republikaner sein Credo lesen kann. Äußerst temperirt, d. h. außerordentlich mäßig, ist auch der Stoff der Erzählung bemessen, zumal wenn man den Hauptcharakter, die Titelheldin und die sie unmittelbar berührende Handlung in Betracht zieht. Was ist eigentlich von diesem Standpunkt aus die Haupthandlung? Der Bürgermeister von Leyden hat als bejahrter Wittwer ein junges Mädchen von Delft geheirathet, das in sich genug Begeisterung für Hollands Freiheit fühlte, um an der Seite eines ergrauten Vorkämpfers derselben glücklich werden zu wollen. Dieses Glück findet sie nicht; denn der Gatte ist zwar zärtlich, gütig, treu, kurz ein wahrer Heiliger, aber er vergißt seine **erste** Pflicht, er weiht sein junges Weib, das „Kind Maria", wie er es nennt, nicht ein in die Geheimnisse des Rathhauses und der geheimen Kriegscorrespondenz mit dem Oranier. Das ist der Conflict! Die Gattin ist überunglücklich, daß ihr Peter nicht das Bedürfniß fühlt, sich bei ihr Rathes zu erholen, ihr seine Befürchtungen mitzutheilen, ja sich gar so weit vergißt, sie mit den Kindern nach Delft schicken zu wollen, wo sie viel sicherer wäre, und auch um ein gutes Beispiel zu geben, da man ja im Rathe beschlossen hat, soviel als möglich alle „nutzlosen Brodesser" aus der so schlecht verproviantirten Stadt zu entfernen. Offen gestanden, der Schmerz der Frau Bürgermeisterin mag in jedem gefühlvollen Frauenherzen viel Sympathie wecken, jeden ruhigen Mann wird er jedoch kalt lassen, und so ist denn auch das Interesse ziemlich temperirt, bis endlich mit dem Auftreten des Jugendfreundes Dornburg eine wirkliche Leidenschaft und ein ernstlicher Seelenkampf vorgeführt wird. Daß Dornburg unrecht handelt, in das Haus des Bürgermeisters zu ziehen, und die Frau Bürgermeisterin nicht freizusprechen ist, weil sie die Sache nicht energischer hintertreibt, das ist für einen Katholiken nicht zweifelhaft, gerade so wie es für den Psychologen nicht zweifelhaft ist, daß nur die Sorgen der Belagerung dem Bürgermeister die Augen so sehr verschließen können, das peinliche Verhältniß zwischen seiner Gattin und dem Gast nicht zu bemerken. Nun, in ihrer Blindheit hält sich Maria noch ziemlich gut, aber daß sie schließlich bei so nichtssagenden Versen der Versuchung unterliegt, ist doppelt gefehlt — gegen die Moral und die Wahrscheinlichkeit. Mir scheint, es wären viel gefährlichere Versuchungen an sie herangetreten, wo ein Fallen wahrscheinlicher und mehr zu entschuldigen gewesen wäre. Daß sie sich im selben Augenblick wieder ermannt und zur Pflicht wendet, ist schön und gut. Indeß muß vom ästhetisch-kritischen Standpunkt doch zugegeben werden, daß die ganze Haupthandlung, die wir im Wesentlichen wiedergegeben, etwas gar zu dürftig und unzulänglich für einen Roman ist; allenfalls hätte sie einen netten Novellenstoff abgegeben.

Jetzt sieht es so aus, als ob nicht „die glorreiche Epoche“ aus der niederländischen Geschichte „das Spalier sei, um welches die Ranken der Erzählung sich schlingen“ — denn nirgends greift die Haupterzählung in die Ereignisse bestimmend ein —, sondern umgekehrt, die Launen der Frau Bürgermeisterin mit ihren politischen Velleitäten sind das zarte Gerüste, welches den historischen Ballast zu tragen hat. Hieße der Titel noch: „Der Bürgermeister von Leyden“, und träte Peter etwas mehr in den Vordergrund, so ließe sich die Sache eher hinnehmen, und der Schmerz der Frau Maria liefe recht angenehm erheiternd neben der Hauptsache einher. Aber selbst für den Fall fehlte dem Roman die Einheit. Die ganze Geschichte der Familie Hoogstraten bleibt doch vom ersten bis zum letzten Wort eine Episode, die nur lose, sehr lose mit der Hauptfabel verknüpft ist. Käme Henrika nicht zufällig zur Reconvalescenz in's Haus des Bürgermeisters, so ginge die ganze Sippe derer von Hoogstraten die Frau Maria gar nichts an — und was sie mit der Belagerung von Leyden zu thun hat, ist ebenfalls durchaus unersichtlich. Der kleine Nebenroman des Musikers Wilhelm tritt als dritter in den Bund der Episoden. Man nehme dieses Beiwerk fort und es wird mit den dadurch nöthig gewordenen Änderungen schließlich nur die oben angedeutete Novelle übrig bleiben. Ebenso schlimm als das übermäßige Sichbreitmachen der Nebenerzählungen will uns das Wichtigthun mit Kleinigkeiten scheinen. Das erste Kapitel ist ein wirkliches Muster der Art. Von den classischen Störchen, die schon im März oder April brüten! — kommen wir nach langen Umschweifen zu der Knabenschule, dann auf einen Schülerzank, zerrissene Hosen und Strümpfe und wissen schließlich, daß wir uns nach Aufhebung der ersten Belagerung in Leyden befinden und daß dessen Bürgermeister ein Lederfabrikant und wiederverheiratheter Wittwer ist — und dazu bedarf es 23 Seiten! Nun muß man aber lesen, in welch erhabenem Stil das alles erzählt ist, die Verschwendung der poetischen Adjectiva und krankhaft gesuchten Übergänge. So z. B., um von den poetisch-politischen Storchbetrachtungen auf die Schule des Herrn Mulder zu gleiten, lesen wir: „An diesem 18. April (wo sich nämlich die denkwürdige That des Fanges eines ‚muntern Springers‘, vulgo Frosch, durch ‚den rothen Schnabel des Feindes‘, des klappernden Storches, begeben hatte), an diesem 18. April sah man in Leyden nur wenig unzufriedene Gesichter. An ungeduldigen fehlte es freilich nicht, und wer sie aufsuchen wollte, der brauchte bloß in die Hauptschule zu gehen“ ꝛc. Wenn das nicht heißt, „hohe Worte, wie in den Psalmen sind, für den Alltag und die Küche“ brauchen, wie Mutter Barbara sagt (S. 407), so wissen wir nichts mehr. Dieser poetische Pedantismus des Stiles und der Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten zieht sich durch den ganzen Roman durch. Wir wollen ja nicht läugnen, daß einzelne Kinderscenen aus dem Stillleben trefflich angelegt sind, allein durchgehends fehlt ihnen der Hauch der Naivetät oder des ungesuchten Humors — abgesehen davon, daß sie als Beiwerk immer zu lang und in stilistischer Hinsicht gefährliche Muster sind.

Einzelne Nebenfiguren sind deutlich gezeichnet. Der alte Fechtmeister und die gute Barbara stehen hier in erster Linie. Meister Wilhelm und

Junker Dornburg scheinen uns schon stark modern sentimental angehaucht. Die beiden Hoogstraten, Tante und Nichte, sind tendenziöse Zerrbilder, die Alte ist ein wahrer Rachedämon mit starkem Beisatz von Lüsternheit; Henrika ist der beste Typus des hysterischen Weibes, den wir bislang in der Literatur gefunden. Daß sie am Schluß „Oberin eines weltlichen Ordens" geworden, „in dessen Mitte die Musik mit besonderer Liebe gepflegt ward", das ist außerordentlich tröstlich zu vernehmen, leider schuldet uns der Culturhistoriker Ebers den Namen jenes „weltlichen Ordens". Nebenbei bemerkt ist auch die Namengebung „Schwester Gonzaga" etwas verfrüht im Jahre 1574, da der hl. Gonzaga erst 1591 starb. Ob zu jener Zeit schon „Getreidebörsen" existirten, können wir nicht controliren. Doch um wieder zu den Personen zu kommen, müssen wir ein besonderes Wort über den Pater Damianus sagen, eben weil dieser Pater, nach Allem zu urtheilen, in den Augen des Dichters das Ideal eines maßvollen katholischen Priesters ist. Wir sind mit seinen Auseinandersetzungen, betreffend die Erlaubtheit des Aufruhrs, mit nichten einverstanden. Ohne uns hier in lange Discussionen einzulassen, bemerken wir kurz, daß der gute liberale Herr Pater die Schrift nicht treu citirt, denn da steht geschrieben: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes", nicht aber: „Gebt Gott, was Gottes ist, und behauptet den Platz, auf den der Herr euch gestellt hat", d. h. werft euren rechtmäßigen Monarchen ab.

Weiter auf Einzelnes eingehen zu wollen, schiene uns eine Übertreibung der Tragweite des Romans. Nur dieß noch! Als Obiges zum größten Theil schon geschrieben war, fiel uns eine Recension der Dichtung aus protestantisch-holländischer Feder in die Hand. Das niederländische Urtheil ist in manchen Punkten noch strenger als das unsere. Im Allgemeinen wird behauptet, daß die einfache Geschichtserzählung der Ereignisse bei dem Amerikaner Motley „viel schöner sei", als die Poesie Ebers'. Zum Vorwurf wird auch dem Roman gemacht, daß er den geschichtlichen Hintergrund gar zu sehr im Hintergrund lasse, ja ihn förmlich als bekannt voraussetze. Ein fernerer Tadel ist wichtiger, er betrifft die ganze Ebers'sche Art. Wie dessen Ägypter und Griechen eigentlich nur maskirte Deutsche sind, so meint der Holländer in den Personen der „Frau Bürgermeisterin" auch durchaus „geen hollanders, veel min hollanders van den ouden stempel" erkennen zu können; „vielleicht", sagt er, „sind es Deutsche".

Den Stil findet auch der Amsterdamer Kritiker „etwas schwer und manierirt". Im Allgemeinen dünkt ihn der Gang der Erzählung langsam, schleichend (loom) und die Beschreibung „matt und flau". Die Episoden werden mit guten Gründen als übertrieben getadelt. Schließlich wundert sich der Kritiker mit uns, daß Herr Ebers, „der sicherlich Motley gelesen", „in den 17 Jahren seines Stoffes nicht Meister geworden; denn was der Dichter darüber auch sagen möge, er lasse ihm (dem Stoffe) doch keineswegs sein Recht widerfahren" (cfr. Amsterdammer Weekblad, Nro. 243, S. 3, Spalte 3. 4. 5).

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

La Bible et les découvertes modernes en Palestine, en Égypte et en Assyrie par F. Vigouroux, Prêtre de Saint-Sulpice. Avec plans, cartes et illustrations d'après les monuments par M. l'abbé Douillard, architecte. 3e édition. 4 Bände. Kl. 8°. IX u. 459, 552, 559, 572 S. Paris, Berche & Tralin, 1882.

Was nicht ist, kann werden — sagten wir bei Besprechung der zweiten Auflage dieses Werkes (1880, Bd. XVIII. S. 219 ff.); und es ist geworden. In neuer Auflage liegen nunmehr diese vortrefflichen Studien vor uns, vielfach die fleißig nachtragende, vorsichtig beschneidende Hand verrathend, dazu dann aber in erwünschter Weise vermehrt: im zweiten Band durch die eingehende Discussion der Auszugsroute der Israeliten aus Ägypten, ihrer Wanderung nach dem Sinai, sowie der Berührungspunkte zwischen den mosaischen und den ägyptischen religiösen Alterthümern; im dritten Band, im Anschluß an die Abhandlung über den ursprünglichen Monotheismus der Hebräer, durch ein Les prétendus inventeurs du monothéisme betiteltes, gegen die bezüglichen Phantasiegebilde rationalistischer Erklärer gerichtetes Kapitel; als durchaus neue Beigabe schließt sich der vierte Band an. Hier wird der Zug Sesacs gegen Roboam aus der Karnak-Inschrift erläutert, die Mesa-Inschrift besprochen, besonders aber die vielfachen Berührungen des auserwählten Volkes mit Assur-Babel vom zwölften vorchristlichen Jahrhundert bis zum Ende des Exils erörtert. Besonders empfehlen möchten wir das Kapitel über Judith und Holofernes, welches, gerade weil es nicht so sehr an zweifelhafte Eigennamen sich anklammert, dafür aber Anlage und Colorit der biblischen Erzählung in's richtige Licht stellt, dieses heikle Räthsel alttestamentlicher Geschichte seiner endlichen Lösung, wie uns scheint, wesentlich näher bringt. Auch den beiden neuaufgefundenen Cyrus-Inschriften (S. 457 ff., 511 ff.) wird die Mehrzahl der Leser hier wohl zum ersten Male begegnen. Doch es ist uns gar nicht darum zu thun, hier all das Interessante, das sich im Buche findet, im Auszuge wiederzugeben: man nehme das Buch selber zur Hand und lese. Am besten wäre es freilich, wenn sich Jemand die dankenswerthe Mühe nehmen wollte, das Buch in's Deutsche zu übersetzen.

D. Thomae Aquinatis, Doctoris Angelici et scholarum catholicarum patroni, Monita et preces. 12°. p. 88. Viennae, Sumptibus Ordinis Praedicatorum. Commissum Leoni Woerl. 1882. Preis: 50 *Pf.*

Das hübsch ausgestattete und mit einem Porträt des englischen Lehrers gezierte Büchlein wird gewiß manchen Studirenden eine willkommene Gabe sein. Die Monita et preces des Heiligen — ein kurzer Brief, zehn Gebete und die fünf Sacraments-Hymnen — bilden zwar nur den geringeren Theil, weßhalb der Titel nicht ganz zutreffend ist; aber auch die Beigaben besitzen ihren Werth. Unter diesen ragen hervor: ein von Thomas Rosis de Aquila in Hexametern abgefaßtes Leben des Aquinaten und ein 40 Seiten füllender Commentar des Thomisten Nazarius zu dem oben genannten Briefe des Heiligen. Brief wie Commentar enthalten praktische Rathschläge „ad scientiae tam divinae quam humanae cognitionem assequendam".

Erklärung des heiligen Meßopfers. Eine Weihnachtsgabe für Studirende von Dr. Clemens Lüdtke, Religions- und Oberlehrer am Gymnasium zu Konitz. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Culm. Kl. 8°. VIII u. 142 S. Danzig, H. J. Bönig, 1882. Preis: *M.* 1.

Vorliegende Schrift verdient in vollem Maße, unter die empfehlenswerthen Bücher für Studirende verzeichnet zu werden. Keiner der studirenden Jünglinge, welcher eingehendere Belehrung und Erbauung betreffs des behandelten Gegenstandes sucht, wird das Werkchen unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verfasser hat es in einer für den beabsichtigten Leserkreis passenden Weise verstanden, durch Auslese der faßlichsten Beweismomente im dogmatischen Theile die katholische Lehre in's Licht zu stellen und in dem folgenden liturgischen Abschnitte den reichen Sinn der kirchlichen Ceremonien und Gebete aufzudecken. Der Takt beim Einschalten und bei der Wahl paränetischer Stellen und der durch das Ganze wehende Hauch frommen Ernstes und inniger Hingabe an solch heiligen Gegenstand wird nicht verfehlen, auf die Leser den günstigsten Eindruck zu machen. Wir zweifeln nicht, daß das Büchlein ganz geeignet ist, den jugendlichen Herzen die Werthschätzung und Liebe zu dem hochheiligen Geheimnisse unserer Religion recht tief einzupflanzen; sie wird diejenigen, welche sich dem Altare zu weihen beabsichtigen, zeitig lehren, sich in die hehrste Priesterfunction zu vertiefen und für sie zu begeistern; diejenigen aber, welche sich einem anderen Stande zuwenden, sowohl für die Studienjahre als auch für die Folgezeit dazu aneifern, daß sie weder aus Gleichgiltigkeit noch aus menschlichen Rücksichten inmitten anderer Berufsgeschäfte den reichen geistigen Schatz zu heben ablassen, welcher in der regelmäßigen Theilnahme am heiligen Meßopfer liegt.

Das Brod der Engel, oder: Unterricht über das allerheiligste Altarssacrament. Leitfaden für den Communionunterricht, nebst einem Gebetbüchlein zunächst für Erstcommunicanten. Von Arnold Walther, römisch-katholischer Religionslehrer an den Primarschulen der Stadt Solothurn. Mit Approbation des hochwürdigsten Bischofs von Basel. Mit Illustrationen. 16°. 128 S. Einsiedeln, Gebrüder Benziger, 1882. Preis: geb. *M.* 1.

Auch diesem Schriftchen liegt ein dem vorigen verwandter Zweck, wiewohl für andere Kreise, zu Grunde. Es ist ein reichhaltiges und anmuthiges Büchlein für den Communionunterricht und die Communionpraxis, zunächst für die Erstcommunicanten berechnet, und zwar für solche, die schon entwickelteren Verstandes und geweckteren Geistes sind. Durch lebendige Unterweisung einmal erschlossen, gibt das Büchlein auch für spätere Jahre Alles, was im gewöhnlichen christlichen Leben über die heilige Communion und die heilige Messe gewußt werden soll, in reicher Fülle. — Abgesehen von dem liturgischen Kapitel, würden wir bei den übrigen Theilen für den Unterricht der Kinder der katechetischen Form in Fragen und Antworten entschieden den Vorzug geben — die betreffenden Stücke wären mit leichter Mühe darin umgewandelt —; für späteren Gebrauch mag die Expositionsform besser gefallen. — Auf ein paar Punkte sachlichen Inhalts möchten wir noch aufmerksam machen. Wenn auch ein Kind nie genug die Größe und Abscheulichkeit einer unwürdigen Communion zu Herzen nehmen kann, so ist es doch unstatthaft, die Sündhaftigkeit theologisch unrichtig zu übertreiben, sie „den größten Gottesraub, den es geben kann", „größer

noch als den Verrath des Judas" zu nennen; oder auch die Folgen derselben so darzustellen, daß nach solch unglücklicher That der Hoffnung kaum mehr ein Platz gegönnt wird. — Bei den hinzugefügten Gebeten wird — nach leider sehr verbreiteter Manier — in der Beichtanleitung kaum Rücksicht genommen auf die Unterscheidung zwischen läßlichen und schweren Sünden, und doch ist das bei der Reue und dem Vorsatz von wesentlichem Belange; im Beichtspiegel werden als Sünden selbst einige Unterlassungen angeführt, die an sich nicht sündhaft sind. Sonst zeigt sich auch der Gebetstheil als recht passende Auswahl besonders der gemeinschaftlichen Andachtsübungen.

Tertullians sämmtliche Schriften. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Karl Ad. Heinrich Kellner, Professor der Theologie zu Hildesheim. Erster Band: Die apologetischen und praktischen Schriften. Zweiter Band: Die dogmatischen und polemischen Schriften. 8°. 504 u. 558 S. Köln, Du Mont-Schauberg, 1882. Preis: *M.* 16.

Die vorliegende Übersetzung der Werke Tertullians ist nach den besten Ausgaben und vorzugsweise nach der Öhler'schen angefertigt worden. Der Titel „Sämmtliche Schriften" ist insofern gerechtfertigt, als die wenigen ganz oder theilweise ausgelassenen Schriften doch wenigstens in paralleler Behandlung auch anderswo unter den übersetzten Schriften sich finden. Die zahlreichen und fürwahr nicht geringen Schwierigkeiten mannigfacher Art, welche die Schriften Tertullians dem Übersetzer nicht ersparen, hat Herr Professor Kellner, so viel wir beurtheilen können, in fast allen Fällen so glücklich überwunden, daß wir nicht anstehen, die Übersetzung eine vorzügliche zu nennen; sie zeichnet sich ebenso durch Treue, wie durch Fluß und Eleganz aus. Es wurde übrigens mit Recht mehr Fleiß darauf verwendet, den Tertullian ein echtes und gutes Deutsch reden zu lassen, als alle Eigenthümlichkeiten seines Stiles auch in dem ihm nun doch einmal fremden Gewande zur Anschauung zu bringen. Unmögliches darf man eben nicht verlangen; dennoch wird es vielleicht dem Einen oder dem Anderen scheinen, als ob die prägnante Kürze und Kraft der Tertullian'schen Diction zuweilen, unbeschadet der übrigen Vorzüge der Übersetzung, auch im Deutschen hätte mehr nachgeahmt werden können. Die den einzelnen Schriften beigefügten Zeitbestimmungen beruhen auf sorgfältigen Studien, welche Herr Professor Kellner bereits früher angestellt und auch der Öffentlichkeit übergeben hat (vgl. Tübinger Quartalschrift, 1870 u. 1871). Sollen nun nach des Übersetzers Absicht „Tertullians sämmtliche Schriften" auch dem größeren Publikum diesen Schriftsteller zugänglich machen, so wird dabei mit Rücksicht auf die schweren Irrthümer und die unzarte Besprechung mancher leicht Anstoß erregender Verhältnisse das Bedenken nicht ungerechtfertigt erscheinen, ob der Leserkreis auch dieser Übersetzung nicht enger zu begrenzen wäre. Dr. Kellner selbst sagte in seinem auf der sechsten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft gehaltenen Vortrage: „Was wirklich an seinen (Tertullians) Schriften beleidigt, das ist die nicht selten abstoßend derbe, fast unschickliche Ausdrucksweise, deren er sich manchmal auch bei Besprechung heiliger Dinge bedient. Auch heilige und verehrungswürdige Personen der heiligen Schrift behandelt er nicht immer mit der gebührenden Ehrfurcht" (Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1881, S. 24). Auf die wichtigeren Irrthümer Tertullians wird zwar an manchen Stellen in den Anmerkungen kurz aufmerksam gemacht, jedoch nicht immer. Theologisch gebildeten Lesern aber können wir die vorliegende Übersetzung als ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur Einführung in das Verständniß des großen Apologeten nur bestens empfehlen.

Der hl. Petrus Damiani, Mönch, Bischof, Cardinal, Kirchenlehrer. In seinem Leben und Wirken nach den Quellen dargestellt von Dr. Jos. Kleinermanns. XXI u. 237 S. Steyl, Missionsdruckerei, 1882. Preis: *M.* 2.25.

Wir begrüßen in vorstehendem Werke eine recht fleißige und tüchtige Arbeit. Fast jede Seite legt Zeugniß davon ab, wie sorgsam der Verfasser die einschlägige Literatur benützt und durchforscht hat. Oft haben wir uns während der Lesung gefragt: wie ist es dem Herrn Verfasser möglich geworden, dieses oder jenes Werk nicht etwa zu erhalten, sondern zu erfahren, daß für ihn eine kleine Ausbeute darin liege, und folglich sich darum zu bemühen? Was nämlich einem mit Staatsgeldern unterhaltenen Professor an einer reichen Universitäts-Bibliothek verhältnißmäßig leicht ist, das ist einem vereinzelt auf dem Lande lebenden Gelehrten unendlich schwer. — Nach unserem Geschmacke sind Textstellen aus den Schriften Damiani's zu oft und zu reichlich in Anwendung gekommen; das Lebensbild hat dadurch nicht an Lebendigkeit und Frische gewonnen. An einzelnen Stellen hätten wir etwas mehr philosophirende Erwägungen den Ansichten Damiani's beigegeben gewünscht, wie z. B. wenn er sich S. 104 tadelnd gegen Leo IX. wegen seiner Normannenkriege äußert. Damiani stellt sich dabei auf einen rein ascetischen und sicher verkehrten Standpunkt und entstellt das Motiv der Kriege, während in erster Linie eine Rechtsfrage vorlag. Sehr richtig bestreitet der Verfasser, daß Gregor VI. in Sutri abgesetzt worden sei; es gilt uns aber keineswegs als sicher, daß er in simonistischer Weise auf den päpstlichen Stuhl gelangte, und selbst das dahinlautende Selbstbekenntniß halten wir in der Frage nicht für entscheidend. S. 140 Z. 12 v. u. ist ein Wort oder eine Linie ausgefallen, wodurch der Sinn etwas gestört wird. Das sauber und nett ausgestattete Buch gereicht der Missionsdruckerei nicht minder als dem Verfasser zu aller Ehre.

Die Schriften des englischen Jünglings Aloisius von Gonzaga aus der Gesellschaft Jesu. Zum ersten Male aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Alois Freudhofmeier. Kl. 8°. X u. 112 S. Wien, Mayer & Co., 1881. Preis: *M.* 1.

Die Schriften des allverehrten Jugendpatrons sind, wenngleich gering an Zahl und Umfang, dennoch eine so kostbare Reliquie, daß es füglich Staunen erregen muß, wie mehrere derselben so lange unbeachtet bleiben konnten: erst im Jahre 1862 erschien die der deutschen Übersetzung zu Grunde liegende Originalausgabe der Sammlung. Letztere beginnt mit den Erwägungen des Heiligen über die Engel, welche mehr als ein Drittheil des Büchleins ausmachen; man ersieht aus ihnen, wie erhaben der englische Jüngling über die Engel dachte und mit wie zärtlicher Andacht er sie verehrte. Eine Predigt auf das Fest Allerheiligen, welche Aloisius im Speisesaal des Collegium Romanum vortrug, behandelt den Text: „Selig die Armen im Geiste." In einer Ermahnungsrede an die adeligen Zöglinge im Collegium zu Siena sprach er über die Worte: „Seid nicht bloß Hörer, sondern auch Vollbringer des göttlichen Wortes!" Es folgen andächtige Empfindungen über verschiedene Gegenstände, die sich der Heilige zu eigenem Gebrauche aufgezeichnet hat; ferner 17 Briefe in chronologischer Ordnung; endlich noch eine Rede, welche Aloisius im Alter von 15 Jahren vor dem König Philipp II. von Spanien gehalten hat. — Die Übersetzung ist gut. Besondere Erwähnung verdient das Titelbild; es ist ein den Heiligen lebenstreu darstellender Holzschnitt, welchen kein Geringerer als der berühmte Meister Knösler ausgeführt hat.

Die Feste unseres Herrn Jesus Christus. Dogmatische Predigten von P. B. Rive, Priester der Gesellschaft Jesu. 2 Bände. Mit Erlaubniß der Obern. 8°. XI u. 362 S.; VIII u. 391 S. Regensburg, Fr. Pustet, 1882. Preis: *M.* 6.80.

Der in weiten Kreisen bekannte und geschätzte Kanzelredner gibt in den vorliegenden Bänden nicht bloß seinen Freunden schriftlich das, was er der Verbannung wegen seit Langem mündlich nicht mehr bieten durfte, sondern er hat auch überhaupt die Kanzelberedsamkeit mit neuen gediegenen Hilfsmitteln bereichert. Es sind dogmatische Predigten, welche die in den Kirchenfesten zum Ausdruck kommenden Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion eingehend darlegen, aber sie bei aller theoretischen Klarheit auch praktisch darlegen, sie als den fruchtbaren Grund wahrhaft christlichen Lebens zeichnen: dennoch dürfte bei mehreren Partien eine schulgerechte Behandlung etwas zu stark hervortreten. Es zeigt sich übrigens in der theoretischen Entwicklung speciell eine große Bekanntschaft mit den Schriften der heiligen Väter, aus welchen eine reiche Auswahl erhoben wird, sowie Vertrautheit mit der Lehre des hl. Thomas von Aquin, und Geschick, dieselbe klar und faßlich dem Leser zu vermitteln. Was die praktische Seite der Predigten anbelangt, so versteht es der Verfasser, mit wuchtigen Schlägen den Unglauben und das Laster niederzuwerfen und mit ebenso fester und starker Hand das gläubige Herz zu heben und es zu begeistern. Nur will es scheinen, als ob der Verfasser zuweilen absichtlich den bewegenden und hinreißenden Affect zurückgedrängt habe; er begnügt sich vielfach, die Sache selbst reden zu lassen und durch Gedankenfülle und überzeugende Diction den Leser zu bewegen. Um so mehr eignen sich die Bände zur Benützung; für persönlich anzupassende Erweiterung ist noch Platz genug offen geblieben, so daß die ohnehin schon für einzelne Vorträge eher zu umfangreichen Predigten für mehrere Stoff bieten.

Figura Jerosolymae tempore Jesu Christi D. N. existentis illustrata et in carta speciali adjecta delineata a Fr. Leon. Mar. Woernhart O. S. Fr. ref. prov. S. Leopoldi alumno. Cum approbat. Rev. Vic. gen. Friburg. Friburgi, Herder, 1882. Preis: *M.* 1.20.

Die sehr detaillirte Karte von Jerusalem zur Zeit Christi, mit 12 Druckseiten in 4° Erklärung und Begründung, gibt den Freunden der biblischen Alterthumskunde und der Geschichte ein empfehlenswerthes und willkommenes Hilfsmittel, sich über die einzelnen historisch merkwürdigen Örtlichkeiten zu orientiren. Der Fleiß des Verfassers und die Reichhaltigkeit der Angaben springt schon dadurch in die Augen, daß 111 historisch, meist biblisch interessirende Orte verzeichnet sind.

Geschichte der Pack'schen Händel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Reformation von Dr. Stephan Ehses. VI u. 280 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 3.60.

Der Gaunerstreich, den Otto Pack und der Landgraf Philipp von Hessen 1528 zusammen planten und theilweise vollführten, ist allbekannt; bekannt ist die Lügen-Legende, daß mehrere katholische Fürsten einen Angriff auf protestantische in Breslau verabredet haben sollten; bekannt endlich ist es, wie dieses „Gedicht" dem Philipp als Vorwand dienen sollte, eine Revolution im deutschen Reich, einen Gewaltact gegen die Katholiken zu vollziehen. Wer aber hat den Plan erdacht, Pack oder Philipp? Herr Dr. Ehses sucht in diesem fleißig gearbeiteten Werke zu beweisen, Philipp sei

Urheber und Erfinder der ganzen verbrecherischen Intrigue, Pack nur dessen gefügiges Werkzeug gewesen. Wirklich bringt der Verfasser viele, nicht zu verachtende Momente zur Stütze seiner Ansicht vor, und wahr ist es, daß viele Dinge sich leicht und natürlich dadurch auflösen und erklären. Überzeugt indessen haben uns seine Aufstellungen doch nicht. — Philipp verspricht Pack 10 000 Gulden für das Original der Bundesurkunde von Breslau und zahlt 4000 schon im Voraus für das Versprechen. War nun Philipp der Erfinder der Intrigue, so wußte er ja, daß kein Original existire und auch keines geliefert werden könne; eine bloße Fälschung konnte aber in Kassel so gut wie in Dresden gemacht werden. Wozu also das Geld? Man begreift auch nicht recht, weßhalb Philipp den Pack in diesem Falle nach Beendigung des politischen Geschäftes einfach laufen ließ; der entlassene Pack konnte ihm ja auch dann noch sehr unbequem werden, wenn er unverhohlen aufdeckte, wer der eigentliche Anstifter des schmachvollen Handels war.

Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn, ausgewählt von Heinrich Keiter. 8°. VIII u. 252 S. Mainz, Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 3.

Seit seinen „katholischen Erzählern" hatte Herr Keiter eine kleine Schuld auf Rechnung der Gräfin Hahn-Hahn zu bereinigen, und wir müssen gestehen, daß er sie jetzt in der nobelsten und eclatantesten Weise gezahlt hat. Aus dem uns nicht näher bekannten Lebens- und Literaturbild, dessen Gegenstand die Gräfin war, entwickelte sich bei dem Kritiker der äußerst glückliche Gedanke, die in den vielen, verschiedenartigen Werken der Dichterin zerstreuten Gedanken-Perlen in ein einziges wohlgeordnetes Schatzkästlein zu sammeln, viele derselben auf diese Weise vor dem Untergang zu bewahren, alle aber für den täglichen Gebrauch verwendbar und nützlich zu machen. Das ist nun einmal so das traurige Gesetz bei der Romanlectüre, daß aller geistige Nahrungsstoff, der nicht in Handlung und Erzählung umgesetzt ist, für den kranken Seelen-Organismus des Durchschnitts-Lesers unverdaut bleibt und ihm keine Kräfte und Säfte zuführt. Um ohne Bild zu reden: die herrlichsten Reflexionen, die besten Ermahnungen und wärmsten Empfehlungen, auf die der Autor am meisten rechnete, werden vom Leser am mindesten beachtet, schnell überflogen und im günstigsten Fall für eine zweite Lesung angestrichen — aber wer liest Romane zum zweiten Mal! Diese ungelesenen Stellen, diese verlorenen Lichtstrahlen hat nun Keiter mit ebenso viel Geschmack als Verständniß gesammelt und unter sechs Hauptgesichtspunkten recht geschickt geordnet. Was uns besonders freute, war der Umstand, daß er alle Werke der Dichterin, auch diejenigen der vorkatholischen Periode, in Betracht zog und auf ethisch-religiöse Sentenzen untersuchte. Sollen wir es gleich gestehen? Uns persönlich will es fast bedünken, daß den Maximen dieser ersten stürmischen Zeit eine viel größere Unmittelbarkeit und Frische innewohnt, vielleicht eben weil sie so unwillkürlich und unbewußt sich dem Herzen entrangen, während in der späteren Periode mehr das bewußt Lehrende bei der seltenen Frau und ihrem ganzen Schriftthum hervortritt. Zu allen Zeiten aber finden sich in den Werken der Dichterin „überall Spuren einer geistigen Größe und universalen Bildung", wohl geeignet, den Kritiker selbst „in Erstaunen zu setzen". Es mag ja sein, daß unter den 702 mitgetheilten Sprüchen nicht alle ein gleich leichtes Verständniß, ja sogar einige einen leicht anfechtbaren Sinn haben; im Durchschnitt glauben wir jedoch für die Echtheit dieser Perlen garantiren zu können. „Das sind gute Bücher, die den Leser zwingen, seine fünf Sinne aus ihrem Versteck herauszuholen, und ihn zu eigenen Gedanken ermuntern, zu Aus-

spinnung eines Gegenstandes veranlassen." So heißt es in dem vorliegenden Büchlein selbst (S. 209), und wir halten dafür, daß in diesem Spruch wohl auch die beste Kritik für Keiters Arbeit enthalten ist: sie ist ein gutes Buch und auch ein schönes Buch. Bei ihrer inneren Tüchtigkeit und ihrer äußeren Ausstattung kann sie nur bestens empfohlen werden.

Der Erbe von Adlerhorst. Roman von Emma von Brandis-Zelion. 8°. 416 S. Paderborn, Schöningh'sche Buch- und Kunsthandlung (J. Esser), 1881. Preis: *M.* 2.20.

Als den ersten Jammer dieser jammervollen Zeit bezeichnet es F. W. Weber in seinen Gedichten, daß:

„den Büchertisch besorgen die Weiber".

Auch wir haben vor zwei Jahren in diesen Blättern einem ähnlichen Klageruf Raum gegeben und es als ein sehr bedenkliches Symptom bezeichnet, daß die novellistische Literatur katholischer Tendenz hauptsächlich in Damenhänden liege. Wir müssen nun zwar gestehen, daß einzelne Erzählerinnen seit jener Zeit alles Frauenmögliche geleistet haben, unsere Bedenken zu zerstreuen, und daß z. B. die augenblicklich im Feuilleton der „Köln. Volkszeitung" erscheinende Erzählung: „Ein Wort aus Kindesmund", unseres Erachtens wohl in manchen Punkten als Muster eines katholischen Romans gelten darf. Wenn wir trotzdem unsere Furcht vor dem Überwuchern weiblicher Literatur beibehalten, so soll uns das keineswegs hindern, der einzelnen Erscheinung unparteiisch und ohne Voreingenommenheit entgegenzutreten. So auch dem oben angezeigten Roman, trotzdem er andererseits noch als Erstlingsgabe manches Bedenken einflößen könnte.

Sieht man aber von einzelnen Ängstlichkeiten gleich zu Anfang der Erzählung ab, so verräth dieselbe in Stil, Manier und Composition eher einen geübten Meister, als einen versuchenden Neuling. Schon das Hauptthema, welches sich die Verfasserin stellt, zeugt unläugbar von einem nicht gewöhnlichen Talent, das sich in den ausgetretenen Pfaden der Liebesgeschichten nicht zu bewegen gedenkt. Eine edle Familie hat ein verarmtes Edelfräulein adoptirt, und dieses wußte durch seine Liebe und Tugend einen vornehmen Platz im Herzen des alten Elternpaares für sich zu gewinnen, den leider der eigene Sohn der Familie wegen seiner Glaubenslosigkeit und Vergnügungssucht verloren. Unkluger Weise hoben die Eltern in ihren Briefen an den in aller Welt umherschweifenden Erben das Verdienst und die Liebenswürdigkeit der Adoptivschwester zu oft und zu nachdrücklich hervor, um nicht in dessen Herz eine immer wachsende Abneigung gegen diese, die er übrigens nie persönlich hatte kennen lernen, mit der Zeit aufkeimen und zu einer förmlichen Feindschaft sich entwickeln zu lassen.

Der Tod des Vaters ruft endlich den Sohn als einzigen Erben in das Schloß der Ahnen. Mit der ganzen Blasirtheit und dem Unglauben eines Roué tritt er der frommen alten Mutter und der verhaßten Adoptivschwester gegenüber — ein Dach soll die Beiden beherbergen, es muß nothwendig zum Conflict und zu irgend einer Lösung kommen. Die Schwester will nicht bloß die Liebe des Bruders gewinnen, sondern, was mehr ist, seinen Unglauben besiegen und ihn zu einem christlichen Gutsherrn heranbilden, wie es der Vater gewesen. Die verschiedenen Etappen und Peripetien dieses Feldzuges bilden das Hauptinteresse der Erzählung, in welche noch eine Anzahl Nebenpersonen sehr geschickt eingreifen. Die ganze Ideen-Atmosphäre ist eine durchaus gesunde, positiv katholische; die Entwicklung der Charaktere von psychologi-

scher Schärfe und großer Herzenskenntniß — besonders wo Frauen in Frage sind — zeugend. Daß es schließlich zu einem glorreichen Sieg über Haß und Unglauben kommt, nimmt den Leser nicht Wunder, wenn es auch etwas zu sehr an die alten Geleise gemahnt, daß das Ende der Abneigung noch gar durch einen Ehecontract besiegelt wird. Unter den Nebenpersonen ist es besonders Hilde und ihre zwei jüngeren Brüder, oder vielmehr ihre ganze Verwandtschaft von Seesen, welche in der verschiedensten Weise die Sympathien des Lesers zu gewinnen weiß und durchaus originell angelegt ist.

So glauben wir denn in ästhetischer wie in moralischer Hinsicht diese neue Erzählung warm empfehlen und durchaus zu den *besseren* Erzeugnissen auf dem Gebiete des katholischen Romans rechnen zu sollen. Im Allgemeinen wird es jeden Freund gesunder Unterhaltungs-Literatur freuen, hier wieder einem neuen und zwar ziemlich glücklichen Versuch zu begegnen, das abgeleierte Liebesthema oder die ebenso schädlichen Phantasiestücke durch die nach streng christlichen Grundsätzen geleitete, durchaus dem *wirklichen* Alltagsleben entsprechende Lösung irgend eines anderen wichtigen Lebensproblems ersetzt zu sehen. Noch einige solcher Erzählungen, und auch der letzte Grund für die Nothwendigkeit der „Liebe" wird sich als hinfällig erweisen — das Ei steht. In dieser Andeutung liegt auch der vorzüglichste Rath, den wir der neuen Erzählerin zu geben hätten.

Miscellen.

Der Socialismus in Frankreich im Jahre 1881. Als wir vor mehr denn einem Jahre von dem großartigen Schisma erzählten, welches auf dem Socialisten-Congreß zu Havre (November 1880) in Folge gouvernementaler Einflüsse, wir wollen nicht sagen zuerst veranlaßt wurde, aber wenigstens zum offenen Durchbruch kam[1], konnten wir selbst nicht beurtheilen, wie tief der Riß durch den französischen Socialismus gehe. Inzwischen hat die Erfahrung gezeigt, daß der alte Geist der Zwietracht wesentlich gestärkt aus dem Congreß von Havre hervorgegangen ist.

Gambetta hat unstreitig mehr Glück gehabt mit seinen „arbeiterfreundlichen" Manipulationen und Verheißungen, als seine Rivalen diesseits des Rheines. Während in Deutschland die Emancipations-Männer alle gouvernementalen Liebkosungen schnöde von sich wiesen und sich sogar durch das „Huhn im Topfe des Arbeiters" nicht rühren ließen, gelang es dem Exdictator, eine nicht unbeträchtliche „opportunistische" Arbeiterpartei in's Leben zu rufen, welche mit Vertrauen auf den Anwalt des „gemeinen" Mannes im Palais Bourbon blickte und von ihm Milch und Honig erwartete. Dieselbe steht unter dem Einflusse des von Gambetta gestifteten Bureau des sociétés professionnelles, an dessen Spitze Herr Barberet, ein Gambettist und ehe-

[1] Siehe *diese* Zeitschrift, 1880, Bd. XIX. S. 567.

maliger Socialist, sich befindet. Im Grund hat diese Partei mit dem Socialismus nichts mehr gemein, als den Namen. Auf ihrem jüngsten Congreß zu Paris (December 1881) hat sie, wie schon das Jahr vorher zu Havre, die Unverletzlichkeit des Eigenthums anerkannt und sich neben manchen beachtenswerthen Vorschlägen, wie Gründung von Alters- und Sparkassen, Errichtung von Anstellungs-Bureaux und gemischten Syndicatskammern, recht opportunistisch mit der Trennung von Kirche und Staat, dem obligatorischen Laienunterricht, der Abschaffung des Cultusbudget u. s. w. beschäftigt. Mit Fug und Recht hat deßhalb Gambetta's Leiborgan, die République française, dem Pariser Congreß mehrere Artikel gewidmet und ihm für sein artiges Betragen die erste Note zuerkannt.

Doch wir würden Gambetta zu viel Ehre anthun, wollten wir die Erfolge, welche er mit seiner Arbeiterpartei errungen, ganz oder auch nur hauptsächlich auf Rechnung seines Genie's setzen. Der Geist der Zwietracht war von jeher im Lager der französischen Umsturzmänner einheimisch, und es brauchte nur eines mächtigen Impulses von außen, um die alten Rivalitäten und Zänkereien von Neuem zu beleben.

Dann hatte es aber auch der genuesische Emporkömmling mit einem viel bildungsfähigeren Elemente zu thun, als der große „Arbeiterfreund" an der Spree. Der französische Socialist ist, wenn es gilt, Barrikaden und Bastillen zu stürmen, mit dem Säbel dreinzuschlagen und die Guillotine zu handhaben, gleich bei der Hand. Seinen Gedanken folgt rasch die That, und aus dem ruhigen Arbeiter von heute kann morgen eine blutgierige Hyäne werden. Aber jahrelang sich an aschgrauen „Systemen" zu ergötzen, hinter dem Bier- oder Schnapsglas in stillem Ingrimm das Jahrhundert vor die Schranken zu fordern und ewig mit der Faust in der Tasche die Gesellschaft zu bedrohen: das ist ihm zu — langweilig, das kann nur ein Deutscher zu Stande bringen. Der Franzose lebt nicht, wie so oft der Deutsche, der Zukunft, sondern der Gegenwart. Daher ist er auch viel mehr auf das augenblicklich Erreichbare gerichtet und durch gleich realisirbare Concessionen und Versprechungen leichter zu gewinnen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß im Großen und Ganzen der französische Arbeiter besser gestellt ist, als sein deutscher Genosse, und daß in Folge davon die socialistische Bewegung noch mehr nicht rein ökonomische Bestrebungen verfolgt.

Daß die von Gambetta hervorgerufene opportunistische Arbeiterbewegung einerseits und die Agitation der Anarchisten und vieler amnestirten Communarden andererseits dem sogen. „wissenschaftlichen" Socialismus nach deutschem Schnitt, wie er zuerst auf dem Congreß von Marseille im Jahre 1879 zum Siege gelangte, eine nicht unbedenkliche Krise bereiteten, ist sicher und wird auch von den französischen Socialisten selbst anerkannt. Doch scheint er sich ziemlich rasch von der Krise erholt zu haben. Das beweist der Pariser Congreß der Region des Centrums[1] vom Mai vorigen Jahres, zu dem

[1] Über die Organisation des französischen Socialismus nach Regionen und Gruppen s. diese Zeitschrift a. a. O. S. 563.

60 Arbeitergruppen 275 Vertreter abgeordnet hatten und auf dem das Programm der Collectivisten mit erdrückender Mehrheit angenommen wurde.

Auf der Tagesordnung standen folgende Punkte: 1. Haben die politischen Reformen und Revolutionen das Loos der Arbeiter gebessert? 2. Eigenthum und Lohnverhältniß. 3. Die Gesellschaft nach der großen (zukünftigen) Revolution, und zwar: a) in Bezug auf Production, b) in Bezug auf Consumtion, c) in Bezug auf die Verhältnisse der Bürger untereinander.

Die Antwort auf die erste Frage erkennt an, daß all die Reformen und Revolutionen der Neuzeit den Arbeitern wenig Vortheile gebracht und nur in Folge der erhöhten Bildung der Arbeiter genützt haben. Trotzdem erblickt sie in der Revolution eine Nothwendigkeit und fordert deßhalb alle Arbeiter auf, an der eigenen Ausbildung zu arbeiten und eine von allen anderen Klassen gesonderte Arbeiterpartei zu constituiren, um sich für den Tag der unvermeidlichen socialen Revolution fest zu organisiren. Wichtiger ist die auf den zweiten Punkt bezügliche Resolution des Congresses, welche wir wörtlich folgen lassen:

„In Erwägung, daß die Erde nicht einer einzelnen Person angehören kann, daß kein menschliches Wesen bei seiner Geburt Grund und Boden, Bergwerke oder sonst einen Besitz mit sich bringt, und daß folglich kein Individuum Eigenthümer eines Theiles der Erde sein kann, ohne seine Nebenmenschen zu beeinträchtigen und sich unrechtmäßig, sei es nun durch Gewalt oder List, desselben bemächtigt zu haben;

„in Erwägung, daß ohne Ungerechtigkeit und Raub Niemand Besitzer eines anderen Arbeitsproductes als des seinigen sein kann;

„in Erwägung, daß die heutige Vertheilungsweise des Arbeitsertrages den Interessen der immensen Mehrheit zuwiderläuft, daß der größte Theil desselben von einer geringen Zahl von Nichtproducenten wucherisch beschlagnahmt wird;

„in Erwägung, daß die besitzende Klasse sich auch nicht des geringsten Theiles ihrer Privilegien freiwillig begeben wird;

erklärt der zweite Regional-Congreß:

„1. Alles und jedes Privateigenthum, mit Ausnahme des Ertrags der persönlichen Arbeit, muß in den Gesammtbesitz übergehen.

„2. Das Lohnverhältniß, diese natürliche Folge der Aneignung der Arbeitsmittel und der Rohstoffe durch eine kleine Zahl von Individuen, wird nothwendig verschwinden in Folge der Besitznahme der Erde, der Rohstoffe und der Arbeitsmittel durch die Gesammtheit und wird durch die Jedem gewährte Garantie auf den Genuß des vollen Ertrages seiner Arbeit nach Abzug der socialen Lasten ersetzt werden.

„Er erklärt außerdem, daß dieser Zweck nur auf dem Wege der Revolution (révolutionnairement) erreicht werden kann und mahnt deßhalb alle Arbeiter, die es müde sind, sich ausbeuten zu lassen, sich zu einer unüberwindlichen Armee zusammenzuschaaren."

Auf die Frage über die künftige Organisation der Gesellschaft antwortete der Congreß, die Production der Güter werde eine gemeinschaftliche sein. Auch diejenigen Arbeitszweige, die an und für sich individuell seien, würden dabei gewinnen durch die Arbeitstheilung und die allgemeinen Waarenlager. Die Consumtion der Güter solle individuell bleiben, so daß jedem Individuum die volle Freiheit gelassen werde, den Ertrag seiner Arbeit nach seinem

Belieben zu verzehren. In Betreff der Beziehungen der Bürger untereinander wird das Princip der absoluten Gleichheit und der freien Vereinigung der beiden Geschlechter proclamirt. „Die Kinder sollen einen vollständigen wissenschaftlichen und gewerblichen Unterricht erhalten, und zwar auf Kosten des Staates bis zum Alter, wo sie sich selbst genügen und der Gesellschaft das zurückerstatten können, was diese für sie gethan hat." „Der Austausch der Producte wird zu den öffentlichen Functionen gehören, welche unentgeltlich geleistet und für die Dauer der revolutionären Periode der Proletarierdictatur unterstellt werden."

Die Beschlüsse der Regional-Congresse von Angoulême (für die westliche Region) und von St. Etienne (für die östliche) stimmen mit denen des Pariser Congresses fast ganz überein. Aus den Resolutionen des Arbeitertages von St. Etienne wollen wir nur die auf den Unterricht bezüglichen anführen, weil sie eine Doctrin deutlich aussprechen, zu welcher der Socialismus schließlich führen muß, welche aber zugleich die ganze im socialistischen Regime verborgene Tyrannei enthüllt. Die Grundtendenz der socialistischen Bewegung ist die Abschaffung jeder Klassenherrschaft und die Herstellung der vollen ökonomischen Gleichheit. Das haben die socialistischen Congresse älteren und neueren Datums schon oft unverhohlen ausgesprochen. Diese angestrebte Gleichheit setzt aber, wenn sie anders auch nur kurze Zeit dauern soll, voraus, daß die Ursachen der ökonomischen Ungleichheit: die Verschiedenheit der Arbeitsmittel, das Lohnverhältniß, jede Art von Privilegium und schließlich auch die Ungleichheit der Erziehung und Ausbildung, beseitigt werden. Der Regional-Congreß von St. Etienne hat deßhalb vom socialistischen Standpunkte ganz Recht, wenn er beschließt:

„In Erwägung, daß jedes menschliche Wesen ein dringendes Bedürfniß und ein absolutes Recht auf die vollständigste Ausbildung aller seiner Fähigkeiten hat;

„in Erwägung, daß das Kind nur durch die gemeinschaftliche Erziehung das Bewußtsein der Gleichheit und die Übung der Bürgertugenden erwirbt;

„in Erwägung, daß diese Erziehung und dieser Unterricht dem Kinde durch die Gesellschaft ertheilt werden müssen, der es als Producent (!) und als Glied der großen menschlichen Familie angehört;

fordert der Congreß:

„1. den für alle Personen beiderlei Geschlechts vollständigen und gleichmäßigen (identique) Laienunterricht.

„2. Dieser Unterricht muß von der Gesammtheit so lange ertheilt werden, bis das Kind den Normalgrad der Entwicklung aller seiner Fähigkeiten erworben hat.

„In Erwägung ferner, daß dieser vollständige und gleichmäßige (égalitaire) Unterricht nur nach der Umgestaltung der Gesellschaft eingeführt werden kann, erklärt der Congreß, es sei dringend nöthig, daß diese Umgestaltung sobald als möglich stattfinde, und fordert zu diesem Zwecke die Arbeiter auf, überall öffentliche Curse, Conferenzen und Bibliotheken einzurichten, um auf diese Weise das Volk zu unterrichten und zu heben."

Daß trotz der rührigen Agitation die Candidaten der Socialisten bei den Abgeordnetenwahlen im Sommer 1881 nur 20 000 Stimmen in Paris und 60 000 in den Provinzen auf sich vereinigten, darf nicht Wunder neh-

men. Die Anarchisten — und ihre Zahl ist nicht gering — verabscheuen jede politische Action und träumen nur von Pulver und Dynamit. Die Reihen der Anarchisten wurden durch viele amnestirte Communarden und ihren persönlichen Anhang wesentlich verstärkt. Außerdem enthielten sich Viele, die sonst principiell zu den Collectivisten zählen, der Wahlen. So äußerte sich das Communemitglied Vallé, dem man zwei Mandate angetragen hatte, in seiner ablehnenden Antwort: „Ich gehöre zur Rasse derjenigen, welche lieber durch das Fenster als durch die Thüre, über die Schultern der Erstürmer hinweg in die Parlamente eindringen. Wenn unsere Freunde mir Gehör geschenkt hätten, so wäre vor dem Palais Bourbon ein Wahlstrike organisirt worden. Sie haben mir aber entgegnet, es werde noch viel Wasser — und Blut — unter der Brücke durchfließen, ehe das Volk begreift, daß es keine Abgeordneten ernennen sollte. Der Stimmzettel bleibt das Werkzeug der Gutmüthigen. Ich lehne die Candidatur ab, nicht um unthätig zu sein, sondern um meinen Ideen treu zu bleiben. Sobald die Revolution ruft, lasse ich Logik und Philosophie fahren.“ [1] Diese Worte sind recht charakteristisch für die Stimmung vieler Arbeiter in den industriellen Mittelpunkten Frankreichs und zeigen, wie viele Elemente, die heute bei den Wahlumtrieben höchst gleichgiltig zusehen, mitspielen werden, wenn der blutige Tanz von 1871 wieder losgehen sollte.

Die Hauptschuld an dem scheinbaren Mißerfolg bei den Wahlen wird von den Socialisten selbst der bisherigen, vollständig ungenügenden Organisation zugeschrieben. Welch ein Durcheinander in manchen socialistischen Kreisen bei den Wahlen herrschte, geht beispielsweise daraus hervor, daß im zweiten Wahlkreis des 17. Arrondissement von Paris neben einem Candidaten der Union républicaine nicht weniger als vier Intransigenten, zwei revolutionäre Socialisten (Collectivisten), ein Arbeiter-Candidat und Felix Pyat sich das Feld streitig machten.

Diesem Mangel an einheitlicher Organisation sollte der jüngste (fünfte) National-Congreß abhelfen, welcher vom 30. October bis 6. November 1881 in Rheims tagte und von 252 Gruppen und Arbeitervereinen beschickt war. Die Anarchisten wurden vom Congresse ausgeschlossen. Die uns schon bekannten collectivistischen Grunddogmen über Vergesellschaftung sämmtlicher Productionsmittel, Abschaffung des Lohnverhältnisses u. s. w. wurden von Neuem proclamirt, ebenso die Rechtsgleichheit und freie Vereinigung beider Geschlechter, der Unterhalt und der gewerbliche Unterricht der Kinder durch die Gesammtheit und die staatliche Garantie eines behaglichen Lebens für alle Arbeitsunfähigen.

Der Congreß selbst verhehlte sich nicht, daß die volle Realisirung des socialistischen Programms in der nächsten Zukunft nicht zu erhoffen sei. Er bezeichnete deßhalb verschiedene Punkte, auf welche das Streben der Socialisten als auf das unmittelbare Ziel gerichtet sein solle. Diese sind: die sofortige Umgestaltung des politischen Organismus, die Abschaffung der

[1] S. den Züricher „Socialdemokrat“, 1881, Nr. 38.

stehenden Heere, des besoldeten Beamtenthums und der politischen Polizei, Ersetzung der Parlamente durch Delegationen der organisirten Corporationen, Beschlagnahme der Güter todter Hand und die Vergesellschaftung oder Verstaatlichung aller Creditanstalten, Eisenbahnen, Kanäle, Bergwerke u. s. w. Wie bescheiden sind doch die Socialisten in ihren Reformwünschen! Und dabei dürfen wir nicht vergessen, dieß sind die „Gemäßigten".

Die Hauptaufgabe des Congresses war jedoch, wie schon angedeutet, die Organisation der Arbeiterpartei. Auf den Antrag einer zu diesem Zwecke eingesetzten Commission wurde die Ernennung eines National-Comité genehmigt, welches die Beschlüsse der National-Congresse ausführen und von Paris, seinem provisorischen Sitze, aus die Verbindung der Förderationen unter einander vermitteln und dadurch eine einheitliche Action der socialistischen Arbeiterpartei ermöglichen soll.

Ob sich dieses National-Comité als lebensfähig erweisen und die gewünschte Einheit herstellen wird, kann jedoch erst die Zukunft lehren. Die Regional-Congresse oder die nächsten Wahlen werden uns wohl die sichere Antwort geben. Und wir möchten fast vermuthen, dieselbe werde verneinend ausfallen; denn es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit diesen socialistischen Central-Comités. Einerseits drängt das Bedürfniß zu einer einheitlichen, centralen Leitung, welche nothwendig in die Hand eines mit Vollmachten ausgerüsteten, somit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, autoritativen Organs gelegt werden muß. Andererseits duldet die Grundtendenz des Socialismus, der Gleichheitsschwindel und die Beseitigung jedes Höherstehenden, keine wahre Autorität. So leidet der Socialismus an einem permanenten inneren Widerspruch. An diesem Widerspruch ist der Marx'sche Generalrath der Internationale zu Grunde gegangen, und derselbe ließ auch das in Marseille im Jahre 1879 ernannte Executiv-Comité zu keiner Bedeutung gelangen. Ebenso wird ihm wohl auch das neue National-Comité zum Opfer fallen.

Wie groß die Eifersucht gegen jeden Schein einer autoritativen Beeinflussung von oben ist, beweisen die Bestimmungen, durch welche der Rheimser Congreß das Verhältniß des National-Comité zu den einzelnen Gruppen zu regeln suchte. Dieselben schränken die Vollmachten des Comité möglichst ein und gestatten ihm keinerlei Eingriffe in die volle Autonomie der Gruppen in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten, oder irgend welche Behinderung der freien Beziehungen der Gruppen unter einander. Heftig wurde auch über die Stellung des National-Comité zu den auswärtigen Socialisten gestritten. „Es macht auf uns einen höchst peinlichen Eindruck," schreibt der Züricher „Socialdemokrat" (Nr. 43, 1881), „lange Artikel darüber zu lesen, ob der Vorstand (das National-Comité) den auswärtigen Parteien gegenüber die Arbeiterpartei ‚vertreten' oder nur ‚ihre Correspondenz führen' soll. Als ob in der Praxis nicht Beides auf dasselbe hinausliefe." Dasselbe socialistische Blatt knüpft an diese Bemerkung noch die Erwartung: „Hoffentlich wird die Praxis bald die Emancipation von der Phrase besorgen!" Die Geschichte der Internationale beweist, daß es sich doch nicht bloß um

eine Phrase handelt. Oder sollten sich die jahrelangen Streitigkeiten zwischen den Anhängern Bakunins und den Schülern Marx', den Anarchisten und den „Autoritäten", nur um eine Phrase gedreht und die Internationale selbst das Opfer einer Phrase geworden sein? Damit würde der „Socialdemokrat" den Führern des deutschen Socialismus, einem Marx, Engel, Liebknecht, Hasenclever, Bebel, und wie die Helden alle heißen, welche bei diesen Streitigkeiten eine hervorragende Rolle spielten, ein trauriges Armuthszeugniß ausstellen. Nein, der Streit ist viel tiefer, er ist principieller Natur und im innersten Wesen des Socialismus begründet. An dem Geiste der Unbotmäßigkeit und Gleichmacherei, von dem er lebt, wird der Socialismus auch zu Grunde gehen.

Anglikanische Simonie und Casuistik. Seit den Zeiten der Apostel hat die Simonie stets als ein sehr großes Verbrechen gegolten. Simonie heißt aber der Kauf oder Verkauf des Geistlichen, oder solcher Dinge, die mit dem Geistlichen verbunden sind, z. B. einer Vikarie oder der Verwaltung geistlicher Dinge. Es bestehen daher selbst in der anglikanischen Kirche von den Zeiten Eduards VI. und der Königin Elisabeth her sehr scharfe Gesetze gegen Simonie. Wer demnach ein geistliches Amt oder eine Pfründe erhielt, mußte ehedem einen Eid folgenden Inhaltes schwören:

„Ich N. schwöre, daß ich keine Zahlung, keinen Vertrag und kein Versprechen, direct oder indirect, weder persönlich noch auch durch Andere mit meinem Wissen und Einverständniß an irgend Jemand in simonistischer Weise gemacht habe, um die kirchliche Würde, das Amt, den Platz, die Beförderung oder die Pfründe N. N. zu erlangen, noch will ich in Zukunft eine solche Zahlung, solchen Vertrag, solches Versprechen, welches Andere ohne mein Vorwissen und meine Einwilligung gemacht haben könnten, vollziehen oder ausführen. So helfe mir Gott durch Jesus Christus." — Im Jahre 1865 trat dann eine Erklärung an die Stelle des obigen Eides, des Inhaltes: „Ich N. erkläre feierlich, daß ich weder selbst noch durch andere Personen zu meinem Nutzen eine Zahlung, einen Vertrag oder ein Versprechen irgend welcher Art, was nach meinem besten Wissen und Glauben simonistisch wäre, gemacht habe, um die Pfründe N. zu erhalten. Noch will ich künftig irgend eine solche Zahlung, einen solchen Vertrag, ein solches Versprechen, welches Andere ohne mein Wissen und meine Einwilligung gemacht hätten, ganz oder theilweise vollziehen und erfüllen."

Man sollte meinen, der Eid und die Declaration ließen an Deutlichkeit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig; dennoch ist die Simonie in der anglikanischen Kirche ein so allgemeiner Krebsschaden geworden, daß sogar die sonst ehrenhaftesten und achtungswürdigsten sehr hochgestellten Männer dieselbe fast ohne Gewissensbisse treiben, und Pfründen und kirchliche Ämter mit der Seelsorge ohne Scheu kaufen und verkaufen. „Ich sehe," sagen sie, „nichts moralisch Schlechtes in dem Handel, weil derselbe nicht die biblische Simonie enthält; höchstens handelt es sich um eine Übertretung des Gesetzes und der Legalität, nicht um eine Sünde im moralischen Sinne des Wortes."

Die Veröffentlichung des Blaubuches von 1881 hat diese Anschauungen und Grundsätze, die Praxis und ihre Ausdehnung hinsichtlich des Kaufes und Verkaufes von Kirchenstellen, an helles Tageslicht gebracht. Darin findet sich nämlich ein Bericht der Commission für das Kirchenpatronat aus dem Hause der Lords, und ein anderer der königlichen Commission zur Untersuchung des Gesetzes und des herrschenden Gebrauches in Verkauf, Austausch und Verzicht von Kirchenpfründen. Wir geben daraus an der Hand der Dublin Review (January 1882, S. 171 ff.) einige erbauliche Beispiele im Auszug.

Mr. Cox ist ein äußerst activer und gewandter Agent in diesem Handelszweig; fort und fort veröffentlicht er, freilich mit geheimnißvollen Worten und unter Zusicherung des „strengsten Geheimnisses", der „tiefsten Verschwiegenheit", des „privatesten Charakters", des „intimsten Zutrauens", lange Listen, um Stellen, Pfründen, Patronatsrechte zum Kauf, Verkauf oder Austausch anzukünden. Eine solche Liste enthielt 127 Stellen zu verkaufen, eine andere 297 Pfründen zum „Austausch", nämlich für Geld, was in gewöhnlicher Sprache wiederum Verkauf heißt. Indessen wohlgemerkt, keine Verbindung mit dem Verkäufer, keine Insichtnahme der ausgebotenen Pfründe kann anders geschehen, als durch Vermittlung des Herrn W. Emery Stark, eines erfahrenen, langjährigen Praktikers, der die ausgedehntesten Verbindungen unterhält, also alles zu leisten im Stande ist, was man von einem richtigen Kirchenagenten erwarten darf. Alles muß aber unter der wesentlichen Bedingung des unverbrüchlichsten Geheimnisses geschehen, kein Schriftstück darf ausgewechselt werden, Alles beruht auf unbedingtestem Zutrauen.

Von diesem ehrenwerthen Herrn Stark findet sich in besagtem Blaubuch unter Anderem ein Brief vom November 1881 mit der Überschrift „Private", worin das Rectorat Tollard Royal zum Kauf ausgeboten wird. Es heißt darin: „Wir machen Sie aufmerksam auf folgende Besitzungen im Register der Kirchenpfründen. Wir theilen Ihnen die Namen im strengsten Vertrauen mit und werden, wenn es uns passend scheint, noch genaue Details einsenden, F. 3450, Rectorat Tollard bei Shaftesbury. Als Preis werden 160 000 Mark verlangt, wir würden aber auch ein anderes billiges Angebot annehmen."

Im Verlauf der Untersuchung über diese Handels-Industrie gestand der ehrenwerthe Herr Stark dem Herzog von Cleveland, daß drei Viertheile der anglikanischen Patrone, darunter Geistliche des höchsten Ranges und Standes, keine Sünde darin erblickten und solche Käufe und Verkäufe als ein selbstverständliches Ding betrachteten. Das Geheimniß sei aber deßwegen nothwendig, weil es sich um einen ungesetzlichen (nicht moralisch schlechten) Act handle, der ungiltig würde vor dem Gesetz, sobald er publik würde. Der Geistliche schwöre, daß weder er selbst eine Summe Geldes bezahlt, noch durch Andere habe zahlen lassen in irgend einem Handel, der nach seinem besten Wissen Simonie enthielte; und der Geistliche sage dann bei sich selbst: „In meinen Augen ist das nicht Simonie."

Der Bischof von Peterborough fuhr dann fragend fort: Kennt der Geist-

liche den Sinn des Wortes „Simonie" in der Declaration? weiß er, daß dieses ein legaler Ausdruck ist, welcher eine Handlungsweise gegen das Simoniegesetz bedeutet? — Antwort: Ja. — Und diese achtbaren Geistlichen, welche das wissen, welche vorerst an Sie die Aufforderung richten, das Gesetz zu übertreten, diese schwören dann doch, sie hätten das Gesetz nicht verletzt? — Ja. — Jeder dieser hochgestellten Geistlichen von sittenreinstem Charakter macht sich also freiwillig eines verbrecherisch-schändlichen Meineids schuldig? — Antwort: Gerade das ist die Frage. — Sie beschwören ja, das Gesetz nicht verletzt zu haben; haben sie es denn nicht übertreten? — Antwort: Es hängt davon ab, wie der Handel vor sich ging. — Das Gesetz verbietet ja eine Vereinbarung? — Antwort: Nein, nur eine betrügliche Verabredung. — Das Gesetz sagt, es solle kein Übereinkommen stattfinden; ist denn nicht gerade in dem Fall, der in Frage steht, ein Übereinkommen vorhanden? — Nein, es ist bloß ein moralisches Einverständniß, daß eine Abtretung folgen soll. — Moralisch aber nennt der ehrenwerthe Stark, und mit ihm die hochsittliche anglikanische Geistlichkeit, dieses Einverständniß, weil das Ding nur mündlich, nicht schriftlich abgemacht wird. — Was sagen jene Herren dazu, die über „jesuitische Casuisterei" so gerne in sittliche Entrüstung verfallen?

Wir haben indessen noch lange nicht die schlimmste Tiefe des anglikanisch-simonistischen Wesens ergründet. Eines Tages bekämpften sich zwei Schlupfwespen; das war unstreitig ein höchst wichtiges Ereigniß für Engländerinnen, auch interessirten sich Lady Crewe und Lady Egerton so lebhaft an dem Streite, daß sie eine Wette eingingen, wobei die erste die Pfründe Astbury der andern als Preis aussetzte, wenn ihre Wespe Siegerin bleibe. — Der Patron einer Pfarre hat eine heirathslustige Tochter, die sich bald verloben möchte. Einer dieser gewandten Kirchenagenten von der Art des Herrn Stark verschafft dem Vater, der die Pfründe „warm" oder offen zu erhalten wünscht, um seiner Tochter eine schöne Heirathsmitgift geben zu können, einen alten, gebrochenen Mann mit baldiger Aussicht auf den Tod und schon jetzt ein halber Leichnam, als Pfarrer für die Pfründe. Überhaupt ist es auffallend, wie häufig gerade die besten und reichsten Pfarreien mit unfähigen, alten Leuten von 70, 80, ja von 90 Jahren besetzt werden, um die Stellen „warm" zu halten, bis ein fashionabler Oxford- oder Cambridge-Mann erscheint, der bereit ist, den richtigen Preis, welcher zwischen 1000 bis 20 000 Pfund (20 000—400 000 Mark) schwankt, für die Pfründe und die damit verbundene Seelsorge zu bezahlen.

Nicht alle Kirchenagenten und „Freunde der Geistlichen" sind jedoch sehr zuverlässig, uneigennützig und von „respectablem Charakter". Mr. J. Cox, anglikanischer Geistlicher, früher Friedensrichter in Derbyshire, gab vor der königlichen Commission Aufschluß über das Treiben eines gewissen Herrn Workman, der als kirchlicher Agent ein sehr blühendes Geschäft besaß. Dieser Workman, der auch Rawlins hieß und noch ein Dutzend anderer Namen führte, versprach einem Reverend N. K. eine einträgliche Pfründe für 3000 Pfund. Der naive Reverend zahlte die Summe, mußte aber, statt in die Pfarrei, in's Armenhaus wandern, denn Ehrenreich Workman-Rawlins vergaß sein Ver-

sprechen, sobald er das Geld in der Tasche hatte, und der arme Reverend, der nichts Schriftliches in Händen hatte, war zum Bettler geworden. Derselbe Rawlins wurde 1856 bankerott, nochmals am 9. Juli 1864 und zum dritten Mal im März 1875; er aber schwor frischweg, er sei nie zuvor zahlungsunfähig gewesen, hatte ja früher Rawlins, im Jahre 1875 aber Workman Bankerott gemacht. Drei simonistische Geistliche waren aber bei dieser Manipulation nach Art des obigen N. K. um 9000 Pfund erleichtert worden.

Was thun nun die anglikanischen Bischöfe solchen Zuständen gegenüber? Sie sind vollständig kraft- und machtlos. Ihre Secretäre, die mit den Sachen betraut werden, handeln entweder im Einverständniß mit den schamlosen Seelenverkäufern, oder schließen im Gefühle der bischöflichen Machtlosigkeit geflissentlich die Augen, um nicht officiell hinter die ihnen wohlbekannten Schliche zu kommen. „Es ist mein Princip," erklärte derjenige des Erzbischofs von Canterbury — und so dachten auch die der Bischöfe von London, Wincheſter, Ely und Ripon — „es ist mein Princip, so wenig als möglich von diesen simonistischen Abmachungen zu erfahren." Ein anderer bat die Zeugen: „Laßt mich nur nichts von diesem unerlaubten Handel wissen." Wir schließen mit den Enthüllungen des Bischofs von Peterborough, welcher vier Fälle, die ihm selbst vorgekommen, vor die k. Commission brachte. Es wurde ihm 1. eine lahme, ganz unfähige Persönlichkeit für eine Pfarrei präsentirt; 2. ein notorischer Trunkenbold, dessen Vergehen aber nach Anordnung des bestehenden Kirchen-Disciplin-Actes durch den Ablauf von zwei Jahren bereits verjährt war; 3. für eine große Pfarrei, zu welcher zwei bedeutende Städte gehörten, wurde ein 75jähriger Greis präsentirt, der nach sechs Monaten schon um beständigen Urlaub wegen körperlichen Unwohlseins einkam. In allen drei Fällen mußte der Bischof, so schwer es ihm auch wurde, die Präsentation genehmigen. Der vierte Fall endlich betraf einen Mann, der sich unnatürlicher Laster schuldig gemacht hatte und dieses selbst dem Bischof bekennen mußte. Derselbe zog zwar sein Gesuch zurück, als letzterer drohte, es auf einen öffentlichen Proceß ankommen zu lassen, durch welchen die achtbare Familie des Übelthäters mit ihm selbst hätte zu Schanden werden können. Dieser freiwillige Rücktritt befreite das Herz des Bischofs von schwerer Last; denn ein legales Mittel hätte er auch diesem Wüstling gegenüber nicht gehabt, eine Pfarrei mit der Einsetzung eines solchen Wolfes zu verschonen.

Die römische „Frage".

(Fortsetzung.)

III. Das piemontesische Rom eine Gefahr für Europa.

Wir haben bisher nur „Italien" im Auge gehabt und gezeigt, welche Gefahren aus der widerrechtlichen Besetzung und Beherrschung Roms *ihm* drohen.

Aber wir müssen unsern Gesichtskreis erweitern, denn an der „Hauptstadt Rom" ist Europa, ja die ganze Welt betheiligt, soweit es katholische Christen gibt; und jeder Staat, der auch bloß eine katholische Minderheit unter seinen Bürgern zählt, ist zu einem ernsten Worte an die südländische Revolution verpflichtet und berechtigt.

1. *Das piemontesische Rom ist unverträglich mit der kosmopolitischen Stellung des Papstthums.*

Daß der Papst in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit der oberste Richter der katholischen Welt ist, kann von Niemandem bestritten werden, und daher kann jede Regierung, nach dem Vorgange der deutschen Reichsregierung, das Papstthum eine „einheimische Institution" nennen. Was folgt hieraus? Daß der Heilige Vater keinem einzelnen Staate unterworfen sein darf, daß er souverän sein muß, d. h. in keiner Weise irgend eine menschliche Person oder Auctorität über sich habe, kurz: daß er Papst und König seines Staates sein müsse. Selbst Piemont hatte diesen Grundsatz anerkannt, indem das Garantiegesetz ihm die papierene Souveränetät als Ersatz für die wirkliche anzubieten wagte, ihn auch gnädiglich als Landesherrn des Vaticans nebst Gärten und des Schlosses Castel Gandolfo anerkannte.

Erst Mancini in seiner Note vom 27. Juli 1881 erfrechte sich, dem Erdtheile den Hohn in's Angesicht zu werfen, die päpstliche „Frage" sei eine *innere Angelegenheit Italiens*. Und doch hatte das Garantiegesetz volle zehn Jahre als ein internationales gegolten! Durch

die auswärtigen Reclamationen gedrängt, verstieg sich der saubere Minister des Auswärtigen wenige Monate später in seinem „Popolo Romano" zu den folgenden aberwitzigen Sätzen: 1. Italien selbst habe bei Verlegung der Hauptstadt nach Rom jeder auswärtigen Einmischung in diese Angelegenheit das Thor verschlossen; 2. Österreich habe immer die volle Freiheit Italiens anerkannt, die päpstliche Frage als innere Angelegenheit zu regeln; 3. es sei unzulässig, daß das zum großen Theile von Nichtkatholiken bewohnte Deutschland die Frage als internationale betrachten könne. Ebenso viele Unwahrheiten als Behauptungen![1]

Denn 1. war der Kirchenstaat legitim und souverän, und Piemont hatte so wenig Recht auf ihn, als der Mikado von Japan und der Sultan von Marokko. Der Einzug der Piemontesen in die ewige Stadt hat weder dieses Recht umgestürzt, noch dem Papste seine kosmopolitische Stellung genommen; ja dieselben haben ihrerseits den internationalen Charakter des Garantiegesetzes in der Kammer und in Noten an das Ausland feierlich anerkannt. So übernahm schon vor der That, am 7. September 1870, der Minister Visconti-Venosta „vor Europa und der katholischen Welt die Verantwortlichkeit für den Schutz des Heiligen Stuhles"; in der Kammer, bei Berathung des Garantiegesetzes am 24. Januar 1871, erklärte der Minister Minghetti: „Dieses Gesetz geht nicht nur das Gebiet des Königreiches, sondern den ganzen Erdkreis an, und interessirt alle, welche sich zum katholischen Glauben bekennen." Ein Gesetz, das den ganzen Erdkreis angeht, ist doch offenbar als internationales anerkannt. Ähnlich äußerte sich der Vertreter der Regierung bei der Debatte im italienischen Senat: „Es handelt sich hier nicht um eine innere Frage, sondern um eine Frage, welche alle Regierungen der katholischen Völker interessirt!" Und schon nach zehn Jahren will das verlogene Piemont solche feierliche Betheuerungen nicht mehr wahr haben!

2. Ferner hat Österreich niemals die angebliche Frage als eine inneritalienische anerkannt; das gerade Gegentheil ist der Fall. Sogar der leichtfertige Beust schrieb in seiner Note vom 13. September 1870: „Wir sind übrigens der Meinung, daß die italienische Regierung es vollauf anerkennt, wie sehr die römische Frage mit den schwerwiegenden Interessen verknüpft ist, deren Regelung nicht einer Nation allein zusteht." — Unwahr ist es ferner, daß die katholische Be-

[1] „Germania" vom 29. December 1881.

völkerung des habsburgischen Reiches die Vergewaltigung des Papstes ruhig hingenommen; im Gegentheile sind zahllose Proteste aus diesem Reiche gegen die Unthat an Rom ergangen.

3. Wenn Mancini in seinem officiösen Organe Deutschland das Recht zur Intervention in Sachen Roms bestreitet, weil die Mehrheit unseres Reiches protestantisch sei, so haben wir deutsche Katholiken, nahezu 16 Millionen, unserseits entschiedenen Protest gegen derartige Seiltänzersprünge einzulegen. Hat doch der preußische Monarch in der Thronrede von 1867 ausdrücklich erklärt: „Meine Regierung wird es sich angelegen sein lassen, meine katholischen Unterthanen zufriedenzustellen, welche die Unabhängigkeit und Würde des Oberhauptes ihrer Kirche gewahrt zu sehen wünschen." — Demnach kommt die piemontesische Regierung mit ihren drei groben Unwahrheiten nicht weit.

Vielmehr ist von ihr selbst die kosmopolitische Stellung des Papstthums anerkannt, und dieselbe wird von der ganzen Welt der Vernünftigen und Rechtschaffenen zugestanden. Hieraus aber folgt, daß das Königreich der Revolution sich nicht zum Welt-Areopag aufwerfen kann, daß Rom nicht piemontesische Hauptstadt sein darf, und daß der Papst vollständig frei in seinen Entscheidungen und seinem ganzen Leben, daß er unabhängig und souverän sein muß. Denn er muß allen Regierungen der Welt ebenbürtig und gegen alle Völker, gegen Deutsche, Franzosen oder Spanier, gegen Italiener oder Nordamerikaner in der gleichen unparteilichen Stellung, d. h. souverän sein. Und dieß ist nur möglich, wenn er Souverän seines Staates ist. Sitzt ihm dagegen in territorialer Beziehung das sogen. Königreich „Italien" auf dem Nacken, so hat die ganze übrige Welt ein Recht, sich solches Übergewicht einer Macht zu verbitten, ja es gar mit gewaltsamen Mitteln fortan unmöglich zu machen. So aber ist der Erdtheil in einer beständigen Kriegsgefahr, demnach in einer durchaus nicht regelrechten Lage. Der welsche Radicalismus aber hat kein Recht, Europa in fortwährender Unruhe zu erhalten.

2. Das piemontesische Rom ist eine Drohung gegen alle Monarchien.

Wir sind weit entfernt von dem Wahne, daß das Königthum die einzige Regierungsform wohlgeordneter Staaten, oder daß es der Kirche zur Blüthe des christlichen Lebens nothwendig sei; wohl aber sagen wir, daß es in solchen Staaten, die eine monarchische Verfassung haben, die einzig rechtmäßige Staatsform sei.

Noch ist unser Erdtheil größtentheils monarchisch; aber Angesichts der starken republikanischen Strömung, die sich aus Nord-Amerika nach der alten Welt ergießt, Angesichts unserer radicalen Parteien und der Weltverschwörung, die von den „Vereinigten Staaten Europa's" träumt, sind alle rechtmäßigen Monarchien solidarisch verpflichtet, für ihr Recht einzustehen, keinen Herrscher entthronen zu lassen und dem republikanischen Geiste kräftig zu widerstehen.

Was aber ist seit 1859 in Italien geschehen? Dort ist die ehrwürdigste, älteste und rechtmäßigste Monarchie Europa's einzig durch das vorgebliche Recht der Revolution gestürzt worden, und die Erklärung Roms zur italienischen Hauptstadt hat das unheilvolle Werk gekrönt. Wenn nun ein solcher Thron ohne Weiteres gestürzt werden dürfte, welcher Thron stände dann überhaupt noch fest?

Ja die Geheimbündler haben es feierlich erklärt, daß sie aus Haß gegen das Königthum überhaupt die Gewaltthat an Rom verübt haben. Der Pariser „Siècle" hat es wenige Monate nach dem Sturze der ewigen Stadt ausgeschwatzt in den folgenden Sätzen: „Weil in einer nahen oder fernen Zukunft alle Throne stürzen müssen, so muß in der providentiellen Ordnung, wie unsere Gegner sagen würden, zuerst die Stütze für die übrigen Throne verschwinden. Darum bringt die italienische Monarchie den Heiligen Stuhl zu Falle, auf welchem die übrigen Throne aufgerichtet sind; darum lassen ihn alle europäischen Monarchien niederstürzen. Die Bischöfe und Gläubigen haben gut petitioniren und entweder einen Krieg mit Italien oder ein herzliches Einverständniß unter den sog. katholischen Mächten verlangen. Sie sind eine Stimme des Rufenden in der Wüste, weil das Gesetz und die Propheten in Erfüllung gehen müssen. Am Tage, als Isaias vorhersagte, daß die Lanzenspitzen sich in Pflugscharen ändern werden, hat er das Ende der Monarchien geweissagt. Und wie sollten denn die Monarchien untergehen, wenn sie klug wären und die Zukunft berechneten? Wenn sie, um das Unmögliche anzubahnen, sich verbündeten, um Petri zeitliche Herrschaft aufrecht zu halten? Dieser Thron muß also unwiderruflich fallen, damit um die Reihe alle anderen fallen können, damit das System der Vereinigten Freistaaten Europa's unter republikanischer Fahne dem alten und abgelebten monarchischen Systeme folgen könne." [1]

Die Verschwörung hat den Papstkönig entthront, damit sie desto

[1] „Courrier de Bruxelles", 16 juillet 1871.

leichter die übrigen Throne stürzen könne, und weil der päpstliche Thron die Stütze aller übrigen ist. Schon Herder schrieb in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (Stuttg. 1828, IV. S. 108): „Wenn alle christlichen Kaiser-, Königs-, Fürsten- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft der Völker gelangten, so darf der Dreigekrönte in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreuze segnen und sagen: *Ohne mich wäret ihr nicht geworden, was ihr seid.*“

Ja, im Interesse der europäischen Monarchien wäre es zu wünschen, daß alle Fürsten sich zur Wiederherstellung des päpstlichen Staates verbündeten und daß sie die weltliche Souveränetät des obersten Priesters unter europäische Garantie stellten, um die welschen Raub- und Revolutionsgelüste endgiltig zu züchtigen. Nur in diesem Sinne können wir die zu Berlin ausgesprochene „europäische Verantwortlichkeit“ hinnehmen: daß der Erdtheil dem Papste für die Erhaltung des Kirchenstaates verantwortlich sei, nicht aber, daß er Rechenschaft vom Papste fordern dürfte; denn der Heilige Vater beschädigt Niemanden, sondern schützt alle.

Zur Beraubung tritt die *Verhöhnung des Papstes* durch den Radicalismus der Halbinsel, also eine neue Gefahr für das Königthum. Denn wenn die höchste *geistliche* Würde auf Erden ungestraft im Kothe der Gasse darf herumgewälzt werden, dann ist jede *menschliche* Würde, auch die königliche, doppelt gefährdet. — Hatte nun der Papst seit zehn Jahren viele Insulte zu ertragen, so ist es neuestens, mit der Wiederauferstehung der römischen Frage unausstehlich geworden. Die italienische Regierung ist gegen keines der Blätter wegen Papstbeleidigung eingeschritten, obgleich das Garantiegesetz und der Artikel 1 der Verfassung („Statuto“) ihr diese Pflicht auferlegten. Solcher Straflosigkeit von Seiten der Regierung sicher, wagt denn die schlechte Presse, auch die halbamtliche, Alles gegen die erhabene Person des Papstes, der wahrhaft vogelfrei geworden ist[1]. Dabei sind die Rollen der verschiedenen Organe geschickt vertheilt. Die Regierungsorgane denunciren den Papst als den „größten Feind Italiens“, welcher das Ausland gegen das Vaterland aufrufe; als den „schlimmsten Verschwörer“, dem endlich das

[1] Wir entnehmen die Auszüge einer Sammlung der „Germania“ vom 3. und 25. Januar 1882: „Giftblüthen der liberalen italienischen Presse“. In einer späteren Abhandlung werden wir andere Ausbrüche des Nihilismus, die sich speciell gegen die *Religion* wenden, nachtragen.

Handwerk gelegt werden müsse. Sie sind es auch, welche dem radicalen Pöbel perfider Weise Angriffe auf den Vatican nahelegen, mit der Behauptung, auch der Vatican sei National-Eigenthum und falle sofort nach der Abreise des Papstes dem Lande zu. Der ministerielle „Diritto" forderte gleichfalls zu Gewaltmaßregeln gegen den Heiligen Vater auf, falls derselbe nicht aufhöre, den „Prätendenten" zu spielen, d. h. wenn er nicht seine unveräußerlichen Rechte preisgebe und seinen päpstlichen Eid breche. — Auch in der „römischen Frage" bilden die radicalen Blätter nur das Echo der von den Officiösen ausgegebenen Parole. Solange man dem Fürsten Bismarck die Absicht zuschrieb, den Papst durch die Herstellung eines kleinen weltlichen Territoriums unabhängig von Italien zu machen, war das Garantiegesetz für die piemontesischen Halbamtlichen eine „innere Angelegenheit". Kaum hatten jedoch dieselben die Entdeckung gemacht, Fürst Bismarck wolle den Papst durch das weltliche Territorium nur faßbarer und verantwortlicher machen, so erklärten sie sich alsbald zu internationalen Verhandlungen bereit, um dem Heiligen Vater die Schlinge um den Hals zu werfen. Aus Rücksicht auf die nationale Ehre, die unter der preußischen Pression leiden könne, erklärt die „Riforma" die Verhandlung über eine internationale Knebelung des Papstes augenblicklich für inopportun. Vielmehr will sie das italienische Strafgesetzbuch gegen den Papst, einen Souverän! angewendet wissen und meint, ebenso wenig, wie das Völkerrecht einen Gesandten vor der Verfolgung wegen gemeiner Verbrechen schütze, könne der Papst sich bei seinen Conspirationen auf die im Garantiegesetze zugesicherte Unverletzlichkeit seines Palastes berufen. „In unserem Strafcodex," sagt das ministerielle Blatt, „befindet sich ein Artikel, der auf Personen Anwendung findet, welche durch Wort oder That zum Kriege zwischen Italien und einer ihm befreundeten Macht aufreizen. Dieser Artikel bietet Alles, um Deutschland und den ganzen Rest von Europa zu garantiren." Dann schließt das Blatt: „Sollte die Regierung anderer Meinung sein, so würde ihr die Kammer einstimmig dem Papste gegenüber alle Vollmachten ertheilen, welche ihn für Italien und die Mächte unschädlich machen." — Ein neuer Beweis, daß das „internationale" Garantiegesetz den nationalen Launen unterworfen, also weder für den Papst, noch für die Länder der Erde eine Bürgschaft ist. Und solcher Hohn gegen die höchste Würde sollte dem Königthume nicht schaden?

Sowohl die ministeriellen als die nichtamtlichen Revolutionsmänner streben einfach die Vernichtung des Papstthums an. Als der

„Diritto“ (Jan. 1882) den Papst beständiger Attentate auf die Rechte (!) Italiens beschuldigte, forderte er zugleich, daß man gegen Leo XIII. endlich andere als passive Mittel ergreife. Natürlich rief der rothe Republikaner Mario in der „Lega“ sofort aus: „Es freut uns, mit dem ministeriellen Organe Hand in Hand gehen zu können“, und stellte in seiner Nummer vom 5. Januar 1882 folgende Vernichtungsmittel auf: „Abschaffung des Garantiegesetzes, Besetzung aller päpstlichen Paläste, Einziehung aller Kirchengüter, Aufhören des Papstthums als eines souveränen Wesens, aber auch als juridischen Wesens vor den Gerichten.“ Wem fällt über solcher Vogelfrei-Erklärung nicht der unglückliche Ludwig XVI. von Frankreich und sein tragisches Ende ein?

Der Rath der Berliner „Post“, der Papst möge in die Verbannung gehen, fand natürlich bei den Revolutionsblättern freudigen Anklang. Den Häuptling der Republikaner beunruhigte jedoch hierbei nur das Eine: die Nachricht von einer Collectivgarantie der Mächte für den vaticanischen Palast. „Will die Regierung der Monarchie,“ schrieb Mario, „eine solche Einmischung in unsere häuslichen Angelegenheiten dulden? Wir wollen sehen, ob sie die Paläste für den Feind des Vaterlandes bewachen, oder sie als Nationaleigenthum für den öffentlichen Dienst, für Museen und ähnliche Institute verwenden wird. Wenn der Herr Pecci verschwindet, werden wir den neuesten Proben der Monarchie zusehen.“ D. h. thut der König nicht der Revolution ihren Willen, so wird er dem Papst in's Exil nachgeschickt.

Der Bismarck'sche Vorschlag, den Papst durch Rückgabe eines kleinen souveränen Gebietes verantwortlicher zu machen, gefiele der „Lega“ schon; denn so „könnten die Beleidigten bewaffnet an's Land steigen, zum Vatican stürmen, das Nest ausnehmen und *dem Papste die Ohren stutzen*“. Aber besser scheint es dem republikanischen Blatte, „dem Papste jedes Privilegium zu nehmen, ihn zu einem einfachen Bürger zu machen, der für seine Thaten *vor den Gerichten verantwortlich sei*“. Hierzu sei aber vor Allem die Abschaffung des Garantiegesetzes, die Occupation des Vaticans, des Laterans und des Castel Gandolfo nöthig. Mario stützt diese Forderung durch die Drohung: „Schafft ihr das Garantiegesetz nicht ab, so verewigt ihr die römische Frage und verschärft ihr die immer steigende Aufregung.“ Dann ruft er ironisch dem Könige zu: „Bedenken Ew. Majestät, daß wir Republikaner Ihnen immer die besten Rathschläge gegeben. Heute sagen wir: machen Sie, daß mit dem Garantiegesetz aufgeräumt werde. Geben Sie uns

Recht, so würden sich die Ereignisse nicht überstürzen. Geben Sie den Monarchisten Recht, so tritt der Erfolg desto eher ein und wird die geschichtliche Entwickelung beschleunigt. Der Rath loyaler Gegner ist jenem blinder Freunde vorzuziehen. Und wenn Ew. Majestät den ersten und unbestreitbaren Grund für unsern Erfolg wissen wollen, so liegt er darin, daß Italien girondistisch und die Monarchie jacobinisch ist. Das ist Alles." — Offener kann Niemand die Sünden und den Zerfall der revolutionären Monarchie Italiens aufdecken.

Die eventuelle Abreise des Papstes von Rom veranlaßte die Revolutionspresse zu den unwürdigsten Ausfällen, wie man sie gegen den einfachsten Privatmann nicht machen dürfte. Nur mit Widerstreben führen wir einige von den vielen Unwürdigkeiten an. Die Welt muß erkennen, in welche Tiefen die Revolution sich herabwürdigt.

Der Abgeordnete Petrucelli della Gattina gebraucht in der „Gazzetta di Torino" (Dec. 1881) die cynischen Ausdrücke: „Wenn der Papst abreist, so werden die Italiener gleichgiltig bleiben und ihm mit dem Basilio im ‚Barbier von Sevilla' Gute Nacht! wünschen. Die päpstliche Canaille wird vielleicht unzufrieden sein, ebenso wie die Hôtelbesitzer, die nicht mehr Gelegenheit zur Schindung der Pilger haben werden, welche hierher kommen, um den beliebten Pantoffel zu belecken. Aber die Italiener grüßen den Papst auf Grund alter Tradition nicht anders, als die Hebräer den Rabbi von Nazareth, mit Ave Rabbi! und geben ihm eine Maulschelle. Die Maulschelle, welche Sciarra Colonna Bonifaz VIII. gab, ist aus unserer Geschichte nicht abgeschafft." Hierauf geht Petrucelli zu blutigen Drohungen über: Es werde den Radicalen und Republikanern nicht schwer fallen, unter den Communisten von Trastevere und vom Esquilin Leute vom Schlage Passanante's zu finden, um mit ihrer Hilfe die Blutbäder vergangener Jahrhunderte gegen die Klerikalen und die Anhänger des Vaticans zu erneuern. „In unsern Chroniken sind ja Vespern gegen die Fremden bekannt — und die Katholiken sind keine Italiener." Solche Leute sitzen in der Kammer und machen die Gesetze.

In der Nummer vom 28. December 1881 ruft die „Lega" dem Papste zu: „Herr Pecci, gehen Sie doch, wie die ‚Post' räth, in's Exil; etwas Bewegung wird Ihnen nicht schaden." Dann fährt das rothe Blatt fort: „Sollte Pecci aber auch mit der ganzen europäischen Soldatesca zurückkommen, so werden wir ihn mit Granaten empfangen. Und mit was für Granaten! Er wird es schon sehen." In der „Lega"

vom 22. December rechnet Mario das Garantiegesetz dem Königshaus als Staatsverbrechen an und nennt den Papst den „giftigsten und unversöhnlichsten Feind Italiens". Gerade der Unzufriedenheit mit dem Garantiegesetze schreibt Mario am 24. December „die Entwickelung zur Republik" zu, von welcher Fürst Bismarck im deutschen Parlamente gesprochen habe.

Man könnte ganze Bände füllen mit den Schmähungen, die von der rothen Presse Italiens in wenigen Monaten gegen das Papstthum und das Königthum geschleudert worden sind und die lebhaft an die blutigen Tage der großen französischen Revolution erinnern. Bedarf es noch weiterer Belege zum Nachweise, daß das piemontesische Rom eine Drohung gegen alle Monarchien Europa's, ja der Welt ist?

3. Das piemontesische Rom ist eine Gefahr für alle Staaten Europa's.

Sehen wir von der monarchischen Verfassung ganz ab, so müssen wir immerhin sagen, daß alle Staaten, seien sie nun Königreiche oder Republiken, von Zeit zu Zeit genöthigt sind, mit dem Heiligen Stuhle in sehr innige Beziehungen zu treten, und zwar über die delicatesten Angelegenheiten, die mit zartester Discretion behandelt werden müssen. Man hat sogar behaupten wollen, daß alle Fäden der Diplomatie in Rom zusammenlaufen, und wenigstens im Concils-Jahre war es der Fall. Was sind Grenzstreitigkeiten, Handelsverträge, ja selbst Friedensschlüsse im Vergleiche zu den erhabenen und ewigen Anliegen der Menschheit, welche mit dem Heiligen Stuhle verhandelt werden müssen! Eben jetzt stehen Rußland, Deutschland und Großbritannien in Unterhandlung mit dem Papste.

Rußland erkennt, daß die Katholikenverfolgung im Namen des vom Nihilismus zerfressenen Schismas nicht zum Heile des ungeheuren Reiches dient, daß es also die absolutistischen Gelüste nach den unverrückbaren Normen des katholischen Kirchenrechtes regeln und beschränken muß, daß es in diesem Falle Millionen katholischer Herzen gewinnen und auch in der Achtung des Auslandes steigen werde; es kann nicht anders, als mit dem Papst unterhandeln.

Deutschland hat seit Jahren begriffen, daß das Bleigewicht des Culturkampfes nicht kann weitergeschleppt werden, wenn nicht das Reich in unheilbare Zwietracht und antisociale Verrohung der Gemüther versinken soll. Es hat sich an den Papst wenden müssen, um den religiösen Frieden wieder anzubahnen.

Selbst das mächtige Großbritannien, dessen Scepter über 236 Millionen Menschen gebietet, kann des Heiligen Stuhles nicht entrathen, weil es trotz der neuen Landbill über Irland nicht Meister wird. Es hat sich durch den Mr. Errington in stille Beziehungen zum Vatican gesetzt, damit der Heilige Vater an die Herzen und Gewissen der Iren rede und Mittel und Wege zur Aussöhnung Englands mit dem Schwester-Königreiche finde. So sehr auch der roth-demokratische Dilke, Unterstaatssecretär des Auswärtigen Amtes in London, diese Mission Erringtons im Parlamente zu verschleiern suchte, so besteht sie dennoch und beweist den Satz des Monsignor Capel, daß „jetzt England unter allen Königreichen der natürlichste Verbündete der römischen Kirche ist". „Denn," sagt derselbe, „beide Mächte proclamiren Frieden und Freiheit, Gehorsam und Ehrerbietung gegen die rechtmäßige Obrigkeit. In der Ausdehnung ihrer Herrschaft und in ihrer Regierungsform haben die beiden große Ähnlichkeit mit einander; denn für die Wohlfahrt eines Jeden ist die gänzliche Unabhängigkeit und der freie Wechselverkehr mit der Welt nothwendig; aufrichtig mit einander geeinigt, werden sie der Menschheit den größten Nutzen bringen durch Ausbreitung von Gesetz und Ordnung und durch den Abschluß des Zeitalters der Revolution." [1] — Es ist ein großer Triumph des Heiligen Stuhles, daß ein hochliberaler Gladstone und sein rother Dilke ihre Zuflucht zu ihm nehmen mußten, um im eigenen Lande eine tiefgehende Bewegung in die richtigen Bahnen zu lenken.

In eine solche Lage kann aber jeder Staat ohne Ausnahme kommen.

Ist nun Rom als piemontesische Hauptstadt einem derartigen Verkehre der weiten Welt mit dem Papste förderlich? In Ewigkeit nicht!

Ein so vertraulicher Verkehr erträgt keine Douane, am wenigsten die eines Revolutions-Königreiches wie „Italien". Ganz anders dagegen wird derselbe, wenn der Papst souveräner Landesherr, also von unberufenen Spürnasen nicht überwacht ist.

Die Stellung des Heiligen Stuhles in der christlichen Völkerfamilie erfordert sodann einen unabhängigen Papst, der ohne alle Parteinahme streng nach Recht und Billigkeit jede Streitfrage entscheide, der keinem einzelnen Staate zulieb aus Recht Unrecht und umgekehrt mache. Also muß er frei auch vom piemontesischen Joche sein; denn sonst würde

[1] Great Britain and Rome, or ought the Queen of England to hold diplomatic Relations with the Sovereign Pontiff? By the R. Rev. Monsign. Capel. London 1882. — „Tablet", Febr. 4, 1882, p. 166 sqq.

Italien ein unberechtigtes Übergewicht zum Nachtheil aller anderen Staaten gewinnen.

Glücklicherweise haben bisher die Päpste Pius IX. und Leo XIII. allen Lockungen und Drohungen der südländischen Revolution mit heroischem Muthe widerstanden und gerade aus dieser Willensstärke ihren weltbewegenden Einfluß gewonnen. Aber setzen wir den Fall, daß Italien einmal dem Papste physische Gewalt anthue, oder daß ein willensschwacher Mann den Stuhl des hl. Petrus besteige — wie groß muß dann die Verwirrung in der Welt werden? Dann gebietet „Italien“ nicht bloß über seine 28 Millionen Italiener, sondern durch den schwachen Papst über halb Europa. Wäre es dann etwa in Streit mit Britannien, so müßte der Papst die Iren erst recht widerspenstig machen; oder hätte es Zwist mit Deutschland, so müßte er dem deutschen Reiche seinen Culturkampf lassen und die 15—16 Millionen deutscher Katholiken zu unversöhnlichen Feinden des Reiches machen, was nur wenige Worte kostete. Und diese Schwächung Britanniens oder Deutschlands käme einzig den Italienern zu gute.

Thatsächlich aber strebt das revolutionäre Welschland nach einer solchen Abhängigkeit der päpstlichen Auctorität von *seinen* Launen: es will einen unter das piemontesische Joch gebeugten Papst. Wir werden es beweisen.

Der Abgeordnete De' Boni orakelte bereits in der Kammersitzung vom 26. März 1862: „Nach meiner Meinung ist die Vernichtung der Principien der Papstkirche noch wichtiger, als der materielle Besitz Roms.“ Zwei Jahre darauf erklärte Lunati im Senate: „Was in unseren Kräften stand, haben wir gethan, um dem katholischen Europa zu beweisen, daß wir, einmal Herren von Rom geworden, den Papst wie einen Bischof von Turin, oder wie einen Generalvikar von Bologna oder Mailand behandelt hätten.“ Und die Revolution hat Wort gehalten, vollends seit December 1881. Daher stammt das Geschrei um Aufhebung des Garantiegesetzes, um Einziehung der apostolischen Paläste, um Stellung des Papstes unter das Strafgesetz, um Vertreibung desselben vom italienischen Boden, die Anklage gegen ihn als den grimmigsten Feind des Vaterlandes.

Kann daher irgend ein Staat der Erde, und hätte er auch nur etliche tausend katholische Unterthanen, einen solchen Zustand dulden? Kann er ertragen, daß das päpstliche Rom unter italienische Herrschaft gebeugt sei?

Darum hat die deutsche Reichsregierung mit vollem Rechte die päpstliche Würde für eine deutsche und einheimische Institution erklärt. Das Nämliche kann jede europäische Regierung bis zu jener des Sultans in Stambul sagen. Wie kommt also die Umsturzpartei im Süden der Alpen zu der Anmaßung, das Papstthum nach ihren Wünschen ausbeuten zu wollen?

Der Papst muß demnach souveräner Landesherr sein; eine so augenscheinliche politische Wahrheit, daß bereits der erste Bonaparte gestand, der Heilige Vater müsse, um alle Beunruhigung der Mächte fernzuhalten, unabhängiger Herr seines Staates und in Rom bleiben; denn der Papst in Wien, Paris oder Madrid würde zwischen der Macht, die ihn beherbergt, und den sämmtlichen anderen gegenseitige Eifersucht hervorrufen. Diese Eifersucht ist zwar bisher gegen Piemont nicht entstanden, weil der Heilige Vater im strammsten Gegensatze gegen diese Macht verharrt; sie würde aber sich alsbald einstellen, wenn je dieses Verhältniß freundlichere Gestalt annehmen würde.

Somit interessirt die Papst-„Frage" alle Regierungen, welche katholische Unterthanen haben. Es war daher sehr natürlich, daß die deutsche Reichsregierung schon 1872 und 1874 an die kommende Papstwahl dachte, und daß ganz Europa ängstlich lauschte, bis endlich 1878 der Cardinal Pecci als Leo XIII. erwählt worden war. Hat doch der Vater der Christenheit einen unbeschreiblichen Einfluß auf die Welt, auf alle katholischen Christen, und zwar bis in ein Gebiet, wohin keine weltliche Regierung dringen kann, bis in die Seelen und in die Gewissen hinein. Er ist nicht bloß ein Herrscher neben den übrigen Fürsten, sondern der Mittelpunkt aller Herrschaft, der oberste Hort der idealen Güter und der sittlichen Ordnung, auf welchen jeder Einzelstaat fußt. Lauter Gründe, die uns überzeugen, daß Rom als piemontesische Hauptstadt und der Papst als Unterthan eines Einzelstaates eine Gefahr für die gesittete Welt sind.

4. Das piemontesische Rom ist unverträglich mit dem katholischen Gewissen.

Die Katholiken des Erdballs müssen verlangen, daß das Oberhaupt ihrer Kirche frei und unabhängig sei, daß am allerwenigsten die Revolution ihre Zwingherrschaft über ihn ausübe, daß keine weltliche Macht ihn an der freien Ausübung seiner obersten Lehr- und Regierungsgewalt hindere. Sie müssen verlangen, daß die höchste Majestät auf Erden als solche anerkannt, geehrt und vor dem Hohne des menschlichen Auswurfs

bewahrt, daß im Papste nicht das Königthum selbst in den Koth getreten werde.

Die Katholiken müssen verlangen, daß Recht Recht bleibe. Es gibt unter dem Monde keinen rechtmäßigeren Staat, als jenen des Heiligen Vaters. Wie kommen die Piemontesen, die nicht einmal Italiener, sondern Nachkommen der alten keltischen Allobroger sind, dazu, das päpstliche Rom als ihr Eigenthum anzusprechen? Etwa weil sie das schlechteste Italienisch reden und nicht einmal das Wort „Italia" aussprechen können?[1] Wie kommt die geheimbündlerische Minderheit dazu, ihre schlechten Pläne zum Gesetze für Italien, für Europa, für die Welt zu machen?

Ganz besonders ist die Ehre Deutschlands und der deutschen Katholiken im Spiele. Zwar hatte schon der große Konstantin dem Papste die Herrschaft über Rom stillschweigend überlassen, und thatsächlich war der Papst vier Jahrhunderte lang bereits der Landesherr Roms und der Umgegend, aber die räuberischen Longobarden thaten dem Kirchenstaate Gewalt an. Da zog der Frankenkönig Pipin der Kurze 754 und 756 von den Alpen herab, schlug das räuberische Volk und schenkte, bezw. restituirte „dem hl. Petrus, der Kirche und dem römischen Gemeinwesen" den Kirchenstaat, und der größte deutsche Kaiser, Karl d. Gr., erneuerte 774 diese Schenkung seines Vaters und erklärte sich 800, als er von Papst Leo III. zum abendländischen Kaiser gekrönt und gesalbt wurde, als „den ergebenen Vertheidiger und demüthigen Helfer der Kirche (devotus sanctae ecclesiae defensor humilisque adjutor)". So ist die weltliche Herrschaft des Papstes zugleich eine Ehrensache der ganzen deutschen Nation; wie kann Welschland oder vielmehr die welsche Verschwörer-Sippschaft das Testament unseres größten Kaisers antasten?

Roms Reichthum und Pracht stammt zum allerkleinsten Theile vom italienischen Geld; seine Kirchen und seine herrlichen Anstalten sind von den Gaben der weiten christlichen Welt erbaut und dotirt worden, gewiß nicht zu dem Zwecke, damit sie nachher einer räuberischen Regierung anheimfallen sollten. Gerade auch aus Deutschland ist fast ein Jahrtausend hindurch viel deutsches Geld nach Rom geflossen — nun macht sich ein Kuckuck breit im fremden Neste.

Rom ist die Hauptstadt der katholischen Welt, nimmermehr die eines einzelnen Landes. „Es vereinigt in sich," wie der „Osserv. Rom." sagt,

[1] Sie sagen stets „Itaglia" und sind deßhalb zum Kinderspotte geworden.

„alle Bedingungen, die sich nur für die Hauptstadt der katholischen Welt wünschen lassen. Hier findet sich der Glanz ruhmvoller Erinnerungen, weßwegen die Völker von jeher die ewige Stadt als Metropole der Christenheit und als Mutter der Civilisation betrachteten. Hier erinnert jeder Stein, jedes Denkmal an die Religion, an das Blut der Martyrer, an die hohe Weisheit der Päpste, an die Tugenden so vieler Heiligen. Das Grab des Apostelfürsten macht Rom zum natürlichen Sitze seiner Nachfolger; das Grab des Heidenapostels Paulus wendet die Augen aller Christen auf sich. Und diese Stadt ist groß und weit genug, sie zieht schon seit so vielen Jahrhunderten die Geister der ganzen Erde an, welche gewohnt sind, von ihr das sittliche Gesetz, die Regel des Glaubens, die letzte Entscheidung in ihren sämmtlichen Gewissensfragen zu empfangen." [1]

Noch ist die Gewaltthat an Rom förmlich von keiner einzigen Regierung anerkannt worden; alle Staaten sind vollkommen frei, ihren Einspruch zu erheben im Namen des Rechts, des Staatsinteresses, des Königthums, des Gewissens der Katholiken, welche Rom als ihre gemeinsame Hauptstadt zurückfordern.

Zwar hört man in der Gegenwart, da in so vielen Ländern die Umsturzpartei herrscht, wenig auf die Wünsche der Christen. Aber die Revolution bleibt nicht immer oben, die Kinder der Kirche nicht immer verachtet. Die menschliche Gesellschaft stützt sich nicht auf Bajonette, sondern auf Recht und Gerechtigkeit, auf Religion und Sittlichkeit. Noch ist es möglich, daß Österreich, Frankreich und Spanien neu erstehen und sich auf ihre christliche Vergangenheit besinnen. Dann aber muß das geraubte Rom herausgegeben werden.

Unsere italienischen Glaubensbrüder haben ausgerechnet, daß Rom schon fünfzigmal dem Oberhaupte der Christenheit genommen, aber jedesmal zurückgegeben war. Wir hoffen, daß es auch jetzt wieder so kommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

M. Pachtler S. J.

---

[1] S. die Broschüre: „Rom als Hauptstadt von Italien", S. 42.

Die Justizmorde der Titus-Oates-Verschwörung.

(Fortsetzung.)

6. Die ersten Opfer.

Als erstes Opfer der Titus-Oates-Verschwörung fiel ein katholischer Banquier, Namens Stalay; er wurde zwar nicht gerade der Verschwörung wegen angeklagt, aber indirect war doch die öffentliche Aufregung, in welche die Märchen des Titus Oates die Hauptstadt versetzt hatte, die Ursache seines Todes. Ein gewisser Castairs, ein schottischer Gauner, wählte sich den wohlhabenden Mann für eine Erpressung. Als der Banquier eines Tages in einem Gasthause in Covent Garden zu Mittag speiste, setzte sich Castairs in seine Nähe. Dabei wollte der Schotte von dem Banquier in französischer Sprache die Worte gehört haben: der König sei ein Schurke und verfolge das Volk Gottes, und er selbst wolle ihn erstechen, wenn sich kein Anderer hierfür finde. Castairs schrieb diesen Satz auf einen Zettel und begab sich am folgenden Tage zu dem Banquier, dem er bedeutete, er werde diese Worte gegen ihn vor Gericht beschwören, wenn er ihm nicht zweihundert Pfund Sterling gäbe. Stalay war über die Frechheit des Burschen empört und jagte ihn, auf seine Unschuld vertrauend, fort. Sogleich wurde er aber auf die Anzeige des Schotten hin verhaftet, fünf Tage später vor Gericht gestellt, und da Castairs und dessen Helfershelfer gegen ihn schwuren, zum Tode verurtheilt. Umsonst machte er geltend, wie unglaublich es sei, daß ein so besonnener Mann, wie er, in so aufgeregter Zeit an einem Orte, wo die französische Sprache so bekannt sei, sich solcher Ausdrücke bedienen sollte. Noch fragten ihn die Richter, ob er keine Kenntniß von der Verschwörung habe; er stellte es entschieden in Abrede und läugnete wiederum, irgend jemals die hochverrätherischen Worte ausgesprochen zu haben, um derentwillen man ihn zum Tode verurtheilt hatte. Am 26. November wurde er zu Tyburn gehängt; er starb gottergeben und mit dem letzten Athemzuge seine Unschuld betheuernd.

Der nächste, welcher das Schaffot bestieg, war Edward Coleman, der Secretär der Herzogin von York. Dieser Mann hatte sich den Haß der protestantischen Partei und der fanatisirten Menge ganz besonders

zugezogen. Was man dem Herzog selbst und seiner katholischen Gemahlin nicht offen zur Last zu legen wagte, das schrieb man ungescheut dem Secretär der königlichen Hoheiten zu. Coleman war der Sohn eines anglikanischen Geistlichen aus der Grafschaft Suffolk, hatte seine Studien in Cambridge gemacht und war dann in den Schooß der katholischen Kirche zurückgetreten. Er zeichnete sich nun durch einen großen Eifer für die wahre Religion aus, der, wie es bei Convertiten nicht selten der Fall ist, nicht immer von der nöthigen Klugheit gelenkt wurde. Natürlich setzte er die größten Hoffnungen für die Bekehrung Englands auf die Thronbesteigung seines Herrn, des Herzogs von York, und scheute sich auch keineswegs, von solchen Hoffnungen unnöthigerweise in seinen Briefen in's Ausland, z. B. an Père Lachaise, dem er häufig schrieb, zu sprechen. Daß er aber die Verwirklichung solcher Hoffnungen von einem Verbrechen erwartete, ist sowohl durch seinen eigenen Charakter als durch den seiner Herrschaft ausgeschlossen. Coleman war einer der Ersten, welche Titus Oates verhaften ließ. In der That mußte sich in den Schriften dieses Mannes der Beweis der vorgeblichen Verschwörung finden lassen, wenn eine solche bestand. Man entdeckte aber weiter nichts, als allgemeine Redensarten von der Hoffnung auf bessere Tage und von einem Fürsten, der in der Hand Gottes das Werkzeug eines glücklichen Umschwunges sein sollte. Und auf diese harmlosen Worte hin wurde er auf Leben und Tod angeklagt. Er habe seine übrige Correspondenz verbrannt, sagte der Kläger; und wenn nun in den erhaltenen Briefen sich schon so offenbar hochverrätherische Worte fänden, was müsse dann erst in den zerstörten Briefen gestanden haben? Oates und Bedloe traten als Zeugen mit ihrer gewohnten Unverfrorenheit wider ihn auf. Oates sagte, Coleman sei Mitverschworener gegen das Leben des Königs, er habe in Irland eine Empörung angezettelt und vom General der Gesellschaft Jesu das Versprechen eines Staatssecretariates angenommen. Coleman entgegnete, Oates habe ihn ja bei der ersten Confrontation vor dem geheimen Rathe nicht einmal erkannt; er habe ihn ferner von allen den schweren Verbrechen, deren er ihn jetzt beschuldige, keines einzigen geziehen, und doch hätte er das damals thun müssen; endlich machte sich der Angeklagte anheischig, zu beweisen, daß er vom 15.—31. August nicht in London gewesen sei, also auch nicht der vorgeblich am 21. August stattgefundenen Berathung habe beiwohnen können. Dieser wohlgefügten Vertheidigung hatte Oates nur elende Ausflüchte entgegenzustellen; er habe ihn damals wegen des Kerzenlichtes

und wegen seiner Perrücke nicht gleich erkannt, und er sei so müde gewesen, daß er sich an die eigentlichen Klagepunkte nicht erinnert habe. Auf den angebotenen Alibi-Beweis ließ man sich, wie bei den folgenden Processen, nicht ein. Bedloe gegenüber konnte Coleman nur feierlichst betheuern, daß er ihn seines Wissens früher nie gesehen.

Der Oberrichter legte in seiner Rede an die Jury durchaus kein besonderes Gewicht auf das Zeugniß der beiden Schufte; dafür hob er hervor, daß Coleman die Einführung des Papismus in England gewünscht und betrieben habe, sei aus seinen Briefen erwiesen. Das sei Landesverrath; denn ein solcher Mensch wolle England unter die Gewalt des Papstes bringen. Und wenn es auch nicht klar liege, ob er diesen Zweck durch offene Gewalt und Einmischung einer äußeren Macht, oder nur durch Auflösung des Parlamentes und gesetzliche Mittel erreichen wollte, so sei doch das Erstere anzunehmen. Und darauf hin wurde Coleman zum Tode des Hochverräthers verurtheilt. Umsonst betheuerte er nochmals seine Unschuld an einer Verschwörung gegen den König. Als man ihm aber volle Begnadigung zusicherte, wenn er nur das vorgebliche Complott eingestehen wolle, verschmähte er, sein Leben durch eine Lüge zu retten, und bestieg muthig den 3. December das Blutgerüst. Von ihm aus sprach er also zu dem unabsehbaren Volke:

„Man meinte, ich würde reden und eine gewaltige Verschwörung eingestehen. Ob ich jetzt das Glück haben werde, mehr Glauben zu finden, als bisher, weiß ich freilich nicht; ich erkläre aber feierlich auf das Wort eines Sterbenden hin, daß ich absolut keine Mitwissenschaft besitze, noch weiß ich etwas von dem Plane eines Aufstandes, von dem beabsichtigten Sturze der Regierung, von Aufruhr und Empörung, von der Abschaffung der bestehenden Verfassung, von einem Attentate auf den König. Niemals habe ich daran gedacht, durch solche Mittel jene Religion zu fördern, zu deren fanatischem Eiferer man mich machen will. Ich danke Gott, daß ich ihr angehöre, und erkläre, daß ich für sie sterbe, und ich bin nicht der Ansicht, daß sie den König oder die Verfassung schädige. Als römischer Katholik, der ich jetzt schon seit Jahren bin, weise ich die Lehrmeinung von der Erlaubtheit des Königsmordes zurück, von der Einige mit Unrecht behaupten, die Kirche habe sie zur Förderung ihrer Interessen aufgestellt, und ich sage, ich verabscheue eine solche Lehre."

Hier unterbrach der Sheriff den Verurtheilten mit der Bemerkung, wenn er ein Geständniß ablegen wolle, so möge er es thun, sonst sei

keine Zeit mehr zum Reden. Coleman wiederholte die Betheuerung seiner Unschuld, erklärte, die Zeugen, welche wider ihn schwuren, hätten ihm Unrecht gethan, und auch an der Ermordung Sir Edmundbury Godfrey's sei er unschuldig. „Dann wurde," so schließt der gedruckte Bericht seiner Hinrichtung, „nach einigen stillen Gebeten und Stoßseufzern das Urtheil an ihm vollzogen; er wurde gehängt, noch lebend abgeschnitten, seine Eingeweide verbrannt und seine Leiche geviertheilt." Der Fanatismus hatte sein Opfer, aber dasselbe sättigte seine Gier keineswegs: er schrie jetzt nur um so lauter nach dem Blute der Priester und Jesuiten.

Am gleichen Tage, an welchem Coleman also dem Hasse gegen den katholischen Glauben zum Opfer fiel, starb im Gefängnisse der Newgate P. Eduard Mico (alias Hervey und Baines), der Secretär (Socius) des englischen Jesuiten-Provinzials. Wir haben oben S. 170 erzählt, wie Oates die beiden Schwerkranken aus ihren Betten im spanischen Gesandtschafts-Hotel in den Kerker schleppen wollte, wie sich aber der Sheriff damit begnügte, die Krankenzimmer vorläufig mit Wachtposten zu besetzen. Die Soldaten hatten den Gefangenen mit Kolbenstößen arg zugerichtet, so daß sein Leib mit Quetschungen ganz bedeckt war. Sobald sein Zustand es erlaubte, schlugen sie ihn in schwere Fesseln und führten ihn nach der Newgate. Vorher hatte P. Hamerton den Muth, die beiden kranken Mitbrüder und so manche Andere, welche da und dort in London versteckt waren, beinahe täglich zu besuchen. „Ich besuchte sie täglich," erzählt er in einem eingehenden Berichte, dessen Original früher in der Bibliothek des Collegs von Bruges aufbewahrt wurde, „und obschon P. Whitbread und P. Mico von einer Wache von zwölf Soldaten umringt waren, unterließ ich nicht meine täglichen Besuche. Oft kam ich als Edelmann gekleidet, oft im Anzuge eines Apothekerlehrlings, ein Arzneiglas in meiner Hand und eine Schürze vorgebunden. So verkleidet, trat ich mit großer Zuversicht in ihre Krankenzimmer, und obschon der Wachtposten an der Thüre stand, hörte ich ihre Beichten und unterhielt mich, je nach Gelegenheit, gemüthlich mit ihnen, und das that ich, bis man sie nach der Newgate überführte." — P. Mico war ein durch seine Tugend ausgezeichneter Ordensmann; er stammte von sehr angesehenen Eltern aus der Grafschaft Essex, wo er 1630 geboren wurde. Als Knabe besuchte er das Colleg von St. Omer, kam 1647 nach Rom und trat zu Watten 1650 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Im Jahre 1666 legte er seine feierliche Profeß ab, kam bald nachher nach

England und verwaltete daselbst unter den drei sich folgenden Provinzialen: Gray, Strange und Whitbread, das Amt des Secretärs — ein Beweis für die hohe Meinung, welche die Obern von seiner Tugend und Klugheit hatten. Noch krank in den Kerker geführt, brachen seine letzten Kräfte rasch zusammen. Am 3. December fand man ihn, von der Last seiner Ketten erdrückt, todt auf seinen Knieen. Gar zu gerne hätte man das Gerücht verbreitet, der Jesuit habe sich vergiftet, um sich kein Geständniß erpressen zu lassen; aber die Untersuchung der Leiche stellte die wahre Todesursache heraus. Er war mehr in Folge der Mißhandlungen gestorben, als durch das Fieber erschöpft. Dieser Befund hinderte aber keineswegs, daß sich die Sage verbreitete, der Jesuit sei aus Ärger über das Mißglücken der Verschwörung an der Schwindsucht gestorben.

Wenige Tage später verschied in einem andern Kerker Londons, im Gatehouse bei Westminster, ein Mitbruder P. Mico's, der Kaplan des Herzogs von York, P. Mumford, der uns schon früher einmal im Laufe dieser Verschwörungsgeschichte begegnete. Man wird sich erinnern, wie Oates ein Paket gefälschter Briefe von London nach Windsor sandte und wie P. Mumford das Glück hatte, dieselben aufzufangen. Obschon der König den Jesuiten jeden Verdachtes ledig sprach, hatte er doch die Schwäche, denselben einkerkern zu lassen, und er würde zweifelsohne aus dem Gefängnisse vor Gericht und vom Gerichte zum Galgen geführt worden sein, wie seine übrigen Mitbrüder, wenn nicht der Tod sein Leiden abgekürzt hätte! Am 3. November wurde er in das Gatehouse gebracht. Die harte Behandlung und die schlechte Kerkerluft raffte den schon bejahrten und gebrochenen Mann in kurzer Zeit weg. P. Thomas Mumford (alias Downes und Bedingfield), geb. 1617, stammte, ähnlich wie P. Mico, von vorzüglichen katholischen Eltern, die den Knaben frühzeitig nach St. Omer sandten, von wo derselbe nach Spanien in das englische Colleg von Valladolid ging und dort 1639 in die Gesellschaft Jesu eintrat. Philosophie studirte er zu Lüttich, Theologie zu Pont-à-Mousson in Lothringen und wirkte dann in verschiedenen Ordenshäusern Belgiens. 1671 wurde P. Mumford Kaplan des Herzogs von York, den er an Bord des Admiralschiffes im Seekriege mit den Holländern begleitete, bei welcher Gelegenheit er seltene Beweise von Muth und Seeleneifer gab. Er starb fromm im Herrn den 21. December 1678. Bezeichnend für die unbegreifliche Leichtgläubigkeit der englischen Behörden jener Tage ist die Bemerkung, welche der Schreiber der litterae annuae beifügt: „Obschon das Gefängniß, in welchem P. Mum-

ford starb, ganz in der Nähe des Parlamentsgebäudes liegt und sein Tod allgemein bekannt war, verbreitete sich doch 18 Monate später das Gerücht, er sei am Leben und arbeite in der Grafschaft Nottingham mit Aufbietung aller Kräfte am Siege der Verschwörer. Daraufhin sandte das Privy Council (!) einen Friedensrichter zu seiner Verhaftung, und dieser durchzog die Grafschaft nach allen Richtungen und griff endlich einen Ehrenmann auf, welchen er dem gaffenden Volke als P. Bedingfield (Mumford) zeigte."

7. Die Gerichtsverhandlung vom 17. December.

Am 17./27. December 1678 drängten sich alle Stände Londons in die Hallen der Old Bailey, des berühmten Gerichtshauses, das bis vor wenigen Jahren der Schauplatz unzähliger Verhandlungen auf Leben und Tod war. Der Jesuiten-Provinzial Whitbread, die Patres Ireland und Fenwick, der Benedictiner-Laienbruder Pickering und John Grove (vielleicht Laienbruder der Gesellschaft Jesu) sollten vor den Schranken eines eigens hierfür bestellten Gerichtshofes erscheinen und sich über die uns bekannte ungeheuerliche Anklage des Titus Oates rechtfertigen.

Man hatte sich aber wohl gehütet, den Angeklagten die Gelegenheit zu einer gerechten Vertheidigung zu gewähren: ihre Verurtheilung war ja zum Voraus beschlossene Sache; die Formen des Gerichtes sollten den Mord nur decken und den Opfern in den Augen der katholischen Mitwelt womöglich die Palme des Martertodes entwinden. Während also die vom Parlamente eingesetzte Commission alle Zeit hatte, das riesige Material, welches bei der plötzlichen Verhaftung des Provinzials und Procurators der Jesuiten dem Gerichte in die Hände gefallen war, sämmtliche Bücher, Schriften, Correspondenzen, Rechnungen u. s. w. zu durchforschen; während die gewandtesten Advocaten die Anklage übernahmen; während große Belohnungen zum Zeugnisse wider die Angeklagten aufforderten und der Haß der fanatisirten Menge auch ohnehin dem Gerichte zu Hilfe kam: verweigerte man den zur Schlachtbank bestimmten Opfern den Beistand eines Rechtskundigen, ja sogar Zeit und Mittel, die nothwendigsten Schutzzeugen vorzuladen. Dieser einzige Umstand für sich hätte genügen müssen, der ganzen Verhandlung von vornherein den Stempel der Ungerechtigkeit aufzudrücken.

An der Spitze des Gerichtshofes stand ein gewisser Sir William Scroggs. Die Geschichtschreiber sind über den Charakter dieses Lord Ober-

richters einig. Das Bild, welches Burnet von dem Manne entwirft, faßt ihr Urtheil also zusammen: „Der damalige Lord Oberrichter war Sir William Scroggs, ein Mann, der seinen Ruf viel mehr der Zungenfertigkeit als der Gelehrtheit oder irgend einer moralischen Tugend verdankte. Sein Lebenswandel war schamlos liederlich und sein Vermögen ganz unbedeutend. Die Gunst des Earl of Danby hatte ihn zuerst zum Richter und später gar zum Oberrichter ernannt, und es war mehr als traurig, einen so verkommenen, unwissenden und mittellosen Menschen zu einer so hohen Stelle erhoben zu sehen. Da dieser Mann nun die gewaltige Strömung der öffentlichen Meinung (bei der Angelegenheit des Titus Oates) wohl bemerkte, nahm er sich des Processes mit so viel Eifer und Dreistigkeit an, daß er der Liebling des Pöbels wurde. Als er aber später sah, daß er sich so um die Gunst des Königs schlecht verdient mache, ließ er in seinem Eifer sichtlich nach. ... Doch gab er sich bei allen Gerichtsverhandlungen in schamloser Weise jede Mühe, die Verurtheilung der Angeklagten herbeizuführen."

Die Jury war aus zwölf Mitgliedern des Adels und der Gentry zusammengesetzt, darunter die Barone Sir W. Roberts, Sir Philipp Matthews und der Ritter Sir Charles Lee. Die Anklageacte fußte auf der „wahrhaftigen Erzählung" des Titus Oates und hatte natürlich einen sehr großen Umfang; die Hauptpunkte bildeten: Landfriedensbruch, Empörung, Umsturz der zu Recht bestehenden Religion, Einführung des römischen Götzendienstes, Ermordung des Königs und behufs dessen die Theilnahme an einer Versammlung, welche am 24. April (1678) in der Pfarrei St. Giles-in-the-Fields in Middlesex abgehalten wurde, und woran sich noch eine Reihe anderer bis jetzt unbekannter Verschwörer betheiligt hätten. Auf diese Anklageacte gründeten die Advocaten der Krone, Sir Samuel Baldwin und Mr. Finch, ihre Reden, in denen sie ganz besonders hervorhoben, es handle sich weder um den priesterlichen Charakter der Angeklagten, noch um ihre Religion, sondern einzig um Hochverrath und Königsmord. Die Angeklagten könnten sich also nicht damit schmeicheln, als Martyrer zu sterben. Dann beschwor Oates nochmals die Punkte seiner „wahrhaftigen Erzählung" und namentlich den Umstand, daß er am 24. April auf der Provinzialversammlung gegenwärtig gewesen sei.

Wie Oates seinerzeit in St. Omer hörte, hatte wirklich an dem angegebenen Tage die von den Ordens-Constitutionen für alle drei Jahre vorgeschriebene Berathung der englischen Professen stattgefunden. In

derselben muß ein Bevollmächtigter (Procurator) gewählt werden, der nach Rom zu gehen hat, um dem P. General mündlich über den Stand der Provinz Bericht zu erstatten. Diese Versammlung hatte stattgefunden, aber nicht in der „White Horse Tavern" am Strand, wie Oates beschwor, sondern im Palaste des Herzogs von York, wovon der Meineidige glücklicherweise keine Ahnung hatte. Die Angeklagten aber, die mit der Erhärtung dieses einzigen Umstandes den Titus Oates des Meineides hätten überführen können, hatten den Edelmuth, lieber auf das Blutgerüst zu steigen, als den Thronfolger und damit die Hoffnungen der katholischen Kirche in England in ihren Proceß zu verwickeln. Statt dessen wollten sie den Beweis führen, daß Oates zu der angegebenen Zeit im Colleg zu St. Omer war. Hunderte von Augenzeugen konnten das beweisen. Wir werden aber sehen, wie das Gericht das Zeugniß der Zöglinge und Professoren des Collegs, obschon es durch die Behörden von St. Omer als authentisch erklärt war, nicht zuließ.

Als Oates mit seinem Berichte zu Ende war, dem natürlich das Gericht und die Zuhörerschaft in athemloser Spannung lauschte, gab der Lord Oberrichter P. Whitbread die Erlaubniß, zu seiner Vertheidigung zu sprechen und Fragen an den Zeugen zu stellen. Man wird sich erinnern, wie Oates den todkranken Pater aus seinem Bette in's Gefängniß schleppen wollte, wie sich aber der Sheriff mit strenger Bewachung desselben begnügte. Sobald die Todesgefahr vorüber war, erschien ein Comité des Hauses der Gemeinen an dem Krankenbette und versuchte den noch Sterbensschwachen in einem Netze listiger Fragen zu fangen. Der Provinzial antwortete mit ungebrochener Seelenstärke: „Was meinen religiösen Stand betrifft, so erkläre ich, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und der Provinzial der englischen Ordensprovinz zu sein. Wenn man mir dieses als Verbrechen anrechnen kann, so hoffe ich hinlänglich zu genesen und die nöthigen Kräfte zu erlangen, um am Galgen dafür zu sterben. Was aber irgend eine Verschwörung angeht, so erkläre ich feierlich und ohne jeden Vorbehalt, daß ich von keiner weiß, und bin auch, kraft meiner intimen Kenntniß aller Vorkommnisse und Personen, vollständig überzeugt, daß sämmtliche Mitglieder meines Ordens ebenso schuldlos sind." Das war die Antwort, die er dem Hause der Gemeinen gab. Einige Tage später wurde er in einer Sänfte, weil er noch nicht gehen konnte, in das Gefängniß der Newgate gebracht, und nun stand er, noch immer krank und elend, vor dem Gerichte.

„Mylord," begann der Provinzial seine Vertheidigung, „meine Gesundheit ist so erschüttert und zweifelhaft, daß schon dieser Umstand mich vor jeder Lüge bewahren wird. Wir müssen den Gegenbeweis liefern, und ich weiß recht wohl, daß es viel schwieriger ist, Klagen zu widerlegen, als zu erheben. Ein Mensch kann ja mit leichter Mühe, was ihm beliebt, durch einen Eid erhärten, vorausgesetzt, daß er sein Seelenheil dafür wagen will. Aber wahrlich, in der Gegenwart des allmächtigen Gottes, vor welchem ich erscheinen muß, kann ich mit aller Zuversicht behaupten, daß von dem Zeugen auch keine drei wahren Worte vorgebracht wurden."

Hier unterbrach der Lord Oberrichter die feierliche Betheuerung des Angeklagten, von welcher er vielleicht dennoch fürchtete, sie möchte nicht ohne Eindruck auf die Zuhörerschaft sein, in der frivolsten Weise:

„‚Hören Sie mal,' rief er P. Whitbread zu, ‚wenn Sie uns nur zuerst beweisen wollten, daß Sie keine Dispens haben, Gott zum Zeugen für eine Lüge aufzurufen!' — P. Whitbread: ‚Mylord, ich betheure meine Aussage mit jedem nur möglichen Proteste!' — Lord Oberrichter: ‚Aber wenn Sie einer Religion angehören, welche für alle Eide, Sacramente, Protestationen und Falschheiten, die es auf Erden gibt, Dispensen hat: wie können Sie dann erwarten, daß wir Ihnen Glauben schenken?' — P. Whitbread: ‚Derartige Dispensen sind mir unbekannt.' — Lord Oberrichter: ‚Das wird sich gleich finden, noch bevor die Verhandlung zu Ende ist.' Oates sagte, P. Whitbread habe vom Apostolischen Stuhle die Vollmacht erhalten, Offizierspatente für die vorgebliche Empörung unter seinem Provinzialssiegel auszustellen. Daran anknüpfend, fragte nun der Lord Oberrichter: ‚Überlegen Sie wohl, was Sie sagen: Sind Sie nicht Provinzial der Jesuiten? Wie?' — P. Whitbread: ‚Das kann ich nicht in Abrede stellen, Mylord.' — Lord Oberrichter: ‚Also hat der Zeuge mehr als drei wahre Worte vorgebracht!'"

Mit solchen schlechten Witzen, die nur auf das Beifallsgelächter der Menge berechnet waren, suchte der Richter die feierlichen Betheuerungen eines Mannes zu entkräften, der wohl wußte, daß er am Ende seines Lebens stehe. Wenn sich dagegen die meineidigen Zeugen in Widersprüche verwickelten, was oft genug geschah, war Sir William Scroggs stets bereit, ihre Worte „billig" auszulegen und zu entschuldigen. Um Titus Oates als Lügner zu entlarven, hatten sich die Patres sofort anheischig gemacht, den Beweis zu erbringen, daß derselbe im April und Mai im Colleg zu St. Omer verweilte, daß er also zu dieser Zeit nicht, wie er beschworen hatte, in London bei der Provinzial-Congregation sein konnte. Man hatte den Angeklagten keine Zeit gelassen, Augenzeugen von dort zu berufen. Das mit zahlreichen Unterschriften versehene und mit dem Amtssiegel der Behörden von St. Omer bekräftigte Zeugniß wurde von

Scroggs mit den Worten abgefertigt: „Ich weiß nicht, was Sie nicht Alles von St. Omer bekommen können, oder was Sie nicht Alles ‚authentisch' nennen." Und auf die Frage P. Fenwicks, ob denn Se. Lordschaft meine, es gäbe außer England keine Gerechtigkeit, brach er kurz mit der Bemerkung ab, ein solches Zeugniß könne und dürfe hier nicht zugelassen werden. Dem wiederholten Einwande, es sei ja mit dem Amtssiegel der dortigen Behörden versehen, begegnete er mit der Bemerkung: „Sie müssen nach den Gesetzen Englands abgeurtheilt werden, und es ist nicht englischer Gebrauch, ein derartiges Document außer Landes zu senden." Damit war auf diesem Punkte jede weitere Vertheidigung abgeschnitten; wie sich das Gericht benahm, als bei dem folgenden Processe zahlreiche Augenzeugen aus St. Omer vorgeführt wurden, ist später zu erzählen.

Doch hatten die beiden Zeugen Oates und Bedloe der Unschuld und Seelenruhe der Angeklagten gegenüber keinen ganz leichten Stand. Der Letztere wurde im Kreuzverhöre von den PP. Whitbread und Fenwick so gedrängt, daß er zu der Ausrede seine Zuflucht nahm, er kenne sie nicht persönlich und seine Aussagen beruhen nur auf Hörensagen. Dieses Geständniß drohte den ganzen Bau der Anklage umzuwerfen, indem das Gesetz bei der Hochverrathsklage zwei Augenzeugen verlangt. Die Verlegenheit der Kronanwälte und des Lord Oberrichters war nicht gering. Um den schlimmen Eindruck zu verwischen, ersuchte Scroggs den fassungslosen Zeugen, der unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen entlassen zu werden wünschte, sich zu setzen und etwas auszuruhen, während der Kronanwalt Sir Samuel Baldwin einen Hauptschlag gegen die Angeklagten führte.

Man erinnere sich, daß bei der Verhaftung des Provinzials und seines Secretärs (Socius) die Bücher, Schriften, Correspondenzen u. s. w. der Jesuiten dem Gerichte in die Hände gefallen waren. Hätte auch nur die Spur einer Verschwörung vorgelegen, man hätte sie in diesen zahlreichen Documenten finden müssen, indem sogar die Protocolle der Provinzial-Congregation sich unter den confiscirten Büchern befanden. Und unter diesem riesigen Material fand sich ein einziger, unschuldiger Brief, den die Advocaten zu einem „Beweismittel" aufzubauschen verstanden. Es ist die einfache Einladung an einen Pater, an der Provinzial-Congregation theilzunehmen. Wir wollen das Document wörtlich übersetzen:

„23. Februar 1678. Dieses meinem verehrten Freunde, Mr. William Tunstall zu Burton. Verehrter und theurer Herr! Die Zeit erlaubt mir nicht, mehr als das Folgende an Sie zu schreiben. Vor Allem zeige ich Ihnen an, daß es unserem Meister, den Provinzial-Consultoren u. s. w., gut schien, den nächsten 21. April für den Zusammentritt unserer Congregation in London zu bestimmen, an welchem Tage alle Stimmberechtigten hier sein müssen, so daß wir am 24., am Tage nach St. Georgentag, beginnen können. Ich zeige Ihnen an, daß Sie Stimmrecht haben; wenn daher Ihre Verhältnisse Ihre Theilnahme nicht erlauben, so haben Sie es zu melden, damit Andere in Ihrer Abwesenheit eingeladen werden. Ferner ist Jedermann gebeten, nicht schon lange vor der bestimmten Zeit nach London zu eilen, noch sich viel in der Stadt herum zu zeigen, bevor die Berathung geschlossen ist, damit nicht Gelegenheit geboten werde, unsere Absicht zu vermuthen. Endlich wird Allen, welche Einladungen empfangen, Stillschweigen über Ort und Zeit dringend empfohlen; die Nothwendigkeit dafür liegt in der Natur der Sache."

Ein Postscriptum zeigte an, daß für einen besonderen Wohlthäter der Lyoner Ordensprovinz drei heilige Messen zu lesen seien. Das war das unschuldige Briefchen, welches der Lord Oberrichter der Jury jetzt als einen unwiderleglichen Beweis der Verschwörung vorlesen ließ. Der Umstand, daß das Datum mit dem von Oates vor Auffindung des Briefes angegebenen übereinstimmte, wurde zunächst als glänzende Rechtfertigung der Glaubwürdigkeit des Angebers hervorgehoben, und doch liegt auf der Hand, daß die Jesuiten *nach* Beendigung der Congregation kein Gewicht mehr auf die Geheimhaltung des Datums legten und daß Oates demnach dasselbe in St. Omer leicht erfahren konnte. Dann hob der Kläger natürlich hervor, wie dringend der Brief Stillschweigen auferlege: also muß es sich um einen Frevel gehandelt haben, schloß er; als ob die bestehenden Verfolgungsgesetze diese nothwendige Maßregel nicht genügend erklärten! Endlich sollte die Wendung: „damit nicht Gelegenheit geboten werde, unsere Absicht zu vermuthen", klar und deutlich den geplanten Königsmord aussprechen, während doch offenbar nur von der Absicht, die durch die Ordens-Constitutionen vorgeschriebene Provinzial-Congregation abzuhalten, die Rede war. Das Alles hoben die Angeklagten mit wiederholten Betheuerungen ihrer Unschuld hervor, allein umsonst: so unschuldig der Brief jedem unbefangenen Beurtheiler sein mußte, so verdächtig erschienen seine Ausdrücke den von Parteihaß berückten Richtern.

Gleichwohl sah sich Sir William Scroggs genöthigt, die Klage gegen die beiden PP. Whitbread und Fenwick vorläufig zurückzuziehen,

da nur Titus Oates gegen dieselben zeugte. Nach dem englischen Rechte hätte wegen Mangel an Beweisen eine Freisprechung erfolgen müssen; die Angeklagten wurden aber mit dem Befehle in das Gefängniß zurückgeführt, sie so streng als möglich zu bewachen, bis es dem Gerichte vielleicht gelinge, noch einen Zeugen aufzutreiben. Ihre Schuld sei durch das Zeugniß des Oates völlig erwiesen, und nur, um nicht gegen die rechtliche Form zu verstoßen, könne die Verurtheilung nicht vollzogen werden.

Der Provinzial und P. Fenwick wurden also mit Ketten beladen wieder in den Kerker geschleppt, um daselbst volle sechs Monate zu leiden, bis ein Zeuge sich fand, der Titus Oates mit einem Meineide zu Hilfe kam. Nach ihrer Abführung wandte sich die Gerichtsverhandlung gegen P. Ireland und seine beiden Gefährten, Pickering und Grove. Zuerst trat wiederum Oates auf und legte das folgende Zeugniß ab:

„Ich hatte vom Ordensgeneral die Erlaubniß, alle Briefe der Jesuiten zu öffnen und ihren Berathungen beizuwohnen. Dann kam ich mit neun Jesuiten nach London und wohnte Ende April ihrer Congregation bei, welche in einer Schenke, genannt zum ‚Weißen Roß', in dem Stadttheile Strand, an Zahl etwa 50, mehr oder weniger, zusammentrat und einen nach Rom zu sendenden Procurator erwählte. Als diese Angelegenheit beendet und die üblichen geistlichen Vorträge gehalten waren, trennten sich die Patres in fünf kleinere Kränzchen und beschlossen die Ermordung des Königs. Grove und Pickering übernahmen den Mord, der mittelst Pistolen vollzogen werden sollte; als Lohn sollten sie 6000 Goldkronen und überdieß 30 000 Messen erhalten. Der Vertrag wurde von Hervey (P. Mico) aufgesetzt und ich trug das Schriftstück von einem Kränzchen zum andern; so wurde es der Reihe nach von Allen gebilligt, unterschrieben und schließlich in ein Buch eingetragen. Nachher versammelten sich Alle in der Kapelle des Provinzials; daselbst wurde Messe gelesen und von Barton und Hervey das heilige Sacrament ausgetheilt, nachdem Alle einen Eid abgelegt und so den Plan bekräftigt hatten. Ireland war bei allen diesen Verhandlungen zugegen, billigte und unterfertigte den ganzen Plan. Überdieß entwarf Ireland um die Mitte August in Fenwicks Zimmer einen neuen Plan für den Mord des Königs. Pickering und Grove waren bei dieser Berathung zugegen und suchten wiederholt eine Gelegenheit, den König im St.-James-Park zu erschießen. Pickering verpaßte einst eine gute Gelegenheit, indem der Feuerstein seiner Pistole wackelig war, und erhielt zur Strafe für seine Fahrlässigkeit auf Befehl Harcourts (Whitbreads) 20 oder 30 Geißelhiebe. Grove goß Kugeln aus solidem Silber und brachte ihnen Kerben bei, damit die Wunden unheilbar würden."

Bedloe hatte sich inzwischen von seiner Verwirrung und seinen „heftigen Kopfschmerzen" erholt; er trat nun vor, um die Scharte auszu-

wetzen. Obwohl er niemals einen der Angeklagten gesehen hatte, schwor er, Ireland habe Ende August oder Anfangs September im Zimmer des P. Waring im Beisein von Grove und Pickering sich gegen das Leben des Königs verschworen, hütete sich aber wohl, den Tag genauer anzugeben. Dann bestätigte er das Zeugniß des Oates bezüglich des Mißgeschickes von Pickering und erwähnte noch drei andere Mißgriffe dieses „Königsmörders"; „einmal," sagte er, „lud er seine Pistole nur mit Pulver und vergaß die Kugel, ein anderes Mal nur mit einer Kugel und vergaß das Pulver; ein drittes Mal endlich hatte er zwar seine Mordwaffe richtig geladen, allein vergessen, Pulver auf die Zündpfanne zu schütten". Wahrlich, ungeschickter konnte der Mensch doch nicht sein, den die klugen Jesuiten zum Vollzuge ihrer Mordpläne ausersahen, und es ist nur zu verwundern, wie diese plumpe Lüge bei den Richtern und der Jury Glauben finden konnte! Der Erklärung Pickerings hätte es eigentlich gar nicht bedurft, daß er nie in seinem Leben eine Pistole in seiner Hand gehabt.

P. Ireland hatte seit mehr als einem Jahre als Procurator der englischen Ordensprovinz alle Rechnungsbücher derselben geführt. Sie lagen dem Gerichte seit seiner plötzlichen Gefangennehmung vor; in ihnen mußten sich die ungeheuren Posten, welche nach der beschworenen Angabe des Titus Oates zum Zwecke einer katholischen Schilderhebung einbezahlt waren, verrechnet finden: die 800 000 Kronen des Ordensgenerals, die 40 000 des Père Lachaise, die gleiche Summe des Provinzials von Castilien. Keine Spur hatte sich von all dem weder in den Büchern noch in den Correspondenzen des Angeklagten gefunden. Die Anwälte der Krone hatten in ihrer Klage auch keine Sylbe von diesen großen, handgreiflichen Beweisen gesprochen. Statt dessen ließen sie Bedloe und Oates die von ihnen ersonnene lächerliche Geschichte beschwören.

P. Ireland wäre es beinahe geglückt, einen vollständigen Alibi-Beweis zu führen und Bedloe des Meineides zu überweisen. Die Schwester P. Irelands hatte die muthige Liebe gehabt, zu Scroggs zu gehen und von ihm einen Besuch im Kerker ihres gefangenen Bruders zu erwirken. Es muß am Vorabende der Gerichtsverhandlung gewesen sein, denn auf die höhnische Frage des Oberrichters, warum sie die von dem Gefangenen genannten Schutzzeugen nicht herbeigerufen habe, bezeugte sie laut, es habe ihr ja nur die letzte Nacht und der heutige Vormittag zur Verfügung gestanden, während die Zeugen fast alle in Staffordshire, viele

Stunden von London, wohnten; überdieß sei ihr das Vorladen von Zeugen ein fremdes und ungewohntes Geschäft. Die muthige Jungfrau hatte aber, wie ihr Bruder ebenso laut bezeugte, in den wenigen Augenblicken gethan, was nur die aufopferndste Liebe zu vollbringen im Stande ist. Sie selbst und die greise Mutter des Angeklagten waren, trotz der Rohheit, mit welcher die dichtgedrängten Galerien sie beschimpften, muthig vor den Schranken erschienen, und es war ihr geglückt, wenigstens ein paar Zeugen aufzufinden und sie zu bewegen, der Wuth des Pöbels mit ihnen die Stirne zu bieten.

Bedloe hatte gesagt, P. Ireland habe Ende August oder Anfangs September im Zimmer des P. Waring in London sich gegen das Leben des Königs verschworen. P. Ireland behauptete dieser Aussage gegenüber, er sei diese ganze Zeit fern von London in Staffordshire gewesen. Mutter und Schwester bezeugten das einstimmig. Zunächst wurde Anna Ireland vor die Schranken gerufen. Sie sagte, ihr Bruder habe die Stadt am 3. August verlassen und sei erst 14 Tage vor Michaeli (also Mitte September) zurückgekehrt. Der Oberrichter unterwarf die Zeugin einem scharfen Verhöre; sie ließ sich aber nicht verwirren und unterstützte ihre Aussage durch ganz bestimmte Angaben. Das Zeugniß der Mutter Eleonora Ireland stimmte mit dem ihrer Tochter in jedem Punkte. Natürlich konnten Mutter und Schwester nicht als eigentliche Zeugen zugelassen werden. P. Ireland berief sich nun auf das Zeugniß eines Mr. Charles Gifford, der ihn Ende August und um den 8. September in Staffordshire gesehen habe. Da aber eine gewisse Sarah Paine, eine Dienstmagd, die ein elendes Sündenleben führte und in der Folge eines entsetzlichen Todes starb, beschworen hatte, sie habe P. Ireland am 12. oder 13. August in sein Haus gehen sehen: erklärte der Richter das Zeugniß Mr. Giffords als bedeutungslos, indem der Angeklagte ja zu der angegebenen Zeit in London und Ende August in Staffordshire sein konnte. P. Ireland sagte, es würde ihm ein Leichtes sein, Tag für Tag seine Abwesenheit von London zu beweisen, hätte er nur Gelegenheit, die Zeugen beizubringen. Auf diese Bemerkung rief der Protocollführer (Recorder): „Weßhalb haben Sie denn Ihre Zeugen nicht vorgeladen?“ — P. Ireland: „Ich hatte ja nur heute Morgen Gelegenheit!“ — Protocollführer: „Seine Schwester hätte sie vorladen sollen.“ — Anna Ireland: „Ein gewisser Engletrap und Harrison, welche mit ihm nach Staffordshire reisten, versprachen mir, zu erscheinen.“

Da erhob sich Oates und wiederholte, Ireland sei zu der angegebenen Zeit in der Stadt gewesen. Der Lord Oberrichter wies die Jury darauf hin, diese Angabe werde von drei geschworenen Zeugen: Oates, Bedloe und Sarah Paine, übereinstimmend gemacht, und Oates hatte die Frechheit, noch bestimmter zu behaupten, er habe von dem Angeklagten am 1. oder 2. September in London 20 Shilling erhalten. Bei einer folgenden Gerichtsverhandlung, da es zu spät und P. Ireland bereits hingerichtet war, wurde diese Angabe Oates', wie wir sehen werden, als evidenter Meineid erwiesen. Und auch jetzt hatte der Lord Oberrichter Mühe genug, den Zeugen der Krone zu retten. Wir wollen die folgende Scene unverkürzt aus dem Gerichtsprotocoll mittheilen:

„Anna Ireland rief: ‚Hier ist Harrison, ein Kutscher, der mit dem Angeklagten nach Staffordshire reiste.' — Lord Oberrichter: ‚Gut. Was sagen Sie, Freund? Kennen Sie Mr. Ireland?' — Harrison: ‚Ich habe den Mann früher nie in meinem Leben gesehen; aber ich traf ihn zu St. Albans.' — Lord Oberrichter: ‚Wann?' — Harrison: ‚Am 5. August. Dort traf ich ihn und begleitete ihn auf einer Reise bis zum 16. August.' — Lord Oberrichter: ‚Was für ein Wochentag war es?' — Harrison: ‚Ein Montag.' — Lord Oberrichter: ‚Kam er an diesem Tage von London?' — Harrison: ‚Das kann ich nicht sagen; aber ich traf ihn dort.' — Lord Oberrichter: ‚Um welche Zeit?' — Harrison: ‚Gegen Abend.' — Lord Oberrichter: ‚Wo trafen Sie ihn in St. Albans?' — Harrison: ‚Im Gasthaus zum Ochsen, wo wir übernachteten.' — Lord Oberrichter: ‚Mr. Ireland, Sie behaupten, Sie hätten London am Samstag verlassen. Und Sie waren bis Montag in St. Albans?' — P. Ireland: ‚Nein. Ich ging an jenem Tage nach Standon und schlief daselbst Samstag und Sonntag Nacht; am Montag ging ich dann nach St. Albans.' — Lord Oberrichter: ‚Was, von dort?' — P. Ireland: ‚Ja, Mylord!' — Lord Oberrichter: ‚Weßhalb gingen Sie dorthin? Lag es denn an Ihrem Wege?' — P. Ireland: ‚Ich ging dorthin, um mit Sir John Southcot und seiner Gemahlin die Reise zusammen zu machen.' — Lord Oberrichter: ‚Wie wußten Sie, daß dieselben dorthin kamen?' — P. Ireland: ‚Ich hörte, sie würden dort Mylord und Lady Aston treffen.' — Lord Oberrichter: ‚Was, Montag Abend?' — P. Ireland: ‚Ja, Mylord!' — Harrison: ‚Von dort reiste ich mit ihm nach Tixwell (Tixhall) zu Mylord Astons Haus. Dort waren wir Alle zusammen.' — Lord Oberrichter: ‚Sind Sie Mylord Astons Kutscher?' — Harrison: ‚Nein, Mylord, ich war Sir John Southcots Diener.' — Lord Oberrichter: ‚Wie kam es denn, daß Sie mit ihnen reisten?' — Harrison: ‚Mylord Aston ist Mylady Southcots Bruder.' — Lord Oberrichter: ‚Wie lange waren Sie in der Gesellschaft des Angeklagten?' — Harrison: ‚Vom 5. bis 16. August; dann war ich mit ihm in West-Chester.' —

Richter Atkins: ‚Sie hatten bis jetzt noch keine Sylbe von West-Chester gesagt!‘ — P. Ireland: ‚Mylord, ich muß meine Reise doch Punkt für Punkt erzählen!‘ — Lord Oberrichter: ‚Vorher sagten Sie, Sie seien den ganzen August in Staffordshire gewesen; geschwind, wie lösen Sie diesen Widerspruch?‘ — P. Ireland: ‚In Staffordshire und seiner nächsten Umgebung.‘ — Lord Oberrichter: ‚Sie, Zeuge, in wessen Dienst stehen Sie?‘ — Harrison: ‚Im Dienste Sir John Southcots.‘ — Lord Oberrichter: ‚Wer brachte Sie her?‘ — Harrison: ‚Erst letzte Nacht bekam ich die Einladung und erschien!‘ — Lord Oberrichter: ‚Machte denn nicht Sir John Southcot selbst diese Reise mit?‘ — Harrison: ‚Ja, Mylord, er reiste mit.‘ — Lord Oberrichter (zu Anna Ireland): ‚Dann hätten Sie besser Sir John Southcot selbst vorgeladen!‘ — Anna Ireland: ‚Ich habe es gethan. Aber es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas thun mußte, und wußte es nicht recht anzugreifen.‘ — P. Ireland: ‚Sie hat die Vorladungen rein auf gut Glück getroffen.‘ — Lord Oberrichter: ‚Aber weßhalb schickte sie denn nicht an Sir John selbst eine Vorladung?‘ — P. Ireland: ‚Sie wußte ja nicht, wo Sir John zu treffen sei.‘ — Lord Oberrichter: ‚Hat man Sie denn nicht aufgefordert, Ihre Schutzzeugen beizubringen?‘ — P. Ireland: ‚Jawohl, ich wurde ausdrücklich aufgefordert, aber man bewilligte mir dafür keinen Fetzen Papier!‘ — Lord Oberrichter (zu Harrison): ‚Was war das für eine Stadt in Staffordshire? Geschwind, Geselle, sag' es!‘ — Harrison: ‚Es war Tixwell bei Mylord Aston. Da hielten wir uns drei oder vier Tage auf; dann reisten wir nach Nantwich und weiter nach West-Chester.‘ — Lord Oberrichter: ‚Waren Sie nicht mit ihm auch in Wolverhampton?‘ — Harrison: ‚Nein, Mylord, ich war nicht dort; ich verließ ihn zu West-Chester.‘ — P. Ireland: ‚Mylord, zu Wolverhampton war ich in der Gesellschaft des Mr. Charles Gifford; da steht er und kann es bezeugen.‘ — Lord Oberrichter: ‚Nun, Herr, was haben Sie zu sagen?‘ — Mr. Gifford: ‚Mylord, ich sah ihn dort einen oder zwei Tage nach St.-Bartholomäus-Tag (also am 25. oder 26. August); er blieb dort bis zum 9. September. Am 7. September sah ich ihn abermals, und ich könnte 20 und nochmals 20 Zeugen beibringen, die ihn dort sahen. Er sagte dann, er beabsichtige, jetzt nach London zu gehen. Am 9. kam ich wieder hin und fand ihn noch dort. Das ist Alles, was ich zu sagen habe.‘“

P. Ireland fügte bei, ein gewisser William Bawdrell könne diese Aussage bestätigen, wenn man ihm nur Zeit gäbe, denselben vorzuladen. Das Zeugniß von Harrison und Gifford bewies klar, daß P. Ireland vom 5.—16. August und vom 25. August bis 9. September weit von London entfernt weilte. Weder die Aussage Sarah Paine's, sie habe ihn am 12. oder 13. August in London gesehen, noch jene Titus Oates', er habe von ihm am 1. oder 2. September in London Geld empfangen, noch endlich die unbestimmte Behauptung Bedloe's, er sei zu Ende Au-

gust oder Anfang September in London gewesen, konnte diesem klaren und in allen seinen Umständen durchsichtigen Zeugnisse von Harrison und Gifford gegenüber bestehen. Überdieß machten sie sich anheischig, ihre Angaben durch das Zeugniß Lord Astons, Sir John Southcots, deren Familien, ja ganzer Schaaren von Zeugen zu erhärten, wenn man ihnen nur Zeit gäbe, dieselben vorzuladen. Bei einer solchen Sachlage schien auch von der feindlichst gesinnten Jury ein Verdict auf „Schuldig" ein Ding der Unmöglichkeit. Die schreiende Ungerechtigkeit, mit welcher es den Angeklagten unmöglich gemacht war, ihre Schutzzeugen vorzuladen, ebenso wohl wie die Aussage der Kronzeugen, die in allen Punkten durch die Zeugnisse der zufällig anwesenden Entlastungszeugen entkräftet wurden, mußte ja bei den Geschworenen die Schuld der Angeklagten in gegründeten Zweifel ziehen.

Wahrhaft empörend ist aber der Hohn, mit welchem der Lord Oberrichter die Schwester des Angeklagten zur Rede stellt, weßhalb sie denn die erforderlichen Schutzzeugen nicht vorgeladen habe. „Sie hat gethan," rief da P. Ireland, „was sie nur thun konnte, und vorgeladen, so viele ihr nur immer möglich war!" Als dann P. Ireland in seiner Vertheidigung fortfuhr, es würde ihm ein Leichtes sein, das Vorleben des Titus Oates als das eines Mannes zu kennzeichnen, der wahrlich kein Vertrauen verdiene, rief ihm der Oberrichter abermals zu:

„‚Weßhalb haben Sie Ihre Zeugen nicht da, um das zu beweisen?' — Der Angeklagte erwiederte den gleichen, für das Gerichtsverfahren vernichtenden Satz: ‚Wir könnten sie hier haben, hätte man uns nur Zeit gegeben.' Und als Sir William Scroggs höhnisch sagte, das sei jetzt zu spät; die Jury dürfe weder essen noch trinken, bevor sie ihr Verdict abgegeben, schleuderte P. Ireland dem Richter das Wort zu: ‚Dann müssen wir zugeben, daß es hier für die Unschuld keine Gerechtigkeit gibt!' Der Lord Oberrichter hatte keine Antwort auf diese Klage; er sagte: ‚Haben Sie sonst noch etwas zu Ihrer Vertheidigung?' — P. Ireland antwortete: ‚Mylord, ich habe Zeugen beigebracht, welche meine Aussage bestätigen.'"

Der Lord Oberrichter verbreitete sich nun über das pro und contra des geführten Alibi-Beweises. Er schloß, wenn man den Aussagen von Oates, Bedloe und Sarah Paine Glauben schenke, so stünden drei Eide gegen die einfache Behauptung von Mrs. und Miß Ireland und Harrison; denn was die Aussage des Mr. Gifford angehe, so habe ihn Oates in's Gesicht hinein einen Lügner genannt. Man traut seinen Augen kaum bei dieser Stelle der Gerichtsacten! Hatte denn Harrison nicht ebenso gut auf seinen Zeugeneid ausgesagt? Und was soll denn die

Bemerkung des Lord Oberrichters, das Zeugniß Mr. Giffords sei durch die Behauptung des Oates entkräftet? Hatte Gifford durch seine Aussage nicht auch umgekehrt den Oates der Lüge geziehen? P. Ireland wiederholte seine Bitte:

„‚Ich verlange dringend Aufschub, um mehr Zeugen vorladen zu können.' Der Lord Oberrichter höhnte: ‚Gehen Sie! Sie sind besser zur Vertheidigung gerüstet, als es den Anschein hat. — Können Sie irgend etwas gegen Oates beweisen? Wenn ja, so rufen Sie Ihre Zeugen vor in Gottes Namen! Aber Einen nur zu ‚bespritzen' (d. h. zu verleumden, to asperse — ein niederträchtiges Wortspiel, welches das Besprengen mit Weihwasser verspotten sollte —) Einen nur zu bespritzen, das soll hier in unseren Gerichten nicht Mode werden, obschon es ein Gebrauch Ihrer Kirche ist. Daß Sie rasch bei der Hand sind, wenn es gilt, Häretiker zu schmähen, ist allbekannt!' Wiederum fragte dann der Lord Oberrichter, ob der Angeklagte noch Zeugen aufzurufen habe, die gegenwärtig seien. P. Ireland antwortete: ‚Wenn auch nicht mehr Zeugen da sind, so stehen doch Zeugen da, welche beweisen, daß wir noch andere Zeugen haben.' — Lord Oberrichter: ‚Ich kenne Ihren Beweisgang; er ist wirklich allerliebst! Sie haben Zeugen, welche beweisen, daß Sie Zeugen haben, und diese Zeugen können dann beweisen, daß Sie noch andere Zeugen haben, und so in's Unendliche. Das ist immer und überall Ihr Beweisgang!' — P. Ireland: ‚Man kann nicht das Unmögliche von uns verlangen; wir können nicht Zeugen gegen Angaben bereit haben, von denen wir keine Ahnung hatten.' Noch fragte der Angeklagte, ob denn Sir Denny Ashburnham nicht da sei, der zu kommen versprochen habe. Der Edelmann war anwesend und sagte, er habe Oates als Kind gekannt und schon damals habe derselbe als Lügner gegolten. Der Lord Oberrichter rief dazwischen: ‚Was beweist das?' Sir Denny Ashburnham sagte ferner, Miß Ireland habe erst in der letzten Nacht ihn vorgeladen und ihn aufgefordert, er möge sich vom ersten Staatsanwalt (Attorney General) eine Abschrift der Meineidsklage gegen Oates verschaffen und sie dem Gerichte vorlegen, er habe sich aber das Actenstück nicht mehr verschaffen können. Die Richter erklärten kurzweg, das sei kein Beweis. Anna Ireland rief, sie sei noch bei Oberst Shakesby gewesen, der viel gegen Oates bezeugen könnte; er sei aber krank und habe nicht erscheinen können."

Nichts half. Der Lord Oberrichter wollte die Vertheidigung für geschlossen erklären und seine Ansprache an die Geschworenen beginnen. Da machte P. Ireland einen letzten Versuch:

„‚Darf ich keine Zeugen aufrufen für meine und meiner Familie Unterthanentreue?' fragte er. — Lord Oberrichter: ‚Sie mögen vortreten!' — P. Ireland: ‚Da steht meine Schwester und meine Mutter; sie mögen bezeugen, wie alle unsere Verwandten geplündert wurden, weil sie auf der Seite des Königs standen.' — Lord Oberrichter: ‚Nein, nicht deßhalb,

sondern weil sie Papisten waren und auf des Königs Seite Schutz suchten.' — P. Ireland: ‚Ich hatte einen Onkel, der im Kampfe für den König fiel; die Pendrells und Giffords, welche nach der Schlacht von Worcester den König retteten, sind alle meine Anverwandten.' — Lord Oberrichter: ‚Ach was, es sind alle miteinander Papisten!' — P. Ireland: ‚Mein Vater, Mylord, starb den Heldentod im Kampfe für den König!' — Lord Oberrichter: ‚Und weßhalb machen denn Sie seinen Tugenden solche Schande?'"

So wurde jedes Wort der Vertheidigung mit bitterem Hohne von dem Oberrichter selbst erwiedert, der überhaupt in der ganzen Verhandlung nicht die Rolle des Richters, sondern des erbitterten und um die wohlfeile Gunst des Pöbels buhlenden Klägers spielte. Noch hilfloser als P. Ireland stand der arme Benedictiner-Laienbruder Pickering und sein Unglücksgefährte Grove da. Als der Lord Oberrichter den Ersteren zur Vertheidigung aufforderte, sagte er:

„‚Was haben Sie für sich vorzubringen? Sie bauen wohl auf ihre Messen?' — Pickering: ‚So weit mir bekannt ist, habe ich Mr. Oates nie in meinem Leben gesehen.' — Lord Oberrichter: ‚Und was sagen Sie zu Mr. Bedloe? Er behauptet, mit Ihnen an einem bestimmten Tage im Zimmer Harcourts gewesen zu sein.' — Pickering: ‚Ich bin zu einem Eidschwure bereit, daß ich in meinem Leben nie in Gesellschaft Mr. Bedloe's war.' — Lord Oberrichter: ‚Ich glaube gern, daß Sie dazu bereit sind, und wenn Sie den Eid ablegen, werden Sie auch wohl eine Dispens (einen Ablaß) dafür haben! Haben Sie Zeugen vorzurufen?' — Pickering: ‚Ich hatte ja nicht die Zeit, auch nur nach einem Einzigen zu senden!' — Grove ging es gerade so. Der einzige Zeuge, der gekommen, war seine Schwester Mrs. York. Diese betheuerte, sie habe Oates nie in ihrem Hause gesehen. — ‚Ich auch nicht!' rief da der Richter Atkins dazwischen. ‚Konnte er nicht trotzdem dort gewesen sein?' Und Oates erklärte dazu, ‚um dem Gerichtshofe jeden Zweifel zu benehmen', er sei verkleidet in das Haus Grove's gegangen. Da konnte der arme Angeklagte nichts Anderes thun, als seine Unschuld zu betheuern: ‚So wahr ich meine Seele retten will: ich weiß kein Wort von alledem, was man gegen mich vorbringt!'"

Damit war die Vertheidigung geschlossen.

Der Lord Oberrichter begann jetzt seine Ansprache an die Geschworenen. Er hatte zu Anfang der Gerichtsverhandlung laut und feierlich erklärt, die Angeklagten stünden weder ihres priesterlichen Charakters noch ihrer Religion wegen, sondern einzig als Verschwörer und Attentäter vor den Schranken, und er werde sich daher aller Ausfälle gegen ihren Stand und Glauben enthalten. Wir haben gesehen, wie wenig er sich im Verlaufe der Gerichtssitzung an diese seine Erklärung erinnerte.

In seiner Rede an die Jury aber bot er Alles auf, um den protestantischen Fanatismus der Geschworenen zu entflammen; er mochte wohl fühlen, auf wie schwachen Füßen, trotz der empörenden Ungerechtigkeit, mit welcher den Angeklagten die Vorladung der Schutzzeugen unmöglich gemacht war, der versuchte Schuldbeweis stand. Statt des Lichtes der Wahrheit sollte daher die düstere Fackel religiösen Hasses der Jury bei der Abgabe ihres Verdictes leuchten. Einige Proben dieser der Ruhe und Unparteilichkeit eines Richters spottenden Brandrede wollen wir mittheilen:

„‚Gentlemen von der Jury! Von diesen drei Menschen, Ireland, Pickering und Grove, ist einer, Ireland, glaube ich, ein Pfaff; ob auch Pickering einer ist, weiß ich nicht; Grove ist keiner. Aber die beiden Letzteren sind die Männer, welche den König ermorden sollten, und Ireland ist einer von den Verschworenen. Sie stehen alle unter der Anklage, den Königsmord, den Umsturz der Regierung, die Vernichtung der protestantischen Religion und die Einführung der ‚Popery' geplant zu haben. Das Hauptgewicht des gerichtlichen Beweises zielte auf die lästerliche und schwarze That des Königsmordes. Das letzte Ende ihres Planes war ohne jede Frage die Einführung der ‚Popery' und die Ausrottung der protestantischen Religion; dazu schien ihnen die Ermordung des Königs das rechte Mittel. Das ist die Sache, und sie ist sonnenklar erwiesen. Ich will die einzelnen Beweise kurz zusammenfassen und euch anheimstellen. Mr. Oates hat ausdrücklich beschworen, daß am 24. April dieses Jahres eine Berathung von Pfaffen und Jesuiten stattfand. Nur solches Gesindel ist einer solchen That fähig. Ich weiß recht wohl, daß es unter den Katholiken manche Ehrenmänner gibt, welche niemals ein derartiges Verbrechen begingen, würden sie nicht von ihren Pfaffen dazu verführt.' Der Lord Oberrichter wiederholte nun kurz das Zeugniß von Oates und Bedloe; die Frage ihrer Glaubwürdigkeit wollte er so lösen: ‚Es möchte vielleicht unbillig erscheinen, Männer durch das Zeugniß ihrer Mitschuldigen zu überführen, und es wäre gewiß zu wünschen gewesen, daß man unbescholtenere Zeugen hätte vorführen können; aber in einer Sache, wie der vorliegenden, darf man keine absolut makellosen Zeugen erwarten. Ihr müßt euch mit einem Zeugniß begnügen, wie die Natur der Sache es erlaubt, oder ihr müßt ruhig zusehen, wie der König ermordet und unsere Religion vernichtet wird; denn die Jesuiten sind viel zu schlau, als daß sie sich einer vollständigen Überweisung bloßstellten und das Hinterpförtchen einer zweideutigen Antwort oder auch einer platten Lüge verschlössen.'"

Es folgte der „große Beweis", den die Anklage auf den oben mitgetheilten und erläuterten Brief P. Petre's baute. Derselbe beweise klar die Wahrhaftigkeit des Oates u. s. w. Dann wandte sich der Lord Oberrichter zu dem Alibi-Beweis, den P. Ireland erbracht hatte. Hören wir den Rabulisten:

„‚Ireland behauptet, Bedloe beschuldige ihn fälschlich jener That im August, da er die ganze Zeit über nicht in London gewesen, und somit könne die Aussage des einen Zeugen nicht als wahr zugelassen werden.‘ Hier führte Scroggs die Zeugnisse von Mrs. und Miß Ireland, von Harrison und Gifford an und fuhr fort: ‚Dagegen hat aber Oates beschworen, er habe ihn am 12. August und am 1. oder 2. September in London gesehen, und berief sich dabei auf ganz bestimmte Umstände. Ich muß nun gestehen: eine von beiden Parteien hat die Unwahrheit gesagt. Aber auch wenn in Bezug auf die Zeit ein Irrthum unterlaufen sein sollte, so würde das die Aussage des Zeugen durchaus nicht vernichten, es sei denn, man wollte die Zeitangabe als zum Wesen der Sache gehörig betrachten. Wenn man Einen anklagt, er habe im August ein solches Verbrechen begangen, und er läugnet, im August an dem genannten Orte gewesen zu sein, und beweist seine Behauptung durch Zeugen, so mag das die Glaubwürdigkeit des Zeugen in Frage ziehen, aber die Wahrheit der erhobenen Anklage selbst wird dadurch nicht berührt; sie mag ihrem Wesen nach wahr sein, obschon die angegebenen Zeitumstände nicht stimmen. Und darauf kommt es ja einzig an, ob die Klage selbst wahr sei.‘“

Einen solchen plumpen Trugschluß schämte sich der Lord Oberrichter von England nicht, im Beisein seiner gelehrten Collegen, den Geschworenen zu bieten! Dann verlas er das Zeugniß der Sarah Paine und fuhr in seiner Philippika also fort:

„Welche Künste sie haben, diesem Zeugniß zu entrinnen, weiß ich nicht; denn wie sie ihre Gelahrtheit in Spitzfindigkeit verwandelten, so verwandelten sie ihre Ehrlichkeit in Schlauheit. Das Studium von Kniffen ist ihr eigentliches Geschäft und Gewerbe; dessen bedienen sie sich bei jeder Gelegenheit. Ich finde sie ganz besonders in jeder Art von Zweideutigkeit bewandert und in ausweichenden Antworten durchtrieben. Wie ihr gesehen, kann ein Mensch nur mit der größten Mühe von ihnen eine runde Antwort auf eine klare Frage erhalten. Ihre Schuld ist von zwei Zeugen beschworen; ob ihr irgend einen Grund findet, deren Aussage zu bezweifeln, muß ich euch anheimstellen.“

Hier wird das Zeugniß Sir Denny Ashburnhams kurz abgefertigt, dann folgt die eigentliche, auf den Fanatismus der Geschworenen berechnete Kraftstelle der Rede des Lord Oberrichters:

„Daß die Verschwörung entdeckt wurde, und zwar durch diese Männer, ist sonnenklar, und daß eine Verschwörung bestand, und zwar eine verruchte, ist mehr als erwiesen. Wer den gesunden Menschenverstand noch hat, muß einsehen, daß eine Verschwörung behufs Einführung der ‚Popery‘ und Zerstörung der protestantischen Religion vorliegt, und wir kennen ihre Lehren und Kniffe viel zu gut, als daß wir glauben würden, sie sollten vor irgend einem Mittel zurückschrecken, welches diesen Zweck herbeiführen könnte. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich kein Blatt vor den Mund nehme. Ich

würde einen ganzen Stand, wie die Priester einen solchen bilden, nicht mit bitteren Worten angreifen, wenn meine Worte nicht wahr und in gegenwärtiger Zeit überaus nothwendig wären. Wenn sie nicht schon andere Könige ermordet hätten, würde ich die Behauptung nicht wagen, daß sie unsern König meucheln wollten. Aber wenn das ihr Gewerbe ist; wenn sie des Menschen Verstand durch Liederlichkeit verthierten; wenn sie alle Moral über den Haufen warfen und die ganze Gottesgelehrtheit vernichteten: was soll ich dann von ihnen sagen? Wenn ihre Demuth so beschaffen ist, daß sie ihren Fuß auf den Nacken von Kaisern setzen; ihre Liebe so, daß sie Fürsten meucheln; ihr Gelübde der Armuth so, daß sie nach Königreichen geizen: wie soll ich sie dann beurtheilen? Wenn sie Dispensen für Lügen und Ablässe für falsche Eide haben; ja wenn sie einen Menschen, der in seiner Lüge stirbt, zu einem Heiligen erklären und dann zu ihm beten können, gleich dem Zimmermann, der zuerst sein Bild schnitzt und dann niederfällt, um es anzubeten; und wenn sie nun gar der Meinung sind, es werde ihnen glücken, diese ihre hölzerne Religion hier unter uns, in diesem Volke einzuführen: was soll ich dann von ihnen denken? was von ihnen sagen? was mit ihnen thun?

„Wenn es eine Dispens für Eide gibt (und manche Beispiele könnten beigebracht werden, daß ihre Kirche solche Dispensen ertheilt), so ist das ein Verrath am Gewissen der Menschen. Es lockert und sprengt alle Bande des menschlichen Verkehrs; denn wie kann Handel und Wandel unter Menschen bestehen, wenn es keine Sünde gibt, die nicht nachgelassen, keine auch noch so schwarze Frevelthat, die nicht vergeben, ja wenn gerade die allerschwärzesten als verdienstlich angesehen werden? Welche Stütze für die menschliche Gesellschaft gibt es noch, wenn kein Eidschwur sie bindet, als derjenige, durch den sie sich verpflichteten, ihre Schandthat zu verhehlen? Wenn sie Zeugen vorführen und Eide leisten, und wenn das Alles unter dem Vorwande der Religion für null und nichtig erklärt wird: was wird dann aus der menschlichen Gesellschaft? Wie könnten Pflichten und Versprechen unter Menschen bindende Kraft haben, wenn der Bund zwischen Gott und dem Menschen nicht heilig gehalten wird?

„Gott sei es gedankt, wir in unserer Kirche haben keine derartigen Grundsätze und Lehren! Jede Zweideutigkeit gilt uns als ein Frevel gegen das Naturgesetz und viel mehr noch gegen die wahre Religion! Das ist eine sonderbare Kirche, die ihren Gliedern die Erlaubniß gibt, Schufte zu sein. Möglicherweise können einige gerettet werden, nie aber solche, die nach dieser Lehre leben. Ich weiß nun wohl, sie werden läugnen, solche Grundsätze und Gepflogenheiten zu haben; aber ihre Predigten und die Definitionen ihrer Concilien beweisen es.

„Einige von ihnen sind der Meinung, der Papst sei in einem Concil unfehlbar, und wenn ihr irgend einen papistischen Jesuiten fragt, so wird er euch antworten, der Papst sei auch für sich allein in cathedra unfehlbar, oder es ist kein echter Jesuit. Wenn aber dem also ist, so können sie Alles durch den Spruch eines Papstes rechtfertigen, und wenn derselbe die Erlaubniß gibt, einen König zu meucheln, so ist der Mord des Königs ein gutes

Werk. Eine solche Religion hebt aber alle Frömmigkeit, alle Sittlichkeit, die ganze Weltordnung aus den Angeln und muß dem gesammten Menschengeschlechte ein Gegenstand des Abscheus sein. Es ist wahr, sie haben einige Trümmer der Wahrheit beibehalten; aber darüber haben sie einen Bau aufgeführt aus Lügen, aus scheußlichen Grundsätzen und lästerlichen Gebräuchen. Sie essen ihren Gott, sie morden ihren König und sprechen den Mörder heilig; sie wälzen sich im tiefsten Schlamme des Lasters, und kein menschliches Gesetz besteht für sie.

„Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mit ihnen scharf in's Gericht gehe; denn trotz Allem wollen wir einen Papisten in England nicht behandeln, wie ein Protestant in Spanien behandelt würde. Und wenn ihr mich fragt: warum nicht? so antworte ich: weil wir keine solchen Grundsätze und Gepflogenheiten haben, wie sie. Wäre ich in Spanien, ich würde mich als einen schlechten Christen betrachten, wenn ich die Regierung des Landes anfeindete, um meine Religion dort einzuführen. Was habe ich für ein Recht, die Ruhe und den Frieden eines Reiches zu unterwühlen, weil nicht alle seine Bewohner meine persönliche Überzeugung theilen? Sie aber handeln hier nicht also. Nichts kann den Durst eines Pfaffen oder Jesuiten löschen, nicht Menschenblut, und müßte es in Strömen fließen, wenn er nur seine Religion ausbreiten kann, die in Wahrheit nichts Anderes ist, als ihr Eigennutz. Ihre Grundsätze sind nicht unsere Grundsätze, deßhalb darf ihnen auch nicht Treu' und Glaube entgegengebracht werden, wie unsere Grundsätze das verdienen. Sie halten kein gegebenes Wort: sie müssen sich also nicht wundern, wenn man ihnen mit demselben Maße vergilt. Laßt sie also schreien, so viel sie wollen, sie hätten nichts von all' dem gethan, was wir ihnen zur Last legen, und wir gewährten ihnen keine billige Vertheidigung: aus ihren eigenen Büchern und Concilien können wir sie überweisen, daß sie dem Papste die Gewalt zusprechen, Könige zu excommuniciren, sie der Häresie wegen abzusetzen und deren Unterthanen vom Eide der Treue zu entbinden. Die Berufung auf das Ansehen der Päpste und Concilien ist aber die festeste Grundlage, auf welche sie sich stützen.

„Ich habe mich bei diesem Punkte länger aufgehalten, weil ihre Pläne jetzt so klar zu Tage liegen und weil dieselben so haarsträubend sind. Und wahrlich, es ist eine Großthat der Vorsehung, daß wir und unsere Religion vor blutiger Unterdrückung bewahrt wurden. Ich glaube zwar, unsere Religion würde trotz Allem ihren Angriff besiegt haben, und ich möchte ihnen zu verstehen geben, daß wir vor ihnen nicht bange sind, ja ich meine, wir würden nicht nur gesiegt, sondern sie vernichtet haben. Gewiß, es würden Ströme Blutes geflossen sein, aber das meiste davon hätten ihre Adern verspritzen müssen. Ich weiß nicht, wie sie sich einbilden konnten, ohne das fertig zu werden. Daß es ehrliche Männer unter den Katholiken gibt, will ich glauben; auch, daß Hunderte sich niemals offen zu einer solchen That hätten bereden lassen. Sie hüten sich aber auch wohl, ihnen zu sagen, es sei auf die Ermordung des Königs abgesehen; sie werden sich mit der Bemerkung begnügt haben, er sei ja eben doch ein Mensch, und sie möchten für den Fall,

daß er sterben sollte, sich bereit halten, für die Sache der katholischen Religion einzustehen, und wenn es dazu kommen würde, müsse Jeder auf seinem Posten stehen. Haben sie ihre Leute einmal so weit, daß sie Geld beisteuern, daß sie Waffen aufkaufen und daß sie nur auf den Allarmruf harren, dann haben die Jesuiten gewonnenes Spiel. Ein Schlag — und das Schwert fliegt aus der Scheide: sobald sie den König ermordet haben, dann müssen die Katholiken für ihre Sache kämpfen.

„Doch der Schlag ist auf ihr eigenes Haupt zurückgefallen, und sie haben Unheil über ihren ganzen Anhang gebracht, den sie unter falschen Vorspiegelungen in ihre Netze und auf den Weg der Empörung verlockten. Ein papistischer Pfaff ist ein geborener Verführer, und nichts schreckt ihn zurück, nicht einmal das Blut der Könige, wenn es seinem Ehrgeize im Wege steht. Hoffentlich haben sie nicht nur einer Anzahl Protestanten, deren Liebe sie zur Annahme geneigt machte, sie seien im Grunde doch nicht so schlecht, die Augen geöffnet, sondern ihrer eigenen Kirche und ihrem Anhange hier einen gewaltigen Stoß versetzt, indem die Leute sich schämen werden, daß solche Thaten die Religion mit ihrem Mantel verhüllen wolle.

„Ich kehre zu der vorliegenden Anklage zurück. Sie ist durch die Aussage zweier Zeugen, durch den Brief und das übereinstimmende Zeugniß der Jungfrau Sarah Paine bewiesen. Die Sache ist so klar und notorisch, als sie nur sein kann: es bestand eine Verschwörung, welche auf einem grausamen und blutigen Wege die ‚Popery' in England einführen wollte; denn wahrlich, ich glaube nicht, daß sie uns durch ihre Gebete für ihre Religion gewonnen hätten! Ich überlasse deßhalb die Erwägung getrost euch, ob nicht diese zwei Männer ein so zufriedenstellendes Zeugniß abgelegt haben, als man in einer solchen Sache nur erwarten kann, und ob die Glaubwürdigkeit des Mr. Oates durch das Zeugniß, das sie gegen ihn vorbrachten, nicht vielmehr bekräftigt als erschüttert wurde. Klugheit und Gewissenhaftigkeit möge euer Verdict eingeben, und sie werden nichts über euch vermögen mit all ihrer Schlauheit und ihren Kniffen."

Nach dieser Rede, die einen Platz in der Geschichte des Sectenhasses und der Rabulistik verdient, zogen sich die Geschworenen zur Berathung zurück. Schon nach wenigen Minuten traten sie wieder ein und sprachen ihr „Schuldig". Der Lord Oberrichter dankte ihnen mit den Worten: „Meine Herren! Sie haben gehandelt, wie es sich für ausgezeichnete Unterthanen und für ausgezeichnete Christen, d. h. für ausgezeichnete Protestanten, geziemt. Und nun mögen ihre 30 000 Messen ihnen von großem Nutzen sein!" Der Pöbel jubelte.

Es scheint, daß der Lord Oberrichter und seine Collegen den Sieg sofort bei den Freuden der Tafel feierten. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, das Urtheil selbst zu verkünden. Nach einer längeren Unterbrechung forderte an seiner Statt der Protocollführer (Recorder) die

Angeklagten vor die Schranken und fragte sie, ob sie etwas vorzubringen wüßten, weßhalb das Todesurtheil nicht ausgesprochen werden dürfe. P. Ireland wiederholte seine Klage: „Wir hatten weder Zeit noch Gelegenheit, unsere Schutzzeugen vorzuladen, und denjenigen, welche zufällig berufen werden konnten, hat man ohne Grund die Glaubwürdigkeit abgesprochen.“ Der Gerichtschreiber erwiederte: mit dieser Erklärung komme er jetzt zu spät; er hätte das vorbringen müssen, bevor die Jury ihr Verdict abgegeben habe. (Und doch hatten die Angeklagten während der ganzen Gerichtsverhandlung immerfort diese Klage wiederholt!) Wenn er etwas einzuwenden wisse, weßhalb der Gerichtshof auf dieses Verdict hin kein Urtheil fällen dürfe, so möge er es vorbringen. Dann rief der Recorder den Henker und befahl ihm, seines Amtes zu walten. Die Gefangenen wurden gefesselt. Es folgte eine Donnerrede des Protocollführers, die mit den salbungsvollen Worten schloß: die Kapläne des Gefängnisses würden den Verurtheilten mit geistlicher Hilfe beistehen, daß ihre Seelen nicht verloren gingen, und auf Verlangen würde ihnen auch der Beistand anderer Geistlicher nicht verweigert werden. „Aber ich bitte, mich nicht mißzuverstehen: keine von euren Pfaffen und Jesuiten, sondern jeden protestantischen Gottesmann, den ihr wünschen möget.“

Dann verlas der Protocollführer das barbarische Todesurtheil, das in den Titus-Oates-Processen noch so oft gefällt wurde. Einmal wenigstens müssen wir es in seinem Wortlaute hersetzen:

„Ihr Gefangene, die ihr hier vor den Schranken steht, sollt von hier in den Kerker abgeführt, aus dem ihr gekommen seid, und von dort auf Schleifen nach dem Orte der Hinrichtung geschleift werden. Dort soll man euch einzeln am Halse aufhängen, noch lebend herabschneiden und zerstücken; eure Eingeweide sollen herausgenommen und vor euren Augen verbrannt werden; euer Haupt soll vom Rumpfe geschlagen, euer Leichnam geviertheilt und mit den vier Stücken soll nach des Königs Befehl verfahren werden, und möge der Gott der unendlichen Barmherzigkeit sich eurer Seelen erbarmen!“

P. Ireland dankte für diesen ebenso ungerechten als grausamen Spruch, der ihn, wie er sagte, der größten Gnade theilhaftig machte; dann wurde er mit seinen beiden Gefährten, Grove und Pickering, in den Kerker zurückgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Jos. Spillmann S. J.

Dorothea von Schlegel.

(Schluß.)

8.

Ihre Reise von Köln nach Wien hat Dorothea Schlegel theils in Briefen an Sulpiz Boisserée, theils in Briefen an ihren Gemahl überaus lebendig und anziehend beschrieben. Es war die unruhige Zeit, in welcher die siegreiche Schilderhebung der Spanier gegen Napoleon auch in Deutschland mächtig den Gedanken geweckt hatte, das Joch des Imperators abzuschütteln und seinen weiteren Eroberungsgelüsten ein Ziel zu setzen. Franzosen waren noch in Deutschland. Allenthalben begegnete man Soldaten. Neue Unruhen und Kriege standen in Sicht.

Die letzten Tage in Köln benützte Dorothea dazu, ihren bescheidenen Hausrath zu veräußern. Sie löste ungefähr 10 Louisd'or dafür. Dazu nahm sie noch etwas Geld auf, so daß sie Alles in Allem 200 fl. Reisegeld hatte. Boisserée, der ihr in diesen und anderen Geschäften als treuer, gefälliger Freund zur Seite gestanden, begleitete sie in einem Wagen bis Linz am Rhein. Von da besuchte sie den Apollinaris-Berg, der sie schon früher sehr angesprochen hatte, und verlebte da ein paar sehr frohe, liebe, einsame Stunden. Schon auf dem Schiff gerieth sie unter Soldaten, Rheinländer, die gegen Österreich und Preußen gedient hatten und wegen leichter Verwundungen in ihre Heimath entlassen worden waren. Im Tabaksqualm und unter den Kriegsliedern dieser Soldaten, denen ein alter Grenadier vorsang, fuhr sie den Rhein hinauf und freute sich an dessen romantischen Ufern, soweit ein leichtes Unwohlsein und der Hunger es erlaubte. Hatte ihr schon Andernach sehr gut gefallen, so gefiel ihr Koblenz und seine geselligen, freundlichen Einwohner noch besser. Sie blieb ein paar Tage und machte mit einer befreundeten Familie einen Abstecher nach dem Laacher-See. Wir dürfen den Lesern der Laacher Stimmen die Beschreibung von Laach nicht vorenthalten, die sie in einem spätern Brief von Pillnitz aus ihrem Manne gibt:

„Gestern Abend im hellen Mondschein war ich wieder mit ganzer Seele in Koblenz und auf dem See Laach; denn ebenso silbern leuchtete er damals zwischen den Rieseneichen und Buchen auf den Felsen und über den Wundersee, wie ich damals so in die Smaragdfluth hineinblickte, wo jeder Ruder-

schlag eine Reihe der köstlichsten Perlen aus der goldblinkenden Tiefe heraufholte, und die Welle sich an der Spitze mit blinkendem Silber spielend kräuselte, und der blaue Himmel hineinschien und die hohen Bäume am Ufer auch sich darin beschauten, so daß Gold und Smaragd, Perlen, Silber, Blau und Grün in unbeschreiblicher Klarheit und Tiefe sich vereinigten, ohne sich zu vermischen. Dann die waldbewachsenen Felsen um den anderthalb Stunden langen und dreiviertel Stunden breiten See, die ganz deutlich noch die Spuren von vulkanischen Ausbrüchen zeigen, und der dichte Wald, die uralten Stämme, so daß alle Vergangenheit, die mir bekannt ward und die ich mir denken kann, mir wie heute und gestern dagegen vorkam. Dann mitten auf dem See die Tiefe, die den Augen ganz entschwindet, und die Sage, die hier einen ganz unergründlichen Abgrund angibt, der nie eine Beute wieder an das Licht des Tages sendet, und wo immer ein starker Wind geht, der die Wogen ziemlich hoch herantreibt. Dann die Abtei am Ufer mit der alten Kirche, die Menschenspur und Kunst, die uns wieder Beruhigung gibt und Staunen und Erschrecken von der Seele löst.

„Die Kirche und ein kleiner Theil der Abtei zeugen noch von sehr alter Abkunft, in dem Stil ungefähr, welchen Du den gräcisirenden nennst; das übrige Angebaute ist schlecht. In der Kirche sind einige schöne Monumente von Rittern und Frauen aus der Familie von der Leyen aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Es sind Statuen in Lebensgröße in Nischen, die Männer in der Rittertracht mit offenem Helm, die Frauen in der Tracht ihrer Zeit; sie sind mit großem Fleiß gemacht, von Sandstein, und haben einen sehr rührenden Ausdruck. Wäre ich von der Familie von der Leyen, ich würde jedes Jahr dahin wallfahrten, um womöglich einen Theil des Geistes zu erwerben, der auf diesen ritterlichen Gestalten ruht. Ein alter achtzigjähriger Klosterherr hat sich nicht wollen aus der Abtei verjagen lassen. Er hat den Habit abgelegt und lebt für seine Pension dort zur Miethe; liest aber jeden Tag dem Landvolke die Messe in der Klosterkirche und steht einem Jeden geistlich bei, der ihn verlangt."

In der Umgegend circulirten allerlei ungünstige Gerüchte über die Mönche, daß sie wild und locker gewesen. Dorothea schenkte denselben jedoch nicht viel Glauben, da sie dieselben durch den noch gebliebenen theilweise widerlegt fand. Von einer Verwandten des letzten Abtes hatte sie schon früher gehört, daß die Herren sich alle fleißig auf's Studium legen mußten und daß die meisten auch die Musik pflegten, wie das bei den Benedictinern üblich ist.

Nachdem sie sich wegen Unpäßlichkeit noch ein paar Tage zu Koblenz hatte aufhalten müssen, fuhr sie zu Wagen über Castel nach Frankfurt am Main, wo sie Briefe von Friedrich vorfand. Sie suchte hier eine Fahrgelegenheit über Fulda nach Leipzig. Da aber keine zu finden war, nahm sie für 14 Gulden einen Wagen nach Bamberg, wo ihre

Freundin Karoline Paulus wohnte. Bei ihr verweilte sie drei Tage, obwohl sie sich nicht mehr recht heimisch bei ihr fühlte. Es kam ihr vor, als ob dieselbe in sieben Jahren um 20 gealtert hätte. Die Kinder waren fein erzogen, aber kalt und altklug. Einige Erklärung gibt folgende Äußerung:

„Übrigens leben Paulus' in derjenigen Welt, welche man die große nennt, und gleich am ersten Tage gerieth ich bei ihnen in einen brillanten Thee, Excellenzen, blaue und weiße Bänder im Knopfloch, gestickte Roben u. s. w., und dabei alle die schiefen und verkehrten Ansichten und all der Greuel, den wir uns oft als möglich dachten, so vor mir, wie wir es gar nicht einmal auszudenken im Stande waren; manchmal glaubte ich zu träumen oder nicht recht gehört zu haben. ... Hegel lebt in Bamberg und schreibt dort die Zeitung; er ist alle Abend bei Paulus, und da ich in der Gesellschaft geschwiegen hatte, man mir aber den Widerspruch wohl an der Nase mochte angesehen haben, so brachten mich Paulus und Hegel im engeren Ausschuß doch noch so weit, daß ich über allerlei mit ihnen disputiren und mich bloßgeben mußte. Dabei sind aber Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat. Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz und gar nicht die geringste Kenntniß von dem Stand der Dinge! Kurz, über alle Begriffe verkehrt! — Es darf nicht besser gehen in der Welt, so lange dergleichen regiert. Mit welcher Freude dachte ich an den Rhein zurück!"

Obgleich krank zu Bamberg angekommen und noch keineswegs wieder völlig hergestellt, nahm Dorothea am dritten Tage wieder einen Miethwagen, fand aber nur einen bis nach Kronach, „weil dort böse Wege angehen" und kein Bamberger Fuhrmann sie weiterbringen wollte. Dort am 19. August angekommen, glückte es ihr, einen Wagen nach Schleiz zu finden. Unterwegs hörte sie, daß sie gerade der französischen Armee entgegenfahre, die aus Schlesien zurückmarschire. Die muthige Frau fürchtete sich nicht, sondern wollte munter weiterfahren; doch der Kutscher wollte sich nicht dazu bereden lassen. Unter Thränen erklärte er, daß er nicht weiter könne. „Wenn Sie es befehlen," sagte der treue Kerl, „so fahre ich zu, denn mit Ihnen führe ich durch die ganze Welt und ließe mein Leben für Sie, aber die Pferde gehören meinem Herrn und die nehmen mir die Franzosen gewiß, wenn wir ihnen begegnen." Alle weiteren Zureden waren vergeblich. Sie mußte in Lobenstein, einer kleinen Stadt im Voigtland (an der Grenze zwischen Bayern und Sachsen) halten und sich in einem Wirthshause einquartieren. Die Wirthsleute gaben ihr sofort das beste Zimmer, in der Meinung, es auf diese Weise am ehesten gegen französische Einquartierung sichern zu

können. Hier beschrieb sie ihre bisherigen Abenteuer an Friedrich und Boisserée. Es stellte sich auch heraus, daß die Furcht der Leute nicht unbegründet gewesen. Am 21. war sie „den ganzen Tag eingeschlossen auf einem großen Zimmer, das ganze Haus voller Franzosen, die wie die Teufel auf und ab lärmen, bei schlechter Kost, elendem Wetter und in einem Moment zehnmal ungeduldig und zehnmal wieder geduldig werdend". Es regnete und war so kalt, daß die Leute gegen Abend einheizen mußten. Ununterbrochen dauerten die Märsche fort. Die Truppen durften aber nur eine Stunde in dem Orte verweilen. Auf die nächste Nacht jedoch wurde eine Abtheilung von 5—6000 Mann erwartet, die in Lobenstein übernachten sollten.

Als am 22. das Haus wieder leer geworden, hoffte sie endlich weiterzukommen; aber die Leute sagten: „Es kommen noch bis am Donnerstag oder Freitag, meine liebe Madame, und wer weiß, noch die ganze andere Woche!" Obwohl sich die Franzosen sonst gut aufgeführt, hatten sie doch die Landleute in Bezug auf ihre Pferde nicht geschont, und so war keine Aussicht, weiterzukommen. Ein Paß, der ihr zufällig in die Augen fiel, gab ihr den Gedanken ein, sich einen solchen zu verschaffen. Sie meldete sich beim Commandanten, einem Herrn von Brulwitz, traf aber statt seiner dessen Frau und ihre Schwester, zwei Rudolstädterinnen, die „mit der ganzen Literatur so viel als billig bekannt" waren und sie auf ihren Namen hin sehr zuvorkommend aufnahmen. Statt au nom de Napoléon, wie es auf dem Passe hieß, bekam sie au nom de Schlegel gegen Abend 10 Uhr einen Wagen mit zwei Pferden, die sie bis Schleiz bringen sollten. Doch unterwegs kamen Bauern und machten dem Kutscher so Angst, man würde ihm in Schleiz die Pferde nehmen, daß er von der Straße nach Schleiz abbog und auf ungebahnten Wegen durch Wälder und Felder nach Zeulenroda fuhr, wo keine Poststation war. Nur mit viel Geld beredete ihn Dorothea, sie des andern Tages nach Zwickau zu bringen. Er versprach dieß, aber als er etwa zwei Stunden von dieser Stadt war, fing derselbe Spektakel wieder an. Jeder Bauer, der des Weges daherkam, widerrieth die Weiterfahrt, und nun war alles Zureden umsonst, der Kutscher wollte um keinen Preis weiter. Mit der Versicherung, daß sie einen französischen Paß habe, brachte sie ihn wenigstens so weit, daß er sie nicht nach Zeulenroda zurücknahm, sondern nach Werdau, einem Landstädtchen, etwa zwei Stunden von Zwickau, führte. Von hier aus bestellte sie Extrapost und gelangte in zwei Tagen und Nächten glücklich nach

Pillnitz. Truppen zu Pferd und Wagen begegneten ihr noch fast unaufhörlich. In Freiberg, wo sie gerne Nachtrast gehalten hätte, konnte sie nicht bleiben, weil Alles mit Soldaten überfüllt war. Die Leute hatten überall Angst und erzählten viel von stattgehabten Excessen. Ihr selbst geschah nichts Leides, sie bekam kein böses Wort zu hören. Doch wurde ihre Kasse zu gutem Theil erschöpft, und sie war deßhalb froh, in Pillnitz einen Wechsel von 50 Reichsthalern vorzufinden, den ihr Simon Veit zugesandt.

Nach längerem Aufenthalt in Pillnitz reiste sie weiter nach Prag, von wo sie Ende October ihren beiden Söhnen in Dresden schrieb:

„Jetzt weiß ich, was eigentlich böhmische Berge und böhmische Dörfer sind, und werde mich gar nicht mehr darüber wundern, wenn die Leute diese Wesen als Sprüchwort gebrauchen. Gleich Sonntag Abends, während Ihr noch im schönen Sonnenschein dem schönen Dresden zuwandertet, war ich mitten im Schnee und Montag früh im strengsten Winter — bittere Kälte und sehr häufiger Schnee, der mit dem dichtesten, langweiligsten Nebel abwechselte. Kurz, ganz meschant! Dabei Wälder und Moräste, die noch von Varus' und Arminius' Zeiten herstammen müssen — nebst der böhmischen Sprache! Es wird Einem ganz heidnisch dabei zu Muthe. Während Ihr am Montag (24. October — ihr Geburtstag) meine Gesundheit trankt und gewiß mit Liebe meiner dachtet, habe ich ganze Strecken zu Fuße durchwaten müssen, weil der Wagen erleichtert werden mußte, und erst vier Stunden vor Prag ward der Weg gebahnt und die Gegend gebildeter. Vier Wochen später wäre ich vielleicht gar nicht durchgekommen."

In Töplitz lud der Kutscher einen Juden auf, der Dorothea für eine Spanierin hielt, was ihr großen Humor machte, besonders als der Jude zwei andere Stammesgenossen auf die Spanierin aufmerksam machte und seine Verwunderung darüber aussprach, daß sie so gut Deutsch redete. Am Mauthamt und an der Grenze wurden die Reisenden erschrecklich „visitirt und plombirt". „Überhaupt," bemerkt sie hierzu, „verhalten sich die österreichischen Douanen und andere Polizeieinrichtungen gegen die französischen, wie Don Quijote gegen Ginesillo Diebsfinger." Am 31. October langte sie in Wien an und fand, nicht ohne große Mühe, erst gegen Mitte November endlich eine provisorische Wohnung, von der sie unterm 19. November an ihre Söhne meldet:

„Seit gestern sind wir nun in unserer neuen Wohnung, die wir wirklich im Schweiße unseres Angesichtes und mit Schmerzen endlich aufgefunden haben. Vier Treppen hoch und der Eingang zum Zimmer durch das kleine, ziemlich dunkle Schlafzimmer, ohne Bettgardinen, ohne Fenstergardinen, die Meubles ganz ordinär und unzusammenpassend, aber reinlich und rechtlich,

ohne Lehnstuhl, ohne Sopha, bloße geflochtene Stühle, und für diese Herrlichkeit müssen wir 60 Papiergulden zahlen. Dabei ist nicht einmal Aufwartung, sondern wir müssen eine Aufwärterin besonders bezahlen, die Morgens und Abends kommt. Dabei sind wir so genirt, daß wir weder Essen in der Küche wärmen lassen, noch uns ein Kohlenfeuer in's Zimmer nehmen dürfen, sondern ich muß feliciter jeden Mittag durch Regen und Wind mit Schlegel in's Speisehaus wandern. . . . Eine Vorlesung wird Schlegel wohl zu Stande bringen; noch ist aber nichts gewiß, denn der Kaiser ist noch nicht wieder hier." [1]

So wurde Schlegel in Österreich aufgenommen, „wohin", wie Kurz sehr geistreich bemerkt, „sich alle Apostaten wenden". Man sieht deutlich genug, daß Aussicht auf irdische Vortheile Schlegel nicht zum Rücktritt in die katholische Kirche bewogen haben kann. Er theilte das harte Leidensloos, das die meisten Convertiten trifft. Die Götter in Weimar waren bequemer eingerichtet, hatten ihre Gehälter oder Pensionen. Wie aber in den Reiseberichten Dorothea's ein männlich unerschrockener Charakter, kräftige Energie, ein fröhlicher Humor und die lebendigste Beobachtungsgabe zu Tage tritt, so zeigt sich darin auch jene schlichte, gesunde Frömmigkeit, welche in allem Wirrwarr des Lebens, in Mühe, Gefahr und peinlicher Ungewißheit das Auge auf Gott richtet und bei ihm nicht vergeblich Muth und Stärkung sucht.

„Für mich sei nicht bange," so schreibt sie ihrem Gemahl. „Jene alte Heftigkeit hat der großen Weihe weichen müssen; wer die himmlische Ruhe einmal genossen hat, sich selber, alle seine Gedanken, Worte und Werke in jedem Augenblick der heiligsten Dreifaltigkeit aufzuopfern, der ist in einem Hafen, wo kein Sturm ihn trifft; trennen kann uns nichts in der Welt, wir sind in Gott vereinigt."

Als Schlegel die Idee äußerte, Gebete zur heiligen Messe zu schreiben, mahnte sie ihn, dieselben jedenfalls mehr begleitend als erklärend zu halten und das Übernatürliche dieser Geheimnisse in's Auge zu fassen:

„Ich habe ein Gebet vom hl. Thomas von Aquin, welches mir sehr genügt; es umfaßt alles das, was man bitten darf. Auch sind die gewöhnlichen Gebete in meinem Buche sehr gut und genügend. Über Alles geht mir aber die selige Gewohnheit der katholischen Kirche, alle seine Wünsche und Begehren an die heiligen Bitten des Vater unsers zu knüpfen, denn was ich in diesem Namen erflehe, das soll mir gewährt werden! — Unter den Heiligen gibt es mehrere, denen ich mich täglich mit vollem Vertrauen em-

[1] Ein anderes Mal schreibt sie ihren Söhnen: „Von Würsten und Pasteten ist hier gar nicht die Rede, sondern bloß von ‚unser täglich Brod' und ‚dein Wille geschehe'."

pfehle. Unter vielen ragt Johannes der Täufer hervor, dieser Morgenstern, dieser Vorläufer und Verkündiger des Tages; dann die Weisen aus dem Morgenlande, die mit so lebendigem, unwandelbarem Glauben die Wahrheit suchten, bis sie sie fanden; der hl. Joseph mit seiner aufopfernden, selbstverläugnenden Geduld; die heiligen auserwählten Mütter Anna und Elisabeth; Dorothea, die Reine, Begeisterte, die im Tode nichts sah, als den Garten des Geliebten; Cäcilia, die in den Harmonien des Himmels wandelte; Katharina, die durch die Kraft des heiligen Geistes die menschliche Weisheit überwältigte; Maria Magdalena, die die Gnade empfing, daß sie aus dem Leben der Sünde mit liebend reuiger Seele sich losreißen durfte und Verzeihung erhielt. Dieß sind vorzüglich die Gestalten, zu denen das Auge meiner Seele sich mit jedem Augenblick zu wenden sucht; und gar viele gibt es noch, an deren Beispiel ich denke und mich zu halten suche, wenn eine Schwachheit mich anwandelt. Wie soll ich den unermeßlichen Reichthum beschreiben, der sich mir in den Schätzen des katholischen Glaubens eröffnet hat?"

Mit der Schwungkraft dieses lebendigen Glaubens raffte sie sich nicht nur über die Beschwerden ihres mühevollen, wahrhaft ärmlichen Lebens empor, sondern auch über die eigene fast beständige Kränklichkeit, welche alle jene Beschwerden doppelt empfindlich machen mußte: „Übrigens ist meine Gesundheit gut genug für dieses Leben. Frage keinen Arzt mehr um mich, es wird endlich Alles besser werden!"

9.

An Merkwürdigkeiten und Kunstschätzen bot Wien nicht so viel, wie Paris. Dorothea vermißte hier auch die monumentalen Bauten, namentlich die vielen herrlichen Kirchen, die ihr Köln so interessant gemacht. Die Theater waren mittelmäßig, der Geschmack an Musik sehr gesunken und ausgeartet. Dagegen gefielen ihr die regelmäßig gebauten, nicht gar engen Straßen und die herrliche umliegende Gegend. Das Leben fand sie im Allgemeinen sehr gut, großstädtisch, nicht so theuer und darum leichter und angenehmer als in Paris. Öffentliche Vergnügungen und ganz große Gesellschaften verschlangen die kleinern, gemüthlichern häuslichen Cirkel, dagegen zeigte sich das gesellschaftliche Leben freier, ungezwungener und mannigfaltiger, als in andern Hauptstädten. Zu dem Reiz einer „eigentlichen Hauptstadt im rechten Sinne des Wortes gesellte sich das bunte Treiben einer bedeutenden Handelsstadt":

„Das Gewühl auf den Gassen ist noch gedrängter, als in Paris, weil Wien zugleich eine wichtige Handelsstadt ist. Das Gemisch von Christen, Juden, Türken, Griechen, Slaven, mit ihren verschiedenen Costümen, Sprachen

und Geberden, macht es sehr bunt und anziehend. Es ist ein eigener Reiz, so vom vierten Stock auf diesen Wirrwarr von Menschen, Rassen, Equipagen, Reitern, Frachtwagen, Schiebkarren u. s. w. herunterzuschauen. Man hat keinen Begriff, wie sich dieser Knäuel auseinanderfinden wird und wie sie sich untereinander nicht zerstören, indem sie sich so um und über und nebeneinander winden und schieben und treiben. Es macht dem Zuschauer dieselbe Art von Empfindung, als wenn man ein Kunstwerk anschaut, das uns wegen seiner Künstlichkeit zwar auffällt, aber nicht anzieht. Denn wenn ich mir dabei das Leben in der freien Natur und die stille, zweckvolle Thätigkeit des Landmanns denke, so kommt mir dieser Wirrwarr greulich vor, ich möchte mir Flügel wünschen, um mich weit, weit davon zu entfernen. So ging es mir neulich im Theater auch. Mir fiel auf einmal ein, daß es Martinsabend sei und daß in Köln vielleicht auf denselben Augenblick in Groß-Martin der Segen gegeben würde. Ich kann es euch gar nicht beschreiben, wie bang und seltsam mir zu Muthe ward! Ich bin nicht gemacht, in einer großen Stadt zu leben, und doch scheint dieß meine Bestimmung zu sein."

Von den Ufern der Donau sehnte sie sich noch lange nach denjenigen des Rheines zurück:

„Die Ufer der Donau werden noch viel zu thun haben, ehe sie mir jene geliebten Ufer ersetzen, und ich fürchte, es wird ihnen schwerlich je gelingen. Es mag wohl ein Vorurtheil sein, aber es ist mir immer, wenn ich die Donau sehe, als erinnerte sie mich an die Türkei, und diese lieb' ich nun einmal nicht, die Erinnerungen des Rheines sind mir lieber. Werde ich ihn je wieder sehen, sammt den mir so lieben Bewohnern seiner Ufer?"

Auch in Wien fehlte es übrigens an erhebenden, religiösen Eindrücken nicht. Über das erste feierliche Pontificalamt, dem sie hier beiwohnte, schreibt sie ihren beiden noch nicht getauften Söhnen am 10. December (1808):

„Vorgestern, als am Festtage der unbefleckten Empfängniß Mariä, habe ich in der Stephanskirche zum ersten Male das feierliche Hochamt vom Erzbischof in pontificalibus celebriren sehen. Meine lieben Kinder, das ist etwas ganz Herrliches, das über alle Beschreibung geht. Von einer solchen erhabenen Pracht hat man gar keine Vorstellung außerdem. Alles, was Könige um sich versammelt haben, ist kleinlich dagegen. Alle Sinne sind auf's Allervortrefflichste angeregt und empfangen durch alle Formen und Gestalten die Verherrlichung Gottes und des heiligen Mysteriums. Weit entfernt aber, daß ich durch diese Pracht der Sinne hätte beleidigt werden sollen, wie die Protestanten behaupten wollen, so ist mir erst recht deutlich geworden, wodurch wir unsere Sinne erheben können, daß sie in Übereinstimmung mit der Seele das Erhabene und das Schöne lieben und erkennen sollen, und dann auch, was denn eigentlich Pracht bedeutet und was sie soll. Alles, was der Menschen Kunst und Erfindung hervorbringt, das soll dazu dienen, des

Herrn Dienst zu verherrlichen, und ein ewiges Gut der ewigen Kirche sein und bleiben. Da, wo alle Kunst herkommt, von Gott, dort soll sie auch wieder zurückströmen; jeder andere Gebrauch, zu vorübergehender Eitelkeit der Menschen-Leiber und -Leben, ist unheilig und des göttlichen Ursprungs nicht würdig. Musik und Malerei, Baukunst und edle Gewänder sollen nur eine Idee aussprechen und nicht das selbstische Eigenthum eines, sondern ein ganz allgemeines Gut zur Erweckung der Andacht aller Gläubigen werden. Selbst das todte Metall aus dem Schacht der Erde soll einen Mund bekommen, um im eigenthümlichen Glanze in das allgemeine Halleluja mit einzustimmen."

Nach langem Harren erhielt Schlegel am 28. März 1809 endlich durch Bestätigung des Kaisers eine definitive amtliche Anstellung als Kriegssecretär auf der Hofkanzlei. Sein Chef wurde der Graf Friedrich Stadion, ein Mann, der durch seine Kenntnisse und Gesinnung Liebe und Verehrung einflößte. Schlegel war mit der Anstellung sehr zufrieden, Dorothea theilte seine Freude und knüpfte die frohesten Hoffnungen daran, nicht in Bezug auf materielle Vortheile (hiervon ist in ihren Briefen nicht die Rede), wohl aber in Bezug auf eine ehrenvolle, ersprießliche Thätigkeit. Um die Verwirklichung dieser Hoffnung forderte sie ihre beiden Söhne zum Gebete auf. Schlegel rechnete darauf, daß er in seiner neuen Stellung Muße genug haben würde, um auf dem Gebiete der Literatur und Wissenschaft rüstig voranzuarbeiten. Einen Band Gedichte hatte er schon für Ostern bereit und weitere geschichtliche Vorlesungen bereits im Auge. In der Beschränktheit seiner häuslichen Verhältnisse änderte sich einstweilen nichts; nur machte seine Anstellung eine abermalige längere Trennung von seiner Gattin nöthig — und zwar auf unbestimmt lange Frist. Am 5. April nahm er Abschied von Frau und Freunden und reiste in's kaiserliche Hauptquartier.

Dorothea war nun wieder Einsiedlerin und hatte Zeit, neben dem Briefwechsel an ihre Söhne und an Boisserée auch eine ziemlich lebhafte Correspondenz mit Friedrich zu führen, welche bis Ende des Jahres reicht und sowohl dessen bewegtes Wanderleben, als auch die unruhige Zeit des Feldzugs überhaupt sehr anschaulich vergegenwärtigt. Vor Allem sorgt die praktische Hausfrau für ihren Mann, kauft Linnen, schneidet selbst die Leintücher und säumt sie. Aber am stillen Nähtischchen geht gleich die hohe Politik los, über die Linnen schwebt die ganze Karte von Europa dahin, Spanien, Italien, England, Rußland, Deutschland, dann der corsische Gewaltherrscher und seine Grenadiere — und Friedrich Schlegel im Hauptquartier, der wenigstens mit der Feder

den übermüthigen Tyrannen bekämpft. Ihrer besondern Vorliebe erfreuen sich die ritterlichen Spanier, die, zuerst vom Todesschlummer erwacht, sich muthig gegen das Fremdjoch erhoben hatten. Auch von Österreich erwartet sie das Beste. Die ersten Blätter der Correspondenz sind rosiger Hoffnung voll. Es spiegelt sich darin die Freude, mit welcher der erste Armeebefehl des Generalissimus Erzherzog Karl von den Wienern begrüßt ward:

„Mit dem Armeebefehl des Generalissimus, der heute erschienen ist, sind die Leute ganz ausgelassen; sie haben sich darum beinahe geschlagen, und Einer hat es dem Andern um den zehnfachen Preis abgekauft, um es nur eine halbe Stunde früher zu haben. Einige Exemplare, die gestern eigentlich heimlich unter der Hand verkauft wurden, hat man mit fünf Gulden bezahlt. Man spricht von nichts, als diesem Tagesbefehl, man weint, man lacht, man gratulirt sich, es ist eine recht auffallende Erscheinung. Die Worte, daß ‚fremde Kriegsvölker sich mit uns vereinigen würden', geben zu tausend Vermuthungen Anlaß, Alles wird gehofft und Alles gewünscht, erwartet und gefürchtet."

Bald tauchten beunruhigende Gassengerüchte auf: Bonaparte habe den König von Sachsen nach Magdeburg beschieden, weil er dort viel sicherer wäre; den Großherzog von Würzburg habe er nach Paris berufen, derselbe sei indeß schon in Prag; der Kronprinz von Bayern sei verschwunden, man wisse nicht, wohin er gekommen sei u. s. w. Am 13. April verkündigte ein Tagblatt, daß die kaiserlichen Truppen am 9. an allen Punkten über die bayerischen Grenzen gezogen seien, auch wurde ein Brief mitgetheilt, den man dem König von Bayern übergeben ließ. Während man sich in Wien darüber ärgerte, daß der König keine eigentliche Antwort gab, sondern bloß die Ankunft des Briefes durch Montgelas bescheinigen ließ, erfreute die Nachricht, daß die Passauer die Proclamation Erzherzogs Karl nachdrucken und unter das Landvolk vertheilen ließen. Eine an die Tyroler erlassene Proclamation erweckte zu Wien große Begeisterung, man sprach von einer ähnlichen an die Bayern. Dorothea bedauerte nur, daß es an genügenden officiellen Nachrichten fehlte und daß hierdurch allen halbwahren und ganz lügenhaften Gerüchten Thür und Thor geöffnet würden:

„Es wäre sehr zu wünschen, daß wir von allen Seiten her officielle Berichte erhielten; einige Worte, wenn auch noch so sparsam zugezählt, genügen schon; nur daß man nicht so oft durch Lügen getäuscht und dadurch gleichsam für die Wahrheit abgestumpft wird. Das gute Volk verdient es wohl, daß man es als mündig behandle, denn seine Treue und Anstrengung ist beispiellos; wäre es wenigstens ohne die Spanier."

Da Jedermann sich für die Proclamation interessirte und Schlegel als Hofkriegssecretär mit derselben zu thun hatte, so lag für Dorothea die Versuchung nahe, die Stellung ihres Gatten zur Befriedigung ihrer Eitelkeit auszubeuten. Sie war jedoch von einer solch kleinlichen Schwäche weit entfernt:

„Man sucht," so schreibt sie an Friedrich (den 17. April), „jedesmal den Verfasser der Proclamen und öffentlichen Blätter zu errathen und scrutinirt sorgfältig jedes Wort. Alle wollen von *mir* etwas wissen. In Gesellschaft sage ich, ich wüßte nichts; den Freunden aber, die mich um Mittheilung des Geheimnisses bitten, habe ich in allem Ernste gesagt: ‚Diese Untersuchungen wären unnütz; Alles geschähe im Namen und auf Befehl des Kaisers und des Generalissimus; welcher Diener dazu seine Feder oder seine Sprache leihe, wäre einerlei. Ist man doch geneigt, alle Fehler, die da vorgehen oder gemacht werden, auf Rechnung der Oberhäupter zu wälzen und sie dafür verantwortlich zu machen, so rechne man ihnen auch das Gute zu und erflehe den heiligen Geist, daß er sie erleuchte, damit Alles, was geschieht und was sie verordnen, zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt gedeihe. Namen und Personen wären gar nicht nöthig auszuzeichnen.' — Dieß ist auch in allem Ernst meine Gesinnung. Einer für Alle und Alle für Einen! — Dieß sei unser Aller Wahlspruch. Gott segne Dich und Alle, die zum Wirken und Handeln bestellt sind. Er sende euch den heiligen Geist, der euch erleuchte mit allen seinen Gaben, damit ihr ganz vereint und nur in *einem* Sinne denken, reden und handeln mögt; daß wie die Gemeinschaft der Heiligen, so auch die Gemeinschaft der Gerechtigkeitliebenden und Erleuchteten sei, auf daß sein Reich komme und sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. — So war mein Gebet heute, mein geliebter Freund. Ich war in St. Stephan; dort ist die Procession ausgegangen nach Maria-Hilf. Nie habe ich inbrünstiger beten, nie eine so heiße Andacht bei dem Volke gesehen; viele tausend Thränen flossen. Diese drei folgenden Tage ist Gebet in allen Kirchen und am Freitag wird die Procession wiederholt. Der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit gehen mit; man sagt, die Kaiserin würde auch mitgehen."

Dieß Vertrauen der frommen Frau sollte auf harte Proben gesetzt werden. Am 17. erschien Napoleon bei seiner Armee, zog alsbald die Truppenkörper näher zusammen, die Berthier gegen seine Anordnung immer weiter auseinandergerückt hatte, und drängte in den folgenden Tagen (19—23. April) die Österreicher über die Donau zurück. Eine Hiobspost um die andere verbreitete zu Wien Angst, Muthlosigkeit, Bestürzung. Die officiellen Berichte ließen durch ihre gekünstelten Ausdrücke und deutliches Verschweigen noch Übleres ahnen, als die Armee bei Abensberg, Regensburg, Landshut, Eggmühl wirklich gelitten hatte.

Aber und abermal fordert Dorothea ihren Gatten auf, doch dahin zu wirken, daß durch bestimmtere und wahre officielle Berichte die öffentliche Stimmung beruhigt, gehoben werde. Am 20. schickte ihr Friedrich von Landshut aus einiges Geld für die Haushaltung. Gegen Ende des Monats schrieb er ihr von Linz aus. Anfangs Mai wurde die Stimmung zu Wien gedrückter. Man sprach schon davon, daß Schärding bombardirt und eingeäschert, die Franzosen in Linz seien und auf Wien losmarschirten. Gentz, der Dorothea in diesen Tagen besuchte, redete ihr zu, Friedrich in Mölk zu besuchen. Sie hatte aber nur so viel Geld, um allenfalls hin- und zurückzukommen, und wollte deßhalb die Fahrt nicht unternehmen, ohne sicher zu sein, Friedrich noch anzutreffen. In Wien nahm Furcht und Muthlosigkeit überhand. Am 9. Mai war Dorothea selbst so niedergeschlagen, daß sie ihrem Gemahl nicht schreiben mochte. Am 10. wurden einige verwundete Franzosen in die Stadt gebracht. Das machte Sensation und rüttelte die Leute wieder auf. Doch schon am 12. wandte sich das Blatt vollständig. Am Morgen dieses Tages schrieb Dorothea an Schlegel:

„Alles war Spiegelfechterei und was weiß ich. Nach der schrecklichsten Nacht meines Lebens, nachdem ein Theil von Wien niedergeschossen und niedergebrannt ist, haben die Generale und der Erzherzog Maximilian uns verlassen; die Stadt capitulirt und in wenigen Stunden ziehen die Franzosen ein. Andrassy ist zum Gouverneur ernannt. Wo die Armee ist, weiß man nicht. Die schlechtesten, unglaublichsten Anstalten wechseln mit den allerseltsamsten Gerüchten. Verlange jetzt keine Details von mir. Ich bin gesund. Was soll ich nun thun und wie soll ich mich wieder mit Dir vereinigen? Wenn es möglich ist, schreibe mir als Einlage bei Arnstein und unterschreibe Deinen Namen nicht, bloß ein paar unverdächtige Zeilen mit dem, was Du wünschest, daß ich thun soll. Gott schütze Dich und laß mich bald Dich wiederfinden!"

Den allgemeinen Eindrücken der unerwarteten Katastrophe konnte sie sich nicht entziehen; aber den Muth verlor die wackere Frau nicht. Auf 24 Stunden traf sie ihren Gemahl in Wien; dann erhielt sie drei Wochen keine Nachricht mehr, sie wußte am 31. Mai nicht einmal, wo er war. Sie schrieb ihm nach Brünn, dann nach Ungarn; aber ihre Briefsendungen gingen im Wirrwarr der französischen Occupation verloren. Endlich am 14. Juli kam ein Brief von Friedrich aus Iglau und brachte ihr beruhigende Nachrichten. Sie hatte unterdeß ihren Trost und ihre Zuflucht im Gebet gesucht, ging oft in den Stephansdom und flehte vor Allem um die Gnade, daß Friedrich vor Mißmuth bewahrt

bleiben möge. Sie selbst fand in einer tiefreligiösen Auffassung der Zeitlage die vollste Beruhigung. Auch als Napoleon den letzten Rest des Kirchenstaats seinem Kaiserreiche einverleibte, ward sie nicht irre:

„Das Wort ist ausgesprochen! Daß dieses Wort wirklich ausgesprochen ward, ist ein Schritt näher zum Ziel, das wir hoffen und ahnen, aber das wir wohl nicht erleben werden. — Wie sehr gut verstehe ich jetzt die Zeit, als das übermüthige Heidenthum das verderbte, aufgelöste Judenthum erdrückte, dieses vergeblich einen zeitlichen Retter erwartete, und der Erlöser erschien, der sprach: ‚Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn geben mag' — und: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt!'"

Abermal dauerte es mehrere Wochen, bis sie wieder Nachricht von ihrem Gatten bekam. Niemand wollte von ihm gesehen oder gehört haben. Es wurde ihr sogar gesagt, daß die Grafen Stadion hätten fort müssen. In Wien aber hausten die Franzosen mit Übermuth und ließen die Besiegten ihre Demüthigung tief empfinden. Auch Dorothea konnte sich dem bitteren Gefühle nicht ganz entziehen, welches die Frechheit des Siegers bei allen guten Vaterlandsfreunden erweckte. Doch blickte sie auch jetzt vertrauend zur Vorsehung auf.

„Weißt Du denn nicht," schreibt sie, „wie geplagt, verhöhnt, gedrückt und mit Füßen getreten wir hier sind, und kann es Dir denn unbekannt sein, mit welchem greulichen Übermuth die Sieger von Wagram und Enzersdorf uns seit jenem entsetzlichen Tage behandeln, da wir mit unseren eigenen Augen unser Unglück haben ansehen können? Was für Hoffnungen bleiben uns denn noch von allen denen, die wir mit so viel Recht haben durften? Wo ist jetzt die Hoffnung der ganzen Welt? Wie soll ich nicht kleinmüthig sein, oder vielmehr, wie soll ich allein es nicht sein, da wir, anstatt eine neue Blüthe der Zeit hervorzurufen, nur eben sehen müssen, wie sie innere Schrecknisse erst recht zur Reife bringt; denn welche Schlechtigkeit sich jetzt Raum schafft, wie auch in den besseren Gemüthern Glaube und alle Hoffnung, alles Vertrauen schwinden, wie die unerhörteste Ruchlosigkeit, der Greuel der Hölle nicht allein in der äußeren Welt triumphirt, sondern auch alle Gemüther fortreißt und verderbt — mein Gott, Friedrich, wie soll ich das ansehen können und nicht im Herzen betrübt sein! Welche Aussicht bleibt meinen Söhnen, als sich jenen Gesetzen der Hölle zu fügen? Welche Hoffnung bleibt Dir selber, als höchstens die, von dem Ungethüm unbeachtet und verfolgt zu bleiben? — Ich murre nicht, ich weiß, daß unser Erlöser lebt, ich bete seine Vorsehung an und erkenne es, daß wir wohl zu frühe und zu vorschnelle Hoffnungen gefaßt hatten, daß eben erst die innere Schlechtigkeit unseres Geschlechtes zur Reife aufbrechen mußte, eh' wir würden gerettet werden — und wäre ich nur erst der Seelen meiner Söhne gewiß, so erwartete ich mit der größten Ruhe das Ende meines Lebens."

Zum ersten Mal wechselten jetzt die Rollen. Die bisherige Trösterin klagte ihr Leid dem Gatten, den sie so oft in Schwermuth und gedrückter Stimmung mit ihren frohen, muthigen Briefen getröstet hatte. Friedrich aber, der jetzt von Ofen aus die Armee-Zeitung redigirte, war trotz der verhängnißvollen, fast verzweifelten Lage Österreichs ungebeugten Muthes. Besonders nachdem Bonaparte sich an dem Erbgute Petri und dessen Inhaber vergriffen hatte, rechnete er zuverlässig darauf, daß sich das Glück des Eroberers wenden und seine Pläne gegen die Kirche zum Triumph für die Kirche gestalten würden. Diesen Gedanken erfaßte auch Dorothea mit der Lebendigkeit einer tiefgläubigen Seele:

„Darüber, daß das Böse, was Er (Napoleon) der Kirche thun will, sich in Gutes verkehren wird, bin ich ganz mit Dir eines Sinnes, ich bin es fest überzeugt; und nicht allein der Kirche, sondern wie natürlich durch sie auch der ganzen Christenheit, von politischen Rücksichten abgesehen, bei denen ich mir noch nicht viel zu denken gelernt habe. Aber das Christenthum ist ja, wie der Heiland auch verkündigte, nicht von dieser Welt, ihn gehen also irdische Begebenheiten gar nichts an. Im Kampf und Widerstreben blüht und wächst das Große der Kirche; langes äußeres Wohlergehen hat sie untergraben. Diese Betrachtung macht mich ganz getrost; mir ist, als sähe ich ganz deutlich und bestimmt, was Er (Napoleon) hier soll und auch ausführt, als ob ihm Jemand die Hand führte."

Ende August suchte Dorothea ihren Gemahl in Ungarn auf, sie traf am 27. in Pesth ein. Friedrich war leidend, erholte sich indeß bald wieder unter ihrer liebevollen Pflege. Sie blieb bei ihm bis Ende October; doch ist nur ein einziger ihrer Briefe von hier aus datirt. Ihr Urtheil über das damalige Ungarn lautet weniger günstig, als dasjenige Schlegels.

Den November brachte sie wieder einsam in Wien zu. Nach Mitte December kehrte Schlegel endlich ebenfalls in die Hauptstadt zurück. Im Februar 1810 konnte er die langersehnten Vorlesungen über Geschichte ankündigen und beginnen. Ein noch trostreicheres Begebniß aber sollte in diesem Jahre das Herz der vielgeprüften Frau erfreuen: der Rücktritt ihrer beiden Söhne in den Schooß der Kirche.

10.

Nur ihren jüngeren Knaben, Philipp, hatte Dorothea mitgenommen, als sie 1799 Schlegel nach Jena folgte. Der ältere, Jonas, blieb bei seinem Vater Simon Veit, der ihn bald zu seinem Schwager Abraham Mendelssohn nach Hamburg sandte, um ihn zum Kaufmann heranzu-

ziehen. Die Mutter hatte keinen Einfluß auf ihn, als durch ihr Gebet und allenfalls durch Briefe. Obwohl von allen katholischen Einflüssen gänzlich isolirt, mitten in der großen vorwiegend protestantischen Handelsstadt, im Schooße seiner jüdischen Familie, richtete der talentvolle Knabe früh seinen Blick auf die Wahrheiten des Christenthums. Als er 1807 in das väterliche Haus zurückkehrte, wo inzwischen auch der jüngere Philipp eingetroffen war, ging er nicht nur von dem Plane ab, Kaufmann zu werden, sondern es reifte in ihm auch der bestimmte Entschluß, Christ zu werden. Simon Veit, der in der letzten Zeit bedeutende Geldverluste erlitten hatte (es ist von 700000 Thalern die Rede), wendete nichts dagegen ein, daß Jonas sich der Malerkunst widmen wollte. Die Mutter freute sich sehr darüber, weil sie weder am Gelde noch am Reichthum hing. Seine religiöse Überzeugung aber hielt Jonas geraume Zeit vor dem Vater geheim. Erst 1808, nach der Conversion der Mutter, eröffnete er sie ihm schriftlich — dann aber auch in der unumwundensten und zugleich liebevollsten Weise. Nach den innigsten Ausdrücken herzlicher Kindesliebe spricht er in seinem Brief von der Güte und den Wohlthaten Gottes, der ihm das Dasein und den Glauben an ihn geschenkt habe:

„Ja, geliebter Vater, den Glauben an die heilige Dreieinigkeit, und ewig und unerschütterlich, bis er sich zum ewigen Anschauen der Gottheit verklärt, möge er sein! Dieß ist mein innigstes Gebet. Hier ist mein Bekenntniß der christlichen Religion. Wäre Dein Herz ebenso durchdrungen von ihrer göttlichen Wahrheit, o wie selig wären wir dann! Das Schicksal hat es anders gefügt, in Demuth ergeben wir uns seinen Fügungen. . . .

„Laß uns aufrichtig gegen einander sein und bekenne mir, daß dieser Schritt Dir nur zuwider sei, weil die Welt ihren Anstoß finden würde. Aber was ist es denn mit dieser Welt? Suchte sie nicht recht geflissentlich mit ihren Schriften und Anstalten allenthalben den göttlichen Funken zu unterdrücken? Und ihr sollte ich das einzige Glück meines Daseins und meiner Seligkeit aufopfern! Nein, Du weißt es, schon längst verachtete ich alle die kleinen Freuden, und wahrlich, ich fand Ersatz genug. Was indeß die Welt von mir verlangt, das soll ihr, wenn mir Gott Kraft dazu verleiht, zu Theil werden. Aber nur mit freier, ungebannter Seele werde ich je etwas in der Kunst leisten können.

„Du bist indeß versichert, daß kein äußerlicher Vortheil Einfluß auf meinen Entschluß gehabt hat. Wenn ich an der Religion meines Vaters hinge, so wollte ich mein Leben für meinen Glauben lassen, so wie ich es jetzt mit frohem Muthe für den christlichen ließe. O mein geliebter Vater, Du hattest einen so schönen menschlichen, ja ich möchte sagen göttlichen Plan mit Deinen Söhnen; mit Aufgebung Deiner selbst ließest Du sie mit un-

umschränkter Freiheit, und während die Meisten sich auf einem ihrem Berufe gar nicht angemessenen Wege hinschleppen müssen, konnten wir uns ganz unserer Muse weihen. O zerstöre nicht eigenmächtig unser schönstes Paradies auf Erden, ich flehe Dich darum; vollende, was Du so schön begonnen! Gott verleihe Dir Kraft dazu und seinen Segen!"

Herrliche Worte des erst 18jährigen Jünglings! Aus einem Briefe an den Architekten Schinkel erhellt, daß es hauptsächlich die christliche Kunst war, welche Jonas auf eine aufmerksamere Würdigung des Christenthums hingelenkt hatte. Indem er den Künstler bittet, sich seiner annehmen zu wollen, begründet er seine Bitte durch folgenden Satz: „Ich fühle mich am meisten dazu geneigt, Gegenstände der christlichen Kunst zu malen, der ich mein Heil zu verdanken glaube. Den frühen Mangel eines guten Unterrichts hoffe ich jetzt durch ein gründliches Studium der Architektur zu ersetzen, welche unstreitig die Basis aller übrigen Künste ist."

Dorothea fürchtete, daß Jonas mit seinem Glaubensbekenntniß dem Vater gegenüber etwas zu voreilig vorangegangen sei. „Du mußt bedenken," so schrieb sie ihm, „daß, wer den Glauben nicht liebt, der haßt ihn; einen Mittelweg gibt es hier nicht. Es mußte ihn also freilich unangenehm überraschen, Dich einer Meinung hingegeben zu sehen, die ihm hassenswürdig erscheint." Sie billigte indeß die Offenheit des Sohnes für den Fall, daß der Vater, wie es wirklich war, eine bestimmte Erklärung gefordert habe. „Dann aber," fügt sie bei, „trage standhaft und mit gelassenem Muthe, was Dir Unangenehmes daraus entsteht, wenn es auch Deinem liebsten Wunsche entgegen ist; auch ich will dann, eingedenk, daß es die Folge Deines schönen Bekenntnisses ist, gern Deinen Anblick noch länger entbehren. Glaube mir, jede Entsagung trägt, wenn sie aus Liebe zu Gott statthat, ihren Lohn, und Gott liebt diejenigen, die er prüft."

Der jüngere Sohn, Philipp, der fast ein Jahr vor seinem Bruder nach Berlin zurückgekommen war und fleißig mit ihm nach Hamburg correspondirte, freute sich sehr, endlich mit ihm zusammenzusein. Bei seinen Malerübungen war er mit dabei und rieb ihm die Farben. Da erfaßte auch ihn die Lust, ein Maler zu werden, und Jonas beeilte sich, diesen Entschluß der Mutter mitzutheilen. Diese sowohl, als der Vater, war einverstanden; nur wünschte sie, daß Philipp einstweilen seine Gymnasialstudien eifrig weiter betriebe. Philipp kam diesem Wunsche treulich nach und wurde aus Secunda mit einem sehr belobenden

Zeugniß entlassen. „Ubivis talem vidi, qualem decet esse juvenem probum, discendi cupidum et quae didicerat in saluberrimos usus convertendi studiosum", so versicherte mit seinem Amtssiegel der Gymnasialdirector Joh. Joachim Bellermann.

Philipp hatte von der Mutter selbst eine ernst religiöse, völlig christliche Erziehung erhalten. Ihre treuen Gebete und die schönsten liebevollsten Briefe setzten das Werk der Erziehung an dem abwesenden Kinde fort. Sie empfahl ihn auch herzlich dem schon gereifteren Jonas an: „Sei standhaft, mein Sohn, und ermahne auch Deinen jüngern Bruder zur Standhaftigkeit!"

Die Hoffnung, mit den beiden Söhnen auf ihrer Wiener Reise in Dresden zusammenzutreffen, zerschlug sich, wie es scheint, an der Zögerung des Vaters. Sie kamen erst dahin, als die Mutter schon in Prag war. In Wien angekommen, hätte sie ihre Kinder gerne dahin eingeladen; aber einestheils war sie selbst mit ihrem Manne noch in sehr beschränkten Verhältnissen, anderntheils bot Dresden für die Heranbildung der beiden angehenden Künstler mehr Vortheil als Wien — und das erschien doch vorläufig als Hauptsache . . Wirklich fanden sie in Dresden nicht nur bei befreundeten Familien, besonders bei Schubert, einen angenehmen, geselligen Kreis, der einigermaßen das Familienleben ersetzte, sondern auch einen tüchtigen systematischen Unterricht in der Kunst durch Friedrich Matthäi, den Director der Gemäldegallerie in Dresden, und aneifernde Collegen an den Malern Kügelgen und Heinrich. Matthäi machte bald nach ihrer Ankunft (im Herbst 1808) schon den Vorschlag, sie früh im folgenden Jahr mit nach Italien, dem gelobten Lande der Malerei, zu nehmen. Doch rieth Dorothea von der sofortigen Annahme dieses Vorschlages ab. Sie fand es etwas kühn, sich einem noch fremden Manne ganz in die Hände zu geben. Dabei trug sie in ihrem Mutterherzen die wohl nicht unbegründete Besorgniß, neue Eindrücke und Beziehungen könnten die beiden Söhne von dem entscheidenden Entschluß ablenken, den sie bereits gefaßt. Schon im Februar lud sie deßhalb ihre Söhne nach Wien ein.

„Ich hoffe doch," schreibt sie an Jonas (11. Februar), „es wird noch Dein ernstlicher Wille sein, Dich zum Christenthum zu wenden, und wenn dem so ist, so laß uns in diesem heiligen Beginnen nicht länger zögern; hier ist Alles vorbereitet und kann in der gehörigen Stille vorgenommen werden. Es gibt keinen Ort in Deutschland, so wie Wien, wo über dergleichen Dinge so keine Art von Klatscherei stattfindet. Alle Zeitbegebenheiten drängen nach einer großen Entscheidung hin, laß uns dieser gehörig vorbereitet und in

Einigkeit entgegengehen, wenigstens, daß uns nichts unvorbereitet überrasche. Mein Sohn! für Dich wird eine neue Welt aufgehen und Du wirst nur durch das Christenthum zur Übereinstimmung mit Dir selber und zur liebenden Vereinigung mit den Menschen geführt werden. Wenn Du auch hier nichts Anderes lernst, als die Religion Christi, so hast Du genug Vortheil. Es gibt keine Malerkunst, wenn man das Christenthum nicht kennt, und Du darfst nicht hoffen, auf irgend einem andern Wege Fortschritte zu machen. Wer nicht glaubt, hofft und liebt, für den ist die Natur eine Wildniß, in welcher er nichts sieht, als sich selber, für den ist also auch die Kunst nur ein eitler Spiegel seiner hochmüthigen Einbildung."

Simon Veit scheint den Entschluß seiner Söhne nicht direct bekämpft zu haben; dagegen wandte er das Mittel an, mit dem heutzutage die Jugend sehr allgemein den religiösen Ideen entfremdet wird, er suchte sie auf das hinzulenken, was man einen „gesunden Realismus" nennt, und mahnte sie vor Allem, nicht so sehr an das allgemeine Beste, als an sich selbst zu denken. Die Söhne theilten der Mutter einen Brief mit, in welchem dieß ganz deutlich ausgesprochen war. Mit aller Schonung für den Vater warnte sie doch sehr vor dieser seichten Lebensphilosophie:

„Der gute Gott gebe, daß Ihr nie für Eure Person zu sorgen haben mögt und Ihr Eure ganze Sorge und all Eure Kräfte für das allgemeine Beste aufzuopfern immer im Stande sein mögt. Jene Philosophie des Indifferentismus ist nicht die des Christenthums. Darum kann ich es dem Veit freilich nicht verdenken, daß er seine Überzeugung aus ihr gemacht hat; aber Eure Gemüther mögen nicht angesteckt davon werden, davor behüte Euch Gott und seine Heiligen! Seinen eigenen Nutzen oder sein eigenes Vergnügen nicht zu schonen und nicht zu suchen, und für das, was recht und heilig ist, zu hoffen, zu leiden und zu sterben — das ist die Moral des Christenthums, zu welchem Ihr Euch bekehren werdet und zu dessen Erreichung Euch Gott Kraft, Muth und Geduld verleihe. Ich bete täglich für Euch, liebe Kinder!"

Das Vertrauen und die Geduld der wackern Frau ward indeß durch die Söhne selbst abermals hart auf die Probe gestellt. So begeistert diese in ihrem ersten Enthusiasmus für christliche Kunst die Ideen des Christenthums erfaßt hatten, so nahm die Begeisterung doch ab, als sie, ohne gründlichen katholischen Unterricht und Leitung, ohne das Beispiel und den Umgang anderer Katholiken, ohne das sacramentale Gnadenleben der Kirche, ganz auf sich angewiesen, in einer völlig akatholischen Atmosphäre, nur durch etwas Lectüre und durch ihre Künstlerstudien mit

dem Geiste und Leben der Kirche in Verbindung blieben. Das Licht des Glaubens gleicht dem Stern von Bethlehem. Wer zögert, seinem Ruf zu folgen, der setzt sich in Gefahr, daß es entschwindet und sich nimmer zeigt. Die treue Mutter mahnte deßhalb mitten unter den Wirren des Feldzuges von 1809, den wohlerwogenen Schritt nicht länger aufzuschieben. Doch umsonst. Am 4. December schrieb sie wieder an Philipp:

„Ohne die größte Noth wollen wir das große Werk nicht länger aufschieben, denn wer bürgt uns für die Dauer unseres Lebens? Es wäre mir sehr hart, wenn ich sterben müßte, ohne daß Ihr die Gnade der heiligen Taufe erlangt hättet. Und würde Einer von Euch früher abgerufen, so wäre ich untröstlich. Laßt uns also nicht länger zaudern! *Christus ist der Anfang und das Ende aller Wissenschaft*; die Zeit, die Du anwenden wirst, seines Glaubens theilhaft zu werden, ist keine verlorene, auch für Deine Kunst nicht."

Auf diese ernste Mahnung folgte von Seite beider Söhne eine directe Weigerung, nach Wien zu kommen. Jonas scheint dieselbe mit ascetisch-pietistischen Bemerkungen und mit Klagen verblümt zu haben, daß die Mutter seiner Gewissensfreiheit nahe treten wolle. Sie antwortete darauf am Weihnachtstage 1809:

„Alle diese willkürlichen Abtödtungen und sogenannten unmittelbaren eingebildeten Offenbarungen sind nichts als todtgeborene Früchte der Liebllosigkeit und gelten vor Gott nicht so viel, als ein einziger *Gehorsam* gegen die Kirche und Demuth gegen seinen Nächsten. ‚Vor Gott ist die Andachtsregung einer alten Frau leicht mehr werth, als alle Systeme aller Philosophen zusammengenommen', sagt ein sehr weiser Mann. Unser Herr hat an dem heutigen glorreichen Tage nicht unter den Sophisten Athens oder Roms geboren sein wollen, sondern unter einfältigen Leuten, die glaubten und anbeteten. So wird er auch in Ewigkeit nur in einem einfältig glaubenden Gemüth wiedergeboren.

„Übrigens weiß ich auf alles das, was Du mir geschrieben, gar nichts zu antworten, als die Wiederholung, *daß Du ganz und gar Dein Herr bist und bleibst*, und daß Du Dich erschrecklich irrst, wenn Du meinst, wir oder die uns gleichgesinnten Freunde würden Deiner Überzeugung auf irgend eine Weise Gewalt anthun wollen — so wenig jetzt als jemals."

Auch an Philipp wurde bloß die freundliche, liebevolle Einladung nach Wien wiederholt, ohne irgendwie seinem freien Entscheid nahe zu treten. „Ich bitte Gott zu jeder Zeit," schreibt sie ihm zu seinem Geburtstage (d. 14. Febr. 1810), „daß er Dich in Wissenschaft und Kunst und jedem Guten wachsen und gedeihen lasse und Dich mit allen

Gaben seines heiligen Geistes erleuchte." Philipp folgte zuerst der Einladung nach Wien, wo er von dem ehrw. P. Clemens Hofbauer in der katholischen Lehre unterrichtet und am 9. Juni von dem päpstlichen Nuntius Severoli getauft wurde. Sein Taufpathe war Baron Penkler, der Freund und Gönner Schlegels. Der Nuntius richtete an den jungen Convertiten am Tage der Conversion selbst einen herrlichen Brief, in welchem er ihm die Größe der erhaltenen Gnade auseinandersetzte und ihn zu standhafter, thatkräftiger Treue gegen dieselbe aufforderte. Im Juni kam auch Jonas nach Wien und wurde am 26. Juli in den Schooß der Kirche aufgenommen.

Mit der Conversion der beiden Söhne war der schönste Theil der Lebensaufgabe Dorothea's gelöst. Die vorliegende Skizze mag darum hiermit füglich ihren Abschluß finden. Hoffentlich hat dieselbe manchen Leser dazu angeregt, den Briefwechsel Dorothea's selbst zur Hand zu nehmen und das Geistesleben der ausgezeichneten Frau nach all seinen Einzelheiten zu studiren. Dahin war wesentlich meine Absicht gerichtet. Jeder kann sich da selbst überzeugen, daß wir Katholiken uns dieser Convertitin durchaus nicht zu schämen haben, daß ihr inniger Glaube, ihre edle Gesinnung, ihre hohe Geistesbildung und ihr männlich muthvoller Charakter vielmehr Hochachtung und Verehrung einflößt. Dem unerträglichen Stolz und der frivolen Eitelkeit der damaligen „Culturdamen" steht sie in ihrer anspruchslosen Demuth höchst liebenswürdig gegenüber. Ihr gereiftes Urtheil aber beweist, daß diese Demuth des Glaubens wahrer Bildung und stetem geistigem Fortschritt gar nicht im Wege steht. Ihre lebhafte, künstlerische Phantasie, ihr reiches und tiefes Gemüthsleben beherrscht ein ebenso klarer und tiefer, als auch praktischer Verstand, ein energischer Wille, der weder mit dem Bösen flau pactirt, noch das Gute saumselig in die Zukunft schiebt; Verstand und Willen aber leitet ein schlichter, demüthiger Glaube, eine in den größten Schwierigkeiten ungebeugte Gottes- und Nächstenliebe. Man braucht nur ihre Briefe gegen diejenigen Simon Veits zu halten, um zu fühlen, wie gewinnend echte katholische Nächstenliebe gegen flaue Humanitätsduldung absticht.

In literaturgeschichtlicher Hinsicht verdiente noch manche Äußerung der scharfsichtigen Frau allgemein verbreitet und beherzigt zu werden. Während manche der Romantiker noch immer mit Göthe herumliebelten, war das sächsisch-weimar'sche Kunst-Heidenthum für sie ein überwundener Standpunkt. Sie forderte von der Kunst herzhaft, daß sie

wieder christlich werden sollte, nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf profanem Gebiet. Sie forderte auch vom Theater, daß Ehre und Gewissen darüber walten sollten, und fand es schimpflich, daß im katholischen Österreich zur Zeit der höchsten Bedrängniß Stücke aufgeführt wurden, welche die Spanier, die katholische Religion und den Papst verächtlich machten. Vor Allem aber zeigt ihr Briefwechsel, wie ungerecht es ist, Friedrich von Schlegel mit den andern Romantikern in einen Sack zu nähen, um sie gemeinsam im Meere der Phantasie ertrinken zu lassen. Schlegel steht, namentlich nach seiner Conversion, durchaus selbständig da. Während Tieck und A. den Katholicismus nur als mittelalterlichen Mummenschanz für ihre Poesie verwertheten, behandelte Schlegel die religiöse Frage, wie sie es verdient, als die erste und entscheidende Grundfrage des Lebens. Jene andere Richtung verurtheilte er geradezu als Mißbrauch, in einem Briefe an Dorothea vergleicht er sie mit dem Gnosticismus:

„Glaube mir nur, zu den Zeiten der Apostel, selbst unter ihrer nächsten Umgebung und vorgeblichen Anhängern, hat es gerade solche falsche Bekenner, die einen Theil der Mysterien mit dem Verstande oder der Phantasie wohl ergriffen hatten, von Sinnesart aber wüst und schlecht geblieben waren, genug gegeben."

Von diesem Gnosticismus war Schlegel weit entfernt. Er trat ganz und vollständig in den Ideenkreis der katholischen Kirche zurück und suchte in Aneignung ihres Glaubenslebens und ihrer Wissenschaft den fruchtbaren Boden zu gewinnen, auf dem allein eine christliche Poesie und Kunst gedeihen kann.

A. Baumgartner S. J.

Selbstmord und Irreligiösität.

In einem früheren Artikel haben wir den verführerischen Mißbrauch gesehen, welcher von einer glaubenslosen Sophistik mit statistischen Daten, speciell hinsichtlich des Selbstmordes, getrieben wird, um an der Basis aller Sittlichkeit und alles Glaubens, der menschlichen Freiheit, zu rütteln. Nach Maßgabe des Urtheils über menschliche Freiheit fällt natürlich auch die moralische Beurtheilung des Selbstmordes und der

Heilungsplan aus, der zur Beseitigung oder Verminderung dieses grassirenden Übels in Vorschlag kommt — wenn doch ein Läugner der Freiheit noch von moralischen Handlungen sprechen kann.

Da finden wir nun, das müssen wir gestehen, einen scharfen Gegensatz zwischen der platt materialistischen Beurtheilung seitens Morselli's und der idealeren von Masaryk: das Endresultat Beider ist aber dennoch gleich trostlos und unfruchtbar. Wasserlosen Wolken sind sie gleich, entwurzelten Bäumen; wie Wogen eines gepeitschten Meeres werfen sie nur Schaum auf, den Schaum ihrer prunkenden Scheinweisheit.

Morselli hat sich die Straße geebnet, um sich und die Menschheit in den Schlund der Theorie des Kampfes um's Dasein zu werfen und den Selbstmord als eine unvermeidliche, nothwendige Zugabe der Civilisation zu bezeichnen, ja als ein Zeichen der höhern, wünschenswerthen Stufe der Civilisation, welches nur dann zu verschwinden berechtigt ist, wenn „in der idealen Gesellschaft der Zukunft der Mensch die Natur sich ganz unterthan gemacht hat und seine Fähigkeiten die höchste Stufe der Vervollkommnung erreicht haben" (S. 132). Der Kampf um's Dasein nämlich — so werden wir belehrt —, bei dem die Natur die Ausscheidung der Schwachen, Ungeschickten, Ungestalteten bezweckt, um das Starke, das Kluge, das Gewandte auf die Nachkommen zu vererben, wird jetzt vorzugsweise mit dem Gehirn geführt; allein in der Hand des Ungeschickten wird diese Waffe schartig oder gebrochen, das verletzte Gehirn gebiert Irrsinn oder Selbstmord.

Freilich muß der Professor gestehen; die Zahl der Irren und der Selbstmörder sei doch relativ noch sehr klein im Vergleich zu all denen, welchen das irdische Glück nicht lächelt. Aber er weiß Rath. „Man darf nicht vergessen daß der größte Theil der Besiegten den entsprechenden Tribut nur in anderer Weise zahlt, nämlich durch frühzeitigen Tod, Armuth, Auswanderung, Verbrechen, Prostitution, physische Krankheit... Das letzte Resultat ist immer dasselbe; denn diese Individuen sind eben unfähig zur Concurrenz u. s. w." Trostloses Evangelium, ein wahrhaft satanischer Gegensatz zu den Worten dessen, der einst sprach: „Den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, sandte mich der Geist des Herrn, zu heilen, die gedrückten Herzens sind." — Aber es kommt noch besser. Durch Selbstmord zu unterliegen, ist die edlere Art zu unterliegen, die bevorzugte Weise, welche denen beschieden ist, die mit der nobeln Waffe des Gehirns gekämpft haben, und die sich vom Gefühl der Pflicht leiten lassen; Andere scheiden durch Verbrechen vom Kampf-

platz. Dem haben wir nur ein Pfui! zuzurufen. Schmach über ein Buch, welches die ärgste Frevelthat so zu glorificiren wagt!

Um jeden Schein von Übertreibung abzuwälzen, geben wir die eigenen Worte des Verfassers: „Besonders sind es die höher gebildeten Individuen, welche am Lebenskampf den lebhaftesten Antheil nehmen und die zugleich dem Selbstmord und Irrsinn am meisten ausgesetzt sind, weil sie mehr als die andern mit dem Gehirn den Kampf führen und es frühzeitig verbrauchen" (S. 324). „Wenn der Verbrecher seinen Wünschen keine andere Befriedigung verschaffen kann, so mordet oder beraubt er seinen Nebenmenschen — der Mensch aber, dem die Erziehung das Gefühl der Pflicht einflößte, wird, statt zu jener Vernichtung Anderer, zu der seiner eigenen Person sich entschließen ... So schließen sich zwar Selbstmord und Verbrechen, wie wir sahen, einander aus, aber doch haben diese beiden socialen Erscheinungen analoge Bedeutung — die Niederlage des Schwächern" (S. 300).

Wer so spricht, dem muß es, will er sich selber consequent bleiben, ein Herzenswunsch sein, die Zahl der Selbstmorde sich mehren zu sehen; nur aus Inconsequenz kann er Ernst machen mit einem Heilverfahren gegen den Selbstmord. Übrigens läuft die ganze Heilkunst des Dr. Morselli darauf hinaus, daß dafür gesorgt werde, weniger und geschicktere Individuen auf den Kampfplatz des menschlichen Daseins zu senden! Darüber ließe sich noch Manches sagen; aber wir enthalten uns des Commentars zu einem solchen Heilmittel. Vor Allem jedoch soll die Religion und Moral ungeschickt sein, dem Übel zu steuern. „Religion und Moral haben nie die Wurzel dieses Übels getroffen, weil sie dessen Entwickelung nicht kannten und daher die einzig wirksame Methode, die vorbeugende, nicht anwendeten."

Diesen abenteuerlichen, von Haß gegen Religion und Glauben dictirten Behauptungen gegenüber mag es nicht überflüssig sein, den Selbstmord in seiner moralischen und religiösen Beziehung noch etwas zu beleuchten, d. h. ihn als eine der größten Frevelthaten und ruchlosesten Handlungen nachzuweisen, welche, als freie, mit vollem Gebrauche der Vernunft gesetzte That, nur in einem religions- und gottlosen Herzen zur Reife gedeihen kann, und zu dessen Eindämmung die Religion erforderlich ist, aber auch ein ausreichendes Mittel bietet.

Was wir im Besondern behaupten und zu begründen in Angriff nehmen, ist dieß: 1. Es steht statistisch fest: überall, wo positiv christlicher Glaube herrscht, da kann die Selbstmordmanie nicht Platz greifen;

mit der Zunahme der religiösen Gleichgiltigkeit mehrt sich auch die Häufigkeit des Selbstmordes. 2. Es ist psychologisch und moralisch unmöglich, daß in einem Herzen, wo die Religion Wurzel geschlagen hat, irgend ein Motiv des Selbstmordes Herr werde und jene verbrecherische That zur Verwirklichung kommen lasse. 3. Der Selbstmord wird nicht nur von der christlichen Religion, sondern auch von der natürlich vernünftigen Erkenntniß so gebrandmarkt, daß es ein metaphysischer Widerspruch ist, bei einem mit vollem Vernunftgebrauch handelnden Selbstmörder noch von Religion zu sprechen. 4. Damit aber die Religion die bezeichnete Wirksamkeit als Schutzmittel gegen das verbrecherische Attentat des Selbstmordes ausübe, muß sie in überzeugungstreuem Festhalten und praktischer Annahme der Beziehungen des Menschen zu Gott bestehen, nicht in dem sogen. Gefühle, das schließlich nur in subjective Wahngebilde sich auflöst.

1. Einen interessanten Beleg für unsere erste Behauptung bietet die Tabelle XIX, welche Morselli S. 143 und 144 unter dem Titel „Protestantismus, Katholicismus und Selbstmordhäufigkeit" aufstellt. Er unterscheidet katholische, gemischte, vorwiegend katholische, vorwiegend protestantische und einfachhin protestantische Bezirke, und für die einzelnen Bezirke gibt er die Ziffer der Selbstmordsfrequenz auf eine Million Einwohner berechnet an. Daraus erhellt dann, daß mit Ausnahme Frankreichs die katholischen Bezirke die geringste, die protestantischen die stärkste Selbstmordziffer zeigten. Ist das zufällig, oder ist es nicht ein augenfälliger Beweis, daß ein Volk, bei dem katholischer Glaube herrscht, den giftigen Samen erstickt, aus dem der Selbstmord aufwuchert? Die katholischen Länder weisen auf: Spanien 17, Portugal 13, Irland (wiewohl gemischt) 14, Italien 32 (wiewohl laut Tabelle IV in einzelnen von der modernen Civilisation wenig angefressenen Provinzen die Zahl bedeutend niedriger ist, z. B. für Calabrien in dem einen oder andern Jahre nur etwas über drei oder vier auf eine Million Einwohner, in Basilicata in einem Jahre nur 2,2[1]), Corsica 28; wogegen für die protestantischen Länder die niedrigsten Ziffern für Friesland 55, für die Provinz Drenthe 63, für England 70, für Norwegen 75, die höch-

[1] Damit fällt auch der Werth jener Bemerkung, daß die statistischen Angaben, wie wir gerne zugeben, für Spanien, Portugal, England — einschließlich Irland — nicht so genau und zuverlässig seien, insofern nämlich dadurch die Bedeutung der unverhältnißmäßig geringen Selbstmordszahl in den katholischen Ländern abgeschwächt werden sollte: hier haben wir bei genauer Angabe eine noch viel tiefere Zahl.

sten über 300, wie für Hamburg, Sachsen-Altenburg, Königreich Sachsen lauten. Am merkwürdigsten ist der Vergleich unter den Schweizer Kantonen: Die „katholischen" Kantone haben die Ziffer 65, die gemischten vorwiegend katholischen 172, die vorwiegend protestantischen 239, die einfach protestantischen 279, doch in dem nur „vorwiegend protestantischen" Kanton Basel-Stadt stieg die Zahl (für das Jahr 1876) bis auf 446, in Neuenburg auf 486 (Morselli S. 69).

Zwar rivalisiren in Frankreich die Departements Seine, Seine und Marne, Seine und Oise mit den höchst bezifferten Ländern, ihre Selbstmordziffer ist 400, 383, 388. Doch trotz alledem nimmt Masaryk, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, keinen Anstand, zu sagen: „Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß unter den Protestanten der Selbstmord häufiger vorkommt, als unter den Katholiken" (S. 88). Wir dürfen aber kühn hinzufügen, ohne uns auf den Katholicismus als die einzig wahre Kirche und einzig wahre Religion zu berufen, daß der Protestantismus einen weitaus größern Procentsatz dem vollen Unglauben, dem Rationalismus und Atheismus zuführt, ja in seinem Schooße birgt, als die von ihrer Kirche abgefallenen oder mit ihr zerfallenen Katholiken betragen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß in den katholischen Ländern, in welchen sich eine bedeutende Selbstmordziffer aufweisen läßt, gerade ein Abfall von der Kirche, ein Zerfall mit ihrem Leben und ihren Lehren in erheblichem Maße sich vollzogen hat. Unverdächtiger Zeuge ist uns wieder Masaryk, welcher, wiederum nicht aus Freundlichkeit gegen den Katholicismus, aber in anzuerkennender Wahrheitsliebe, ziemlich getreu den Grund schildert (S. 181 u. ff.): „Diese Halbheit (durch den Indifferentismus vom vorigen Jahrhundert her inaugurirt) ist natürlich da am größten, wo die moderne Bildung die größten Fortschritte gemacht hat, in Frankreich, Österreich; wo die Wissenschaft (?) noch wenig Eingang fand, Italien, Spanien, Portugal, gibt es weniger Halbheit, darum auch weniger Selbstmord. . . . Die große Selbstmordneigung, welche Frankreich und besonders seine Hauptstädte aufweisen, entwickelte sich naturgemäß mit der religiösen Haltlosigkeit des französischen Volkes." Wir sind nun nicht geneigt, alle Urtheile Masaryks über die katholischen wie protestantischen Länder ganz zu den unsrigen zu machen; aber sie enthalten viel, sehr viel Wahres. „Deutschland," fährt der österreichische Professor fort, „das Vaterland Luthers, bietet ein trauriges Bild religiösen Lebens. Kaum hatte sich die Reformation halbwegs stabilisirt, begann die Aufklärung allgemein um sich zu greifen. Und zwar ist es

die Theologie (d. h. die protestantische) selbst, welche den Unglauben säet und das Christenthum untergräbt. . . . Dadurch aber, daß gerade die Theologen die positive Volksreligion wegrationalisirten, wurde der Unglaube auch im Volke weit verbreitet, so daß wir Strauß' Bekenntniß in der That für das Bekenntniß des protestantischen Deutschlands ansehen dürfen. . . . Besser als mit der protestantischen Majorität des deutschen Volkes, steht es mit der katholischen Minorität Deutschlands. . . . Mit seinem protestantischen Bruder verglichen, genießt der deutsche Katholik in bedeutend höherm Grade die Segnungen wahrer und inniger Religiösität." — „Dänemark ist gegenwärtig sehr irreligiös, der Klerus ohne Zucht und Sitte, die Verflachung und Versumpfung allgemein." — „Die Schweiz, nach England das gewerbfleißigste und industriellste Land Europa's, ist in hohem Grade irreligiös; in Genf, der Wiege des Calvinismus, ist die Religion nahezu unbekannt. . . . Die katholische Bevölkerung der Schweiz ist religiöser und entschieden kirchlicher, als die protestantische."

Wir fragen nochmal, sollte das Alles zufällig sein, daß in den von unverdächtigen Zeugen als irreligiös bezeichneten protestantischen Ländern die Selbstmorde in zehnfachem und noch höherm Grade mehr vorkommen, als in den religiös katholischen? Gibt das nicht dem oberflächlichsten Beobachter zu denken? Noch nachdenklicher muß er werden, wenn gerade in den katholischen Ländern, wo die sonstigen Verhältnisse entweder gleich, oder entschieden ungünstiger sind, wo sociale, ökonomische Zustände nach Maßgabe anderer Länder dem Selbstmorde Vorschub leisten sollten, dennoch die Zahl der wirklich vorkommenden Fälle so niedrig bleibt. Das größtentheils katholische Irland weist nur die Ziffer 14 auf gegenüber der enormen Zahl 311 für Königreich Sachsen. Und wo sind die ökonomischen Verhältnisse der größten Zahl der Bewohner wohl so drückend, so erbärmlich, wie in Irland? Nachweislich kommt doch eben ein großer Procentsatz der Selbstmorde auf Rechnung der kummervollen, für die Lebensbedürfnisse nicht ausreichenden Verhältnisse. Aber dem Irländer ist eben der katholische Glaube in's Blut übergegangen, und selbst wenn er den ärgsten Ausschreitungen der Leidenschaft verfallen ist, glimmt unter dem Schutte der religiöse Funke noch im Herzen, den er durch Selbstmord auszulöschen sich nicht anschicken mag. Würde man die so wenig vorkommenden Fälle auf die Confessionsangehörigkeit prüfen: ich bin überzeugt, das Urtheil über den katholischen Irländer würde noch günstiger ausfallen. Auch Morselli konnte sich

der Betrachtung nicht verschließen: „Bemerkenswerth ist hier unter Anderm, daß Irland trotz seiner traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse eine kleine Selbstmordziffer hat"; aber man staune über die gelehrte Erklärung: „indessen ist dabei zu bedenken, daß das Klima von Irland durch den Golfstrom sehr günstig modificirt wird." Da hat sich doch Masaryk ein weit vernünftigeres Urtheil gebildet (S. 17 u. 19): „Die . . . Thatsachen über die Einwirkung der Naturkräfte auf die Entstehung der Selbstmordneigung zeigen uns ganz deutlich, daß diese Neigung aus dem Einflusse der Natur nicht abgeleitet werden kann"; er führt ehrlich S. 214 die geringe Zahl der Selbstmorde auf den kirchlichen und religiösen Sinn der Irländer zurück.

Nach derselben Richtung hin ist es beachtungswerth, wie in den gleichen Provinzen, also unter durchschnittlich allseitig gleichen Verhältnissen, die Zahlen der als katholisch einregistrirten zu den Zahlen der als protestantisch genannten Selbstmörder sich verhalten: da zeigt sich nun nach Morselli's Tabelle XVIII durch ganz Deutschland hin eine enorme Überzahl zu Ungunsten des protestantischen Bekenntnisses. Auf die gleiche Einwohnerzahl katholischen und protestantischen Bekenntnisses berechnet, ist das Verhältniß der Selbstmörder katholischen Bekenntnisses zu denen protestantischen Bekenntnisses in Mittelfranken 59:134, in Oberfranken 75:146, in Schwaben 58:150, in Oberpfalz 30:90, in Oberbayern 56:237, in Niederbayern 28:148, in der Rheinprovinz 28:108, in Westfalen 24:80 u. s. w.

Gegen diese beachtenswerthen Thatsachen verschlägt es eigentlich wenig, wenn die Statistik auch aufdeckt, daß unter andern christlichen und selbst nicht christlichen Bekenntnissen die Selbstmorde ebenfalls sehr selten seien. Wir geben es sogar gerne zu, daß jeder, der noch von der Wahrheit überzeugt ist, daß ein gerechter Gott über den Menschen waltet und ihm nach dem Tode seinen Werken gemäß vergilt, nicht zum Selbstmorde greifen kann, ohne diese für ihn so entscheidende Wahrheit in den Wind zu schlagen. Darum mag immerhin selbst ein überzeugungstreuer Jude und Mohammedaner noch Beweggründe genug besitzen, um selbst in den traurigsten Lebenslagen das verzweiflungsvolle Mittel des Selbstmordes abzuweisen; um so mehr jene christlichen Secten, von denen noch die große Masse in einem nicht schwer schuldbaren Irrthume sich befinden mag und gläubig die Grundwahrheiten des Christenthums festhält. Daher erklärt sich sehr wohl die Erscheinung, daß unter den Juden, unter den Bekennern der griechischen Kirche u. s. w. ebenfalls

eine bedeutend geringere Selbstmordziffer sich nachweisen läßt, als unter den Protestanten, ja selbst, als in manchen katholischen Bezirken, wo in anderer Beziehung ungünstigere Verhältnisse stattfinden.

Allein es ist dennoch statistisch nachweisbar, daß unter den gleichen Verhältnissen, unter den gleich verlockenden Einflüssen einer glaubenslosen Lebensweisheit die Angehörigen keiner Religionssecte gegen diese Lockungen und damit auch gegen die Selbstmordszunahme so widerstandsfähig sind, wie die Katholiken. Wiewohl nämlich Masaryk S. 88 für Europa die Verhältnißzahl zwischen Katholiken und Griechen im Durchschnitt auf 58:40 angibt, so gesteht er doch S. 174, daß im Contact mit der Wiener Corruption in Wien selber vom Jahre 1869—1878 „die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche die höchste Selbstmordfrequenz aufgewiesen" haben. Ebenso ist es, nach Ausweis der schon oben berührten Tabelle XVIII von Morselli, Thatsache, daß in den deutschen Länderbezirken mit seltenen Ausnahmen die Juden, wenn auch eine niedrigere Ziffer als die Protestanten, doch eine höhere, manchmal eine unverhältnißmäßig höhere Zahl als die Katholiken haben, z. B. 114:75, 109:58, 123:56, 100:53 u. s. w. Und was die Anhänger des griechischen Schismas angeht, so sind nach Geständniß der Statistiker die Daten viel zu ungenau, als daß sich die wahre Ziffer, speciell für Rußland, berechnen lasse. Masaryk bemerkt (S. 221): „Ich habe keine officiellen Daten über die Selbstmordfrequenz in Rußland auftreiben können; doch können wir mit Bestimmtheit deduciren, daß unter den ‚Nihilisten' viele Selbstmorde vorkommen müssen. Die Zeitungen bringen darüber häufig Notizen. Das wenige Inductionsmaterial ... läßt 30 auf eine Million Einwohner entfallen. Kolb (aber) gibt für sechs Gouvernements 1113 Fälle an; das würde 110 auf eine Million ausmachen."

Der Zusammenhang zwischen Selbstmord und Irreligiösität ist hoffentlich durch Zahlen bewiesen. Die Art und Weise dieses Zusammenhanges erklärt Morselli freilich in frivoler Weise dahin, daß der Einfluß als ein materiell physiologischer aufzufassen sei. „Die religiöse Erziehung nämlich, unterstützt von der erblichen Fortpflanzung gewisser Geisteseigenschaften, ist eine physiologische Übung des Gehirns" (S. 132). Nun, solche Albernheiten wollen wir dem Herrn Professor schenken. Wie er's aber noch wagen kann, von Geisteseigenschaften, von Geist zu sprechen, da ihm doch Alles nur Stoff und Materie ist, dürfte unersichtlich sein. Der Schluß jedoch, welcher aus der so frivol aufgestellten Einflußweise der Religion zu ziehen wäre, müßte wohl ein ganz anderer

sein, als daß Religiösität stauend gegen den anschwellenden Strom der Selbstmordfrequenz wirke. Nach Morselli ist es ja gerade das häufigere Inanspruchnehmen des Gehirns, welches den Irrsinn oder den Selbstmord befördert: wenn nun die Religion insofern und in nichts weiter wirkt, als daß sie das Gehirn in Function setzt, so müßten die Individuen am gesichertsten gegen den Selbstmord sein, welche zu ihren sonstigen Beschäftigungen mit der weiteren Mühe der Religion und ihrer Übungen sich nicht belasteten.

Fast auffallender noch ist die Anwaltschaft, die der Artikelschreiber in „Unsere Zeit" auch in religiöser Hinsicht unserem modern civilisirten Zeitalter angedeihen läßt, und die ihn veranlaßt — zweifelsohne mit Bezugnahme auf Masaryks Geständnisse —, diejenigen anzuklagen, welche die Irreligiösität des heutigen Geschlechtes für die socialen Übelstände und den häufigen Selbstmord verantwortlich machen. „So lange man aber nicht beweist," heißt es da S. 683, „daß ein religiöser Mensch keinen Selbstmord begeht — es gibt sogar Religionen, welche zu Weltflucht und Selbstmord ermuntern — und daß die Mehrzahl der Selbstmörder irreligiöse, beziehungsweise Menschen seien, die aus Kreisen hervorgehen, welche von der Irreligiösität inficirt sind, ist jener Zusammenhang eben nur eine sentimentale Behauptung."

Nun, daß die Selbstmörder größtentheils aus Kreisen hervorgehen, welche von der Irreligiösität inficirt sind, ist doch hoffentlich statistisch erbracht, und wir können hierfür auf das oben Gesagte verweisen. Die Behauptung aber, daß es sogar Religionen gebe, „welche zu Weltflucht und Selbstmord ermuntern", zeugt nicht zu Gunsten wissenschaftlichen Ernstes des Schreibers dieser Behauptung. Weltflucht und Selbstmord so zusammenwerfen, erinnert mich an die triviale Frage, ob sich Tische und Äpfel unter der Rubrik „Obst" zusammenfassen lassen. Ob der Schreiber bei jenem Worte an die katholische Religion gedacht hat, weiß ich nicht: wenn aber Jemand diese als Aufmunterin zum Selbstmord hinstellen wollte, insofern sie die Erhaltung des Lebens nicht als das höchste Gut rühmt, ja das Opfer desselben größerer Güter wegen zuweilen zur Pflicht macht, dann muß er in noch weit höherem Grade jede Staatsgewalt zum Patron des Selbstmordes machen, da ja im Kriege nicht selten von ihr das Opfer des Lebens beansprucht wird. Sollte jedoch obiger Ausdruck auf die abergläubischen Observanzen der heidnischen Götzendiener bezogen werden, so möchten wir im Namen und bei der Ehre der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Verstandes bitten,

solche Fratzen von Religion nicht mit dem achtbaren Namen Religion zu benennen. Einen Keim der Religionsbedürftigkeit und der religiösen Anlage des menschlichen Herzens mögen sie immerhin aufdecken, insofern sie den Drang offenbaren, mit welchem der Mensch sich einem höhern unsichtbaren Wesen unterzuordnen bestrebt ist.

2. Es erübrigt noch, dem gelehrten Verfasser nachzuweisen, daß ein religiöser Mensch, natürlich beim vollen Bewußtsein und Vernunftgebrauch, keinen Selbstmord begeht. Wenn es dem Gegner gefällt, so versteige ich mich sogar zu der Behauptung, daß ein religiöser Mensch, so lange er religiös bleibt, keinen Selbstmord begehen kann. Natürlich kommen hier nicht jene Fälle in Frage, wo religiöse Überspanntheit Jemanden zum Narren gemacht, und derselbe in diesem Zustande Hand an sich legt. Selbstmorde von Narren lassen wir außer Berechnung; für die macht Keiner die Irreligiösität, wenigstens nicht direct, verantwortlich. Daß sie indirect an manchen schuld sei, möchte sich nicht unschwer daraus ergeben, weil eine große Anzahl der Geistesstörungen durch moralische Ausschreitungen hervorgerufen wird, welche religiöse Gesinnung würde unterdrückt haben, während Geistesstörungen in Folge überspannter Auffassung wahrhaft religiöser Wahrheiten und Übungen relativ selten sind. Doch davon wollen wir ganz Umgang nehmen. Ein religiöser Mensch begeht keinen Selbstmord und kann keinen begehen. Die Religion tritt solchem Entschluß negativ und positiv entgegen; sie paralysirt die Motive, welche etwa zum Selbstmorde reizen möchten, und sie bietet den entscheidendsten Grund, der vom Selbstmorde positiv zurückschreckt.

Wie im vorigen Artikel hinlänglich dargethan ist, kann bei überlegtem Selbstmorde die letzte Entscheidung nicht durch physische Einflüsse, sondern nur durch den freien Willen herbeigeführt werden, welcher auf die Sollicitationen physischer oder moralischer Einflüsse, die er abweisen müßte, eingeht. Der freie Wille wird um so eher jenen Einflüssen Widerstand leisten, je mächtigere und wirksamere Gegengründe er zur Hand hat, oder je mehr jene sollicitirenden Motive entkräftet werden. Das leistet die Religion, insofern wir die Religion als den Inbegriff der Wahrheiten nehmen, welche den Menschen mit Gott verknüpfen, sein Verhältniß und das aller menschlichen Dinge zu Gott darlegen. Wer diese Wahrheiten erfaßt hat, auf den können die wie immer auftauchenden Motive des Selbstmordes jenen vernichtenden Eindruck nicht machen. Auf was laufen denn all jene Motive hinaus? Sind es nicht getäuschte Hoff-

nungen, Lebensüberdruß, ökonomischer Ruin, Furcht vor Strafe, physische Leiden, und wie sie alle heißen mögen? Die Leiden dieser Zeitlichkeit, die irdischen Übel sieht man als ein so hochgradiges Übel an, daß sie das Gut dieses irdischen Lebens und Alles, was von der Bewahrung des Lebens abhängt, als leichtwerthiger in der Wage hinaufschnellen. Allein die Religion deckt ganz andere Gesichtspunkte auf. Sie weist den Menschen hin auf das Leben jenseits des Grabes: das Leben hienieden mit seinen Gütern und seinen Leiden ist nur eine Vorstufe und Vorbereitung für das Jenseits; durch einen ewigen Lohn oder eine ewige Strafe wird das wieder ausgeglichen, was hier auf Erden eine Störung der Ordnung zu sein schien; Tugendübung — und dazu gehört vor Allem die geduldige Ertragung der uns aufstoßenden Leiden — soll uns den Weg bahnen zur unermeßlichen Seligkeit, Sünde aber und Verletzung des göttlichen Willens führt aus den Übeln dieser Zeitlichkeit unendlichem Übel entgegen. Und öffnet Jemand erst recht der christlichen Wahrheit sein Auge, dann sieht er in den Mißgeschicken dieses Lebens gar einen besonderen Vorzug der göttlichen allwaltenden Liebe und Vorsorge, er sieht in ihnen die Gelegenheit, seinen Heiland, den Gottmenschen, der für uns freiwillig Armuth, Drangsal und Leiden auf sich nahm, in sich wiederzuspiegeln und sich eine besondere Anwartschaft zu erwerben auf die größere Seligkeit, welche der Herr denen verheißen hat, die für ihn Armuth, Drangsal, Verfolgung dieser Welt ertragen. Selbst diejenigen Übel, die selbstverschuldet sind, und die den Menschen am leichtesten moralisch muthlos machen und zur Verzweiflung hindrängen möchten, das Bewußtsein der eigenen Schuld, die daraus erwachsene Schande, werden im Lichte der wahren Religion, des christlichen Glaubens, erträglich gemacht und geadelt. Der Glaube lehrt die so tröstliche Wahrheit, daß Gott auf wahre Buße hin dem Gefallenen verzeihe, und daß die in Folge der begangenen Sünde eintretenden Übel, selbst wenn sie den Sünder in den Augen der Menschen vernichten sollten, ihn in den Augen Gottes durch bußfertiges Ertragen zur Höhe eines Heiligen hinaufheben können. Damit hören all diese Übel auf, Übel im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, sie verlieren ihren Stachel, sie können bei vernünftiger Erwägung nicht mehr so schwer wiegen, daß man ihnen das kostbarste Gut, worüber der Mensch verfügt, das irdische Leben nachwürfe, und zwar mit der sichern Erwartung, statt der zeitlichen Übel ewige Qualen zu finden.

Denn das zeigt ferner die Religion, vor Allem der christliche

Glaube, aber auch wenigstens in verhängnißvollem Ahnen die natürliche Vernunft, daß der Selbstmord als ein unbefugtes, naturwidriges Eingreifen in das ausschließlich göttliche Recht die göttliche Strafgerechtigkeit zu einem ewigen Verwerfen des Missethäters provocirt, und daß der Selbstmord wie keine andere Frevelthat es ist, der ein Abwenden des göttlichen Strafurtheils unmöglich macht. Wie sollte es bei dieser Überzeugung möglich sein, wie sollte es also bei einem religiös gesinnten Menschen möglich sein, sich zum Selbstmord zu entschließen? Eine hl. Magdalena von Pazzis konnte sagen, sie sterbe, ohne je begriffen zu haben, wie ein Christ, der an Gott und die ewigen Höllenstrafen glaube, jemals sich zu irgend einer Todsünde entschließen könnte. Dieser Ausspruch ist freilich begreiflicher, als der Entschluß zu einer schweren Sünde; doch weit unbegreiflicher ist der Entschluß zur Sünde des Selbstmordes. Was manchen Christen verleitet, den Versuchungen zu andern Sünden nicht wirksam zu widerstehen, ist die Hoffnung, es werde sich Verzeihung der begangenen Sünde erwirken lassen; würde er sich sagen müssen, daß er sofort unwiderruflich der Hölle verfiele, dann möchte er sich wohl ernster bedenken. Nun, der Selbstmörder schneidet sich diese Hoffnung gerade ab. Ist denn aber begreiflich, daß Jemand mit der Überzeugung, sich selbst augenblicklich der ewigen Verdammung zu überliefern, nach eigener Wahl aus diesem Leben scheidet? Ebenso unbegreiflich ist's, wie sich religiöser Sinn, d. h. noch ein Funke religiösen Sinnes, mit Selbstmord paaren kann.

Anders freilich wird derjenige handeln, welcher jene religiösen Überzeugungen nicht besitzt. Wer wähnt, mit diesem Leben sei Alles zu Ende, der Mensch sinke zur Erde gleich dem Thiere: dem wird freilich ein mit Dornen besäeter Lebensweg, ein Leben, welches mit Armuth, Mangel, schweren Leiden auf ihn drückt, ohne gegründete Aussicht, daß sich ihm je der Genuß oder die Ehre der Welt wieder erschließe, zu einem werthlosen Gegenstande werden, welchen er möglichst schmerzlos wegzuwerfen nicht ansteht. Es ließe sich eher fragen, weßhalb bei grassirendem Unglauben die Selbstmorde nicht noch mehr zunehmen. Doch auch darauf ist die Antwort unschwer zu geben. Abgesehen davon, daß der Mensch immerhin instinctmäßig vor der Vernichtung als vor einem grauenhaften Übel zurückbebt, ist es eben nur ein Wahn, den der Mensch sich einzureden sucht, mit diesem Leben sei Alles zu Ende; zur Überzeugung wird ihm das nicht. Jene Wahrheiten, welche wir oben als sonst zwingend abschreckende Motive bezeichneten, daß es einen

Gott gibt, der das Gute belohnt, aber auch das Böse furchtbar ewig im Jenseits straft, sind eben auf der Hand liegende Wahrheiten, die Gott als Mitgift allen Völkern und jeder Menschenseele so tief eingeprägt hat, daß es Gewalt kostet, den Zeugen derselben im Innersten der Seele zum Schweigen zu bringen. Ein leiser Zweifel, ein Gedanke an bloße Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit jener gewaltigen Wahrheiten, ist aber wohl geeignet, die Hand zurückzuziehen, welche schon ausgestreckt ist zur verhängnißvollen That.

Nur ein glaubens- und religionsloser Mensch, so muß jetzt die Folgerung lauten, kann zur verbrecherischen Vernichtung des eigenen Lebens greifen, und auch dieser nur unter gewaltsamem Niederkämpfen des Gewissens, dessen Stimme, wenn sie auch leise wird, immer noch Kraft genug hat, um ihn schuldbar zu machen und das göttliche Verdammungsurtheil zu bestätigen.

3. Dieß leuchtet um so mehr ein, wenn wir uns die Schwere der Sünde des Selbstmordes, wie ein ruhiges Überlegen dieselbe darstellt, kurz vor Augen führen. Einige Fälle, welche unter außergewöhnlichen Umständen eintreten, wollen wir gerne aus der Reihe der Handlungen streichen, deren Sündhaftigkeit ohne Nachdenken Jedem sofort in die Augen springt. Über deren Erlaubtheit kann daher leicht ein unverschuldeter Irrthum vorkommen. Als solcher dürfte vielleicht der Fall angesehen werden, in welchem ein Krieger den sichern Tod von der Hand der siegreichen Feinde voraussieht, und nun glaubt, sich selber einen ehrenvolleren Tod geben zu dürfen, zumal wenn damit noch Nachtheil für die feindliche Partei verbunden wäre. Solche und ähnliche Fälle, sind sie auch objectiv nicht zu rechtfertigen, dürfen doch nicht dem gemeinen Selbstmord und seiner Sündhaftigkeit gleichgesetzt werden.

Sonst ist die erste und radicalste Bosheit, welche im Selbstmord liegt, das frevelhafte Eingreifen in das göttliche Recht. Eine Sache vernichten, ist die eclatanteste Ausübung des Rechtes, welches auf dieselbe erhoben werden kann; wenn daher der Selbstmörder sich, wie er es thut, als *Menschen* vernichtet, so setzt er eine That, durch welche er bekundet, daß er die unbedingte Herrschaft, das höchste Recht über sich selbst beanspruche. Nun ist aber nichts, was mit dem Ausspruch der vernünftigen Natur und der geoffenbarten Wahrheit mehr streitet, als daß der Mensch sich zum unbedingten Herrn über sein eigenes Ich aufwerfe.

Wohl mißbraucht der Mensch bei jeder Sünde Gottes Gaben und die von Gottes Hand empfangenen Fähigkeiten, und somit begeht er bei jeder Sünde irgend welche Verletzung göttlichen Rechtes, aber nicht an einem Gegenstand, bei dem sich das Recht so auf Gott concentrirt und ein so ausschließlich göttliches ist. Seiner Art nach ist freilich das souveräne Anrecht, welches Gott auf alle Geschöpfe hat, ein unmittheilbares; jedoch irgend ein wahres Recht eignet doch dem Menschen bezüglich der irdischen Güter, der eigenen Handlungen und deren Producte. Es ist dieß ein Abbild des göttlichen Rechtes, welches der Mensch besitzt. Darum ist auch ein Rechtsübergriff und ein Mißbrauch jener Dinge nicht so eigentlich die Usurpation von etwas Göttlichem. Der Mensch kann über diese Dinge, die er sein eigen nennt, vollständig verfügen. Das Wie? und Zu welchen Zwecken? untersteht natürlich seiner Verantwortlichkeit Gott gegenüber; aber irgendwie verfügen, darüber schalten und walten, sind nicht Acte, welche an sich eine Anmaßung wären; es sind in sich legitime Rechtsacte an jenen Dingen, so daß selbst ein Act der Zerstörung unter Voraussetzung der nothwendigen Bedingungen erlaubt ist. Wie sieht es aber hinsichtlich des Menschen selbst aus, der als solcher durch den Selbstmord vernichtet wird, mag auch ein Theil desselben, die Seele, fortbestehen? Der Mensch kann weder für sich noch für einen anderen Menschen ein bloßes Mittel sein; er findet eben sein Ziel nur in Gott, nur zu ihm hat er seine Zweckbeziehung. Mag er auch seine Arbeiten und Mühen, seinen Erwerb und Besitz einem anderen Menschen oder der Gesellschaft schulden — das ist möglich; sich selbst schuldet er nur Gott. Der Rechtsanspruch auf die vernünftige Creatur ist mithin so sehr ein göttliches Reservatrecht, daß dessen Aneignung so recht kraß die Aneignung von etwas direct und ausschließlich Göttlichem ist. Und niemals tritt diese Anmaßung greller hervor, als beim Eingriff in's eigene Leben, wodurch der Mensch sich als Menschen vernichtet. Thatsächlich sich selbst so zum vollendeten, unumschränkten Herrn des eigenen Ichs machen, widerstreitet der Idee des Menschen mehr noch, als unbedingter Herr eines Andern sein; sich selber durch die That für so unabhängig erklären, sich selber sein Ziel und Zweck sein wollen, heißt den Titel beanspruchen, den Gott allein in sich trägt.

In diesem Acte höchster Anmaßung, welchen der Mensch bei der Selbstvernichtung setzt, liegt nun eine ganze Reihe von Umwälzungen der sittlichen Ordnung, so daß durch Obiges wohl der Keim, nicht aber die ganze Entfaltung der Bosheit erklärt ist, welche der Selbstmord birgt.

Der Mensch hat als Mensch sein Dasein und Leben von der Schöpferhand Gottes empfangen und empfängt es durch die Erhaltung jeden Augenblick von Neuem zu dem Zwecke, hier Gott zu dienen und sich für das jenseitige ewige Leben zu bereiten — in welchen Verhältnissen und in welcher Lage, darüber hat nicht seine Willkür, sondern Gottes Weisheit und Vorsehung zu befinden, sowie es auch Gott und dessen Vorsehung anheimgestellt blieb, in diesen und jenen Verhältnissen jedem Einzelnen das Leben zu spenden. Der Selbstmörder nun entzieht sich dem ersten Grundgesetz jeglicher Creatur, speciell der vernünftigen; er kündigt Gott den Dienst auf und wirft ihm die so kostbare Gabe und die Grundbedingung aller übrigen Güter vor die Füße.

Der Mensch ist durch Gottes Vorsehung in die verschieden gestalteten gesellschaftlichen Verhältnisse gesetzt, hat hier auf Erden, so lange er durch Gottes Willen auf dieser Welt getragen wird, so vielseitige Pflichten zu erfüllen, als es Bande gibt, welche ihn an die Mitwelt fesseln. Diese Bande zerreißt der Selbstmörder eigenmächtig und höhnt der Pflichten, die ihm obliegen.

Der Mensch kann nur, so lange er Erdenpilger ist, wirksam für die Erreichung seines ewigen Zieles arbeiten, sich Gottes Freundschaft sichern oder wiedererwerben, ohne welche ihn dereinst ein ewig unglückseliges Loos erwartet. Der Selbstmörder vernichtet diese Möglichkeit, er beraubt sich durch jenen frevelhaften Eingriff in sein Gott gehöriges Leben der göttlichen Freundschaft unwiederbringlich, und begeht so das schrecklichste Attentat, welches Jemand gegen sich selber zu begehen im Stande ist.

Wie hohl und aberwitzig klingen daher die Behauptungen Morselli's, wenn er Selbstmord und Verbrechen in Gegensatz setzt: „so schließen sich zwar Selbstmord und Verbrechen einander aus" (S. 330), während er doch selbst S. 271 denselben eine „an sich verbrecherische und krankhafte Handlung" nannte; wenn er (ebendas. S. 330) den Selbstmord „dem Gefühl der Pflicht" entspringen läßt und doch (S. 271) behauptet, er sei „wesentlich Ausfluß des Egoismus". Kläglich und bedauernswerth, daß auch Masaryk im Allgemeinen zwar unsittliche Motive als Ursache des Selbstmordes anerkennt, aber dennoch edlen Beweggründen die Thüre offen läßt: „Die Motive des Selbstmordes sind, wie ersichtlich, überwiegend unsittlich; die edleren und besseren Beweggründe verschwinden fast im Vergleiche mit den unedleren, schlechten" (S. 75). Als ob noch von edlen, sittlichen Beweggründen die Rede sein

könnte bei einer That, der die vernünftige Natur den Stempel des ärgsten Verbrechens unauslöschlich aufprägt!

Gerne gebe ich zu, daß es noch ihrer Art nach schwerere Sünden gibt, als der Selbstmord ist; Gotteslästerung, Unglaube, Gottesläugnung gehören ohne Zweifel zu noch schlimmeren Gattungen von Verbrechen, deren ein Mensch fähig ist, wiewohl auch diese nicht so radical und unwiederbringlich den Menschen selbst in's Verderben stürzen: allein den Selbstmord als humaner und schuldloser darstellen, als Raub und Diebstahl und Eingriff in das Leben Anderer, heißt die Begriffe der gesunden Vernunft auf den Kopf stellen, und vollends den treibenden Motiven, dem vorausgehenden ethischen Zustande des Selbstmörders eine höhere sittliche Stufe vindiciren, widerspricht den Principien der sittlichen Weltordnung. Andere auch noch so schwere Verbrechen können in leidenschaftlicher Erregung zu Stande kommen, wenn sich der religiöse Blick verdunkelt; der Selbstmord im Stande der Zurechnungsfähigkeit nur, wenn jede religiöse Überzeugung abgeworfen oder ihre Mahnung wahnwitzig niedergekämpft ist.

4. Freilich dürfen wir, wenn wir selbst dem letzten Funken von wahrer Religiösität die sichere Macht zuschreiben, den Selbstmord zu hemmen und die Versuchung dazu niederzutreten, die Religion nicht auffassen als ein sentimentales Wesen, als Meinungen ohne unerschütterlich feste objective Grundlage, sondern als die zweifelloseste Überzeugung von objectiven Wahrheiten, welche geeignet sind, den Willen zu leiten und zu festigen.

Von keinem Statistiker wird es angezweifelt, daß der Katholicismus der Selbstmordneigung sehr ungünstig ist; wir stehen nicht an, zu sagen: keine Religion ist im Stande, den Selbstmord zu bannen, d. h. einen Menschen, der dazu versucht wird, vom Entschluß und der Ausführung wirksam abzuhalten, wenn nicht insofern, als sie noch ein Stück der katholischen Religion in sich trägt. Insofern sie abweichen von ihr, tragen sie den Keim des Unglaubens, der Zweifelsucht in sich, bilden ein Präludium des Rationalismus, Pantheismus, Deismus: beredter Zeuge dessen ist die Zerfahrenheit des Protestantismus, in welchem der platteste Unglaube auf Grund des protestantischen Princips des Subjectivismus die horrendesten Fortschritte gemacht hat. Wer aber irreligiösen Systemen huldigt, wird dem Selbstmord entgegengetrieben, wenn ihm die Lebenslage durch Unfälle hart und peinlich gemacht wird. Wie könnte es anders sein? Wer die katholische Lehre, die sich mit vollster Glaub-

würdigkeit als die gottverbürgte unabänderliche Wahrheit dem ernstlich Forschenden kundgibt, bewußt abweist, begeht einen Act der frechsten Empörung gegen Gott, läugnet dessen Weisheit und Wahrhaftigkeit, stellt sein schwaches Vernunftlicht höher als das unendliche Licht ewiger Wahrheit — kein Wunder, daß er gar bald sein Herz und Auge ganz verfinstert hat und zur Strafe seines Stolzes dem schlimmsten Aberwitz menschlicher Thorheit von Gott überantwortet wird. „Während sie sich für Weise ausgaben, sind sie zu Thoren geworden."

Wir müssen nun gestehen, daß Dr. Masaryk, der wohl als Generalheilmittel gegen die massenhafte Selbstmordsneigung das religiöse Durchdrungensein anpreist, sich dennoch in mißlicher Lage befindet, wenn man seinen Religionsbegriff analysirt. Allerdings bringt auch Dr. Masaryk schöne Sentenzen über Christus und Christenthum vor; man möchte bei ihrer Lesung rufen: Wie wahr! wie herrlich! Aber von dieser Bewunderung kommt man gar bald zurück, wenn man ihn von der „neuen Religion" sprechen hört, die „den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit" Rechnung trage. Geht er doch so weit, daß er Christus, den Gottmenschen, Anstoß geben läßt zu einem Religionsproceß in der Menschheit, der „durch abwechselnde Perioden von Glauben und Unglauben" schließlich zu einer Einheit möglicherweise durchdringe. Dieß ist in Wahrheit eine Lästerung wider den göttlichen Stifter, dessen Religion, wenn göttliche Wahrheit, auch der fortgeschrittensten Vernunft entspricht und alle Processe gleich reinem Golde überdauert. Dieß ist eine Medicin gegen den Selbstmord, die im Giftkessel religiöser Skepsis gebraut ist; daß letztere aber zur vollendeten Skepsis, zur Zersetzung aller menschlichen Verhältnisse, zum Lebensüberdruß und zur Verzweiflung führt, sollte Dr. Masaryk aus seinen eigenen Ausführungen gelernt haben.

Will man Christus — und er hat seine Gottheit vor aller Welt documentirt —, dann nehme man den ganzen Christus; dann nehme man Christus mit all seinen Lehren und Geboten, mit seiner weltumspannenden Heilsanstalt und seinen Heilsmitteln: den belebenden Segen, den er über die todkranke Heidenwelt ausgoß, kann er auch in unserer modern-heidnischen Welt von Neuem wirksam machen.

A. Lehmkuhl S. J.

Die Mechanik des Erdballs.

(Fortsetzung.)

X.

Wenn ich die Aufmerksamkeit des Lesers beständig für ernste, vielleicht gar ermüdende Betrachtungen in Anspruch nehme, so bitte ich ihn, Nachsicht mit mir üben zu wollen. Er weiß ja, daß ich keine Naturschilderungen, sondern eine Theorie zu schreiben gesonnen bin.

Die Naturschilderung hält sich vorzugsweise an das Äußere der Erscheinungen, indem sie dieselben, soweit sie in die Sinne fallen, klar darzustellen und auch in anmuthiger Weise miteinander und mit ihren Gründen zu verknüpfen trachtet; doch meidet sie es, dieß innere Band zu stark hervorzukehren und auf die Ursachen der Erscheinungen sorgfältiger einzugehen; ja oft muß sie rein um des Äußerlichen willen bei näheren Umständen verweilen, die theoretisch ohne Belang sind. Wer sie liest, setzt stillschweigend voraus, daß die angeführten Thatsachen das Wichtigste seien und keines anderen Beweises als des der Auctorität bedürfen: der Schreibende hat Alles mit eigenen Augen gesehen oder gibt die glaubwürdigen Beobachtungen seiner Fachgenossen möglichst wahrheitsgetreu wieder.

Nicht so die Theorie. Sie bringt vor Allem in das Innere der Erscheinungen und sucht geradezu die Kräfte auf, welche, unserem leiblichen Auge verborgen, darin wirken. Soll sie daher kein bloßes Phantasiegemälde von Dingen sein, die Niemand mit seinen Sinnen unmittelbar erfaßt, so muß sie die Zustimmung des Lesers durch eine klare Beweisführung erringen und darum die Thätigkeit des Verstandes, die trockene Logik vorwalten lassen, denen zulieb sie sogar die Schilderungen oft ihres herrlichsten Schmuckes zu berauben hat, damit derselbe in den Gang des Beweises nicht störend eingreife. Auch die Beobachtungen, welche ihre Erfahrungsgrundlage ausmachen, bringt sie nur in der Form eines kurzgefaßten Resultates und häufig an einer Stelle, wo man sie am wenigsten erwartet. Über all das verliert die Theorie den Vorzug der Schilderung, hauptsächlich die Einbildungskraft zu beschäftigen. Sie fordert ein angestrengtes Denken, ein wahres Studium, ein ernstes Eindringen bis in das innerste Wesen der Dinge, und braucht

dazu nicht bloß eine gewisse Schärfe und Ausdauer des Verstandes, sondern auch ein kräftiges Vorstellungsvermögen höherer Ordnung, ohne welches der denkende Geist gar bald ermüdet. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Theorie sich einer minderen Beliebtheit als die Naturschilderung erfreut; aber der kundige Leser weiß, daß ihr Erfassen mit Arbeit verbunden ist, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß sie die einfache Naturschilderung ungefähr so an Werth übertrifft, wie das innere Verständniß einer kunstvollen Maschine den rein materiellen Genuß ihres Anblicks; ersteres kann nur der Maschinen-Ingenieur, letzteren jeder Mensch haben.

Wenn die Theorie außerdem *populär*, d. h. einem größeren Leserkreis zugänglich sein soll, dann muß sie noch in ihre Auseinandersetzung viele Dinge aufnehmen, die wohl für die Fachmänner einer *bestimmten* Wissenschaft, aber nicht für die jeder andern, und am wenigsten für Jedermann überflüssig sind. Störende Unterbrechungen treten hierdurch ein, in welchem Fall wir uns augenblicklich befinden. Wir haben uns vorgenommen, die Theorie der *Sonnendynamik* im Einzelnen durchzuführen, und schon vor der Behandlung ihres ersten Theils, der *Periodicität der Sonnenflecken*, offenbart sich die Unzulänglichkeit unserer Mittel. Ich halte nämlich das periodische Schwanken der inneren Sonnenthätigkeit, welches sich in einem langsamen Zu- und Abnehmen der Sonnenflecken im Lauf von Jahren kundgibt, wesentlich für das, was in einem viel kleineren Maßstabe unsere irdische Atmosphäre beobachten läßt, so oft sie irgendwo vermittelst einer *Windstille* ihre Kräfte sammelt und darauf in einem *Wirbelsturm* thätig wird. Dieß Verhältniß der Windstillen zu den steigenden Luftströmen hätten wir demnach jetzt sorgfältiger zu studiren.

Was ist *die Windstille vor dem Gewittersturm*? Zunächst sind dabei, wie der Name sagt, die Winde still, d. h. die weitverbreiteten horizontalen Luftströmungen hören auf oder schleichen mit ungewöhnlicher Langsamkeit über die Erdfläche hin. Das Wetter bleibt anhaltend schön, die Sonnenstrahlen kommen zur vollsten Wirkung, und weil die über dem Boden entwickelte Luftwärme nicht mehr von den Winden fortgeschafft wird, so steigert sie sich bis zu unerträglicher Hitze. Das Schiff auf dem Ocean rückt während Tagen und Wochen kaum merkbar voran, seine Segel hängen schlaff an den Raaen und flattern, ohne eine Zugkraft auszuüben, nur bisweilen und in *unbestimmter* Richtung hin und her. Dieser letzte Umstand macht klar, daß die Luft nicht jeder

Bewegung entbehrt. In der That, sie bewegt sich partienweise auf und nieder, indem sie eine zahllose Menge steigender Ströme von geringer Ausdehnung in die Höhe sendet, und die schwachen Zuflüsse, welche die kleinen steigenden Ströme erhalten, sind eben die sanften unstätigen Windstöße, die nach gemessenen Pausen aus allen denkbaren Himmelsrichtungen kommen.

Welches sind die *Ursachen* der Windstillen? Von ihnen war zum Theil schon die Rede. Trotz der großen Beweglichkeit, welche der Luft innewohnt, ist diese viel *träger* und zum Übergang aus der Ruhe in die steigende Bewegung viel weniger geneigt, als es scheint. Selbst über den glühenden Sandflächen der Sahara vermag sie stundenlang unbeweglich stillzuliegen, obschon die wunderbaren Luftspiegelungen, zu welchen sie Anlaß gibt, hinreichend beweisen, daß ihre tieferen Schichten in völlig verkehrter Ordnung, die leichteren unten, die schweren oben, liegen. Auch wurde bereits erwähnt, daß *die Neigung der höheren und kühlen Luftschichten zum Sinken* das Steigen der tieferen und warmen zu hindern sucht. Dazu kommt als ein wichtiger Umstand der *Wärmeverlust*, welchen die sich hebenden Luftmassen bei ihrem Zusammenwirbeln mit andern erleiden, in die sie hineingerathen, und endlich die *Reibung*, welche sie immer und überall treffen, wenn sie sich verschieben, und die gerade beim Übergang aus dem ruhenden Zustand in die Bewegung am größten ist.

Man sieht, daß von den zahllosen kleinen Luftströmen, die während der Windstille aufwärtsziehen, jeder einzelne nur bis zu einer geringen Höhe gelangt. Denn hat er mit Mühe vom Boden sich losgerissen und scheinbar einen kräftigen Anlauf genommen, so schwindet ihm schon seine Triebkraft: Wärmeverlust und Reibung halten ihn auf, und weil er nur wenig Masse besitzt, so zerstreut er dieselbe schnell in die kühlere Umgebung, mit welcher er im Fortrollen sich mischt, und bald ist er als steigender Strom gar nicht mehr vorhanden. Die Wärme, welche er mit heraufnahm, findet sich in einem größeren Raum ausgebreitet und hat darum in der zweiten Luftschichte bereits einen guten Theil ihrer Kraft eingebüßt. Mühsamer noch kommt sie auf diesem Wege der Strömung aus der zweiten Luftschichte in die dritte, und aus der dritten in die vierte, so daß es einer langen Windstille bedarf, wenn sie in ansehnlicher Menge sehr hoch steigen soll.

Mit viel größerer Geschwindigkeit, als die Wärme so emporzieht, häufen unterdessen die Sonnenstrahlen frische Wärme auf dem Erdboden

an. Klar ist somit, daß in den tieferen Luftschichten eine Wärmestauung eintreten muß, die mit der Nähe des Erdbodens rasch zunimmt.

Diese Wärmestauung wird durch die Zusammendrückbarkeit der Luft wesentlich vermehrt. Je tiefer die einzelnen Schichten in unserer Atmosphäre liegen, desto mehr Druck erleiden sie von oben her unter der Last aller höheren Schichten, und um so dichter und schwerer sind sie in Folge der Pressung. Ihr größeres Gewicht läßt in ihnen die Neigung zum Emporsteigen lange Zeit gar nicht aufkommen, obschon sie von unten beständig mehr Wärme empfangen und deren ausdehnende Wirkung allmählich erfahren. Am Ende jedoch wird die letztere so weit gediehen sein, daß die Massen der tieferen Schichte in die der nächsthöheren einzubrechen beginnen. Dieß thun sie aber an vielen verschiedenen Stellen, wo sie gerade am wärmsten sind, indem sich das Spiel der kleinen steigenden Ströme entwickelt, von welchen wir soeben gesprochen.

Auch ist die Wärmemenge, die während der Windstillen in den unteren Luftschichten sich anhäuft, durchschnittlich viel größer, als das Gefühl oder die Beobachtung am Thermometer uns sagt. Ungeheure Mengen nämlich von Wasserdünsten bilden sich unter der Einwirkung der Sonne überall, wo auf der Erdfläche Wasser oder Feuchtigkeit angetroffen wird: auf dem Meere, den Seen und Flüssen, auf den Wiesen und in den Wäldern, ja selbst auf scheinbar trockenem Ackerland und dürrer Haide, wo die natürliche Feuchtigkeit des Bodens, das Ergebniß vorausgegangenen Regenwetters, beständig aus der Tiefe heraufzieht. Wenn aber das Wasser in Dunst oder Dampf sich umwandelt, macht es viel Wärme latent oder unfühlbar, welche es der nächsten Umgebung, also der Erdoberfläche selbst und der unmittelbar daraufliegenden Luftschichte, entnimmt. Diese wie alle höheren Luftschichten zeigen demnach weniger fühlbare oder freie Wärme, als man nach der Dauer der Sonnenbestrahlung des Bodens erwarten sollte; was ihnen daran fehlt, ist als unfühlbare Wärme in den Wasserdünsten der Atmosphäre damit beschäftigt, denselben ihren dampfförmigen Zustand zu erhalten, oder, mit anderen Worten, zu bewirken, daß sie unsichtbarer Dunst und nicht sichtbares Wasser seien.

Die Luft füllt sich mit diesem Wasserdampf allmählich an, ohne auch nur eine Spur von Bewegung wahrnehmen zu lassen; denn jede höhere Schichte saugt ihn der nächst tieferen so lange aus, bis sie und alle Schichten über ihr damit gesättigt sind. Zur Sättigung aber wird

um so mehr Wasserdunst verlangt, je mehr fühlbare Wärme die einzelnen Luftschichten besitzen. Die tieferen verschlucken demnach eine größere Menge, als die höheren, und alle miteinander nehmen, so lange die Windstille dauert, auch immer mehr Dunst in sich auf, weil sie unterdessen beständig wärmer werden.

Die Menge unfühlbarer Wärme, welche so in die Atmosphäre übergeht, ist außerordentlich groß und wird in dem Augenblick frei, d. h. fühlbar und zu neuer mechanischer Arbeit disponibel, wo die Dämpfe sich in Nebel und Wolken, also wieder rückwärts in Wasser umwandeln. Welch enorme Arbeitskraft empfängt demnach ein Gewittersturm von den Dünsten, die sein steigender Luftstrom mit in die Höhe führt! Man denke sich die ungeheuren Wassermassen, die während und nach dem Gewitter den Wolken entströmen, siedend heiß in einem riesigen Kessel und unter diesem eine ebenso kolossale Feuerung, wodurch all das Wasser binnen weniger Stunden in Dampf verwandelt wird: wie viele und wie gewaltige Dampfmaschinen könnten nicht während der nämlichen Stunden durch die so in den Kessel eingeleitete Wärmemenge in Thätigkeit erhalten werden? Nun, eben diese Wärmemenge war, so lange das Gewitter und der Sturm dauerte, wirklich thätig, um selbe zu Stande zu bringen.

Doch bildete sie nur einen, wenn schon den wichtigsten Theil des gesammten Wärmevorrathes, worüber der Gewittersturm als Arbeitsvermögen disponiren konnte; denn zu ihr gesellte sich noch viel freie Luft- und Dampfwärme, die vor dem Gewitter in der tieferen Atmosphäre enthalten war und während des Gewitters verschwand. Um uns das Verhältniß, in welchem die beiden Wärmearten thätig sein können, an einem bestimmten Beispiele klar zu machen, wollen wir uns denken, daß in einer sehr feuchten Gegend die unterste Luftschichte während einer Windstille eine Temperatur-Erhöhung von 10° bis auf 30° erfahre und dabei zugleich mit Wasserdünsten gesättigt werde. Unter einer solchen Bedingung enthält sie ebenso viel Wärme, wie wenn sie im trockenen oder dunstlosen Zustand eine Temperatur von 90° besäße. Verbraucht werden also vom Gewittersturm 20° freier und 60° latenter Wärme, welch letztere freilich nur vermittelst einer Umrechnung in Temperaturgraden ausdrückbar sind. Die höheren Luftschichten weisen von beiden Wärmearten einen geringeren Vorrath auf, und es nimmt dabei in der Richtung nach oben die Menge von gebundener Wärme viel schneller als die der freien Wärme ab. Insofern also die Wärme überhaupt als

arbeitsfähige Kraft in Betracht gezogen wird, staut sie sich in einer dunstreichen Atmosphäre zur Zeit der Windstille derartig an, daß in der Richtung nach unten ihre Menge schnell wächst und die Lufttemperatur, selbst dicht über der Erdfläche, dennoch erträglich bleibt. Ohne das würden die meisten tropischen Gegenden unbewohnbar sein.

Man sieht aber auch, über welch enorme Kraft die eigentlichen Cyklonen verfügen und weßhalb dieselben gerade über den tropischen Oceanen und da wieder über den wärmsten Meeresströmungen mit so entsetzlicher Wuth zu toben pflegen. Bei ihrem Fortschreiten ziehen sie auch möglichst in jene Gegenden, wo sie neben einer großen Menge freier Wärme die größere Dunstmenge, also überhaupt eine recht schwüle Luft antreffen. Gerathen sie vom Meer auf die Festländer, so verlieren sie einen guten Theil ihrer Kraft, und zwar um so mehr, je trockener und kälter die Festländer sind. Ein Wüstensturm, so unangenehm und gefährlich er wegen der herumwirbelnden glühenden Sandmassen auch sein mag, besitzt doch im Ganzen eine viel geringere Kraft; denn ihm fehlen die Wasserdünste, welche er in Wolken umwandeln und so ihrer latenten Wärme berauben könnte, um dieselbe sich dienstbar zu machen. Die Hitze der ihn vorbereitenden Windstille wird darum so groß, weil die fühlbare Luftwärme sein ganzes Arbeitsvermögen ist und so lange sich vermehren muß, bis sie für sich allein den Sturm zu erregen vermag. Auch zeigt bei diesem Mangel an Wasserdünsten die Wüstenluft sich träger, so daß sie in Bezug auf die Schwere häufig verkehrt liegt, d. h. zeitweilig in jenem Zustande des unnatürlichen Gleichgewichtes verharrt, in welchem eine Schichte Öl und Wasser sich befinden, wenn die schwerere Wasserschichte oben schwimmt.

Alle diese Auseinandersetzungen sind nothwendig, um die Vorgänge auf der Sonne zu begreifen. Wo sich deren Metalldämpfe, übergroßer Hitze wegen, nicht verdichten können, da werden sie sich ungefähr wie trockene Wüstenluft verhalten; wo sie aber in den oberen Gegenden der Sonnen-Atmosphäre den flüssigen oder gar festen Aggregatszustand annehmen, da müssen sie im Gemisch der übrigen Gase die Rolle unserer Wasserdünste spielen.

Ehe wir jedoch die bereits gefundenen Resultate auf die Theorie der Sonne anwenden, haben wir noch Manches über das Verhältniß der Cyklonen und aller übrigen Wirbelstürme und Gewitter zu den Windstillen beizufügen. Eine zu kurze Darstellung der in unserer eige-

nen Atmosphäre geltenden Gesetze würde nur schaden; sie ließe auch auf der Sonne Vieles unerkannt, ja hätte nothwendig eine Menge von irrigen Anschauungen im Gefolge. Zudem ist von competenter Seite schon mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß unsere „Mechanik des Erdballs" bei der Behandlung von so eigenartigen Gegenständen, als sie meistentheils bringt, ihre bisweilen *schwer faßbare* Kürze durch eine ausführlichere Darstellung ersetzen möge. Dem Wunsch wird sie um so lieber nachkommen, als sie des Verfassers Arbeit dadurch wesentlich erleichtert; Gründlichkeit und Kürze zu Jedermanns Befriedigung mit einander zu verbinden, ist außerordentlich schwer. Müssen wir aber, um unser Ziel zu erreichen, in das Studium der irdischen *Atmosphäre* uns einigermaßen vertiefen, so sei gleich an dieser Stelle bemerkt, daß unsere späteren Untersuchungen uns ganz ebenso zum Studium der irdischen *Hydrosphäre* oder Wasserumhüllung des Erdballs hinleiten werden. Beide Umhüllungen, die luftige sowohl als die oceanische, haben seit Anbeginn bis zum heutigen Tage auf die felsige Umhüllung des glühenden Erdkerns, die Erdrinde oder *Lithosphäre*, so mächtig eingewirkt, daß ohne ihre Kenntniß ein gründliches Verstehen der letzteren in vielen Stücken nicht möglich ist.

Darum lag es stets in der Absicht des Verfassers, die wichtigsten Gesetze, welche unsere Atmosphäre regeln, ebenfalls durchzugehen; nur wollte er sie, des großen Nutzens halber, mit jenen, die auf der Sonne walten, in vergleichende Übersicht bringen, denn die einen erläutern und ergänzen die andern. Sie und die Grundgesetze der oceanischen und felsigen Umhüllungen, nebst denen, welche die Wandlungen des glühendflüssigen Kernes im Centrum bestimmen, bilden erst in ihrer Gesammtheit die *volle* Mechanik des Erdballs.

Die Frage aber, welche wir betreffs unserer Atmosphäre zunächst erledigen müssen, ist diese: Jedermann weiß, daß unsere Atmosphäre nicht bloß zur Zeit der Windstillen, sondern *immer* eine Wärmeabnahme in der Richtung nach oben zeigt. In der umgekehrten Richtung, von oben nach unten, trifft man in ihr folglich *immer* eine Wärmezunahme. Wie unterscheidet sich nun diese von jener mehr zufälligen, die wir als *Wärmestauung* der Windstillen bezeichnen, und welches sind ihre Gründe?

Wir kommen auf die richtige Antwort, wenn wir uns an die physikalische Thatsache erinnern, daß die Luft sich erwärmt, so oft sie durch eine äußere Kraft zusammengedrückt und einen kleineren Raum einzu-

nehmen genöthigt wird; daß sie aber erkaltet, wenn sie vermöge ihrer eigenen Spannkraft einen Gegendruck überwindet und dabei auf einen größeren Raum sich ausdehnt. Im ersten Falle verwandelt sich die Arbeit des äußeren Druckes in eine bestimmte, ihr äquivalente Wärmemenge, welche in der Luft selbst zum Vorschein kommt und aus fühlbarer Wärme besteht; im zweiten Falle dagegen verwandelt sich eine ebenso bestimmte Menge freier Luftwärme in gebundene Wärme oder, was dasselbe ist, in die Arbeit, welche die Zurückschiebung des äußeren Druckes erfordert.

Dieses Gesetz spielt, wie man sich denken kann, eine außerordentlich wichtige Rolle in unserer Atmosphäre, denn die Erwärmung und Erkaltung der Luft in Folge ihrer Compression und Expansion sind sehr bedeutend. Wenn man völlig trockene, d. h. dunstfreie Luft von 0°, die unter dem gewöhnlichen Druck der Atmosphäre steht, nach einander auf die Hälfte und ein Viertel ihres Volumens zusammenpreßt, so erwärmt sie sich beziehungsweise um ganze 90° und 200° C. Ihre plötzliche Compression bis auf ein Zwölftel des Volumens erhitzt sie auf 500° C., so daß sie, glühend geworden, leicht brennbare Körper zu entzünden vermag. Läßt man sie aber unter Verminderung des äußeren Druckes ein doppelt so großes Volumen als ursprünglich annehmen, so erkaltet sie bis auf einige 60° C. unter dem Gefrierpunkt. Diese Resultate ergeben sich, wenn man die in jedem Falle geleistete Arbeit in die äquivalente Wärmemenge umrechnet; doch folgen sie auch aus sehr genauen Versuchen, die man, um die Richtigkeit des Gesetzes zu erproben, verschiedene Male angestellt hat.

Der Druck und die Dichtigkeit unserer Atmosphäre nimmt nun bekanntlich mit der Höhe nach einem bestimmten Gesetze ab. Daher wird jede Luftmasse, welche in sie emporsteigt, sich ausdehnen und wegen der Arbeit, die sie dabei zu leisten hat, auch erkalten. Doch hängt die Größe dieser Erkaltung wesentlich ab von der Art, wie die Luftmasse in die Höhe gelangt. Steigt sie freiwillig in der Form kleiner Luftsäulen oder geschlossener Blasen empor, so dehnt sie sich ganz allmählich aus, indem sie zuerst den vollen Druck der Atmosphäre und hierauf einen immer geringeren bei ihrer wachsenden Ausdehnung zu überwinden hat. Besaß sie im Anfang des Steigens eine Temperatur von 0° und war sie ganz trocken, so muß sie, in Folge ihrer Volumenvergrößerung allein und ohne Rücksicht auf die sonstigen Wärmeverluste, bis auf einige 60° unter Null erkalten, während sie den Weg bis zur Höhe von 5500 Meter

über dem Meeresspiegel zurücklegt, wo der Atmosphärendruck nur noch halb so groß als unten ist.

Schafft man hingegen dieselbe Luftmasse in einem steifwandigen Behälter bis in die nämliche Höhe und gibt ihr dort oben die Freiheit, so wird sie sich mit einem Mal bis auf ihr doppeltes Volumen ausdehnen, und weil sie dabei nur den halben Atmosphärendruck zurückzudrängen hat, leistet sie eine viel geringere Arbeit, als im vorigen Falle, und erkaltet deßhalb auch viel weniger. Ihre kleinere Wärmeausgabe hängt offenbar damit zusammen, daß man ihr die Arbeit des Steigens selbst erspart hat und sie nicht zwang, ihre Spannkraft zu gebrauchen, um vor dem halben Atmosphärendruck auch noch alle größeren zurückzuschieben.

Anders wieder verhält es sich mit der Abkühlung, wenn die nämliche Luftmasse als Theil eines sehr großen steigenden Luftstromes, etwa im Kern einer heftig tobenden Cyklone, in die Höhe fährt. Dann wird ihr die Ausdehnungsarbeit leichter als im ersten und schwerer als im zweiten Fall. In den tieferen Gegenden des steigenden Stromes hat sie nämlich eine wohl sehr hohe, jedoch stark ausgedehnte und darum minder schwere Luftsäule als sonst vor sich herzuschieben; dieß beweist der niedrige Barometerstand im Sturmcentrum. Ist sie aber schon in den mittleren oder höheren Gegenden des Cyklonenkernes angelangt, so wird ihr die Arbeit des Steigens in dem Maße erspart, als sie von unten her das Nachdrängen der tieferen und mit Gewalt sich ausdehnenden Luftmassen empfindet.

Man wird jetzt begreifen, weßhalb mit der Höhe die Atmosphäre überhaupt kälter werden muß. Ihre Wärme verdankt sie, wie gesagt, nur zum geringeren Theil der directen Wirkung der Sonnenstrahlen, wenn diese durch sie hindurchgehen; den bei weitem größeren Theil schöpft sie aus ihrer Berührung mit dem Erdboden und aus den dunklen Wärmestrahlen, welche von demselben reflectirt und gerade von den untersten und dichtesten Luftschichten in der reichlichsten Menge aufgesaugt werden. Diese übermäßige Wärmestauung in der Nähe der Erdfläche suchen nun die steigenden Luftströme möglichst zu beseitigen, indem sie während der Windstillen in der Form vieler tausend kleiner, langgezogener Luftblasen, während der Wirbelstürme und Gewitter dagegen in deren Kernen als sehr mächtige Luftsäulen in die Höhe ziehen. Indeß sie aber steigen und oben fühlbare Wärme zutragen wollen, verwandeln sie dieselbe zum größeren Theil in unfühlbare Wärme, d. h. in die zum Steigen erforderliche Arbeit. Und so kommt es, daß sie immer nur einen ge-

wissen Wärmeüberschuß mit in die Höhe bringen und die Temperatur der oberen Atmosphäre auch nicht entfernt zu der machen können, die sich unten vorfindet.

Dieß ist eine sehr weise Natureinrichtung. Denn wäre die Atmosphäre oben ebenso warm wie unten, so würde sie oben außerordentlich viel Wärme ausstrahlen und unten viel kälter, der Erdball selbst aber wahrscheinlich unbewohnbar sein. Auch gäbe es kein Mittel, die Wasserdünste der Luft in Regen umzuwandeln.

Wenn frischgewärmte Luft vom Erdboden in die Höhe steigt, muß dafür andere herunterſinken. Diese wird hierbei unter dem sich mehrenden Druck auf einen kleineren Raum eingeengt und nimmt die Pressungsarbeit der höheren Schichten als fühlbare Wärme in sich auf. Demnach erwärmt sie sich während des Sinkens ebenso stark, wie sie früher beim Steigen erkaltet war. Bald erstreckt sich das Sinken der Luft auf weite Gegenden zu gleicher Zeit und erfolgt darum nur langsam, indem die untersten Schichten fortfließen und oben, von fern her, andere herbeigezogen kommen; bald geschieht es mit mehr Geschwindigkeit in engeren Räumen, wo eine Anticyklone ihren Kerninhalt dem Boden zuführt oder Winde mit schiefer Richtung herunterstürzen; bald endlich umfaßt es nur kleine, aber zahllose Luftblasen, die während der Windstillen zwischen anderen sich abwärts bewegen. In all diesen Fällen kommt Wärme zum Vorschein, und so muß denn unsere Atmosphäre auch wegen des beständigen Sinkens so vieler Luftmassen unten wärmer als oben sein.

Noch eine zweite Folgerung ergibt sich. Damit ein Lufttheil steige, wird von ihm nicht gefordert, daß er schon in der tiefen Lage, welche er vor dem Steigen einnimmt, ausgedehnter und specifisch leichter als die Luft aller möglichen Schichten über ihm sei; es genügt, wenn er beim Steigen jedesmal nur etwas leichter als die Schichte ist, worin er sich befindet. Das aber ist unter Umständen möglich; denn während er steigt, dehnt er sich aus, und obschon er hierdurch viel Wärme verliert, kann es doch geschehen, daß er eine Zeit lang wärmer und leichter als seine jedesmalige nächste Umgebung bleibt.

Die Steighöhe und Geschwindigkeit einer solchen emporschwebenden Luftmasse werden, wofern die letztere vollkommen trocken ist, ganz von der Größe der Temperaturabnahme bestimmt, welche in der Richtung von unten nach oben innerhalb der Atmosphäre besteht. Ist an dem Ort einer Windstille diese Temperaturabnahme noch

gering, so findet sich daselbst auch nur eine schwache Zugkraft, welche die Luft nach oben treibt, und es steigen nur kleine Luftblasen auf, die ihre Massen bald zerstreut haben oder durch die Bewegungshindernisse der Reibung und des Wärmeaustausches schnell zum Stillstand gebracht werden. Ist aber die Wärmestauung schon weit vorgeschritten, so empfindet die tiefere Luft einen kräftigen Trieb zum Steigen; alle sich erhebenden Luftblasen sind größer und gelangen auch jedesmal bis zu größerer Höhe. Und wenn irgendwo zufällig viele zusammenfließen und eine einzige Luftblase von riesiger Dimension bilden, dann ragt sie wie ein ungeheurer, mit leichtem Gas gefüllter Luftballon in Atmosphärenschichten hinein, die schon bedeutend kühler und schwerer sind; beim Steigen zerstreut sie ihre Massen nicht mehr, sondern saugt im Gegentheil frische aus den warmen Luftschichten unter ihr in sich hinein, und da sie ihrer Größe halber viel geringere Bewegungshindernisse zu überwinden hat, strebt sie mit Macht und wachsender Geschwindigkeit empor.

Das also wäre der Keim oder Kernanfang eines trockenen Sturmes. In öden Sandwüsten, wo es an Wasserdünsten mangelt, erhebt er sich gewöhnlich während der heißesten Tagesstunden aus den untersten Luftschichten selbst, welche, von ihrer Trägheit festgehalten, trotz ihres glühenden Zustandes rücksichtlich der Schwere so oft in verkehrter Ordnung übereinanderliegen. Dieß unnatürliche Gleichgewicht kann der geringfügigste Anlaß mit einem Mal zerstören: ein Büchsenknall, ein loderndes Feuer, der eilige Marsch einer Karawane, der Flug eines Vogels. An der in Unruhe versetzten Stelle bricht die unterste Luftschichte in die nächst höhere, diese in die folgende ein, und weil die Temperatur nebenan viel stärker mit der Höhe abnimmt, als die eigene beim Steigen, so schwillt die sich hebende Masse schnell auf, reißt andere mit sich, und im Nu ist der Kern eines Wüstensturmes fertig, eine steigende Luftsäule, deren Umfang, Höhe und Geschwindigkeit durch eine geraume Zeit wachsen, und welche mit größter Gier eben die heißeste, über dem Wüstenboden ausgebreitete Luft in sich einsaugt. So wie aber diese in gerader und dann spiralförmiger Bahn dem Kern sich entgegenbewegt, wühlt sie die glühenden Sandmassen auf und vermehrt dadurch ihre eigene Hitze, die Steigkraft des Wirbelkernes und die Gewalt des Sturmes.

Wenn ein solcher Orkan zum Ausbruch gekommen, schwebt der Reisende in größter Lebensgefahr, zumal in allen mit Flugsand erfüllten Theilen der Wüste, deren Fläche wie ein vom Winde erregtes Meer in

mächtigen Wogen sich hebt und senkt. Unermeßlich hoch wirbeln die dichtesten Staubwolken empor und bedrohen die Karawane mit Verschüttung, besonders wo die vom Sturm getroffenen Sanddünen sozusagen Stück für Stück in die Luft fliegen, um an geschützteren Punkten sich niederzulassen. Fern von da ist noch die Gefahr des Verschmachtens groß. Kaum vermag Mensch und Thier noch zu athmen. Die schon vorher so heiße Luft scheint nun glühend geworden zu sein und ist überall mit einem Staube erfüllt, welcher, mit ihr eingesaugt, die peinlichsten Schmerzen verursacht. Die Sonne steht hinter trüben Schleiern verborgen und alle Dinge innerhalb des beschränkten Gesichtskreises haben eine violette Färbung angenommen. Um nicht zu ersticken, hüllen die Reisenden ihr Antlitz in ihre Gewänder und strecken sich, wie ihre Pferde und Kameele, windabwärts in den Sand.

Das ist der Samum oder Giftwind der Sahara und arabischen Wüsten. Sein zuweilen mächtiger Wirbelkern nimmt eine unermeßliche Menge feinster Stäubchen mit sich in die oberen Räume der Atmosphäre, wo er sich in der herrschenden Windrichtung ergießt, und es strömt dann sein Inhalt auf abwärtsgeneigter Bahn[1] bis in weite Fernen, um dort vermittelst seines Druckes die tieferen Atmosphärenschichten hinunterzupressen und ausgebreitete Fallwinde, vielleicht gar die Bildung der sinkenden Kerne von Anticyklonen zu verursachen. Dabei erlangen die herabbewegten Luftmassen einen guten Theil der Wärme wieder, die sie früher beim Steigen besessen hatten, und werden durch ihre trockene Hitze, in der sich alle Wolken auflösen, zur Pein oder Gefahr der lebenden Geschöpfe, besonders in den Nachbarländern der Wüste, wo zugleich die mitgeführten Staubmassen zu Boden sinken.

Ähnlich verhält es sich mit den heißen Winden der persischen, kurdischen und mongolischen Wüsten, und namentlich auch mit den Gluthstürmen, die aus den schrecklichen Einöden von Australien ihre Sandmassen nach den dortigen Küstengebieten hinübertreiben.

Wenn Großes mit Kleinem zu vergleichen erlaubt ist, wird man finden, daß die Sonnenstürme mit diesen Wirbelwinden der irdischen Wüsten viel Ähnlichkeit haben. Statt heißer Sandmassen jagen sie aber die viel beweglicheren und unsichtbaren Metalldämpfe empor, welche, mit einer enormen Hitze begabt, kurz zuvor aus der Tiefe kamen und durch

[1] Die heftig steigenden Luftsäulen der Wüste erkalten wegen ihres Mangels an Wasserdünsten sehr schnell und gerathen bei ihrem Ungestüm nothwendig in Höhen, für welche ihre Luft zu schwer ist. Näheres später.

ihr großes specifisches Gewicht am weiteren Steigen gehindert wurden, so daß sie in horizontalen Richtungen sich ausbreiten mußten. Wenn die nächste Schichte darüber zur Bildung eines neuen Cyklonenkernes von ihnen genug Wärme empfangen hat, muß derselbe mit ungeheurer Geschwindigkeit und beinahe explosionsartig in die Höhe fahren.

Wo aber in der irdischen Atmosphäre reichliche Wasserdünste vorhanden sind, da bilden sich die Gewitter und Gewitterstürme, welche indessen während der kühleren Jahreszeiten mit elektrischen Entladungen nicht verbunden zu sein pflegen, weil, um solche hervorzubringen, die Menge ihrer frei werdenden Wärme gewöhnlich nicht ausreicht. Ihr erster Keim entsteht gewöhnlich nicht, wie bei den Wüstenstürmen, in der unmittelbaren Nähe der Erdoberfläche, sondern hoch darüber als dunkler Wolkenknäuel. Eine nicht große, aber mit Dünsten gesättigte Luftmasse schwebt dort anfänglich weiter als sonst empor, und der Abkühlung wegen, die sie beim Steigen erleidet, verwandelt sie ihre unsichtbaren Dämpfe in sichtbare Nebelbläschen, indem sie daraus eine große Menge gebundener Wärme frei macht. Diese nimmt sie in sich auf, und obschon sie beim weiteren Steigen immer kälter werden muß, bleibt sie viel wärmer, als sonst der Fall gewesen wäre, schwillt mehr in die Breite und Höhe und beschleunigt ihre steigende Bewegung in Folge ihrer stark vermehrten Ausdehnung und Leichtigkeit. Der hier begonnene Proceß wiederholt sich. Denn in den Raum, aus welchem die emporschwebende Luftmasse sich allmählich zurückzieht, tritt sogleich andere, mit Wasserdünsten gesättigte Luft, welche, ebenfalls steigend, die nämlichen Wandlungen erfährt und den Keim des Gewitters fortwährend größer macht.

Die Luftschichten oberhalb desselben wollen hierbei nicht so schnell vom Platz weichen, als sie sollten, und verursachen den sogen. Luftwiderstand. Auch sind sie meistens Ergüsse der am Äquator aufsteigenden Luftsäulen und darum zu warm, als daß sie den anderwärts emporschwebenden Massen der unteren Atmosphäre ein tiefes Eindringen gestatteten. Daher breitet sich das Gewitter, und zwar zunächst oben, auch nach allen horizontalen Richtungen aus; sein steigender Strom prallt gewissermaßen gegen eine freilich bewegliche, aber doch widerstandskräftige Decke, die ihn zur Abplattung zwingt. Deßhalb ferner die ungemein scharfe Begrenzung der Gewitterwolken gegen den blauen Himmel darüber, so oft man dieselben von weitem erblickt. Und weil endlich alle Körper von schlanker Gestalt und zugespitzter Vorderfläche den Luftwiderstand besser besiegen, zeigt das

Gewitter, so lange die Form seines Kerns durch die in Menge sinkenden Dunstbläschen noch nicht gänzlich verhüllt ist, gar gewaltige, vorn zugespitzte Arme, die sich nach den verschiedensten Richtungen erstrecken. Es sind das horizontale, vertikale und schief aufwärtsgekrümmte Luftströme, welche den steigenden Kernmassen zum bequemeren Abfluß dienen.

Bald hat sich in der beschriebenen Weise eine drohende Wolke gesammelt, außen kalt, weil von Dunstbläschen gebildet, die aus hohen und kalten Regionen herabgesunken sind, innen dagegen warm, und wärmer als die ganze nähere und fernere Umgebung. Denn hier, in dem Kern des Gewölkes, schwebt langsam und majestätisch ein gewaltiger Strom warmer Luft in die Höhe, der seine Zugkraft nun auch in den untersten Schichten der Atmosphäre fühlbar machen will. Wo ein Gewittersturm in ebener Gegend sich bildet, beobachtet man in der That am Wolkenzuge, daß er zuerst in der Höhe tobt und allmählich sich niedersenkt. Unzählbare kleine Gewitter, sowohl in den Tropen als bei uns während des Sommers, bleiben mit ihren ohnedieß viel sanfteren Winden ganz in der Höhe oder stören die Ruhe der unteren Atmosphäre kaum; mehr schaffen sie einen Überschuß von Wasserdünsten, als ungewöhnlich erhitzte Luft nach oben.

Beim Ausbruch zeigen die Gewitter und Gewitterstürme ebenso viel Explosionsartiges, wie die Wüstenstürme. Nachdem sie bis zu einem bestimmten Grade sich angesammelt, hört man einen ersten und sehr heftigen Donnerschlag, auf den man schon lange gewartet; er ist das Signal zu einer plötzlichen und allgemeinen Revolution in der ganzen benachbarten Atmosphäre. Denn unmittelbar darauf zuckt Blitz auf Blitz und folgt ein Donnerschlag dem andern, so daß man erstaunt ist, weßhalb sie nicht früher gekommen. Zugleich breiten sich die Wolken mit merkwürdiger Geschwindigkeit nach allen Seiten hin aus und bemerkt man, wie das Gewitter den Ort seines Entstehens verläßt und in einer bestimmten Richtung voranschreitet. Diese ist in den gemäßigten Zonen gewöhnlich die des oberen, dunstreichen Passats, bei uns die des vom Atlantischen Ocean kommenden West- und Südwestwindes, die ihren Dampfgehalt verdichten, wo ein von unten mit Macht aufsteigender Luftstrom sie kühlt und zum Theil weiter in die Höhe treibt[1]. Wenige

[1] Steigende Luftsäulen, die unten sehr warm sind, können oben viel kälter als die umgebende Luft werden. Denn beim Steigen verlieren sie Wärme, und wofern sie nur mit hinreichender Geschwindigkeit sich aufwärtsbewegen und eine zu warme Luftschichte in der Höhe treffen, geräth ihr oberes Ende nothwendig in diese warme

Augenblicke vergehen nach dem ersten Donnerschlag und schwere Hagelmassen stürzen aus tief herabhängenden Wolkenfetzen, oder es strömen statt ihrer mit Wucht großtropfige Platzregen nieder, die eine Zeitlang dem Hagel auch folgen. Erst etwas später fällt ein sanfterer Regen, der bisweilen Tage lang dauert und die Atmosphäre stark abkühlt, ja im Gebirge bei heftigen Gewittern mit Schneefall zu endigen pflegt — ein Beweis, daß der steigende Luftstrom seine Dunstmassen bis zu außerordentlich hohen Regionen emportreibt[1].

So ungefähr sind unsere europäischen Gewitter beschaffen. Sie zeichnen sich noch durch ihre Einseitigkeit aus, indem die Winde an ihrer vorderen Seite nur schwach zu blasen pflegen oder ganz fehlen. Denn ihr schnell fortschreitender Kern saugt die Luft, welche unten in seiner Bahn liegt, mit hinreichender Geschwindigkeit auf, ohne daß sie mit besonderer Eile ihm entgegenzuströmen braucht. Häufig sieht man, wie bei der Annäherung eines Gewitters die erste Störung der atmosphärischen Ruhe sich dadurch zu erkennen gibt, daß von den Baumkronen Zweige losgerissen und hoch in die Luft geführt werden. Schneller laufen die Winde von der Seite her in den Gewitterkern, und doppelt stürmisch sind die, welche von hinten ihm nacheilen müssen. Diesen voraus gehen ein paar starke Luftstöße, die aus den Wolken kommen und schon durch ihre niedrige Temperatur verrathen, daß der Fall des Hagels und kalten Platzregens ihre Ursache ist.

In ebenen Gegenden sieht man höchst selten, wie ein Gewitter entsteht; meist ziehen diese aus der Ferne heran, und wenn sie über dem Horizont auftauchen, wird man durch den Anblick ihres scheinbaren Wachsens zur Meinung verleitet, als ob sie dort allmählich sich bildeten.

Viel besser kann man die Entwicklung der Gewitter im Gebirge verfolgen, wo sie auf allen Gipfeln, besonders den einsameren und höchsten, ihre Kerne ausbilden, um, wenn dieselben zur Reife gelangt sind, in die Weite zu ziehen. Viele Jahre hindurch und in verschiedenen Weltgegenden vermochte ich solche Gebirgsgewitter zu beobachten und eingehend zu studiren. Die wichtigsten der von mir gesammelten Resultate, insofern sie mit unserer Theorie im Zusammenhang stehen,

---

Luftschichte hinein, um darin Kälte zu verbreiten. Wir werden sehen, daß die Regengüsse der allermeisten Gewitter in solcher Weise durch Abkühlung verursacht werden.

[1] Auf die Ursache dieses explosionsartigen Losbrechens der Gewitter kommen wir an einer anderen Stelle zurück.

werde ich das nächste Mal bringen; sie sind ganz dazu geeignet, unsere Kenntnisse von den steigenden Luftströmen in vielen und wesentlichen Punkten zu vervollkommnen. Aber es wird sich bei der nämlichen Gelegenheit auch zeigen, welch außerordentlich wichtige Rolle während und nach dem Gewitter die sinkende Bewegung der von demselben in die Höhe beförderten Luft- und Dunstmassen spielt.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Kolberg S. J.

Recensionen.

Carmina Veteris Testamenti metrice. Notas criticas et dissertationem de re metrica Hebraeorum adiecit Dr. *Gustavus Bickell.* Oeniponte, in libraria academica Wagneriana, 1882.

Freunden der biblischen Dichtungen wird das Erscheinen der neuen Metrik des Herrn Prof. Bickell höchst willkommen sein. Dieselbe bietet nunmehr ein festes, geschlossenes, auf alle poetischen Theile des Alten Testamentes angewandtes System hebräischer Versmessung und Strophenbildung. Es hat einen sichern Rückhalt an des Verfassers allgemein anerkannter syrischen Metrik, deren Grundsätzen es sich auf's Engste anschließt. Es wäre wohl an der Zeit, der großen Entdeckung des berühmten Orientalisten etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als es bisher geschehen ist. Die genaue Transscription der Texte ist bestimmt, den Leser auf dem leichtesten Wege in die biblische Verskunst einzuführen. Wer sich die erste Mühe nicht verdrießen läßt, wird mit Überraschung wahrnehmen, wie sehr sich, im Großen und Ganzen, die befolgte Methode bei der Anwendung auf die überlieferten Dichtungen bewährt. Über Einzelnheiten mit dem Verfasser zu hadern, ist hier nicht der Ort, noch überhaupt jetzt die Zeit. Zuvor muß man sich über die Grundprincipien verständigen. Das könnte aber, so scheint es, leicht geschehen, wenn man sich nicht einseitig auf den Standpunkt der vollendeten modernen oder altclassischen Metrik, sondern auf den der mittelalterlichen epischen oder der lateinischen vorclassischen stellen wollte. Man kann auch ganz absehen von den zahlreichen Textänderungen, welche der Verfasser glaubte vornehmen zu müssen. Wir bedauern, daß dieselben nur geeignet sind, vielfaches Mißtrauen gegen die Durchführbarkeit des Systems zu wecken, z. B. in den Psalmen 69. 74. 90, in Job 13—15, Richt. 5, Hab. 3 u. s. w. Dabei hat es uns am unangenehmsten berührt, daß so häufig auch ohne metrisches Bedürfniß eine sehr subjective Kritik am biblischen Texte geübt wird. Zahlreiche treffende Bemerkungen und Vermuthungen

bieten freilich einigen Ersatz für die aufgeopferte Integrität der Überlieferung. Die Kritik ist ja auch keineswegs der Hauptzweck des Werkes. Die metrische Untersuchung selbst aber zeugt von der umfassenden Gelehrsamkeit und dem feinen Sprachtact des Verfassers. Somit wünschen wir dem gelehrten Buche recht viele und — fleißige Leser.

G. Gietmann S. J.

Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. **Christoph Moufang**, Domcapitular und Regens am bischöflichen Seminar zu Mainz. Gr. 8°. L u. 626 S. Mainz, Franz Kirchheim, 1881. Preis: *M.* 10.

Steht es auch den Katholiken von vornherein fest, daß die Kirche den göttlichen Auftrag, Allen die Lehre Christi zu verkünden, ganz besonders aber die Kinder darin zu unterweisen, stets ausgeführt habe, so muß es doch die Gläubigen erfreuen, wenn dieses zur Ehre der Kirche und ihrer treuen Hirten auch durch unläugbare Documente nachgewiesen wird. Denn so oft und so beharrlich ist von gegnerischen Schriftstellern die Kirche zu Zeiten der Reformation der Vernachlässigung der Katechese beschuldigt worden, daß eine schlagende Widerlegung der Anklage doppelt erwünscht ist. Eine solche Apologie hat nun H. Regens Moufang in vorstehender Sammlung geboten. Es war keine leichte Mühe, dieselbe zu machen. Denn obwohl die Katechismen gewöhnlich in vielen Exemplaren gedruckt werden, denkt man doch selten oder nie daran, die unscheinbaren Büchlein für die Nachwelt aufzubewahren; und so hält es schwer, nach Verlauf von drei oder vier Jahrhunderten eine erkleckliche Anzahl Katechismen zu sammeln, wie wir sie im vorstehenden Werke enthalten finden. Sie sind aber folgende:

1. Ein fruchtbar Spiegel oder Handbüchelchen der Christenmenschen ꝛc. von Bruder Dederich von Münster von dem Observanten-Orden (I. Ausgabe vom Jahre 1480). 2. Evangelischer bericht und Christliche unterweisung der fürnemlichsten stück des waren heyligen Christlichen glaubens, allen Christgläubigen, besonder den eynfeltigen Layen sehr gut nütz und zu wissen von nöten, auffs aller kürtzest in schrifft verfaßt durch D. Johann Dietenberger (aus dem Dominikaner-Orden). 3. Belehrung der Kinder der Kirche, ebenso gesund als kurz, durch Georg Wicelius. Ps. 1. In seinem Gesetze betrachtet er bei Tag und Nacht. Mit kaiserlichem Schutz und Vorrecht. Mainz, zu St. Viktor, gedruckt durch Franz Behem. Im Jahre MDXLII. 4. Christliche Lere zu gründtlichem Unterricht des rechten Glaubens und Gotseligen wandels, durch den Hochwirdigen in Got Fürsten und Herrn, Herrn Johansen, Bischofen zu Meyssen, allen frommen Christen und in sonderheit seinem befohlenen Volck, zur besserung fürgestelt. Auch gezieret mit schönen Figuren. Gedruckt zu St. Viktor bey Mentz, durch Franziscum Behem. Anno MDXLII. 5. Hauptartikell Christlicher underrichtung zur gottseligkeit. Auch ein Betbüchlein, uß Götlicher Schrifft und den heiligen Vätteren gezogen. Durch Doctor Johan Gropper, Scholaster zu Sanct Gereon in Cöllen. Verteutscht und

gedruckt durch Jaspar von Gennep. Mit Kaiserlicher Gnad und Freiheit. Im Jahr unseres Herren Christi MDXLVII. 6. Khurtzer begriff Catholischer lehr, dem gemainen Christlichen volck zu nutzlichem underricht, auß Peters von Soto, prediger ordens, büchern ausgezogen ꝛc. Anno MDXLIX. 7. Catechesis. Das ist Kurtze Erklerung unseres H. Christlichen Glaubens, Nemlich des Apostolischen Symbels. Des Vatter unsers. Des Englischen Gruß. Der zehen Gebott und der Heiligen Sacramenten. Erstlich Lateinisch durch den Hochwirdigen Fürsten und Herrn, Herrn Michaeln (Helding) Bischoffe zu Mersenburg beschrieben. Und volgents durch den Ehrwirdigen Herren Johannem Chrisostomum Abt zu S. Jacob bey Meyntz, mit zugethanem Beichtbüchlin in's Deutsch trewlich verordnet. 8. Ain Christenlicher, rainer Catechismus. Das ist, bericht und underweisung der glaubigen, der Jugent sehr gut, nutz, tröstlich und zu wissen von nöten, gantz kurtz und trewlich durch ain Fridliebenden beschrieben. (Von Johann Fabri, Dominikaner, Domprediger zu Augsburg. 9. Newer und kurtzer Catechismus, das ist Christliche und gewisse Unterrichtung der jungen Christen in katholischer Kirchen, itzt zum ersten new außgangen. Durch Georgium Wicelium, Seniorem. Getruckt zu Cöln durch Maternum Cholinum 1560. 10. Catechesis, oder Kurtze Summa der Lehre der heiligen Christlichen Kirchen, für die Kinder und einfeltigen. Gestellet in Lateinischer Sprach durch den Hochwürdigsten in Gott, Vatter und Herrn, Herrn Gaspar Contarenum, der heiligen Römischen Kirchen Cardinal ꝛc. Der Catholischen jugent und den einfeltigen zu nutz verdeutscht. Durch M. Stephanum Agricolam Augustanum. Anno MDLX. 11. Catechismus. Kurtze Erclärung der fürnemsten stuck des wahren Catholischen Glaubens. Auch rechte und Catholische form zu betten. Alles von newem mit fleiß gebessert und gemehret. Durch D. P. Canisium, Thumpredigern zu Augspurg. Mit Röm. Kai. May. Freyheit. Anno Domini MDLXIII. 12. Christliche Kinderlehre. Nach Allgemeinem Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen Gottes. Auß dem Latein verteutscht. Durch Jodocum Lorichium, Doct. ꝛc. Getruckt zu Cöln. Durch Maternum Cholinum. Anno MDLXXXII. 13. Catholischer Catechismus, das ist: Ein kurtz Bericht von der Catholischen und Christlichen Lehr in Frag und Antwort gestellt: Was zu gläuben, zu thun, zu lassen, zu hoffen und zu fürchten sey. Zu Nutz den einfältigen Kindern. Auß den alten und newen Lehrern der Kirchen zusammen gezogen durch Herrn Georgium Matthaei, Pfarrherrn in S. Peters stifft zu Fridebßlar. Getruckt zu Meyntz bey Henrich Breem. Im Jahr 1597. 14. Petri Canisii kleiner Katechismus.

Was einem jeden, der diese herrliche Sammlung von Katechismen ansieht, alsbald auffallen muß, ist die merkwürdige Übereinstimmung nach Stoff und Anordnung, so sehr auch die Verfasser derselben ihrer Stellung und wissenschaftlichen Ausbildung nach verschieden, dem Orte und der Zeit nach von einander getrennt sind. Diese Übereinstimmung zeigt, daß die Katechismen nicht erst als etwas ganz Neues geschaffen wurden, sondern daß sie ihr Fundament und ihre Wurzel in einer kirchlich überlieferten Praxis hatten, in

welcher die Verfasser selbst gebildet und erzogen wurden. Was der Verfasser einer z. f. Z. vielgenannten Katechetik von dem römischen Katechismus und dem des sel. Canisius sagt, daß dieselben nach Stoff und Anordnung noch vollkommen das Gepräge des katechetischen Unterrichts in der alten Kirche tragen, und der katechetische Unterricht der frühesten Zeiten eine Art Typus für alle nachfolgenden bildete, oder wie es oben in einem Titel heißt, „Allgemeinen Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen Gottes" begründete, sieht man factisch aus den in dieser Sammlung enthaltenen Katechismen. In gleicher Weise ist ersichtlich, daß der Katechismus des P. Deharbe seine so beifällige Aufnahme und seine so große Verbreitung nicht bloß seiner allgemein anerkannten Correctheit, sondern auch dem Umstande zu verdanken hat, daß er diesem kirchlichen Typus treu geblieben und denselben nur in der Weise, wie es unsere Zeit erfordert, modificirt hat.

Das Zweite, was einem Jeden, der Einsicht von diesen Katechismen nimmt, sich von selbst aufdrängt, ist, daß dieselben, obwohl nicht gleichwerthig, doch die katholische Glaubens-, Sitten- und Sacramentenlehre richtig, klar und gründlich vortragen. In der That findet man keinen einzigen unter denselben, von dem man nicht sagen könnte, was Herr Professor Janssen von dem an erster Stelle genannten und längst vor Luther geschriebenen Katechismus behauptet, er sei so einfach, verständlich und kräftig, daß er noch heute mit gleichem Nutzen wie vor 400 (resp. 300) Jahren gebraucht werden könnte. Die Katechismen sind ganz von dem Gedanken durchweht: „Jesus mein Alles und Alles für Jesus." Mit andern Worten, es wird erreicht, was der hl. Augustinus als das Ziel und Ende alles Unterrichtes betrachtet: die Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben. Eine solche Form der Katechese war auch in jenen stürmischen Zeiten „allgemeiner Brauch und Ordnung der katholischen Kirchen", von Altersher ererbt und den spätern Geschlechtern überliefert, so daß sie auch jetzt noch in den verbreitetsten Katechismen bewahrt wird.

Aus dem Mitgetheilten erhellt die große Wichtigkeit der vorstehenden Sammlung. Sie ist in der That „nicht allein für den Theologen und praktischen Seelsorger, für den Lehrer und Schulmann, sondern auch für den Historiker" von nicht geringer Bedeutung. Der hochw. Herr Herausgeber aber hat durch Anmerkungen theils sachlicher, theils sprachlicher Natur die Schwierigkeiten gehoben, welche manchen Lesern in dieser Hinsicht aufstoßen könnten. Wir wünschen, daß die Sammlung recht verbreitet werde, und daß es dem H. Verfasser gelingen möge, die in der Vorrede genannten Katechismen (von Matthias Cremers und P. Franz Titelmann) und andere ausfindig zu machen und zu einer Fortsetzung seiner schönen Sammlung verwerthen zu können.

W. Sander S. J.

Vom Cap zum Sambesi. Die Anfänge der Sambesi-Mission. Aus den Tagebüchern des P. Terörde S. J. und aus den Berichten der anderen Missionäre dargestellt von Joseph Spillmann, Priester der

Gesellschaft Jesu. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Gr. 8°. XVI u. 432 S. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1882. Preis: *M.* 6.

Durchaus vollberechtigt treten diese Missionsberichte als eigenes Buch aus dem Rahmen der „Katholischen Missionen" heraus, in welchen sie wegen Mangels an Raum nur fragmentarisch veröffentlicht werden konnten. Sie bilden ein selbständiges Ganze und repräsentiren zugleich einen Zweig von Literatur, der von höchstem Interesse ist und doch außerhalb der alten „Annalen der Glaubensverbreitung" und der neueren „Katholischen Missionen" in Deutschland noch wenig Pflege gefunden hat. Es ist das ganz natürlich. Die katholischen Glaubensboten ziehen nicht in ferne Regionen, um nachher Bücher über ihre Abenteuer zu schreiben, Fauna, Flora und Völkerschaften jener Länder zu studiren, oder ihren eigenen Namen durch geographische Entdeckungen zu verewigen. Mögen sie auch mit Recht als die uneigennützigsten und wahrheitsliebendsten Berichterstatter hochgeschätzt werden, der Wissenschaft und der materiellen Civilisation die größten Dienste leisten, so verfolgen sie doch wesentlich ein anderes Hauptziel, als der profane Reisende. Den Missionär fesselt vor Allem seine große religiöse Sendung. Dann werden ihn zunächst die Sprachen und Sitten der Völker beschäftigen, die er dem Evangelium gewinnen will. Der Natur aber kann seine Aufmerksamkeit höchstens secundär, nie mit jener Ausschließlichkeit gewidmet sein, mit welcher die modernen Reisenden sich deren Studium hingeben können. Zu den Strapazen und Abenteuern langwieriger Reisen gesellt sich alsbald die schwierige apostolische Arbeit, der mühsame Unterricht, die noch opferreichere Erziehung degradirter, widerstrebender Völker. Nur selten bleibt da Zeit zu kurzen, rasch hingeworfenen Berichten. Der Missionär kann nicht selbst zurückkehren, die einen Beobachtungen durch andere ergänzen, und mit der Hilfe europäischer Bibliotheken und Sammlungen das Ergebniß seiner Entdeckungsfahrten zum wissenschaftlichen Ganzen vervollständigen. Neue Arbeiten, neue Kämpfe fordern seine volle Thatkraft und Thätigkeit, bis entweder eine ausgedehnte Seelsorge sie ganz absorbirt oder ein früher Tod ihr ein vorzeitiges Ende macht. Für denjenigen aber, der jene Länder nicht selbst geschaut, ist es schwierig, die fragmentarischen Berichte des Missionärs in zutreffender Weise zu vervollständigen. Es ist dieß nur dann mit Erfolg ausführbar, wenn von verschiedenen Berichterstattern Briefe, Notizen und Beschreibungen vorliegen, die sich gegenseitig ergänzen, dann aber noch eine undankbare Sache, indem der Sammler nur den bloßen Schein einer Compilation auf sich zieht, während die Sichtung und Gestaltung der verschiedenen Berichte doch fast dieselbe Mühewaltung wie ein größeres selbständiges Werk erheischt.

Dieser schwierigen Aufgabe hat sich P. Spillmann im Interesse der Sambesi-Mission mit großem Geschick und hingebendem Fleiße unterzogen. Als mehrjähriger Mitarbeiter der „Katholischen Missionen" war er für eine solche Arbeit trefflich vorbereitet und hat sie mit liebevollster Treue durchgeführt. Bekannt mit der ganzen einschlägigen neueren geographischen Fachliteratur, war er im Stande, die vorliegenden Berichte mit wissenschaftlicher Sorgfalt zu prüfen und zu redigiren; zugleich aber lagen ihm eine Anzahl der interessantesten, sich gegenseitig ergänzenden Quellenberichte erster Hand vor, wie sie sich nur selten zusammenfinden: astronomische Notizen, ethnographische Schilderungen und Übersichten, Tagebücher mehr praktischen Charakters, zahlreiche Briefe, in denen mehr das apostolische Ziel des Unternehmens zu Tage trat. Eben durch die Eigenart seiner Quellen erhält auch das Werk, unbeschadet des wissenschaftlichen Werthes und Interesses, einen Charakter der anziehendsten und erhebendsten

Religiösität und Frömmigkeit, so daß durch seine Lesung nicht bloß der Geist bereichert, sondern auch das Herz erhoben, gerührt und begeistert wird.

Den Grundstock des vorliegenden Buches bilden nämlich die Tagebücher des P. Terörde S. J., welche, mit der Seereise beginnend, fast Tag um Tag und Schritt um Schritt das Eindringen der Missionäre in das kaum bekannte und doch so interessante Land schildern. Wer P. Terörde auch nur oberflächlich gekannt hat, wird sich über die anspruchslose und doch so kunstreich abgerundete Form, den herzlichen und vom höchsten Seeleneifer oft bis zur Begeisterung gehobenen Ton dieser Tagebücher nicht wundern; andererseits aber sind wir auch überzeugt, daß gerade diese Tagebücher wie kaum etwas Anderes geeignet sind, dem verstorbenen großmüthigen Apostel Sambesiens die innigste Liebe und Verehrung zu gewinnen. Wenn auch minder hervortretend, ist dieß nicht weniger der Fall mit dem ebenfalls verstorbenen P. Fuchs S. J., welcher von Gott ausersehen war, als erstes Opfer der vielversprechenden, aber auch äußerst mühsamen Sambesi-Mission sein Leben darzubringen und gleichsam mit seinem Leichnam Besitz von dem neuen Lande zu nehmen. Bei der Ausarbeitung seiner Katechesen für die neuzubekehrenden Völker ereilte ihn der Tod unter einem armseligen Strohdache in der Wildniß von Tati (28. Januar 1880). Köln, die alte Glaubensstadt am Rhein, kann wieder eine neue Rose in ihren Ruhmeskranz fügen, daß *sie* diesen ersten Stein in die ferne afrikanische Erde gesenkt hat. Mit P. Fuchs und P. Terörde lernen wir zugleich aus ihren eigenen Briefen und Mittheilungen noch die Mehrzahl der übrigen Missionäre kennen, vor Allem den Superior derselben, P. Depelchin, ferner den Italiener P. Blanca, den Belgier P. Croonenberghs, den Engländer P. Law und den Schlesier P. Wehl — selbst das erheiternde Element fehlt nicht und ist in dem deutschen Laienbruder Rigz auf das Angenehmste vertreten. Was so viel Augen nicht gesehen oder jene Hände nicht beschrieben, weil es für die Sache der Missionsgründung in allzu weiter Ferne lag, das hat P. Spillmann mit vielem Geschick aus den besten Quellen profaner Reisebücher ausgewählt und an geeigneten Stellen seinem Werke eingefügt, so daß demselben an Vollständigkeit des Inhaltes, an Mannigfaltigkeit und Ursprünglichkeit der Form nicht so leicht ein ähnliches Buch sich an die Seite stellen dürfte.

Über den Inhalt selbst müssen wir uns kurz fassen. Reise- und Landbeschreibungen lassen sich nicht analysiren, wie ein Roman, und eine trockene Angabe der Reiseroute würde dem Leser auch keinen rechten Begriff von der Art des Buches geben. Manche der darin gegebenen Naturschilderungen, wie z. B. jene der Sambesi-Fälle, stehen in nichts hinter den Beschreibungen anderer Reisenden zurück. Die ethnographischen Originalberichte sind überaus reichhaltig. Das ganze Buch ist für die weitesten Kreise verständlich und anziehend geschrieben und von der angenehmsten Abwechslung. Dem anschaulich und geistreich schildernden Stil kommen, wie dieß bei ähnlichen beschreibenden Werken stets erwünscht ist, die trefflichen Illustrationen noch sehr zu Hilfe. Sowohl was die Zahl als die künstlerische Ausführung der landschaftlichen, ethnographischen, Thier- und Porträtbilder und die der Kartenskizzen angeht, wird die gesammte Kritik wohl nur *eine* Stimme des Lobes für die Verlagshandlung haben, die auch in der sonstigen Ausstattung des Werkes alles Mögliche geleistet hat, um bei aller Mäßigkeit des Preises mit dem technisch Besten auf diesem Gebiete wetteifern zu können. Nur wünschten wir in weiteren Auflagen etwa noch für die Vollbilder ein stärkeres, womöglich auch im Farbenton verschiedenes Papier und eine etwas elegantere Lithographie für die kleineren Karten. Wir glauben jedoch nicht genugsam hervorheben zu können, daß das Werk bei allem sonstigen hohen wissenschaftlichen und literarischen Interesse sich doch vorzüglich als Geschichte der Gründung einer

katholischen Heidenmission bewährt, welche hauptsächlich mit den Worten der seeleneifrigen Missionäre erzählt und jedem katholischen Herzen so recht warm und innig als eine neue Blüthe des ewig jungen Baumes katholischen Apostolats geschildert wird. Auch den ernsten Mann wird bisweilen bei diesen Schilderungen eine tiefe Rührung beschleichen, und es sollte uns Wunder nehmen, wenn dieses Buch nicht mächtig zur Begeisterung und Unterstützung für das Werk der edlen Glaubensboten im fernen Afrika beitrüge. Deutschland hat zu dieser Mission nicht bloß einige seiner besten Söhne gegeben, es hat auch durch seine Großmuth das erste Scherflein zur materiellen Unterstützung des großen Werkes beigesteuert. So hat denn P. Spillmann doppelt Recht, sein Buch über den Sambesi dem deutschen Volke zu widmen und ihm die schönen Worte des verstorbenen P. Terörde vorzusetzen:

„Die Großmuth und Charitas der guten Deutschen für unsere Mission rührt mich oft zu Thränen. Gern möchte ich jedem der Wohlthäter meinen persönlichen Dank aussprechen, allein das geht nicht. Hoffentlich kommen diese Zeilen auch unter ihre Augen. Möge Jeder sie lesen, als wären sie ihm persönlich geschrieben zum Ausdrucke meines Dankes!"

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Opera Patrum apostolicorum. Textum recensuit, adnotationibus criticis, exegeticis, historicis illustravit, versionem latinam, prolegomena, indices addidit **Franciscus Xaverius Funk.** Vol. II. 8°. p. LVIII et 371. Tubingae, Laupp, 1881. Preis: *M.* 8.

Herr Professor Funk hatte bei Herausgabe der fünften Auflage von Hefele's Opera Patrum apostolicorum in Aussicht gestellt, auf die Bitten gelehrter Freunde hin auch die pseudo-ignatianischen Briefe, sowie die Fragmente des Papias und einige andere Schriften später im Drucke folgen zu lassen. Das ist jetzt geschehen, und die Ausgabe hat sich zu einem stattlichen **zweiten** Bande der Opera Patrum apostolicorum ausgestaltet. Es wurden nämlich außer den eben genannten Schriften noch mitgetheilt: die zwei Briefe des hl. Clemens über die Jungfräulichkeit, ein Bericht über das Martyrium desselben Heiligen, drei Berichte über das Martyrium des hl. Ignatius, die Fragmente der Seniores beim hl. Irenäus und ein Leben des hl. Polykarpus. Dieser zweite Band schließt sich in der Anlage auf's Engste an den ersten an. Die Einleitungen und Anmerkungen bergen einen Schatz von Erudition und zutreffenden Urtheilen. Freilich möchten wir nicht gerade jedes einzelne Urtheil des gelehrten Kritikers unterschreiben; so haben uns z. B. die in den Prolegomena (III) beigebrachten Gründe nicht von der Unechtheit der dort besprochenen Clemens-Briefe überzeugt. Dieses hindert jedoch keineswegs, das dem ersten Bande dieser Ausgabe gespendete Lob, daß dieselbe „allen Anforderungen der Textkritik und patristischen Wissenschaft entspreche" (1879, Bd. XVI. S. 105), auch auf den vorliegenden zweiten Band auszudehnen. Es sei noch bemerkt, daß die Verlagshandlung als Partiepreis für Seminarien bei Abnahme von sechs Exemplaren für den ersten Band à *M.* 8 und für den zweiten à *M.* 6.40 bestimmt hat.

Der hl. Johannes Baptista de Rossi, Canonicus zu St. Maria in Cosmedin in Rom. Nach den Proceßacten der heiligen Ritus-Congregation dargestellt von Dr. Alphons Bellesheim. Kl. 8°. 79 S. Mainz, Kirchheim, 1882. Preis: 75 *Pf.*

Der unermüdliche Dr. Bellesheim bietet hier dem deutschen katholischen Volk ein kleines, aber interessantes und lehrreiches Lebensbild des am 8. December 1881 heiliggesprochenen Canonicus de Rossi. Dasselbe erschien zuerst im „Katholik" (Novemberheft 1881) und wird, mit Zusätzen bereichert, durch das vorliegende Büchlein einem weiteren Publikum zugänglich gemacht. Als hauptsächlichste Quellen dienten die Acten des Canonisationsprocesses und ein im Jahre 1860 in Rom erschienenes Leben de Rossi's. Der äußere Lebenslauf des Heiligen bietet wenig Auffallendes und bewegt sich fast durchweg in den alltäglichen Handlungen eines gewöhnlichen Seelsorgspriesters. Um so mehr kann er dem gesammten Klerus, besonders den Weltgeistlichen, deren Stande er angehörte, als hellleuchtendes Muster eines heiligen priesterlichen Wandels vorgestellt werden.

Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften, nebst einer Abhandlung über Geilers Leben und echte Schriften. Von Dr. Philipp de Lorenzi, Domcapitular. Mit Druckerlaubniß der heiligen Congregation des Index. Erster und zweiter Band. 8°. XI u. 447, VIII u. 430 S. Trier, Ed. Groppe, 1881. Preis: *M.* 9.

In Geiler von Kaisersberg einen Vorläufer der sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts sehen zu wollen, ist auch von wahrheitsliebenden Protestanten längst aufgegeben. Es bedarf in der That nur eines flüchtigen Blickes in die Schriften dieses Mannes, um den schneidenden Contrast zu fühlen, welcher zwischen ihm und jenen herrscht. Freimuth gegen die Gebrechen seiner Zeit und zuweilen selbst zu schonungslose Bloßstellung hochgestellter Personen weltlichen und geistlichen Standes trifft man freilich; eine naturwüchsige, originelle Popularität, wie man solche bei den gefeiertsten „Reformatoren" nur finden kann, zeigt sich auf jeder Seite auch bei ihm. Aber dort der Geist der Revolution und der hochpotenzirten Leidenschaftlichkeit; hier der Geist priesterlichen und apostolischen Eifers, der wahrhaft die Zuhörer bessern und zu einem Leben für Gott und das eigene Seelenheil unterweisen will. Und Geiler versteht es, durch treffende und volksthümliche Vergleiche und Bilder, durch warme, zum Herzen dringende Sprache dieses Ziel constant zu verfolgen: lebensgetreue Sittenschilderung, solide und klare Darlegung der Wahrheiten und christlichen Pflichten, originelle Form mußten gewiß den Zuhörer an sein Wort fesseln. Das zeigen die meist nur gedrängten Skizzen seiner Vorträge, die er schriftlich aufgezeichnet hat, soweit sie in den beiden der Öffentlichkeit wieder übergebenen Bänden vorliegen. Es freut uns, daß eine so kundige Hand sich daran gemacht hat, aus den vielfach entstellten Schriften des gefeierten Kanzelredners eine Auslese zu veranstalten. Die Diction ist recht gefällig; aber es kommt dabei das sachlich Originelle der damaligen Zeit dennoch zum passenden Ausdrucke. Den einen Wunsch zu äußern möchten wir uns erlauben, daß der hochwürdige Herausgeber hier und da für nicht theologisch gebildete Leser bei etwaigen gewagten oder mißverständlichen Sätzen Geilers eine sachliche Anmerkung gemacht hätte. Sehr schätzenswerth sind auch die einleitenden Abschnitte über Geilers Leben und echte Schriften. Doch dürfte darin wohl die Doctrin der Nominalisten S. 3 etwas zu schwarz gezeichnet, ferner das Verdienst des Cardinals Nikolaus von

Cues S. 51 zu unbedingt gelobt sein, da doch dessen Schriften durchaus irrthümliche Ansichten, z. B. bezüglich des Verhältnisses Gottes zur Welt, enthalten.

Kunstdenkmale des Mittelalters, aufgenommen und gezeichnet von L. von Fisenne. Lieferung 1—10. Aachen. Preis: Lieferung 1—6 à *M.* 4; Lieferung 7—10 à *M.* 2.80.

Man hat oft und mit Recht geklagt, daß die meisten unserer kunstwissenschaftlichen Werke unpraktisch angelegt seien. Die einen geben nur elegante Ansichten, in denen alle Originalität verwischt ist; die andern bieten nur großartige, kostbare Dome und Kirchengeräthe, die man im gewöhnlichen Leben nicht als Vorbilder gebrauchen kann, weil das, was für eine Kathedrale gut und passend ist, seine schönen Verhältnisse verliert, wenn es auf den Maßstab einer Pfarrkirche oder gar einer Dorfkirche reducirt wird. Herr von Fisenne verspricht in der Vorrede, diese Klippen zu vermeiden und in Abbildung und Beschreibung nur solche Kirchen und Kirchengeräthe zu bringen, die für kleinere Bauten mustergiltig sind.

Er hat sein Versprechen gehalten und alle gerechten Erwartungen übertroffen; denn man findet in den bis jetzt erschienenen zehn Lieferungen die Pfarrkirchen Albeneyck, Süstern und Waldfeucht, nebst der Dominicanerkirche von Maestricht, zwei gothische Häuser, die Chorstühle von Cornelymünster und eine große Zahl kirchlicher Geräthe.

Wie mancher Pfarrer gibt theures Geld aus für Pläne zu Kirchen, Pfarrhaus und Kirchengeräthe, und erhält doch nichts als abgeschwächte Copien oder unverstandene Versuche! Wenn Herr von Fisenne genügend unterstützt wird und seine Subscribenten aushalten, werden wir in seinem Werke zweifelsohne ein kirchliches Musterbuch erhalten, aus dem man mit geringer Veränderung auf billige und sichere Weise die Pläne zu Neubauten und neuen Anschaffungen nehmen kann. Darum sei sein Unternehmen Allen empfohlen, welche echte und tüchtige Vorbilder im Sinne der mittelalterlichen Kunst suchen. Die Restaurationspläne zur Kirche von Süstern, welche das zweite Heft brachte, beweisen, daß der Verfasser für solche Aufgaben ein wahres Verständniß hat, so daß wir hoffen, es werde ihm vergönnt sein, dieß altehrwürdige Gotteshaus des limburger Landes, einen der Ausgangspunkte seiner Christianisirung, in altem Glanze wiederherzustellen, damit es weder verfalle, noch durch leichtsinnige Restauration seines Charakters beraubt werde.

Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland, von den ersten Anfängen bis zur Reformation. Eine Reihe verschiedener Abhandlungen von Wilhelm Bäumker. 12°. VIII u. 188 S. Freiburg, Herder, 1881. Preis: *M.* 1.60.

Das Büchlein ist für das größere gebildete Publikum geschrieben, dem es die Haupterscheinungen aus der Geschichte der vaterländischen Tonkunst nahebringen will. Der hochw. Herr Verfasser schildert in einer ebenso faßlichen wie ansprechenden Weise die Entwicklungsphasen, welche die Tonkunst und insbesondere die kirchliche Tonkunst in Deutschland durchlaufen hat. Der Leser sieht einen Karl den Großen, einen Notker den Stammler, einen Regino von Prüm, einen Hucbald, einen Berno von Reichenau und so viele andere um die Musik und den Kirchengesang hochverdiente Männer als Lehrer und Förderer in die Entwicklungsgeschichte der Tonkunst kräftig eingreifen; er schaut das bunte Leben und Treiben der Musikanten im Mittelalter und lernt ihre Stellung in Kirche und bürgerlicher Gesellschaft kennen; er überzeugt sich aber auch von der Grundlosigkeit mehrerer früher weitverbreiteten Irrthümer, zu denen wir besonders die Sätze rechnen, daß es vor Luther kein deutsches Kirchenlied gegeben und

daß Luther auch Componist und Erfinder von Liedermelodien gewesen. Die Haltlosigkeit solcher Annahmen weist der Herr Verfasser gründlich nach und beruft sich dabei wiederholt auf das vortreffliche, aber längst nicht genug gekannte Werk von Meister: Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Erster Band. Freiburg, Herder, 1862.

Miscellen.

Über protestantische Kirchenmusik finden sich bemerkenswerthe Urtheile im Aprilhefte der „Deutschen Rundschau" (S. 105 ff.). Der Artikel, welcher Herrn Professor Spitta zum Verfasser hat, beginnt mit den Worten: „Wer die Entwickelung der Musik in der protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis zur Gegenwart studirt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine protestantische Kirchenmusik schon seit hundert Jahren nicht mehr besteht." Was sind die Ursachen dieses Ruins? Hören wir den protestantischen Fachmann: „Die Gründe dieser Erscheinung sind mannigfaltig. Sie vollständig aufzuzählen ist jetzt nicht meine Absicht. Einen großen Theil der Schuld tragen die Wandlungen, welche das kirchliche Leben im vorigen Jahrhundert zu bestehen hatte. Erst suchte der Pietismus die Musik auf das denkbar kleinste Gebiet zu beschränken; dann entzog der Rationalismus dem Künstler jede Möglichkeit eines begeisterten Aufschwunges. Am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt das, was man gewohnheitsmäßig für die Kirche componirte, eine solche Flachheit und Stillosigkeit, daß man an dieser Periode am liebsten geschlossenen Auges vorübereilt." In diesem Jahrhundert geschahen freilich ernstliche und achtungswerthe „Erneuerungsversuche"; aber, sagt unser Gewährsmann (S. 112), „ich darf es aussprechen, daß die Arbeit unserer Vorgänger nicht an der richtigen Stelle eingesetzt hat". — „Bekanntlich sind seit Klopstock äußerst wenige Verfasser geistlicher Lieder gewesen, die den Namen Dichter verdienen." — „Seit hundert Jahren ist nicht eine einzige Choralmelodie mehr erfunden, die sich als solche bewährt hätte." — „Heutzutage dürften in keiner Gemeinde mehr als durchschnittlich zwanzig Melodien (des Gemeindegesanges) wirklich lebendig sein. Daß unter diesen Umständen eine mannigfaltige Bethätigung der Gemeinde an der Liturgie unmöglich ist, begreift ein Jeder. Hier Wandel zu schaffen, ist natürlich Aufgabe der Schule. Die Angelegenheit verzweigt sich somit in die schwierige Frage nach der Gestaltung des Schulgesang-Unterrichtes, der wenigstens in Preußen zur Zeit im Allgemeinen ziemlich tief darniederliegt." — „Der Charakter (des kirchlichen Stils) hat sich immer um so schärfer ausgeprägt, je fester und dauernder die Formen des Cultus waren, denen die Musik sich anzupassen hatte. Daß die katholische Kirche vor der protestantischen ein Bedeutendes voraus hat, sieht man leicht. Wirklich ist eine solche Zerfahrenheit und endlich völlige Auflösung der Kirchenmusik, wie sie die Protestanten zu beklagen haben, auf

katholischer Seite niemals eingetreten. Man darf sehr viele katholische Meßmusiken des 18. und 19. Jahrhunderts überaus geschmacklos nennen; einige, wenn auch nur äußerliche Charaktermerkmale sind indessen immer an ihnen haften geblieben. So gänzlich stilwidrig, wie man häufig behauptet, sind sie nicht. Die Regellosigkeit und Willkür der protestantischen Liturgie gehört auch zu den Ursachen, an denen unsere Kirchenmusik zu Grunde gegangen ist." Hiermit hat Herr Prof. Spitta den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Protestantismus hat durch Übertreibung des Individualismus das Princip der Kirche selbst angegriffen, und die dadurch entstandene Willkür hat nicht nur Dogma, theologische Wissenschaft, Kirchendisciplin, Gottesdienst verflüchtigt und verflacht, sondern auch die kirchliche Kunst, insbesondere die Kirchenmusik zerstört. Und je mehr sich das protestantische Princip durch Skepsis und Unglaube auswirkt, um so gründlicher und rettungsloser wird diese Zerstörung fortgesetzt. Da werden keine Bach'schen Cantaten, wovon der Herr Professor so viel erwartet, Abhilfe schaffen. Ohne reges kirchliches Leben keine blühende Kirchenmusik. Wo jenes fehlt, wird der Gewinn, den schöne Kirchenmusik der Kirche zuführt, weder bedeutend noch dauernd sein. Man täusche sich nicht. Die gewaltigste Gegnerin des Alles zersetzenden Unglaubens ist die katholische Kirche. Indem orthodoxe Protestanten mit zur Einführung und Durchführung der Maigesetze halfen, welche die Blüthe des katholischen kirchlichen Lebens zerknicken sollten, haben sie den Todfeinden ihres eigenen Kirchenthums mächtig geholfen.

Das Duell. Es ist den Katholiken von Anfang an kein Geheimniß gewesen, daß der preußische Culturkampf mit seinen Folgen ein Rückschritt sei in die Verwilderung, in die Barbarei. Nicht alle Menschen haben aber für dergleichen Dinge einen so klaren Blick wie die Katholiken, und in den feindlichen Lagern gibt es gar viele blinde, ungläubige Zweifler, die mit offenen Augen nichts sehen und nichts merken: sie müssen fühlen, greifen, ihre beiden Hände in die Wunden der menschlichen und christlichen Gesellschaft hineinlegen, bevor sie bekennen mögen, sie hätten sich in dem ganzen Culturkampf geirrt. Dieser handgreifliche Beweis ist denn auch nicht ausgeblieben. Tag für Tag melden die Zeitungen ganze Reihen Verbrechen der schändlichsten Art: Selbstmorde, Raubmorde, Lustmorde und zahllose Erscheinungen ähnlicher Gattung. Tag für Tag haben wir das Zeugniß reißend fortschreitender Verwilderung in flammender Schrift vor uns.

Einen traurigen Blick mußte das ganze Land in die Tiefe dieses Abgrundes werfen, als in den beiden Sitzungen vom 15. und 20. März im Landtage von Berlin der Vorhang auf einige Augenblicke sich öffnete. Daß Duelle in den deutschen Gauen vorkommen, ist betrübend, und niederschlagend ist es, daß sie an Zahl, Frivolität und Grausamkeit rasch sich mehren; wenn aber Beamte ungescheut zum Duelliren herausfordern und dafür Vertheidigung oder Entschuldigung in den Kammern finden, so fehlt uns dafür die richtige aber gefahrlose Bezeichnung. Ein preußischer Landrath, d. h. ein Beamter, bestimmt, die Landesgesetze zu wahren, fordert einen Abgeordneten

auf Pistolenduell, ein Vergehen, das nach Strafgesetzbuch § 164 mit Einschließung bis zu sechs Monaten bestraft wird; wieder ein Landrath macht den Kartellträger, wofür auch er nach § 166 sechs Monate sollte eingeschlossen werden; ein Legationsrath erklärt dem Abgeordneten, der sich geweigert, die Gesetze zu übertreten und die Herausforderung demnach zurückwies, des Vertrauens unwürdig; man belobt die studentische Mensur als eine nützliche Verhinderung von Rohheiten, nennt sie einen Rest von ritterlicher Übung, von Leibesübung, der ein gewisses Recht habe, conservirt zu werden; allem Diesem endlich ruft man aus den Reihen einer Fraction, welche vorzugsweise die fromme, die gottesfürchtige, die besondere Stütze der christlichen Monarchie sein will, in artikulirten und unartikulirten Lauten Beifall zu. Wir trauten unseren Sinnen kaum, als wir nach der prachtvollen Rede des Herrn Abgeordneten Lieber, worin er, gestützt auf die preußischen Gesetze, die Duelle brandmarkte, in den Sitzungsberichten lasen: „Zischen rechts." — Wer sind denn diese Leute rechts? Sind es Barbaren, sind es Gotteslängner, welche die Immoralität in Schutz nehmen? Erzogene Menschen, sagten wir, können es nicht sein und Christen noch weniger; nicht einmal loyale Preußen sind es, welche sich so als Verächter der Landesgesetze bloßstellen. Man sagt, es seien die Conservativen; aber das glauben wir nicht. Diese Partei redet ja viel von Gott, Religion, christlichem Sinn, von Zucht und Sitte; die Zischer hätten ja sich selbst ausgezischt und ihre conservativen Grundsätze damit; so unsinnig schlägt sich keine vernünftige Partei selbst in's Gesicht.

Das Duell ist ein Überbleibsel aus barbarischer Zeit, der Rest eines verfehlten unbehilflichen Gerichtswesens, und es steht in Verbindung mit den durch Ordalien vermittelten gerichtlichen Entscheidungen. Unsere mittelalterlichen Vorfahren glaubten an einen ewigen gerechten Richter; das war ein guter und höchst sittlicher Gedanke. Sie gingen aber weiter und glaubten, Gott werde schon hier auf Erden der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen und in zweifelhaften Fällen jedesmal untrüglich, durch eigene wunderbare Dazwischenkunft, die Wahrheit an den Tag bringen; das war eine beschränkte, eine falsche, aus dem Heidenthum herübergenommene Ansicht. Die Zusammenwürfelung der wahren und falschen Prämissen führte zu dem Schlusse, die Dazwischenkunft Gottes könne durch Mittel erlangt werden, welche zur Wahrheit oder Ehrenhaftigkeit des Streitpunktes in keiner Beziehung stehen, durch das Loos, durch die Feuer- oder Wasserprobe, durch den Zweikampf, durch Ordalien. Der Zweikampf wurde also zufolge dieses abergläubischen und unlogischen Ideenganges das gerichtliche Mittel, um zu erkennen, wer in einem Streite Recht habe, weil man annahm, Gott beschütze stets eine gerechte Sache. Die Gegenwart hegt die Vorstellung von dem unmittelbaren Einschreiten Gottes nicht mehr; damit ist auch der sittliche Grund weggefallen, auf welchem der alte Zweikampf fußte; dagegen ist gerade das, was an der ganzen Institution unvernünftig, unsittlich und barbarisch war, geblieben, nämlich das Duell selbst, und dieses übertrifft an Unsittlichkeit das alte Ordalienduell insofern, als es nicht mehr eine rechtliche, von der Obrigkeit geregelte und geleitete Einrichtung ist, sondern lediglich eine Privatsache.

In dieser Eigenschaft hat das Duell den Charakter der Selbsthilfe, indem der Mensch sich selbst zu seinem wirklichen oder vermeintlichen Rechte verhilft, den der Selbstrache aber, weil es nicht Abwehr bestehender Gefahr, auch nicht den Ersatz erlittenen Schadens, sondern die Abstrafung des Gegners für Ehrenkränkung, dessen Verwundung oder Tödtung direct zum Zwecke hat. Das Duell beruht demnach auf verschiedenen Voraussetzungen. Es setzt voraus ein ganz verwildertes oder vielmehr den Mangel jedes Staatswesens, so daß der Einzelne zur Vertheidigung seines Rechts auf sich selbst, auf den Kampf, auf das Faustrecht angewiesen ist. Solche glückliche Zustände mögen sich unter den Wilden am Orinoco, unter den Menschenfressern der Südsee vorfinden, die keine staatlichen Gebilde kennen; in einem geordneten Staate aber ist die Selbsthilfe, insofern sie nicht wirkliche und augenblickliche Nothwehr ist, unzulässig. Das Duell setzt ferner voraus, es sei dem Menschen gestattet, dem innern Unmuth seines Herzens, entweder aus eigenem Trieb, oder in Nachäfferei der Modegrundsätze, Luft zu machen, und zwar in der Weise, daß er sein eigenes und das Leben seines Gegners in Gefahr bringt; es setzt also voraus, der Mensch habe über sein Leben und die Unversehrtheit seiner Glieder das freie Verfügungsrecht. So etwas ist aber naturrechtlich falsch und nicht einmal im Lande am Orinoco noch unter den Menschenfressern erlaubt, geschweige denn im civilisirten Deutschland. Der Zweikampf hat also nicht nur vollständige Barbarei der socialen Zustände, sondern auch eine Verwilderung der natürlich sittlichen Begriffe zur Voraussetzung.

Dieser Auffassung entspricht die Wirklichkeit im Thier- und im Menschenreich. Je roher, ungeschlachter und uncivilisirter die Wesen sind, desto mehr Hinneigung ist da zum Zweikampf. Auf dem Hühnerhof ist Duell zwischen zwei Hähnen, weil der eine die Hennen schief angesehen hat; Löwe und Leopard in der Wüste führen Duelle auf, weil sie die Beute sich gegenseitig streitig machen. Duell ist zwischen den Metzgerjungen von demjenigen der Studenten nur darin verschieden, daß diese mit langen, jene mit kurzen Messern auf einander losgehen. Mit noch kürzern Waffen werden Duelle am Dorfbrunnen ausgefochten, wenn zwei Waschweiber mit ihren Nägeln sich zerraufen und zerkratzen. Auch die liebe Schuljugend hat ihre Duelle, indem diese jungen Bengel mit Steinen sich verfolgen; hätten sie Pistolen, so würden sie es vielleicht mit Bleikugeln thun, so aber überlassen sie dieses Vergnügen den Herren Offizieren. Alle diese Kämpfe sind in ihrer Art Duelle, und wenn ein Unterschied herrscht zwischen diesen und den Duellen „gebildeter Stände" (!), welche kalt, überlegt, mit genauester Beobachtung steifster Accuratesse und schwerfälliger Kampfregeln sich gegenseitig zu Verwundung, Mord und Tod im Duell herausfordern, so spricht dieser Unterschied zu Gunsten der ungebildeten Leute, weil diese weniger überlegte Rohheit, weniger raffinirte Bosheit und kalt berechnetes Ceremoniell in ihre Raufboldereien hineinbringen. Um also das Duell zu treffen, braucht man nur in uncultivirte, rohe und barbarische oder wenigstens verkommene Schichten herabzusteigen, wie denn auch das Duell selbst nur ein Ausbruch der Wildheit ist. Sogar die Duellanten werden zugeben, daß Verwundung, Verstümmlung, Ermordung außer-

halb des Duelles barbarisch sind; wie sollte denn die Form des Duelles, eine Ausgeburt des Vorurtheiles, die durch Zufügung von Überlegung und Berechnung die Bosheit noch vermehrt, den barbarischen Handlungen ihren Charakter rauben? Setzt doch, wie schon bemerkt, das Duell als Art der Selbsthilfe gänzlich verwilderte sociale Zustände voraus. Denn gewaltsame Selbsthilfe hat doch bloß in einem Lande Sinn, in welchem die Polizei nichts taugt, keine Gerichte existiren, in welchem die Verwaltung das Urchaos der menschlichen Leidenschaften nicht zu bewältigen versteht.

Ein Wort bleibt noch mit gewissen Herren Juristen über den Gegenstand zu wechseln. Nach ihnen ist der Zweikampf ein Surrogat für die nicht ausreichende Rechtsordnung. Wir halten uns an die Darstellung, wie Herr Adolph Lasson in seinem neuesten Werke: „System der Rechtsphilosophie", Berlin 1882, S. 547, sie gibt. Die Ehre, meint er, liege in der Meinung, welche andere Menschen von uns haben; diese Ehre sei ein großes, manchmal sogar größeres Gut als das Leben selbst, eine Verletzung derselben also ein großes Unglück, ein gewaltiger Eingriff in unser Recht. Die verletzte Ehre herzustellen entzieht sich aber oft dem Rechtsgebiete, es müsse also hier ein anderes Auskunftsmittel geben, um solches Unrecht, welches der Staat nicht ahnden könne, zu vergüten, nämlich den Zweikampf. — Wahr ist es, daß der Staat nicht alle Unbilden erfassen kann, die den Menschen oft am empfindlichsten kränken; er kann nicht jeden verächtlichen Blick, jedes verletzende Wort, jede höhnische Geberde zur Rechenschaft ziehen; er kann sich nicht einmischen in jede Rempelei der Corpsburschen, in jede Bagatellsache der Handelsreisenden und Handwerksgesellen oder in jede Donquichoterie der Offiziere, so wenig als in alle Balgereien der Straßenrangen. Was folgt aber daraus? Etwa dieses, daß der Staat den Zweikampf gewähren, über ihm die Augen verschließen soll, wie Herr Lasson und mit ihm viele Andere wollen? also eventuell einen Menschenmord als Sühne für einen krummen Blick, ein unüberlegtes Wort? Das ist doch ein gewaltiger Salto mortale in der Logik: der Staat kann einige kleine Ehrenzwiste nicht belangen, *also* muß er zulassen, daß sie unter den Hadernden durch Hau-, Stech- und Schußwaffen, durch Mord und Todtschlag ausgetragen werden!

Ohne Zweifel hat der in seiner Ehre Geschädigte ein Recht auf Genugthuung, aber auf Genugthuung der nämlichen Gattung, in welcher die Schädigung geschehen. Verlust der Ehre wird nicht genügend ersetzt durch Geld, sondern durch Abbitte oder Widerruf; der Bestohlene erhält keine wahre Vergütung, wenn ihm der Dieb auch alle mögliche Ehre erweist, einfach aus dem Grunde, weil Schaden und Ersatz keine gleichartigen Dinge sind. Einen gewaltsamen Angriff kann man mit dem Degen, der Pistole abwehren, das steht im Verhältniß zu einander: Angriff und Abwehr sind gegenseitig proportionirt. In welchem Verhältniß steht aber das Duell zur Ehrenkränkung? die physische Kraft oder Gewandtheit zu einem so geistigen Dinge, wie die Ehre ist? Wird der Freche, der seinen Mitmenschen ehrlos, unredlich, infam nennt, widerlegt, wenn Beide mit dem Degen auf einander losgehen, wenn der Lästerer verwundet oder getödtet wird? Das beweist bloß, daß der Sieger

stärker, gewandter und ein größerer Fechter, aber nicht, daß er kein Lump sei. Der Student, der seinen Commilitonen auf die Mensur fordert, weil dieser ihn einen dummen Jungen gescholten, hat darum kein Quentchen Mutterwitz mehr, wenn er auch den Beleidiger im Duell niedersticht. Das Duell hat also keine natürliche Beziehung zur Beleidigung; es beweist nicht, was es beweisen soll, und bleibt darum unmoralisch und enthält dieselbe Bosheit, wie vorsätzliche Verwundung oder Tödtung eines Menschen. Mögen die Vertheidiger des Duells es versuchen, zu zeigen, welch' wesentlicher Unterschied da sei zwischen einem Duellanten und einem Raubmörder.

Dieser Versuch wird in der That gewagt und fällt folgendermaßen aus: Ein Mörder ist infam vor den Menschen; ein Duellant stellt seine verletzte Ehre in der öffentlichen Meinung wieder her. Nach diesen Begriffen von Ehre darf also „der ehrlose Betrüger sich nur schlagen, um ein Ehrenmann zu sein; die Aeußerungen eines Lügners werden zur Wahrheit, sobald er sie mit dem Degen unterstützt; wer beschuldigt wird, einen Menschen getödtet zu haben, tödte nur einen zweiten, um zu beweisen, daß die Anklage falsch ist". Das sind Worte Rousseau's, und Rousseau redet hier Vernunft. Bei uns aber scheint der Rechtssinn und die Rechtsphilosophie so tief gesunken zu sein, daß man die wenig greifbare, immer schwankende und unsichere Meinung des gebildeten und ungebildeten Pöbels als festes und juristisch verlässiges Kriterium für die Erlaubtheit einer Handlung aufstellt, eine Meinung, von der man selbst bekennt, sie sei falsch und beruhe auf Vorurtheil. Wir möchten die natürlichen Consequenzen, die sich an diese Auffassung heften, nicht auf unser Gewissen nehmen. Ist die öffentliche Meinung, das Vorurtheil, einmal die Norm für die Abschätzung der Dinge, so möchten wir denjenigen sehen, welcher sich noch der Nihilisten, der Socialdemokraten und ihrer Grundsätze erwehren kann, wenn es diesen gelingt, einmal öffentliche Meinung zu machen. Solche halsbrecherische Juristerei hat kein Recht mehr, die Mörder Ludwigs XVI. zu tadeln, denn diese waren damals die Tonangeber der öffentlichen Meinung. Wagt man es aber nicht, für diese Folgerungen einzustehen, so muß man eben bekennen, daß Vorurtheile, Standesmeinungen und dergleichen eine unmoralische Handlung weder legitimiren noch entschuldigen können. Der Bankerott des Rechtssinnes muß also weit gediehen sein, wenn man ein Buch unter dem Titel „Rechtsphilosophie" schreiben und darin sagen kann: „Die Rechtsordnung wird kaum umhin können, den Zweikampf als eine Art von geduldetem Mittel für die Selbsterhaltung der Persönlichkeit anzusehen, gewissermaßen zur Ergänzung des eigenen Unvermögens, und weil ein reizbares Ehrgefühl als eine der Rechtsordnung an sich durchaus willkommene Gesinnung erscheinen muß"; „und daß das Recht übel daran thäte, in doctrinärer Befangenheit sich gegen die in der lebendigen Wirklichkeit vorhandene Meinung und Sitte eigensinnig zu sperren."

Die Folgerung aus diesen Worten wäre einfach diese: die Rechtsordnung soll die Duellanten gewähren lassen, weil die lebendige Wirklichkeit, die Meinung, die Sitte das erheische. Dazu aber hat man den Muth nicht, den Schluß aus dem aufgestellten Grundsatz frei und frank zu ziehen, denn man

schaudert doch zurück vor der Größe des Unheils, das praktisch daraus entstände. Es wird also geflickt, beschränkt, verklausulirt, gestümpert, aber in einer Weise, daß gerade daraus die Unhaltbarkeit der Theorie, ihre Willkür und logische Seichtigkeit klar zu Tage tritt. — Da heißt es: Das Gesetz, der Richter sollen den Zweikampf strafen, aber in mildester Form. Warum strafen, wenn das reizbare Gefühl, welches sich gelegentlich bis zum Mord Ausdruck im Zweikampf verschafft, eine der Rechtsordnung durchaus willkommene Gesinnung ist? Das rechtlich Willkommene, das Schuldlose verdient ja keine Bestrafung. Der Zweikampf muß also nicht sehr willkommen, nicht tadellos und unschuldig sein. Ist er aber strafwürdig, warum denn nur in mildester Form? Wozu diese Strafspielerei, wozu der Pharisäismus? Es handelt sich doch um Verwundung, um einen Mord, oder wenigstens um Provocation zu solchen Thaten, also um Fälle, die criminalrechtlich sehr schwer strafbar sind. Nun kommen Juristen und sagen, diese schweren Fälle dürfen nur recht milde geahndet werden, weil man ihnen den Namen Duell gebe und weil das Vorurtheil zu Gunsten des Duells sich äußere. Wer sieht da nicht die Willkür, die Wortklauberei? Eine solche logische Blöße, um nicht zu sagen Feigheit, umhüllt man dann mit einem Feigenblatt und schreibt als ganze Rechtfertigung, man dürfe nicht doctrinär befangen sein. So schreibt man Rechtsphilosophie in Berlin.

Will man die Idee dieser Philosophie in klares Deutsch übertragen, so heißt sie etwa: der Staat soll sich dem Duell gegenüber ähnlich verhalten, wie gegen die Häuser der Schande: er soll es dulden; er soll es strafen zwar, damit das Übel nicht zu sehr um sich greife, aber nur wenig, weil es ein nothwendiges Übel sei. Dagegen hätten wir weniger einzuwenden, wenn man nur die Praktikanten auch ähnlich behandeln und ansehen wollte, wie die Bewohner jener Häuser. — Wie voll Widerspruch muß aber die Gesetzgebung eines Landes sein, die einerseits das Duell mit Strafe belegt, sei dieselbe noch so leicht und tändelnd, andererseits aber dem Vorurtheil allen Vorschub leistet, indem sie denjenigen, der eine Provocation abweist, oder selbst nicht herausfordert, wenn irgend ein sog. Ehrengericht darauf erkennt, als ehrlos erklären, aus der Armee verstoßen, als einen Geächteten in bürgerlichen Kreisen behandeln läßt? Wenn die Gesetzgeber eine solche Scylla und Charybdis in ihre Gesetze bringen, so müssen bedenkliche Zweifel gegen ihre Klugheit entstehen.

Die „Rechtsphilosophie" hat aber noch andere lebensgefährliche Löcher und Abgründe. Der Zweikampf soll nicht allgemein erlaubt sein; man fordert Beschränkung desselben. Gestattet soll er sein den Privilegirten, untersagt den Unprivilegirten; gestattet den Ständen, welche ein ausgebildetes Gefühl für Ehre haben, verboten aber den Dickhäutern; untersagt den Raufbolden, den leichtsinnigen Injurianten, erlaubt aber den feinen Gentlemen mit Glacé-Handschuhen. Man schwimmt also nach dieser Philosophie in einem großen Meer von Willkür, Widerspruch und Seiltänzerei. Ist nun das Duell einmal zulässig, warum soll es den Bauern untersagt sein, in der Dorfkneipe mit Messerstichen sich zu begrüßen? Auch die Bauern haben ihre Ehrenhändel und

fechten sie aus nach ihrer Art. Ist denn die Bauernehre nicht gerade so viel werth wie Herrenehre? Warum sollen zwei hochstrebende Kleiderkünstler strafbarer sein, wenn sie ihre Schneiderehre mit Nadelspitzen erproben, als zwei unbärtige Jungen, die sich Studenten nennen, Sporen an den Stiefeln tragen und eine Reitgerte in der Hand, Ritter ohne Pferd, wenn es diesen Herren einfällt, durch Hauen, Stechen, Stoßen mit der Degenklinge ihre durchlöcherte Ehre auszuflicken? Warum soll es den Offizieren gestattet sein, der Ehre halber sich gegenseitig niederzuschießen, den Packträgern aber verboten, wegen ihrer Ehrenspäne mit Prügeln sich todtzuschlagen? Kurz, man kann diese Zweikampfstheorie anfassen, wo man will, so zeigt sie sich wurmstichig, aber der modernen Philosophie vollkommen würdig, weil nichts zusammenhängt.

Vernünftiges läßt sich zu Gunsten des Duells nichts vorbringen, darum wird als letzter, ja einziger Achilles die Mode, der Gebrauch hervorgelangt, das Urtheil der tollen Welt. Da die Welt nun einmal so geartet ist, daß sie denjenigen, der sich schlägt, für ehrenhaft, den Recusanten aber für unehrlich erklärt, was bleibt da dem Einzelnen übrig, als der unsinnigen, aber tyrannischen Gewohnheit sich zu fügen, um sich möglich zu machen und nicht verbannt zu werden aus aller ebenbürtigen, menschlichen Gesellschaft? Wir begreifen vollständig, daß man in China mit den Chinesen einen Zopf tragen, in Abdera seinen Verstand verbergen, unter den alten Germanen in Bärenhäute sich kleiden, an anderen Orten andere Gebräuche mitmachen müsse, so lange dieselben nicht gegen die Moral, die Religion, die Wahrheit verstoßen. In der Duellfrage handelt es sich aber um einen Gebrauch, welchen schon das Naturgesetz verbietet; von diesem können keine Abderiten, keine Chinesen, keine Anschauungen und Gepflogenheiten der Unvernünftigen dispensiren. In diesen Fällen muß es sich bewähren, ob ein Mann wirklichen Muth und Charakter besitze, nicht durch Annahme oder Anbieten von Duellen, sondern durch den Tact und die Entschiedenheit, mit der er es wagt, dem Vorurtheile und dem Wahnsinn einer halben Welt zu trotzen und den Nacken nicht unter ihr Sklavenjoch zu beugen. Für den Christen aber tritt in diesen Fällen der Moment heran, sich praktisch an das Wort des Herrn zu erinnern: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt (also auch Ehre vor seinen Standesgenossen) gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?"

R. Bauer S. J.

AP 30 S7 Bd.22 Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY